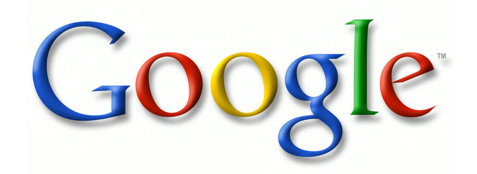
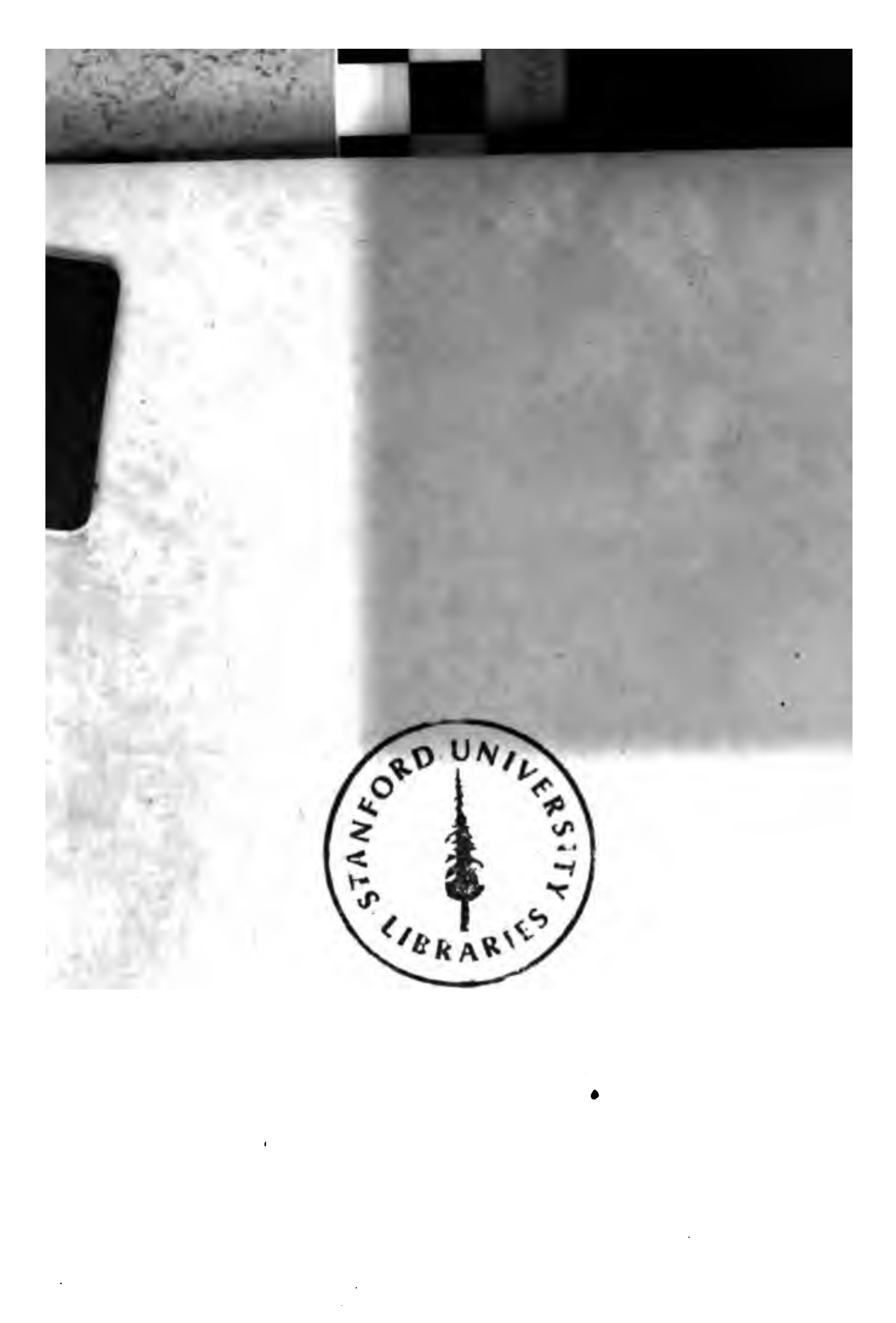




Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1864

Zweiter Band.

Historisch-politische

Blätter

für das

katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und **Franz Binder.**

(Eigenthum der Familie Görres.)

Vierundfünfzigster Band.



München, 1864.

In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.



Inhaltsverzeichniß.



Historisch-politische Blätter

für das

katholische Deutschland.

Des Jahrgangs 1864

Zweiter Band.



Historisch-politische
Blätter
für das
katholische Deutschland,

redigirt

von

Edmund Jörg und Franz Binder.

(Eigenthum der Familie Görres.)

Vierundfünfzigster Band.

München, 1864.
In Commission der literarisch-artistischen Anstalt.

Inhaltsverzeichniß.

Seite

Seite

Seite

I.

Wolfgang Menzels Weltgeschichte*).

Die Vorrede des Verfassers ist kurz. „Eine neue Darstellung der Weltgeschichte", sagt er, „im Material durchgearbeiteter, in der Eintheilung klarer, in der Grundansicht von angelernten Vorurtheilen freier als die bisherigen, erscheint als ein Bedürfniß der im gesunden Urtheil fortgeschrittenen Zeit." — „Ich glaubte, eine solche neue Darstellung versuchen zu sollen, weil ich mein ganzes Leben hindurch vorzugsweise geschichtliche und literar-geschichtliche Studien gepflegt, und vierzig Jahre lang zu den hier vorliegenden Büchern vorgearbeitet habe, und weil meine bisher erschienenen Geschichtsbücher in einem großen Leserkreise verbreitet sind, dem ich vertrauensvoll auch dieses mein größtes und vielleicht letztes Werk in die Hände legen darf."

Man sieht, der erste Absatz der Vorrede motivirt das Erscheinen eines solchen Werkes vom conservativen Standpunkte aus objektiv, der zweite begründet das subjektive Recht

---

*) Allgemeine Weltgeschichte von Anfang bis jetzt. Neu dargestellt von Wolfgang Menzel. In 12 Bänden. Stuttgart. A. Krabbe. 1862—63.

des Herrn Menzel. Im erstern Absatze dürften die Worte: „der im gesunden Urtheil fortgeschrittenen Zeit“, doch einigem Bedenken unterliegen. Denn der Phrasenschwall des hohlen Liberalismus hat sich quantitativ mächtiger kaum je ergossen als in unserer Zeit. Allein eben deßhalb vielleicht ist ein solches Werk über die allgemeine Geschichte um so mehr gerechtfertigt. Und das subjektive Recht des Herrn Menzel stellen wir im Allgemeinen natürlich nicht in Zweifel. Es handelt sich um die Ausführung im Einzelnen.

Es ist freilich sehr schwer, auf wenigen Blättern ein motivirtes Urtheil über zwölf Bände zu geben, welche mit der Stellung unserer Erdkugel im Weltenraume, mit einem kurzen Ueberblick der Erdoberfläche beginnen, und mit dem zur Zeit noch nicht geendigten amerikanischen Bürgerkriege und mit dem Herzoge von Augustenburg schließen. Gerade über diesen letzten Band indessen möchte ich der Meinung seyn, daß er besser völlig weggelassen wäre, daß das Werk mit 1815 oder doch mit 1830 seinen Abschluß erhalten hätte. Denn Abhandlungen über Dinge, die noch im Flusse des Werdens sind, haben immer eine gewisse Aehnlichkeit mit Leitartikeln der Tagesblätter, auch wenn man den Geschichtschreiber selbst darüber für ebenso gut unterrichtet hält, wie er es für die Begebenheiten einer wirklich abgeschlossenen Vergangenheit seyn kann. Dieß gilt freilich nur für den letzten Band, und es bleibt der reiche Stoff der vorhergehenden eilf Bände. Ich glaube der Sache am besten dadurch zu nützen, daß ich einen besonderen Band oder besser noch in dem Bande eine besondere Abtheilung hauptsächlich in's Auge fasse. Hier liegt uns Deutschen besonders nahe der siebente Band, nämlich die Geschichte des sechszehnten Jahrhunderts, oder specieller noch, die Frage der großen Kirchenspaltung.

Herr W. Menzel tritt dem Kerne der Sache näher, als es bisher von den meisten Geschichtschreibern geschehen ist. Man höre z. B. seine Worte über die neue Kirche (S. 33): „Die große Forderung des 15. Jahrhunderts war eine Reform der

gesammten Kirche gewesen, dringend nothwendig wegen der eingerissenen Mißbräuche, aber Niemand hatte an eine Kirchentrennung, an die Gründung einer neuen Kirche gedacht. Dank der deutschen Fürstenpolitik, die es dahin brachte, daß die Reform nur sehr unvollkommen zu Stande kam, die Trennung aber mit allen ihren bösen Folgen, trotz des besseren Willens des Papstes, des Kaisers und des Volkes durchgesetzt wurde."

„Die Fürstenpolitik allein gab demnach auch der neuen Kirche ihr ganzes Gepräge. Diese wurde Staatskirche, abhängig von der weltlichen Gewalt, ein Departement der Verwaltung, wie jedes andere, unter eines Juristen Leitung. Die Priester Gottes gewesen, wurden Staatsdiener. Dem Volke wurde zu glauben befohlen, was der Fürst wollte."

Dieß ist im Wesentlichen richtig, ebenso wie man noch hinzufügen könnte, daß nach der folgerechten Entwickelung des Liberalismus, kraft dessen an die Stelle des persönlichen Willens der Fürsten des 16. Jahrhunderts heute der Wille der jeweiligen Mehrheit der Kammer treten soll, der protestantische Cäsareopapismus sich in einen Kammer-Papismus verwandeln wird oder verwandeln soll, je nachdem es gelingt. Man nennt bekanntlich auch das Gewissensfreiheit.

Sind wir nun auch mit Herrn W. Menzel völlig darüber einverstanden, daß dieß das Endergebniß war: so doch nicht über die Entwickelung der Dinge, wie sie dahin gedieh. Ja ich möchte sagen, daß Herr Menzel darüber mit sich selber nicht im Klaren ist, wenigstens an verschiedenen Stellen verschiedene Anschauungen vorträgt. Er sagt S. 18: „Während Hutten immer mit Revolution drohte, blieb Luther auf dem gesetzlichen Wege und schrieb an den jungen Kaiser und eine besondere Schrift für den Adel der deutschen Nation, worin er bereits die moderne Staatskirche in ihren Grundzügen entwickelt, in der Art, daß die höchste Gewalt nicht mehr beim Papste, sondern beim Kaiser seyn, und daß jede Nation ihre unabhängige, nur das Staatsgebiet umfassende und vom Staate geschützte und beaufsichtigte Kirche haben solle." Dieß also 1520.

Weiter noch geht Menzel in seinen Worten (S. 19) über di
Schrift Luthers von 1523 „von weltlicher Obrigkeit und wi
weit ihr Gehorsam schuldig.“ Der Verfasser sagt nämlich
„diese Flugschrift enthielt Luthers ganzes Programm: Krie
gegen die Hierarchie zum alleinigen Nutzen der Fürsten.“ Un
doch sagt Menzel dann einige Seiten später, indem er de
wirklich eingetretenen Cäsareopapismus des Lutherthumes schil
dert (S. 33): „Luther selbst jammerte zuweilen darüber; den
er hatte es, so lange er noch als frommer Mönch im Kloste
lebte und über das Verderben der Kirche nachdachte, wahrlic
anders gemeint. Eine Staatskirche hatte er nicht gründen
wollen. Sein Werk aber war ihm unter den Händen durc
die Juristen, die Spalatine dazu gemacht worden.“

Diese verschiedenen Aeußerungen von Herrn Menzel sind offenbar nicht zu vereinigen. Einmal hat Luther die Staatskirche gewollt und dann wieder nicht. Der Irrthum rührt meiner Ansicht nach daher, daß Herr Menzel zu viel Planmäßigkeit sieht, daß er eine solche da zu finden glaubt, wo am letzten Ende nichts ersichtlich ist als Planlosigkeit.

Aehnlich ergeht es ihm mit dem Kurfürsten Friedrich dem Weisen. Ich gebrauche dieß Prädikat, weil es ja nun einmal conventionell diesem Fürsten beigelegt wird, mit demselben Rechte etwa wie dem Landgrafen Philipp von Hessen das des Großmüthigen. Herr Menzel berichtet nämlich (S. 19) über die Schrift Luthers von weltlicher Oberkeit: „Darin wird einfach gesagt: den Fürsten, die ihren Arm dem Papismus leihen, solle man nicht, denen aber, die ihn dem Evangelium leihen, solle man gehorchen. In einer so revolutionssüchtigen Zeit war diese Mahnung wichtig genug, und der Kurfürst von Sachsen hat sie gewiß seinem Luther bestens verdankt, wenn er sie nicht eigens bei ihm bestellt hat.“ Demgemäß hätte also Friedrich der Weise planmäßig im Interesse der neuen Staatskirche gehandelt! Und doch mahnte derselbe Friedrich 1522 die Neuerer in Wittenberg, die Professoren-Stiftsherren: sie möchten bedenken, daß ihre Pfründen auf Messelesen gegründet seien,

und daß ihr Rechtstitel auf jene mit dem Wegfall des zweiten erlöschen würde. Ja er blieb Katholik bis an sein Ende. Herr Menzel berichtet dieß selbst. Er sagt (S. 32): „Wie sehr bei den lutherisch gesinnten Fürsten nicht religiöses Bedürfniß, sondern lediglich die Politik das Motiv ihrer Handlungsweise war, erhellt aus den Thatsachen, daß Friedrich der Weise bis an seinen Tod am 4. Mai 1525 die Messe hörte und ein Katholik blieb, und daß der zweite Fürst nächst dem Sachsen, der sich Luthers annahm, Landgraf Philipp von Hessen, ein roher Mensch und gemeiner Sklave seiner Sinnlichkeit, jedoch voll ritterlicher Keckheit und fürstlicher Arglist war. Da zeigte sich nirgends eine wahre Gottesfurcht oder eine fromme Unterwerfung unter das viel empfohlene Wort Gottes, sondern nur ein berechnender Verstand, der die Reform zum Mittel des dynastischen Egoismus machte."

Ich bin weit entfernt diese Worte über den Landgrafen Philipp bestreiten zu wollen, ebensowenig daß er allerdings mit durchtriebener Tücke planmäßig handelte. Allein eben darum ist das Zusammenstellen dieses verworfenen Menschen mit Friedrich dem Weisen, der kraft- und planlos die Dinge gehen ließ, wie sie gehen wollten, nicht gerechtfertigt.

Aber was frommt es, wird man vielleicht hier fragen, diese einzelnen Umstände so besonders hervorzuheben? Die Sache ist deßhalb von tiefst greifender Bedeutung, weil wir hier das eigentliche Wesen der Kirchenspaltung berühren. Man gestatte mir eine kurz zusammenfassende Entwickelung der Sache. Nicht das Dogma Luthers von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, welches er das Evangelium nannte, hat die Kirchenspaltung hervorgerufen; es hat nichts geschaffen, weil es ja auch überhaupt nichts schaffen kann; sondern die Kirchenspaltung ist erst möglich geworden dadurch, daß die neue Kirche eine Verfassung erhielt, diejenige der Territorialhoheit, der Landeskirche. In dieser Verfassung beruht das Wesen der neuen Kirche, mithin auch der Spaltung. Ich will nicht so weit gehen zu sagen, daß das neue Dogma nur das äußere Abzeichen, die

Fahne war. Diese Bedeutung erhielt es später, nachdem sich die Dinge consolidirt hatten, und hat sie auch heute um so mehr, weil in unserer Zeit das wahre Verständniß dieser Worte, des specifisch lutherischen Dogmas von der sola fides abhanden gekommen ist, vielmehr durchweg, selbst in den Lehrbüchern protestantischer Theologen, eine kryptokatholische Auffassung der Lehre von der Rechtfertigung sich Bahn bricht. Im Anfange hatte das neue Dogma Luthers vom Evangelium allerdings zugleich auch die Bedeutung eines Mittels zum Erfolge. Ich sage nicht: zum Zwecke; denn daß Martin Luther mit Ueberlegung und Consequenz handelte, widerlegt jeder Einblick in seine Briefe, die wahrlich doch als die primäre Quelle der Kenntniß seines Handelns betrachtet werden sollten. Er ist der Sohn der Stunde, der heute nicht weiß wie er morgen handeln wird, und so ist er zu seiner sog. Reformation gekommen. Ich werde dieß mit wenigen Strichen zu zeichnen suchen.

Wie auch immer man über die Rechtfertigung allein durch den Glauben und über die correlaten Begriffe der Unfreiheit des menschlichen Willens, der völligen Unfähigkeit zu allem Guten, der völligen Verdienstlosigkeit alles menschlichen Thuns, der Erloschenheit des göttlichen Ebenbildes im Menschen u. s. w. philosophisch oder theologisch denken möge: in die Praxis des Lebens übersetzt war der Erfolg dieser Lehre auflösend und zersetzend. Diese Praxis aber begann, was man gewöhnlich völlig außer Acht läßt, erst viele Monate nach der Rückkehr Luthers von Worms, im Winter 1521/22 zu Wittenberg. In der That sollte man auf diese Zeitbestimmungen genauer achten; denn mit dem Eintreten der Theorie in die Praxis wandelten sich die Dinge. So lange es sich nur darum handelte sich in Phrasenschwall gegen die unleugbaren Mißstände der Kirche zu ergehen, war alle Welt lutherisch; vor der That, die denselben Worten entsprach, entsetzten sich doch Viele. Wittenberg ward zerrissen von Parteien. Es ist, um die Genesis und das Werden der deutschen Reformation zu erkennen, vor allen Dingen wichtig, sich in diese Stadt zu versetzen, weil sie hier zuerst sich ent-

wickle, ferner weil hier allen Kräften ein freier Spielraum verstattet war. Bei allen nachherigen sog. Reformationen z. B. in Hessen, Württemberg, Herzogthum Sachsen, Brandenburg u. s. w. griff von vorneherein die weltliche Autorität mit ein, oder machte auch selber die Sache ganz allein: in Wittenberg dagegen geht der Zersetzungsproceß fast völlig ungestört von statten, weil der Kurfürst nach keiner Seite hin entscheidend auftritt. Er schwankt hüben und drüben, unsicher in sich selbst, kraft- und haltlos. Allein ebensowenig wie man sagen darf, daß er als oberste Autorität des Landes seine Pflicht gethan, um das arme, im Gewissen verwirrte Volk gegen die fanatischen Professoren und Mönche von Wittenberg zu schützen: ebensowenig darf man sagen, daß er in voller Würdigung der politischen Vortheile der Lehre Martin Luthers diesen positiv gefördert habe. Die Zumuthung, daß eine weltliche Macht in Kirchensachen entscheiden sollte, war doch gar zu neu und ungeheuerlich. Dazu hatte bei Martin Luther selbst in den Jahren bis 1525 noch das demagogische Element die Oberhand über das servile. Daß Martin Luther direkt an der Entstehung des Bauernkrieges keinen Antheil gehabt, ist wohl nicht zu bestreiten. Dennoch dürften die Worte des Erasmus an ihn über das Verhältniß die treffendsten seyn: „Du erkennst diese aufrührerischen Bauern nicht an; aber sie erkennen dich an, und deine maßlose Schrift gegen sie nimmt uns nicht die Ueberzeugung, daß du durch deine Predigt die Veranlassung zu diesem Jammer gegeben hast.“

Die Erfahrung dieses Bauernkrieges, die Erfahrung ferner, *was vor seinen* Augen in Wittenberg aus der Praxis seiner Lehre von der Rechtfertigung allein durch den Glauben wurde, brachten Luther dahin, den Schritt zu thun, der die Kirchenspaltung entschied, nämlich der weltlichen Gewalt das Kirchenwesen zu überliefern. Es kam dazu der Umstand, daß Friedrich der Weise, der sich zu einem solchen Bruche mit dem bisherigen kirchlichen Rechtszustande nicht hätte bewegen lassen, im Mai 1525 starb. Der Nachfolger Johannes, dem man mit der ge-

eigentlichen unfreiwilligen Ironie des Sectenwesens den Name des „Beständigen“ gegeben hat, stand völlig unter der mora lischen Herrschaft Martin Luthers. Nachdem dieser bereits i einer Reihe einzelner Fälle, z. B. bei Anstellung von Prediger für das neue Dogma, Entscheidungen in Fragen des Eherecht nach seinem subjektiven Ermessen, aber mit dem Rückhalte de Macht des Kurfürsten, das Staatskirchenthum praktisch zu Anwendung gebracht, sprach er es in einem Briefe an de Kurfürsten vom 22. Nov. 1526 systemmäßig aus. Der Bri ist zur rechten Beleuchtung des Ursprunges und des Wesen der protestantischen Kirchenverfassung, und mithin der kirchliche Spaltung wichtiger als viele Bände, welche ohne Berücksichtigun dieses Aktenstückes über die Geschichte der Reformation ge schrieben sind. Deßhalb möge er hier mit Hervorhebung de entscheidenden Stellen wörtlich folgen*).

„Gnad und Friede in Christo. Durchlauchtiger, Hochgeborne Fürst, Gnädigster Herr! Ich habe E. K. F. G. lange nich Supplikation bracht, die haben sich nu gesammelt, E. K. F. G wollte Geduld haben; es will und kann nicht anders seyn.“

„Erstlich, gnädigster Herr, ist des Klagens über alle Ma viel der Pfarrherrn fast an allen Orten. Da wollen die Bauern schlechts nichts mehr geben, und ist solcher Undank unter de Leuten für das heilige Gottes Wort, daß ohn Zweifel eine groß Plage fürhanden ist von Gott; und wenn ichs mit gutem Ge wissen zu thun wüßte, möchte ich wohl dazu helfen, daß sie keine Pfarrherrn oder Prediger hätten, und lebten wie die Säue, als si doch thun: da ist keine Furcht Gottes noch Zucht mehr weil des Papstes Bann ist abgangen, und thut jeder mann was er nur will.“

„Weil aber uns allen, sonderlich der Oberkeit gebote ist, für allen Dingen doch die arme Jugend, so täglich gebore wird und daher wächst, zu ziehen, und zu Gottesfurcht und Zuch

*) De Wette: Luthers Briefe Bd. III S. 135 f. In den andere Ausgaben: Altenburgische III 519. Leipziger XIX 554; bei Wald XXI 156

halten, muß man Schulen und Prediger und Pfarrherr haben. Wollen die Aeltern ja nicht, mögen sie immerhin zum Teufel hinfahren. Aber wo die Jugend versäumet und unerzogen bleibt, da ist die Schuld der Oberkeit, und wird dazu das Land voll wilder, loser Leute, daß nicht allein Gottes Gebot, sondern auch unser aller Noth zwingt, hierin Weges fürzuwenden."

„Nu aber in E. K. F. G. Fürstenthum päpstlich und geistlicher Zwang aus ist, und alle Klöster und Stift E. K. F. G. als dem obersten Haupt, in die Hände fallen, kommen zugleich auch mit die Pflicht und Beschwerde, solches Ding zu ordnen; denn sichs sonst niemand annimmt, noch annehmen kann, noch soll. Derhalben wie ich alles mit E. K. F. G. Kanzler, auch Herr Niclas von E. geredt, will es vonnöthen seyn, aufs förderlichst von E. K. F. G., als die Gott in solchem Fall dazu gefodert und mit der That befället, von vier Personen lassen das Land zu visitiren: zween die auf die Zinse und Güter, zween die auf die Lehre und Person verständig sind, daß dieselbigen aus E. K. F. G. Befehl die Schulen und Pfarren, wo es noth ist, anrichten heißen und versorgen."

„Wo eine Stadt oder Dorf ist, die des Vermögens sind, hat E. K. F. G. Macht sie zu zwingen, daß sie Schulen, Predigstühle, Pfarren halten. Wollen sie es nicht zu ihrer Seligkeit thun*) noch bedenken, so ist E. K. F. G. da, als oberster Vormund der Jugend und aller, die es bedürfen, und soll sie mit Gewalt dazu halten, daß sie es thun müssen: gleich als wenn man sie mit Gewalt zwingt, daß sie zur Brücken, Weg und Steg, oder sonst zufälliger Landesnoth, geben und dienen müssen."

„Was das Land bedarf und noth ist, da sollen die zu geben und helfen, die des Lands gebrauchen und genießen. Nu ist kein nöthiger Ding, denn Leute ziehen, die nach uns kommen und re-

---

*) Es ist merkwürdig, wie sich hier Luther selber von der Lehre von den guten Werken, ich möchte sagen überrumpeln läßt. Denn mit dem Systeme der sola fides ist ja jedes Werth legen auf ein Thun schlechterdings unvereinbar.

gieren sollen. Sind sie aber des Vermögens nicht, und sonst zu hoch beschwert, so sind da die Klostergüter, welche fürnehmlich dazu gestift sind, und noch dazu zu gebrauchen sind, des gemeinen Manns desto bas zu verschonen. Denn es kann E. K. F. G. gar leichtlich bedenken, daß zuletzt ein böß Geschrey würde, auch nicht zu verantworten ist, wo die Schulen und Pfarren niederliegen, und der Adel sollte die Klostergüter zu sich bringen, wie man denn schon sagt, und auch etliche thun. Weil nun solche Güter E. K. F. G. Kammer nichts bessern, und endlich doch zu Gottesdienst gestift sind, sollen sie billig hierzu am ersten dienen. Was hernach übrig ist, mag E. K. F. G. zur Landes Nothdurft, oder an arme Leute wenden."

Man sieht, hier tritt das System der Landeskirche fertig hervor, sowohl in Betreff des Ansichnehmens der Güter, als der Anordnung der Lehre. Daß der Kurfürst in ersterer Hinsicht auf Luthers Mahnung und bedingte Erlaubniß nicht gewartet, sondern auch ohne diesen Dispens, und ohne sich eine Bedingung aufzuerlegen, zugegriffen hat, lassen Luthers Worte selbst deutlich durchschimmern. Aber mit einem systemartigen Ansichreißen des Lehrprincips war es doch etwas anderes. Der ungeheure Rechtsbruch klaffte mahnend entgegen. Erst im folgenden Jahre entschloß sich der Fürst zu dieser sogenannten Visitation. Leichter hüpfte Philipp von Hessen, der ja auch kein Bedenken trug die Gebeine seiner Ahnfrau, selber lachend, zum Entsetzen aller Umstehenden, im Grabe zu verstören, über solche Dinge hinweg. Er begann mit einer fertigen Kirchen-Ordnung seines Landes.

Aus den Trümmern des einstigen Prachtgebäudes errichtete das neue Staatskirchenthum seine Strohhütten mit dem Bretterdach. An die Stelle der Lehre von den guten Werken trat nach Luthers Vorschrift der polizeiliche Zwang.

Und doch war im Grunde genommen dieß Alles ein Abfall vom Principe. Denn die justificatio sola fide bedarf folgerecht weder einer Kirche, noch eines Cultus, noch eines Unterrichtes. Die Stiftung eines neuen Kirchenthumes war ein

Einlenken in die Bahn des Katholicismus. Aber sie ward ins Werk gerichtet nur durch die weltliche Autorität: durch die Fürsten, die Magistrate der Städte. Es handelt sich dann in der Folgezeit nicht darum, das Dogma von der Rechtfertigung allein durch den Glauben, sondern es handelt sich darum, dieß sogenannte Reformationsrecht zur Anerkennung zu bringen. Es ist ein merkwürdiges Mißverständniß in vielen Geschichtsbüchern zu sagen, daß in dem Religionsfrieden von Augsburg den Protestanten die Gewissensfreiheit gewährt sei. Vielmehr stipulirte dieser Augsburger Religionsfriede das was seit 1526 thatsächlich überall geübt war, nämlich vermöge des Wortes cujus regio, ejus religio die völlige kirchliche Unfreiheit des Individuums gegenüber dem Machtgebote seines Landesherrn. Bis dahin war dem Einzelnen, welcher der Kirche seiner Väter treu bleiben wollte, noch die Möglichkeit übrig auf kaiserlichen Schutz gegen die Vergewaltigung zu hoffen, obwohl Karl V. thatsächlich diesen Schutz kaum irgendwo anders als im Erzstifte Köln gewährt hatte. Mit dem Passauer Vertrage und dem Augsburger Religionsfrieden, die von den verbündeten Fürsten dem Kaiser abgepreßt wurden, unter dem Drucke nicht bloß ihrer Waffen, sondern zugleich der verbündeten französischen, und fast noch mehr der türkischen, hatte es mit der Hoffnung auf die Freiheit des Individuums ein Ende. Es verblieb ihm wie vorher thatsächlich, so fortan rechtlich das beneficium emigrandi. Ein flebile wenn irgend eins.

Der Kaiser Karl V. erkannte, daß mit der Erfüllung dieser Forderungen der verbündeten Fürsten die kirchliche Spaltung Deutschlands für immer besiegelt werde, daß die unendlichen Mühen seines Lebens um die Versöhnung dieser Spaltung verloren seien. Sie mußten allerdings verloren seyn, weil Karl allzu lange Versöhnung im Dogma erstrebte, weil er deßhalb Religionsgespräche von Theologen halten ließ, und nicht von Anfang an erkannte, daß das Dogma nur das Aushängeschild war, daß es 1530 in Augsburg und 1541 in Regensburg nicht von Melanchthon abhing Frieden zu schließen, sondern von

seinem Kurfürsten, der diesen Frieden nicht wollte. Aber obwohl Karl damals sich irrte, brachten ihn die Unterhandlungen des Moritz mit Ferdinand zur völligen Klarheit. „Niemals will ich mich verpflichten", schrieb*) er an Ferdinand, „die kirchliche Angelegenheit für immer rettungslos zu lassen. Und man wird ersehen, was mit der Zeit daraus kommen wird." Den dringenden, flehenden Vorstellungen Ferdinands, daß die Bewilligung der Forderung des sog. Reformationsrechtes das einzige Mittel sei, die Hülfe des Moritz gegen die drohend herannahenden Türken zu erlangen, hält der Kaiser entgegen sein Gewissen, seine Pflicht gegen Deutschland. Er ist erbötig auf einem Reichstage Jedermann Rede und Antwort zu stehen; aber nur dort, wo die Fürsten des gesammten Reiches vertreten sind. Ferdinand läßt nicht nach mit Bitten, bis er endlich die schweigende Zustimmung des Kaisers erhält.

Je mehr die vielfachen Publikationen der Neuzeit es verstatten in den Charakter des Kaisers Karl V. einzudringen, um so höher hebt er sich empor. Freilich hat es sogar im „philosophischen" 18. Jahrhunderte einen deutschen Geschichtsschreiber gegeben, der bei manchen Anklängen an die Vorurtheile jener unkritischen Zeit dennoch vielfach sich einen freien Blick bewahrt hat. Ich meine den Jenaischen Professor Heinrich, dessen deutsche Reichsgeschichte nicht so vergessen seyn sollte, wie sie es leider ist. Er sagt Bd. V S. 660 über Karl V.: „Wer sie (die Vorschläge zur kirchlichen Einigung von 1548) ohne Vorurtheil betrachtet, wird Karls Sorgfalt für die Verbesserung der Kirche, seine Billigkeit, Mäßigung und Weisheit ebenso sehr bewundern, als er auf der anderen Seite einen Widerwillen gegen den großen Haufen der historischen Schriftsteller empfinden wird, welche diesen Kaiser noch immer und fast einhellig verunglimpfen." An einer anderen Stelle sagt er (Bd. V S. 751): „Karl würde das schönste Andenken in der Geschichte haben, wenn nicht protestantische und französische Schriftsteller in älteren

---

*) Lanz: Correspondenz III. 325.

und neueren Zeiten ihn aus Religionseifer und Parteisucht zu sehr herabgesetzt hätten. Vornehmlich war es Franz I. selbst, der durch seine Gesandten und Emissarien in Deutschland Karl verhaßt zu machen suchte, und unter anderen das Gerücht ausstreuen ließ, als ob Karl nach einer Universalmonarchie strebe."

Bekanntlich ist es in unserer Zeit bereits dahin gekommen, daß dieß Wort, welches der Jenaer Professor Heinrich als eine grundlose Verleumdung des Königs Franz I. gegen Karl ansieht, von fortgeschrittenen Geschichtsbaumeistern*) für eine ganz unzweifelhafte, aller Welt bekannte Position zur Charakteristik des Kaisers Karl V. ausgegeben wird.

Um so trauriger ist es zu sehen, daß Herr Menzel, der doch an so manchen Stellen sich völlig frei hält von dieser unheilvollen Richtung, die jetzt quantitativ das gesammte Unterrichtswesen von Norddeutschland und einen großen Theil desjenigen von Süddeutschland beherrscht, in Betreff der Beurtheilung des Kaisers Karl redet, als wäre er ein Berliner oder Heidelberger. „Der Kaiser Karl V.", sagt Menzel (S. 15), „war so ausschließlich vom Interesse seines Hauses eingenommen, daß er für etwas anderes, für allgemeine Ideen und Interessen keinen Sinn hatte, und das gab seinem fast immer hoch und edel gehaltenen Wesen doch etwas Kleinliches. Die Kirche, um die es sich zu seiner Zeit vor allem handelte, war ihm nur Mittel zum Zwecke." Derartige Stellen kommen viele vor, ja sogar vergleicht Menzel einmal das Walten des Kaisers mit dem Thun einer Spinne. Er sagt (S. 122): „Wir sehen ihn bald im Westen, bald im Osten, bald im Süden, bald im

---

*) So z. B. Droysen in seiner Geschichte der preußischen Politik Bd II S. 178: „Hoch über dem wirren Gewimmel von kleinlichem Nachbarhader und lokalen Sonderinteressen, von persönlichen Begehrlichkeiten und erhitzten Rivalitäten faßte er einfach, sicher, mit durchdringendem Verstande alles in den Einen Gedanken auf, als dessen Vertreter ihn die Geschichte nennt. Es war der, welchen man damals die Monarchie nannte."

Norden, an allen Grenzen umherfliegen, wie eine Spinne, der man von allen Seiten das Netz zu zerreißen unternimmt, rasch hin- und herläuft, um es überall, wenn auch nur nothdürftig, wieder zu flicken. Man muß des Kaisers zähe Ausdauer bewundern, aber etwas Großartiges lag nicht in seinem Thun."

Eine Auffassung solcher Art ist der mächtigen Persönlichkeit des Kaisers vielleicht gar noch unwürdiger, als diejenige des Herrn Droysen. Die eigenen Worte des Kaisers in seinen zahlreich bekannten Briefen und zwar von ihnen nicht wenige eigenhändig an die geheimsten Vertrauten seiner Politik, in Uebereinstimmung mit den Berichten der welt- und menschenkundigen Gesandten von Venedig schildern ihn wahrlich in einem anderen Lichte. Ich nenne beispielsweise Contarini *). Er sagt im Jahre 1525: „Der Kaiser ist ein tief religiöser Mann, durchaus gerecht, frei von jeglichem Laster, in keiner Weise dem Vergnügen ergeben, wie es sonst die jungen Leute seines Alters zu seyn pflegen, noch auch hat er Freude an Spässen. Sein Lebenswunsch ist der Vorkämpfer der Christenheit gegen die Türken zu seyn. Er ist wortkarg, und von Natur sehr bescheiden. Er überhebt sich nicht in den Tagen des Glückes, noch läßt er sich niederbeugen im Unglücke. Nach jenem so großen Siege über den König von Frankreich bewies er in der That eine solche Bescheidenheit, daß sie fast wie ein Wunder erschien. Weder in Worten, noch Geberden sah man an ihm das geringste Zeichen einer Ueberhebung." Diese Worte eines solchen Augenzeugen wie Contarini in seinem Berichte an den Senat von Venedig dürften allein schon genügen. Nicht minder schwer wiegen die Worte **) des venetianischen Gesandten an den König Franz: „Eure Majestät dürfen gutes Muthes seyn; denn Sie haben zu thun mit dem Kaiser, der erfüllt ist

*) Relazioni degli Ambasciatori Veneti del secolo XVI. Firenze 1841. Serie I. T. 2. p. 60 seq.

**) A. a. O. S. 67.

von gutem Willen und guter Gesinnung, dessen Bestreben nur gerichtet ist auf das Gemeinwohl der Christenheit."

Man wolle nach solchen Worten eines unparteiischen fremden Gesandten das Gerede von der Hauspolitik Karls V. bemessen, ein Gerede das in seinem Ursprunge französisch, zum Unfrieden Deutschlands ersonnen, gleich der Pariser Modewaare bei uns importirt ist, und ungeachtet aller Widerlegung im kleindeutschen Interesse des Unfriedens immer wieder aufs neue nachgebetet wird.

Wem aber die Italiener nicht genügen, denen will ich einen Deutschen nennen, der gleichzeitig war, der den Kaiser Karl persönlich kannte, der hinlängliche Fähigkeit zum Urtheile besaß, der in keiner Weise als zu Gunsten Karls voreingenommen betrachtet werden kann. Es ist Philipp Melanchthon. Dieser schrieb nach der Rückkehr vom Reichstage zu Augsburg von Wittenberg aus 1531 an einen Freund Namens Silberborn, folgende Worte*):

„Wie der Dichter sagt: a Jove principium, so beginne ich mit dem Kaiser. Denn ich habe an diesem Reichstage nichts so Denkwürdiges kennen gelernt als die Geschichte dieses Kaisers selbst. Ohne Zweifel gereicht auch bei euch sein beständiges Glück ihm zur großen Bewunderung; aber weit ruhmwürdiger und ehrenvoller für ihn ist, daß er bei so großen Erfolgen, und während alles ihm nach Wunsche geht, eine solche Mäßigung an den Tag legt, daß weder ein Wort noch eine That auch nur im geringsten als ungehörig bezeichnet werden dürfte. Nenne mir aus der Geschichte einen König, einen Kaiser, den die Umstände nicht verändert hätten. Bei diesem allein hat die Gunst des Geschickes es nicht vermocht, auf seine Haltung nachtheilig einzuwirken. Keine Begierde, keine Andeutung von Hochmuth oder Grausamkeit läßt an ihm sich bemerken. Denn, damit ich von anderen Dingen schweige, in dieser Religionssache selbst, in welcher die Gegner mit wunderbaren Künsten ihn aufzureizen suchen, hat er uns bis jetzt

---

*) Corpus Reformatorum II. 430.

freundlich angehört. — Sein Privatleben ist voll von den ehrenhaftesten Beispielen der Enthaltsamkeit, der Selbstbeherrschung, der Mäßigkeit. Die häusliche Zucht, die einst bei den deutschen Fürsten sehr strenge war, findet man nun nur noch in der Umgebung des Kaisers. Deßhalb kann kein unehrenhafter Mensch sich in das Vertrauen des Kaisers einschleichen. Als Freunde sieht er nur hervorragende Männer um sich, die er mit eigenem Urtheile gemäß ihrer Tugend auswählt. Und wie einst der Kaiser Alexander sich nur an dem Umgange mit dem Juristen Ulpian erfreut haben soll: so höre ich daß mit unserem Kaiser der Kanzler Mercurinus seit Lebenszeit am vertrautesten stehe. Er hat gleich einem anderen Ulpian bei Allen das Lob eines vorzüglichen und weisen Mannes. Aus diesem Umstande, daß wenn der Kaiser sich am Umgange mit Jemanden erfreuen soll, dieser derartig beschaffen seyn muß, kannst du dir ein Urtheil bilden über seine eigenen Neigungen und seinen Charakter. So oft ich darum den Kaiser erblickte, schien es mir, als sähe ich einen jener alten berühmten Helden und Halbgötter, welche die Sage zu Zeiten unter den Menschen weilen läßt. Was Horaz von Augustus schreibt:

> Hoc nihil majus meliusve terris
> Fata donavere, bonique Divi;
> Nec dabunt, quamvis redeant in aurum
> Tempora priscum:

das würde bei aller Anerkennung der Verdienste des Kaisers Augustus weit besser auf Karl V. passen. Mir gereicht diese meine Erinnerung an den Kaiser zur Freude, möge auch dir meine Schilderung angenehm seyn! Wen auch würde ein solcher Einklang der schönsten Tugenden, vor allen Dingen in einem solchen Fürsten, nicht entzücken!"

So die Worte Melanchthons, mit denen diejenigen von Herrn Menzel in keiner Weise zu vereinen sind. Ja auf S. 159 kommt Hr. Menzel sogar zu dem höchst verwunderlichen Ausdrucke: „Das Kokettiren der Habsburger mit den Protestanten." Ein solches Wort thut uns sehr leid, nicht um die Habsburger, sondern um das Buch des Hrn. Menzel. Uebrigens ist das Wort nicht neu, sondern gleich wie Anderes der Art von

Frankreich her importirt. Ludwig XIV. gebrauchte es zur Zeit als er die Pfalz verheerte, um die geistlichen Kurfürsten am Rheine zum Religionskriege zu hetzen. Es wäre eine leichte Mühe, eine Reihe solcher notorischen Irrthümer aufzuzählen. Allein wozu? Der Fingerzeig ist gegeben, nämlich daß die geschichtliche Anschauung des Herrn Menzel den Habsburgern nicht volle Gerechtigkeit widerfahren läßt.

Auf der anderen Seite ist anzuerkennen, daß Herr Menzel sich von einer langen Reihe traditioneller Irrthümer und Vorurtheile, welche täglich von der doktrinären Unifikationspartei im vermeintlichen Nationalinteresse, in Wahrheit zum Zwecke deutscher Spaltung und Zerrissenheit von hohen und niederen Lehrstühlen gepredigt werden, völlig und entschieden losgesagt hat. Dieß gilt namentlich von seiner Auffassung des Zustandes, den man den 30jährigen Krieg genannt hat (in Band VIII). Herr Menzel überschreibt zwar nur erst die Zeit vom Heilbronner Bunde (1633) an: „Deutschlands Selbstzerfleischung in fremdem Solde“; doch ist seine Darstellung auch für die frühere Zeit derartig, daß er diesen treffend von ihm gewählten Namen auch schon für sie hätte anwenden können. Freilich bei dem Kaiser Ferdinand II. kann er ebenso wenig wie früher bei Karl V. sich ganz von der schwedisch-französisch-preußischen Tradition lossagen. Er trägt Bedenken die persönliche Milde und Menschlichkeit Ferdinands anzuerkennen. Hätte er doch nur das Urtheil des vortrefflichen Pappus gelesen, dessen kleine Schrift, um mit den Worten Wachlers*) zu reden, an innerem Gehalte viele Folianten aufwiegt. Pappus sagt beim Tode Ferdinand II.: „Er war ein Fürst ausgestattet mit allen guten Eigenschaften; allein nur durch die Frömmigkeit, mit welcher er alle Glücksfälle seines Lebens aufnahm und die Wucht des Unglückes

---

*) Geschichte der historischen Forschung und Kunst I. 2. S. 913. Er nennt es „eins der gelungensten historischen Kunstwerke, welche Deutschland im 17. Jahrhunderte hervorgebracht hat.“ Man dürfte immerhin noch diese Zeitangabe streichen.

zerbrach, hat er ein voll begründetes Recht auf Auszeichnung; denn Freigebigkeit, Milde und die übrigen Tugenden, wo sie das Maß überschreiten, soll man eher entschuldigen als loben." Dagegen sieht Hr. Menzel den Schweden Gustav Adolf im rechten Lichte als den Verderber für Deutschland und für Schweden mit. Auch waren sich so die deutschen Patrioten des 17. Jahrhunderts, ob katholisch, ob protestantisch, über die eine Thatsache völlig klar und unter einander einig: die Schweden sind die Söldner Frankreichs gegen Deutschland.

Höchst sonderbar aber contrastirt mit der gerechten Würdigung des Schweden Gustav Adolf und seiner Politik gegen Deutschland das sanftmüthige Urtheil des Herrn Menzel über Friedrich II. von Preußen, denselben Friedrich der beim Beginne seines Auftretens zu den Franzosen sagte: Je vais, je crois, jouer votre jeu: si les as me viennent, nous partagerons, der ihnen ferner ausdrücklich und mehr als einmal erklärte, daß er für sie an die Stelle der Schweden getreten sei, daß er mehr leisten wolle als diese. Menzel scheint (Bd. IX S. 97) den Antimachiavelli, durch dessen Abfassung Friedrich seinen Meister übertraf, indem er auf Kosten desselben bei dem großen Haufen gutmüthiger Thoren sich populär machte, um dann gedeckt von diesem Scheine der Popularität die Vorschriften des Machiavelli desto getreuer zu verfolgen — diesen Antimachiavelli scheint Herr Menzel für ehrlich gemeint zu halten! Er beginnt sogar seine Erzählung der Thaten Friedrichs als König mit den Worten (S. 99): „der eben erst auf den Thron gelangte Friedrich II., der den Namen des Einzigen oder des Großen erhielt" u. s. w. Von wem denn? Sind Voltaire und Genossen, nebst ihren Nachfolgern in Deutschland berechtigt, solche Prädikate zu verleihen? Menzel hat in Betreff Philipps von Hessen früher (in Bd. VII S. 40) gesagt: „Die servile Professorengeschichtschreiberei unserer Universitäten, welche überall die Fürsten vergötterte, hat jenem Philipp den Ehrennamen des Großmüthigen zugetheilt. Philipp besaß Kühnheit (?) und Verschlagenheit; aber großmüthig ist er nie gewesen." Voll-

kennen richtig; aber warum nur den einen Mann mit diesem Maße messen, warum nicht auch den anderen?

In der Zusammenhang selbst, in welchem Friedrich II. von Preußen als der Große und Einzige eingeführt wird, steht für den deutschen Patrioten mit jenen Worten in schneidendem Widerspruche. Herr Menzel sagt nämlich (S. 99): „Frankreich, der älteste und zäheste Feind des deutschen Reiches, erschien am meisten entschuldigt, wenn es damals (1740 beim Tode Karls VI.) den günstigen Augenblick benutzte, um den großen Ländercomplex der Habsburger auseinander zu reißen. Denn dieser Ländercomplex war der feste Kern des außerdem nur ein lockeres Conglomerat von Mittel- und Kleinstaaten darbietenden deutschen Reiches. Wurde dieser Kern durch einen starken Hammerschlag zersprengt: so war Deutschland ganz zerfahren, konnte der concentrirten Macht Frankreichs keinen Widerstand mehr leisten und mußte ihm zunächst die Niederlande und die Lombardei preisgeben."

Diese Worte Menzels gründen sich auf die Thatsachen der Geschichte. Die Erhaltung Deutschlands beruht auf der Erhaltung Oesterreichs. Dann jedoch fährt Herr Menzel im selben Zuge fort: „Preußen aber ergriff den günstigen Augenblick, um Oesterreich zu schwächen und sich selbst auf dessen Kosten zu vergrößern. Der eben erst auf den Thron gelangte König Friedrich II., der den Namen des Einzigen oder des Großen erhielt, bot der jungen Maria Theresia an, ihre Rechte zu schützen, wenn sie ihm das ganze Herzogthum Schlesien abtreten und zwei Millionen Thaler zahlen wolle."

Bekanntlich entspricht dieser letzte Bericht nicht dem Sachverhalte. Die Truppen Friedrichs standen feindlich auf schlesischem Boden, bevor sein Gesandter mit seiner Forderung in Wien eingetroffen war. Allein auch wenn er richtig wäre, so ist es doch eine sonderbare, höchst auffallende Inconsequenz zuerst zu sagen: der Bestand Oesterreichs ist für die Erhaltung Deutschlands nothwendig, und dann fortzufahren: Preußen suchte diese Macht zu schwächen, nämlich Friedrich that es, „der den

Namen des Einzigen oder des Großen erhielt." Einen Sinn kann diese Logik nur haben, wenn diese letzten Worte ironisch gemeint sind. Wir fürchten leider, daß Herr Menzel sie so nicht gemeint hat. Denn ohne das geringste Wort des Abscheus und des Widerwillens gegen die recht- und ehrlose Politik Friedrichs erzählt er die folgenden Dinge weiter, wie etwa ein Berliner Professor sie erzählen würde, nämlich durchweg mit einem tadelnden Beisatze für Oesterreich, mit einem lobenden für Friedrich II.

Möge sich Herr Menzel nicht täuschen, wie sich Viele namentlich in Preußen selbst täuschen! Man kann nicht dreiviertel conservativ seyn, und ein viertel revolutionär. Man kann nicht die ganze lange Reihe der Anderen, die unser Vaterland verrathen und zertreten haben, als Verräther und Verderber bezeichnen, um dann den größten von allen, den moralisch verworfensten unter allen — um diesen Einen groß und einzig zu nennen. Das ist nicht consequent. Und wer dieser einen Inconsequenz bei sich Eingang und Raum verstattet, der begibt sich damit des Rechtes denen zu widersagen, welche heute nichts anderes in ihrer Weise thun wollen, als was im Jahre 1740 Friedrich in seiner Weise that. Indem Friedrich im J. 1740 die Erbin von Oesterreich überfiel, achtete er nicht Gesetz, nicht Recht, nicht Ehre, noch Treue. Wer die That Friedrichs von 1740 nicht verdammenswerth findet, der thut damit den ersten Schritt abwärts auf der schiefen Ebene, wo es ihm nicht mehr gestattet ist irgend einen Anderen noch zu tadeln, der in ähnlicher Weise wie Friedrich II. nur die politische Zweckmäßigkeit auf seine Fahne schreibt. Danton und Robespierre, Napoleon und Victor Emanuel fordern von ihm dasselbe Recht, wenn nämlich er consequent ist. Oft freilich zum Glücke ist Consequenz nicht die Regel des Handelns der Menschen.

Aber wir berühren hier einen der wundesten Punkte unserer heutigen Zustände. Man hört Klagen viel und mancherlei über den revolutionären Sinn der Menschen. Die Thatsache liegt unzweifelhaft vor Augen. Aber wir fragen: hat eine Regierung

Recht zur Klage über den revolutionären Sinn der sogenannten Gebildeten, über den hohlen Liberalismus u. s. w., wenn sie selber an ihren Bildungsanstalten hoch und niedrig ihrer Jugend die Lehre einprägen läßt: dieser Mann, der wider Recht und Pflicht und Ehre handelte, sei groß, sei einzig? Und möge man auch zehnfach jeden anderen Verräther und Bösewicht so nennen wie er es verdient: das einmalige Lob und der einmalige Ruhm des ärgsten Revolutionärs, den der deutsche Boden je getragen, hat, wenn auch immer das Hauptthor geschlossen bleibt, dem Einschleicher ähnlicher Gedanken die Nebenpforte geöffnet.

Es ist Thorheit zu sagen, daß solche Worte gegen das jetzige Preußen gerichtet seien. Der Bestand des jetzigen Preußens ist nicht bloß durch seine eigene Wehrkraft gesichert, sondern zugleich auch durch die Verträge Europas, die heute eben so zu Rechte bestehen, wie im Jahre 1740 der Vertrag der pragmatischen Sanction zu Rechte bestand. Das gerechte Urtheil über den Mann, der im Jahre 1740 alle Verträge brach, kann nicht dazu dienen, die Rechtsbeständigkeit der Verträge, kraft deren die heutigen Staaten einander gegenüber sind was sie sind, in den Augen der Menschen im mindesten zu schwächen, sondern nur sie zu stärken. Eben darum aber leistet man der höchsten Autorität in Preußen selbst, die dort in gleicher Weise wie in allen anderen Ländern den erhabenen Beruf hat, das Recht zu schirmen und zu wahren, einen schlechten Dienst, wenn man einen Akt des Umsturzes in der Vergangenheit darum lobenswerth findet, und damit indirekt darum zur Nachahmung empfiehlt, weil die politische Macht Preußen davon Nutzen gezogen hat.

Daß aber ebenso wie heute das Lob für Friedrich II. in den Büchern unserer deutschen Professoren und Literaten aller Stufen zersetzend und zerstörend auf das Rechtsgefühl der jetzt lebenden Generation gewirkt hat und fortdauernd wirkt, so sehr daß ein in sich berechtigtes und heiliges Gefühl dadurch zu der Fratze des sogenannten Nationalvereines hat entstellt werden können: daß ebenso auch damals schon das Beispiel

Friedrichs selbst zerstörend und zersetzend auf seine Mitwelt, speciell auf seine nächste Umgebung in Berlin wirkte, ersehen wir aus den Worten eines unparteilichen Augenzeugen, des englischen Gesandten Harris, späteren Lords Malmesbury. Er berichtet*) darüber an einen Freund im Jahre 1773. Der Grundzug des Berichtes ist, damit ich kein Wort verändere: Berlin is a town where, if „fortis“ may be construed honest, there is neither „vir fortis nec foemina casta.“ Er führt diesen Grundzug weiter aus, wie nach diesem Eingange der Leser es sich denken kann. Dann blickt er zurück. „Meine Schilderung, sagt er, fällt sehr zu Ungunsten der Berliner aus; dennoch glaube ich in nicht zu dunklen Farben aufgetragen zu haben. Ich bin ohne Voreingenommenheit hierher gekommen, und halte mich für berechtigt die Ansicht auszusprechen, daß ich mit zu vielen verschiedenen Leuten in Berührung komme, als daß ich durch Vorurtheile geblendet werden könnte. Alles was ich zu Gunsten der Berliner sagen kann ist, daß das Beispiel der irreligiösen Vernachlässigung aller moralischen und socialen Pflichten, welches ihr König ihnen gibt, dieß Beispiel sage ich, verbunden mit dem Erfolge aller seiner Unternehmungen und dem Respekte, dessen er sich in ganz Europa erfreut, das bessere Urtheil der Menschen hier irre geleitet und ihnen das Laster in einem zu vortheilhaften Lichte gezeigt hat.“

Ich würde Herrn Menzel Unrecht thun, wenn ich sagen wollte, daß er den versunkenen Zustand Berlins und die unheilvollen Wirkungen desselben für das übrige Deutschland nicht erkannte. Er spricht (S. 205) ausdrücklich von dem neuen Berlinerthum. Allein er irrt sich darin, daß er untergeordnete Namen unterschiebt, daß er seinen Unmuth auf Nicolai entladet, und gar auch Lessing zum „Parteigänger“ Nicolais macht. Ich weiß nicht, ob Herrn Menzel die Worte von Lessing an Nicolai über die Berliner Freiheit bekannt sind. „Ihre gerühmte Berliner Freiheit, sagt Lessing, besteht darin,

*) Diaries and Correspondence. Vol. I. p. 97 s.

daß man gegen die Religion jegliche Sottise zu Markte bringen darf. Das ist eine Freiheit, deren sich ein rechtlicher Mann endlich einmal schämen sollte. Lassen Sie es aber einen versuchen in Berlin auch über andere Dinge so frei zu schreiben, wie man es in Wien thut; lassen Sie einen in Berlin auftreten, der für die Rechte der Unterthanen, der gegen Aussaugung und Despotismus seine Stimme so erheben wollte, wie es jetzt sogar in Frankreich und Dänemark geschieht, und Sie werden bald die Erfahrung machen, welches Land bis auf den heutigen Tag das sklavischste in Europa ist."

Man sieht also, Lessing ist sowohl nach diesen Worten, wie aus vielen anderen Gründen, nicht, wie Hr. Menzel meint, mit dem Berliner Schwätzer Nicolai auf eine gleiche Stufe zu stellen. Allein sei dem, wie ihm sei, Herr Menzel streift alle solche Dinge, ohne jemals nachdrücklich hervorzuheben, daß der König Friedrich II. selber persönlich am meisten verantwortlich ist für die schale Hohlheit und Nichtigkeit des Berlinerthums. Herr Menzel kennt die Sache und nennt doch nicht den rechten Namen. Dieß tritt ganz besonders in einer unscheinbaren Stelle hervor, wo er vom Rationalismus ausgehend die Stellung „der Pastoren der Staatskirche" bespricht (S. 203): „Der Rationalismus war die einzige Form, in welcher sich die Pastoren der Staatskirche an die allmählig sich ausbildende Gesammtstaatsdienerschaft anzuschließen vermochten", und dann den Staat dieses 18. Jahrhunderts weiter erörtert. „Der Staat vernichtete alle alten Rechte der Kirche, der Stände, der Corporationen, und lenkte alles und jedes bis in die Schul- und Kinderstube hinein durch neue Gesetze, Regulative" ꝛc. Hier vor allen Dingen mußte Friedrich II. genannt werden; denn in ihm ja culminirte dieß absolutistisch-revolutionäre Bestreben. Die erobernde Natur nach außen ist untrennbar von der despotisch centralisirenden nach innen. Wie Friedrich nach außen die Rechte anderer Staaten nur dann nicht antastete, wenn er sich fürchtete, wie er sie dagegen bei jeder günstigen Gelegenheit mit Füßen trat: so achtete er auch nach innen kein Recht, als welches

ihm convenirte. Darum wurde unter ihm, um mit Lessing zu reden, Preußen das sklavischste Land in Europa. Wie man oft hervorgehoben hat, daß der Cardinal Richelieu und Ludwig XIV. der Revolution von Frankreich die Bahn gebrochen haben: so hat Friedrich II. in ähnlicher Weise für Preußen vorgearbeitet. In fast allen anderen deutschen Ländern war es möglich bei den landständischen Verfassungen der Neuzeit anzuknüpfen an die Ueberlieferungen der Vergangenheit. Es war im Grunde eine zeitgemäße Wiederbelebung des Alten in neuer Form. In Preußen allein ist dieser Versuch des vereinigten Landtags im Jahre 1847 völlig mißlungen. Kann man den conservativen Corporationen in Preußen neues Leben einhauchen? Ich weiß es nicht; allein so wie die Dinge jetzt liegen, sind für den preußischen Staat nur zweierlei Verfassungsformen möglich: entweder der Absolutismus der Krone mit dem beihangenden Stücke Papier, das man Verfassung nennt, oder der Absolutismus der Fortschrittspartei. Für beide Formen ist Friedrich II. vorbildlich. Beide Formen sind höchst unliebenswürdig und höchst unerquicklich; allein, wo man nur zwischen den beiden Extremen die Wahl hat, da sprechen hundert Gründe für den Absolutismus der Krone gegen den Absolutismus von so und so viel hundert schwätzenden Professoren und Fortschreitern.

Ich wiederhole es, Friedrich II. hat für beide Richtungen die Bahn gebrochen, und beide haben für ihre Berufung auf ihn einen gewissen Schein des Rechtes. Allein immerhin muß das anerkannt werden, daß seine revolutionäre Thätigkeit nach innen, die im Laufe von 46 Jahren allmählig sich vollzog, weniger augenfällig ist als diejenige nach außen, und daß hier allerdings das flagranteste Beispiel sein Rechts- und Vertragsbruch gegen Oesterreich im Jahre 1740 ist.

Es ist von Werth hier die Auffassung des Herrn Menzel völlig ins Klare zu setzen. Er berichtet (S. 99), daß England für die Abtretung Schlesiens an Friedrich II. vermittelt und Maria Theresia bewogen habe, „nicht ohne schweren Kampf, weil diese feurige Dame lange nicht nachgeben wollte." Wenn

w ein Franzose sich ausdrücken wollte: so wäre es nicht zu rechtfertigen, nicht zu entschuldigen, höchstens etwa zu erklären. Allein ein Deutscher?

Sehen wir die Sache von deutscher Seite an. Friedrich II. selber, als er später diese Dinge ruhig überlegte, that die Aeußerung: „Durch das Einrücken in Schlesien war das Signal zum Kriege für Europa gegeben." Er war sich dessen vollbewußt, daß er und nur er die Verantwortlichkeit des ungeheuern Kriegsbrandes trug.

Ja Frankreich wollte sogar zuerst nicht einmal mit eintreten. Als die Nachricht von dem Vorgehen Friedrich's II. nach Paris kam, meldete der österreichische Gesandte Warner am 7. Februar 1741 heim *): „Es ist gewiß, daß nicht bloß der Hof, sondern die ganze Nation von dem Unternehmen des Königs Friedrich und seinem ganzen Betragen mit Abscheu und Verachtung redet. Der König selber hat sich die Worte entfallen lassen: ce roy de Prusse est un fou. Der Cardinal Fleury hat sich geäußert: C'est un mal honnête homme et un fourbe."

Wenn dem Könige Friedrich II. diese Aeußerungen wieder zu Ohren kamen, so sagten sie ihm nichts, was er nicht auch selbst wußte, bis zum Gebrauche sogar derselben Worte über sich. Er schrieb **) am 24. Oktober an Podewils: „S'il y a à gagner à être honnête homme, nous le serons; et s'il faut dupper, soyons donc fourbes." Allein die Oesterreicher hofften auf französische Ehrlichkeit, und Friedrich speculirte auf französische Falschheit. Es war mehr Vortheil bei der Falschheit als bei der Ehrlichkeit, und darum spekulirte Friedrich richtig. Allein es ist Recht und Pflicht nicht zu verschweigen, daß französische Historiker, denen man leicht geneigt ist Parteilichkeit zuzuschreiben, dieß Benehmen mit dem rechten Namen bezeichnen Nachdem Flassan, der Geschichtschreiber der Diplomatie,

*) Arneth: Maria Theresia I. S. 389.

**) A. a. O. S. 415.

die Stimme von damals versichert hatte, fügt er hinzu*): „La violation de la pragmatique par la cour de Versailles, est une tache à la mémoire de Louis XV. et de son cabinet." Er übersetzt dieß und schließt mit den Worten: „Cette conduite nuisit beaucoup à sa considération, et elle perdit en ce moment la qualité d'arbitre de l'Europe, parcequ'on n'eut plus de confiance en sa justice."

Ein solches Wort des Tadels über Frankreich bei dieser Gelegenheit finden wir nicht bei dem Herrn Menzel, obwohl er doch sonst nicht ein Freund der Franzosen ist. Sollte es nur darum hier unterblieben seyn, weil diesmal die französische Falschheit dem Könige Friedrich II. zu gute kam?

Am Abend des 4. Juni 1741 schloß Friedrich II. seinen Bund mit Frankreich. Am 2. Juli theilte es der englische Gesandte Robinson der Königin und dem Ministerrathe mit. Bei seinen Worten sanken diese Männer still und bleich in ihre Sessel zurück**). Nur ein Herz blieb standhaft und fest: die vierundzwanzigjährige Königin. Die Minister und der englische Gesandte mahnten zur Abtretung Schlesiens. Maria Theresia weigerte sich. Friedrich II. nahm Breslau. Denn die österreichische Regierung hatte zur selben Zeit, wo das Wort und der Vertrag der Mächtigen zum Spinngewebe geworden zu seyn schien, ihrerseits die Treue so weit getrieben, daß sie auch beim Anrücken der Preußen die Besatzungsfreiheit von Breslau respektirte, weil die Stadt behauptete stark genug zu seyn zur Selbstvertheidigung. Am 10. August 1741 erhielten preußische Grenadiere auf Friedrichs Ansuchen die Erlaubniß des Durchmarsches durch die Stadt. Sie überfielen und entwaffneten die nichts Arges ahnenden Stadtwachen. Am 14. August zogen die französischen Regimenter über den Rhein nach Deutschland hinein.

*) Flassan: hist. de la diplomatie fr. T. V. p. 130 (2. Ed. 1811).
**) Arneth: Maria Theresia I. 225.

Daß damals Deutschland nicht zwischen Frankreich, Preußen und Bayern als Vasallen Frankreichs getheilt ward, daß ein Deutschland fortbestehen konnte, verdanken wir Deutsche lediglich und allein der Standhaftigkeit Maria Theresia's. Sie allein hielt fest, als Alles wankte. Nicht die Ungarn haben damals Oesterreich und mithin Deutschland gerettet, wie auch noch Menzel trotz der vortrefflichen Untersuchungen Arneths glaubt, sondern Maria Theresia hat es gethan. Man hat viel Redens gemacht von den Worten der Ungarn für sie; allein man hat ihr eigenes Wort nicht gekannt, das besser ist als diejenigen der Ungarn. Sie sprach zu diesen: „Ich bin nur eine arme Königin, aber ich habe das Herz eines Königs."



Sie ist nicht bloß die edelste Frauengestalt unserer deutschen Geschichte, sondern zugleich an geistiger Energie jedem andern Herrscher alter oder neuer Zeit ebenbürtig. Wir machen davon eine praktische Anwendung. Wenn die Hälfte der Mühe und des Fleißes, die man in Deutschland jetzt anwendet, um ein unwahres, unlauteres Bild Friedrichs II. bereits der deutschen Jugend einzuprägen; wenn sage ich die Hälfte dieser Mühe und des Fleißes verwendet würde, das Bild der edlen Kaiserin, die nicht bloß einem besondern deutschen Staate, sondern als Kaiserin der gesammten deutschen Nation angehörte, das Bild dieser Kaiserin in seiner Wahrheit und Reinheit der gesammten deutschen Jugend klar vor Augen zu stellen: so würde es in Deutschland besser stehen um die politische Moral, um den Sinn des Rechtes, welcher die nothwendige Grundlage aller wahren bürgerlichen Tugend ist.

Und dieß möge genügen zur Charakteristik des Werkes von Wolfgang Menzel. Fassen wir es noch einmal kurz zusammen. Herr Menzel hat sich in vielen und wichtigen Stücken losgesagt von der Geschichtsschreiberei des deutschen Professorenthums, welche die wichtigste Grundlage des hohlen Liberalismus ist. Sein Werk enthält eine Reihe vortrefflicher Abhandlungen. Allein bei alledem krankt das Werk an demselben Fehler, wie die Partei der Kreuzzeitung in Preußen. Es ist drei Viertel

conservativ, nicht ganz. Denn Herr Menzel kann es nicht über sich gewinnen, der Richtung des Fridericianismus zu entsagen. An diesem Punkte scheiden sich unsere Wege. Das Werk des Herrn Menzel mag dem genügen, welcher conservativ seyn will im Sinne eines Conservativen von Berlin. Er mag mit der Kreuzzeitung sagen: „es ist nicht unser Wille das Beispiel Viktor Emanuels in Deutschland nachzuahmen, aber es kann unser Schicksal seyn." Allein wer das was er will, ganz will und ungetheilt, wird dem Werke des Herrn Menzel nur eine sehr bedingte Zustimmung ertheilen können.

II.

Eine culturgeschichtliche Bemerkung über die neue Ausgabe des Lebens Jesu von Strauß.

Es ist für die Zustände unserer Bildung sehr bemerkenswerth, daß die neue gegen das alte Christenthum gerichtete Strömung sich durch Ignoriren charakterisirt. Strauß ist von der negativen Kritik selbst überschritten und abgethan, und zugleich ist er von der positiven wissenschaftlich und vollständig widerlegt. Er aber ignorirt bis zur Stunde dieß Alles; er tritt auf, als sei gar nichts geschehen.

Der Meister der Tübinger Schule, aus welcher Strauß hervorgegangen ist, Ferdinand Christian von Baur hat selbst das Ergebniß des kritischen Processes in folgendem Endurtheil zusammengefaßt: „Das Resultat der Strauß'schen Kritik war

als negativ in Beziehung auf die Schriften, wie in Beziehung auf die Geschichte. Die Traditionshypothese, die durch die Strauß'sche Ansicht vom Mythus eine neue Bedeutung erlangt hatte, verrannte sich zuletzt in der eingebildeten Nothwendigkeit eines dialektischen Processes, in die überschwängliche, aller geschichtlichen Anschauung Hohn sprechende Idee eines schöpferischen Selbstbewußtseyns. Wie wenig durch alles dieß ausgerichtet wurde, wie man sich nach jedem gemachten Versuch immer wieder auf dem alten Punkte befand, liegt am Tage." So hat das Haupt dieser kritischen Schule selbst constatirt, daß das Ergebniß ihrer Art Kritik — ein nichtiges sei.

Strauß hatte bekanntlich angefangen, eine Gallerie seiner Gegner herauszugeben. Die Gallerie ist plötzlich abgebrochen worden. Es war ein Gegner aufgetreten, über welchen er nicht Herr werden konnte. Das Gutachten Hug's über das Leben Jesu von Strauß hat mit ächt geschichtlicher Kritik und mit klassischer Ironie die Hypothese des evangelischen Mythus als bodenlos aufgezeigt. Den Fußstapfen Hug's folgend hat Mayer in Bamberg die Aechtheit des Evangeliums nach Johannes mit Berücksichtigung aller Gegenreden rein geschichtlich festgestellt. Die Einwendungen, welche in einem langen kritischen Proceß erhoben wurden, führten bei genauerer Untersuchung zu neuen Kennzeichen der Genuität. Der Zeugenbeweis tritt nach dem inquisitorischen Zeugen-Verhör der negativen Kritik mit einer Vollständigkeit und Uebereinstimmung auf, wie es bei keinem alten schriftlichen Monumente der Fall ist. Einer solchen Vorführung der Zeugen gegenüber erscheint das völlige Beiseitesetzen dieser wichtigen Instanz bei Strauß in einem sehr verdächtigen Lichte.

Das glänzendste Resultat bot die erneute Vergleichung der vier evangelischen Urkunden mit einander. Während der Hauptwiderspruch der Synoptiker und des vierten Evangeliums über den Todestag Jesu höchst einfach und ungezwungen durch eine grammatikalische Notiz sich löst, stellt sich mit Evidenz heraus, daß das vierte Evangelium und die Synoptiker bei der größ-

ten anscheinenden Discrepanz überraschend in einander greifen, wie es nur bei zwei wahrhaften geschichtlichen Berichten möglich ist. Man muß das selbst hernehmen und mit eigenen Augen sehen; es ist der Mühe werth, die klarste Ueberzeugung sich zu verschaffen, daß man ächte und glaubwürdige historische Zeugnisse vor sich hat.

Und darauf kommt Alles an! Mit sogenannten richtigen philosophischen Begriffen darf man nicht beginnen, wenn es sich um Thatsachen handelt, sondern diese müssen rein geschichtlich geprüft werden. Ist das eine wissenschaftliche voraussetzungslose Kritik, welche die Unmöglichkeit der Wunder voraussetzt? Strauß hat den alten logischen Fehler im Großen der Welt vorgemacht, das zu Erweisende als erwiesen vorauszusetzen und mit hochgelehrter Gravität im Kreise herumzuführen. Was soll bewiesen werden? Daß die evangelischen Wunder nicht geschehen sind. Wie wird das bewiesen? Es wird zum Voraus behauptet, was zu beweisen ist, daß es keine Wunder gibt. Sofort geht es im Kreise sinnverwirrend herum: Die Evangelien sind unächt und unglaubwürdig, denn sie berichten Wunder, und Wunder gibt es nicht. Aber warum soll es keine Wunder geben; die evangelischen sind doch wohl bezeugt? Nein, die Evangelien sind unächt und unglaubwürdig Und nun geht es wieder von vorne an: Die Evangelien sind unächt und nichtglaubwürdig; denn sie berichten Wunder und es gibt keine Wunder. Das ist die vielgerühmte Kritik und Wissenschaftlichkeit.

Alles dieß ist längst vorgehalten worden, und es wurde auch geltend gemacht, daß es mit der Kritik der evangelischen Wunder nicht gethan ist, daß durch alle Jahrhunderte bis auf den heutigen Tag ähnliche Thatsachen berichtet werden, ja daß es perenne, immer gegenwärtige Wunder und zwar nicht wenige gebe. Haben sich diese Männer, die den Mund so voll von Prüfung und wissenschaftlichem Ernst nehmen, die geringste Mühe gegeben, eine Reihe dieser Thatsachen des neuesten Datums zu untersuchen, etwa im Lichte der Gegenwart den jüngsten Kanonisationsproceß zu studiren? Aber Strauß hat es

zurückgezogen, sich kläglich auf nichts weiter einzulassen, und er hat sich von der Lebensgeschichte des Gerechten zur Biographie einiger lüderlichen Subjekte gewendet. Und nun nach mehr als fünf und zwanzigjährigem Schweigen tritt er wieder herein, als wäre seitdem ihm kein gründliches Wort entgegnet worden; er tritt mit dem abgethauen Machwerk wieder hervor, freilich nicht vor uns befangene Gelehrte, sondern vor das ungelehrte Volk, das vom circulus vitiosus, von unerwiesenen Voraussetzungen und von vernichtenden Widerlegungen nichts weiß.

Soviel über diese neue Erscheinung auf dem Gebiete deutscher Wissenschaft und Bildung, nachdem man erst jüngst in der Allgemeinen Zeitung hat lesen müssen, daß gegen Strauß nichts Vernünftiges vorgebracht worden sei. Es würde schlimm mit dem Fortschritte der menschlichen Bildung stehen, wenn ein solches Ignoriren auf dem Gebiete der höchsten ewigen Angelegenheiten sich geltend machen dürfte, ohne mit allem Ernste der Wissenschaft zurückgewiesen zu werden.

III.

Das Votum des Herrn von der Pfordten als Literatur-Artikel.

Der Verfasser des für den Bundestag bestimmten Votums über die Erbfolge in Schleswig-Holstein sagt in seiner Schlußbetrachtung: „Wenn man auf die lange Reihe der gegen die Erbfolge der Sonderburgischen Linie und zunächst des Augustenburgischen Hauses erhobenen Einwendungen zurückblickt, so muß man gerade durch sie zu dem Gedanken angeregt werden, daß dieses Erbrecht sehr fest begründet seyn muß, weil es nach so vielen, dasselbe angeblich vernichtenden, Thatsachen immer wieder hervortritt und neue Anerkennung findet“ *). Man könnte die Sache auch umkehren und sagen, die Erbfolge der Augustenburger müsse eine sehr problematische Sache seyn, weil sich trotz der eifrigen Vertheidigung derselben noch immer Bedenken gegen dieselbe erheben. Und in der That hat selbst das Votum des bayerischen Bundestagsgesandten trotz aller aufgebotenen Mühe diese Bedenken nicht völlig zerstreuen können.

Das Votum beschäftigt sich bis Seite 37 in 24 Nummern mit einer Darstellung der historischen Entwicklung der Herzogthümer, knüpft daran auf Seite 38 und 39 praktische Folgerungen, als deren wichtigste die Behauptung erscheint, der Augustenburger Friedrich Christian August sei als „der legitime

*) v. d. Pf. Braunschweig 1864. S. 74.

Herzog von Holstein und Schleswig zu erachten." In den folgenden Nummern werden die streitigen Fragen einer näheren Erörterung unterzogen.

Gerade diese Erörterungen nun sind es, welchen nicht so unbesehen beigestimmt werden kann; sie lassen vielmehr Bedenken übrig, aus welchen die in Anspruch genommene Erbfolge des Augustenburgers nichts weniger denn als sonnenklar erkannt werden kann.

Für Holstein ist hier am wichtigsten, was über die sogenannten „Plönischen Verträge von 1756" und dann unter dem Titel „der Gottorpische Antheil von Holstein" gesagt wird.

Ein Zweig der Sonderburger war im Besitze von Holstein-Ploen, und dieser Zweig war dem Aussterben nahe. Der damalige Inhaber dieses Antheiles von Holstein war der Norburger Friedrich Karl, geb. 1706, gest. 1761. Die Könige von Dänemark trachteten schon seit lange und sicher auch in jener Zeit danach, das Sonderburgische Holstein für den männlichen und weiblichen Stamm zu erwerben, und nun bot sich hiezu eine passende Gelegenheit dar. Es wurde also am 29. Nov. 1756 ein Erbvertrag zwischen König Friedrich V. und dem Inhaber des Herzogthums Holstein-Ploen abgeschlossen, in welchem Friedrich Karl für den Fall, daß er ohne männliche Leibes-Lehenserben sterbe, den König von Dänemark nebst dessen königlichen Erbfolgern zum einzigen Nachfolger in allen seinen Ländern und Gütern ernannte. Diesem Vertrage stimmten die übrigen Sonderburgischen Agnaten bei, und namentlich that dieß der Augustenburger mit den Worten, daß er alles Recht und *allen Anspruch*, der ihm und seiner männlichen Nachkommenschaft seiner Zeit zukommen könnte, ohne Vorbehalt auf den König von Dänemark und dessen königliche Erben auf ewig übertrage und cedire. Dieser Vertrag wurde von dem Kaiser Franz I. am 5. März 1761 confirmirt und war für den Augustenburger und dessen Haus um so zweifelloser bindend, als derselbe, Stammhalter des Hauses, damals noch ohne männliche Nachkommen war.

Dieser Auffassung tritt nun das „Votum“ mit der Behauptung entgegen, es widerspreche ihr die kaiserliche Confirmation, indem sie für die damals unmündigen Glücksburgischen Prinzen einen Vorbehalt mache, ferner dadurch, daß eine kaiserliche Resolution im Jahre 1767 der Beck'schen, jetzt Glücksburgischen Linie das Recht vorbehielt, die Belehnung zur gesammten Hand zu suchen *). Diese Behauptung hat nun sicher nicht die Kraft, die Rechtmäßigkeit eines Anspruches der Augustenburger auf Holstein-Ploen zu beweisen. Das Gegentheil ergibt sich vielmehr bei näherer Betrachtung der Sache. Denn indem der Kaiser für die unmündigen Glücksburgischen Prinzen und dann für die Beck'sche, jetzt Glücksburgische Linie (die alte Linie starb 1779 aus) Vorbehalte machte, es aber für die Augustenburger nicht that, trotzdem daß der Stammhalter dieses Hauses im Jahre 1765 einen Sohn erhielt, deutete er ja eben damit an, daß er die Ansprüche der Augustenburger als erloschen betrachte, und es bestätigte somit Joseph II. indirekt für diese Linie nochmal, was Franz I. im Allgemeinen schon 1761 gethan hatte. Wenn also von einem Wiederaufleben Sonderburgischer Ansprüche auf diesen Theil von Holstein die Rede ist, so findet dieses Wiederaufleben nicht auf Seite der Augustenburger, sondern der Glücksburger statt, und es ist demnach eine jüngst in Leipzig erschienene Schrift keineswegs ein so ungeheuerliches Ding, wenn in ihr der Beweis geführt wird, daß die Glücksburger vor den Augustenburgern holsteinische Successionsrechte haben.

Der zweite Haupttheil Holsteins besteht in dem ehmals Gottorpischen Besitzthum, zu dem die Stadt Kiel gehörte. Dieses Territorium stand unter der Herrschaft jener Linie welche mit Peter III. den russischen Czarenthron bestieg, neben der aber noch zwei Nebenlinien existirten, diejenige welche 1750 auf den schwedischen Königsthron gelangte, und die welche das Fürstbisthum Lübeck besaß, später aber die herzogliche Würde

*) V. d. Pf. S. 54.

in Oldenburg bekam. Der Inhaber dieses Antheils war nach der 1762 erfolgten Ermordung Peters III. dessen Sohn, der Großfürst Paul, geboren 1754, also damals noch unmündig. Für ihn schloß seine Mutter Katharina II. im Jahre 1767 einen provisorischen Vertrag ab, demgemäß das Gottorpische Holstein an Dänemark kommen, dagegen die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst, welche im Besitze des Königs Christian VII. waren, an den Großfürsten Paul abgetreten werden sollten. Als der Großfürst volljährig geworden war, gab er seine Zustimmung zu jenem Traktate, der Länderaustausch fand statt; Holstein-Gottorp wurde dem Könige Christian VII. übertragen, Oldenburg mit Delmenhorst aber kam an die Lübeckische Linie, die dadurch zur herzoglich-oldenburgischen wurde. Der holstein-gottorpische Theil war aber Mannslehen und behielt diesen Charakter auch nach Veränderung seines Besitzers bei. Daran nun und an die bei der Besitzveränderung selbst vorgenommene Verhandlung wird die Behauptung geknüpft, jetzt nach Erlöschen des Mannsstammes auf dem dänischen Throne falle Holstein-Gottorp an den Augustenburger. Auch das Votum des bayerischen Bundestagsgesandten entscheidet sich für die Succession des Augustenburgers, aber mit so unzureichenden Gründen, daß eine Widerlegung derselben nicht eben besonders schwer ist.

Zunächst muß das „Votum" der Cessionsurkunde des Großfürsten Paul vom 20./31. Mai 1773 ihre entscheidende Kraft absprechen und den Schwerpunkt in einen andern Akt verlegen, weil sich mit der Anerkennung des Valors jener Urkunde das Augustenburgische Erbrecht schlechterdings nicht aufrecht erhalten läßt. Herr von der Pfordten thut dieß mit den Worten: „Die Cessionsakte dagegen spricht mehr für die andere Auffassung (nämlich: die Nichtausdehnung der Nachfolge auf die Augustenburger); nur wird man dabei nicht übersehen dürfen, daß der Vertrag selbst eine höhere Bedeutung hat und behaupten muß, als die Vollzugsakte" u. s. w.*).

Die Cessionsakte besagt nämlich: „Als cediren und über-

*) l. c. S. 58.

tragen Wir für uns, Unsere Descendenten, Erben und sämmtliche Nachkommen hiemit und in Kraft dieses an Ihro Königliche Majestät zu Dänemark und Norwegen und Dero männliche Descendenten, wie auch eventualiter an Dero Herrn Bruder, des Prinzen Friedrich Königliche Hoheit und Liebden und Ihro männliche Posterité, Unsern bisherigen ganzen einseitigen und gemeinschaftlichen Antheil an das Herzogthum Holstein" u. s. w. Hiemit ist so bestimmt der Kreis der im abgetretenen Theil berechtigten Erben angegeben, daß ein Zweifel nicht entstehen kann, wenn es auch in anderen hieher gehörigen Urkunden einfach nur heißt: „an Ihro Majestät und Dero männliche Descendenten und das gesammte Königlich-Dänemarkische Erbhaus männlichen Stammes." Wie weit sich das gesammte königliche Erbhaus erstrecke, zeigt eben die in der Cessionsakte enthaltene nähere Bestimmung*). Sie erstreckt sich nicht über den regierenden König und seinen Bruder hinaus, und nach dem Aussterben dieses Zweiges des oldenburgischen Gesammthauses hört die Cession der Gottorper von selbst auf; das abgetretene Territorium fällt an die vorigen Besitzer zurück, also an den Czaren von Rußland, oder an einen andern Zweig der Gottorper. Und dieß zwar um so mehr, da einer von den Gottorpischen Agnaten, der Fürstbischof von Lübeck (Oldenburg), auch noch einen Vorbehalt an seinen Consens geknüpft hat, in welchem er nur auf so lange keine Ansprüche auf den in Rede stehenden Antheil Holsteins erheben will, als der männliche Stamm des königlichen Hauses fortbesteht. Zu alldem kommt noch hinzu, daß nach einer vom Grafen Rechberg am 23. Januar d. Js. gegebenen Erklärung ein Dokument besteht, nach welchem Kaiser und Reich ausdrücklich den Heimfall des Gottorpischen Antheiles an Rußland beim Erlöschen der direkten Descendenz des dänischen Königshauses anerkannt hat. Von diesem Dokument thut das „Votum" keine Erwähnung.

Indeß die Annahme des „Votums" läßt sich auch dann

*) Und sicher muß ja bei mehrdeutigen Ausdrücken der unbestimmtere durch den bestimmteren erklärt werden, nicht umgekehrt.

nicht aufrecht erhalten, wenn man auch von den bestimmten Ausdrücken der Cessionsurkunde absieht. Auch die Ausdrücke, welche in den andern einschlägigen Urkunden gebraucht werden, erlauben die Behauptung nicht, daß auch an die Sonderburger die Cession erfolgt sei. In der Urkunde des provisorischen Vertrages von 1767 ist nur die Rede von einem Uebertrage „an Ihro Königliche Majestät zum immerwährenden Eigenthume"; in den offenen Briefen des Königs und des Großfürsten an die Bewohner des Gottorpischen Theils von Holstein heißt es: „an Ihro Majestät und Dero männliche Descendenten und das gesammte Königlich-Dänemarkische Erbhaus männlichen Stammes."

Es ist hier von einem königlichen Erbhause die Rede, und zu diesem sind die Augustenburger und überhaupt die Sonderburger nicht zu rechnen. Und zwar aus dem einfachen Grunde nicht, weil die Sonderburger gar nicht von einem königlichen Erbhause abstammen. Ihr Stammvater war Johann der Jüngere, gb. 1545, gestorben 1622. Damals gab es aber noch gar keine Erbkönige Dänemarks, indem für den dänischen Thron das Wahlrecht noch bestand, nur mit Beschränkung auf die regierende Dynastie. Erst im Jahre 1660 wurde unter Friedrich III. das Erbkönigthum eingeführt, und die so entstandenen Rechte konnten sich doch nicht auf eine Linie beziehen, welche in keiner Weise im Besitze der königlichen Würde war. Nach Dircking-Holmfeld*) wurden die Sonderburger überdieß durch die Gründungsakte selbst von dem Erbhause ausgeschlossen. Im Jahre 1671 bediente sich auch ein Zweig der Sonderburgischen Linie selbst des Namens „Königliche Linie" zur Bezeichnung des über Dänemark herrschenden Oldenburgischen Zweiges, was gewiß deutlich genug zeigt, daß sich die Sonderburger nicht als zum königlichen Erbhaus gehörig betrachtet haben.

Aber noch bleibt eine Schwierigkeit zu lösen, und zwar muß dieselbe um so mehr gelöst werden, als an ihr die Auffassung des Verfassers des „Votums" ihre stärkste Stütze hat.

---

*) D.-H. Kritik der Scheingründe ꝛc. S. 12.

für die Hauptlinie des Gottorpischen Theiles von Holstein an das königliche Haus überging, wurden die Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst an die Gottorper, und der Fürstbischof Friedrich August von Lübeck erhielt diese Länder als besonderes Herzogthum. Nun nimmt aber nach Angabe des „Votums"*) die Sonderburger vor den Gottorpern das Successionsrecht in diesen Grafschaften: es mußte also das Gottorpische Holstein an die Stelle der Grafschaften treten, wenn diese im Besitze der jüngeren Gottorper Linie bleiben sollten, und demnach müßte den Sonderburgern auf Holstein-Gottorp die Succession vor den Gottorpern eingeräumt werden.

Das ist allerdings sehr plausibel. Aber die Sache ist von solcher Wichtigkeit, daß sich in den Vertragsurkunden zwischen den Gottorpischen und der königlichen Linie darüber eine bestimmte Andeutung finden muß, da man nicht annehmen kann, daß man sich in einer so wichtigen Sache auf die bloße Schlußfolgerung verlassen wollte und nichts Ausdrückliches stipulirte. Hiefür wird aber aus jenen Urkunden nichts beigebracht, als der Name „das königlich Dänemarkische Erbhaus" mit der Voraussetzung, daß dieser Name auch die Sonderburger begreife. Da nun aus dem bereits Gesagten ersichtlich ist, daß eine solche Erweiterung des Begriffs unstatthaft sei, so fällt diese Stütze der wenn auch noch so plausiblen Annahme von selbst weg. Gesetzt also auch, die Succession der Sonderburger vor den Gottorpern fände in den Grafschaften statt, so könnte für dieselben nicht so ohne weiters der betreffende Antheil von Holstein angesprochen werden, sondern in Oldenburg müßte eine Veränderung eintreten. Es wäre denn nur, der ehemalige Inhaber des gottorpischen Theiles ließe es sich gefallen, daß zur Erhaltung der Oldenburgischen Dynastie Holstein-Gottorp den Sonderburgern, also dem Augustenburger als dem ältesten derselben, übergeben würde. So lange dieses nicht geschieht, hat ein Erbrecht des Augustenburgers auf Holstein-Gottorp nicht statt

*) l. c. S. 23 und 60.

Das gilt auch dann, wenn eine Erklärung des Königs Christian VII., wie sie im Votum S. 61 angeführt wird, auf etwas Anderes hinzudeuten scheint; denn der König konnte gegen den Vertrag mit den Gottorpern den rechtlichen Bestand der Dinge nicht ändern. Der russische Hof hat auch, wie die Zeitungen wiederholt berichten, bereits zur Genüge zu erkennen gegeben, daß er in jene Uebertragung der Successionsrechte nicht einwillige, vielmehr selbst Ansprüche auf Kiel und das betreffende Territorium erhebe. Es bliebe demnach nichts anderes übrig, als den Augustenburger mit seinen Ansprüchen an Oldenburg zu verweisen.

Somit ergibt sich, daß auch das Votum v. d. Pfordtens keineswegs im Stande ist, das Augustenburgische Recht auf die zwei Hauptheile von Holstein, Ploen und Gottorp, zu erweisen; die Nichtberechtigung der Augustenburger kann vielmehr auch jetzt noch mit Bestimmtheit behauptet werden, zum Theil selbst auf Grund des von dem bayerischen Bundesgesandten beigebrachten Materials.

Wie es mit dem jetzigen Großherzogthum Oldenburg, den ehemaligen Grafschaften Oldenburg und Delmenhorst und Andern, bestellt ist, ob die in dem „Votum" diesfalls behaupteten Successionsrechte der Augustenburger gegründet sind oder nicht, das zu untersuchen, gehört nicht nothwendig hieher. Ich bemerke darum nur, daß auch diese Successionsrechte mit aller Entschiedenheit widersprochen werden. Sollte die Frage praktischer werden, als sie jetzt ist, dann könnte dieselbe noch einer näheren Besprechung unterworfen werden; für jetzt begnüge ich mich, die Leser, welche ein Interesse an der Sache haben, auf Zimmermann, Dircking-Holmfeld und Ostwald, welcher letztere die für die Augustenburger günstige Urkunde von 1676 diskutirt hat, zu verweisen.

Die Frage selbst wird jetzt nach Maßgabe der durch den Krieg entstandenen Verhältnisse entschieden werden. Daß die Dänen Anlaß zum Kriege gegeben haben, wird sich wohl nicht in Abrede stellen lassen, wenn man auch die Ansicht kaum auf-

geben kann, daß eine friedliche Ausgleichung nicht unmöglich gewesen wäre, wenn sie nicht durch die von grenzenloser Unkenntniß der wirklichen Sachlage getragene Bewegung in Deutschland unmöglich gemacht worden wäre. Ob wir nun davon wirklichen Nutzen haben werden, oder ob vielmehr in Kürze eine neue viel schlimmere Verwicklung eintreten wird, wenn es im Sinne der Aktionspartei gehen soll, das wissen wir nicht; möge die Zukunft zu unserm Vortheil entscheiden.

Noch wäre über Schleswig und über das, was der Verfasser des „Votums“ hier zur Begründung einer Successionsberechtigung des Augustenburgers beibringt, zu reden. Aber ich verzichte darauf, hierüber in eine ausführlichere Erörterung einzugehen, und bemerke nur, daß sich die Entscheidung wesentlich nach dem Verständniß des von Friedrich IV. im J. 1721 verlangten und ihm geleisteten, auch von dem Augustenburger Christian August geleisteten Huldigungsaktes richten muß. Diese Huldigung wurde unter Zugrundelegung der Lex regia geleistet. Darunter nun etwas Anderes verstehen wollen, als die im J. 1665 getroffene und unter diesem Namen bekannte Anordnung, nach welcher auch die weibliche Succession im Königreiche stattfinden kann: das geht jedenfalls um so weniger an, als die im J. 1773 von dem Großfürsten Paul geschehene Verzichtleistung auf den ehemaligen Antheil der Gottorper an Schleswig nur diese Auffassung gestattet, indem zum ausdrücklichen Unterschiede von Holstein hier ein Vorbehalt für das Aussterben des Mannsstammes nicht gemacht ist. Es mag nun in dem „Votum“, oder es mag anderwärts behauptet werden, es sei unter der Lex regia etwas Anderes als jene Anordnung zu verstehen, bewiesen kann diese Behauptung nimmermehr werden, und mit bloßen Aufstellungen, wenn auch dieselben noch so sehr mit Gründen belegt werden, ist es nicht gethan; nur ein vollgiltiger Beweis genügt, dieser aber kann wie gesagt nicht geliefert werden. Es wäre aber gerade in diesem Streite ein vollgiltiger Beweis um so nothwendiger, weil die conditio melior possidentis nicht dem Augustenburger zu gute kommt.

IV.

Zeitläufe.

Rückblick auf die Thatsachen der Londoner Conferenz.

Den 24. Juni 1864.

Es werde ja doch bei dieser Diplomaten-Versammlung zu London nichts herauskommen: hat man gemeint Indeß dürfte bei der Conferenz schon mehr als genug herausgekommen seyn, und wenn der Schein nicht trügt, so ist über der richtigen Ahnung des Ausgangs selbst bei unsern Parteien eine namhafte Ernüchterung eingetreten. Jedermann muß endlich mit Händen greifen, daß die Zerstörung des europäischen Staatensystems an jenen nördlichen Grenzen keineswegs so leicht und einfach abgethan ist, wie die Sperlinge bei uns fünf Monate lang von den Dächern gepfiffen haben. Ja freilich, wenn der Imperator der Franzosen mit seiner ganzen Macht als uneigennütziger Ritter des Augustenburgers aufgetreten wäre, wie unsere Parteien mit unbegreiflicher Gutmüthigkeit erwarteten, dann hätte sich die Sache ziemlich leicht und einfach gemacht. Aber das war eben der schwere Irrthum; die Londoner Conferenz hat ihn jetzt aufgedeckt, leider — zu spät.

In diesem Augenblick liegen noch keine authentischen Nachrichten über die entscheidenden Sitzungen des Großraths von Europa vor. Aber das Resultat ist unzweifelhaft. Es wird

nämlich gerade so ausfallen, wie es der Imperator wünscht und will. Er hat die Karten, die wir ihm unvorsichtig in die Hand gedrückt haben, unendlich geschickt gemischt. Während unsere Parteien, mit Herrn von Beust an der Spitze, auf seine beflissenen Liebesdienste zuversichtlich rechneten, hat er sich gemächlich als allumworbene Braut im Centrum der Situation niedergelassen und bildet nun mehr als je das Zünglein an der europäischen Waage. Seitdem er die Personalunion mit einem Wink zu Fall ge [illegible] lischen Feigheit das Londoner Protokoll ausge [illegible] alle Mächte auf dem abschüssigen Glitsch [illegible] en wollte. Daß er der zuletzt Lachende sei [illegible] hleswig-holsteinischen Krisis Niemand als er [illegible] as ist bereits gewiß. Es fragt sich nur, [illegible] für seine Zwecke die Confusion und allsei [illegible] schon groß genug sei, oder daß sie noch grö [illegible] Alles wohl erwogen scheint es fast, daß er einen Krieg Englands gegen Deutschland nicht einmal mehr braucht.

Jenseits des Kanals und diesseits des Rheins sind Mächte, die gegen die französische Congreß-Thronrede vom 5. Nov. noch ungemein stolz und spröde thaten, und jetzt so mürbe erscheinen, daß Er sie bald nach der Wahl um den Finger wird wickeln können. Zunächst hat er sich an diesem fettkranken England für die boshaften Hetzereien, womit es seine Congreßidee verfolgte, exemplarisch gerächt. In London hat man den dänischen Widerstand ermuthigt, ja man hat vor vier Monaten sogar den Russen ein Bündniß zur bewaffneten Vertheidigung Dänemarks angetragen, und nun begeht man den schmählichen Verrath und läßt die Integrität des Schützlings, ohne einen Finger zu rühren, im Stiche. Während sich aber die englische Macht in solcher Weise vor aller Welt verächtlich macht, culminirt zugleich ihre Unverschämtheit gegen Deutschland in dem Vorschlag, daß gegen eine Bundesfestung zu Rendsburg und einen Bundeshafen zu Kiel ein europäisches Verbot erlassen werden müsse. Das wird man in Deutschland, wie vieles Andere, dem ent-

Herzog von Holstein und Schleswig zu erachten." In den folgenden Nummern werden die streitigen Fragen einer näheren Erörterung unterzogen.

Gerade diese Erörterungen nun sind es, welchen nicht so unbesehen beigestimmt werden kann; sie lassen vielmehr Bedenken übrig, aus welchen die in Anspruch genommene Erbfolge des Augustenburgers nichts weniger denn als sonnenklar erkannt werden kann.

Für Holstein ist hier am wichtigsten, was über die sogenannten „Plönischen Verträge von 1756" und dann unter dem Titel „der Gottorpische Antheil von Holstein" gesagt wird.

Ein Zweig der Sonderburger war im Besitze von Holstein-Ploen, und dieser Zweig war dem Aussterben nahe. Der damalige Inhaber dieses Antheiles von Holstein war der Norburger Friedrich Karl, geb. 1706, gest. 1761. Die Könige von Dänemark trachteten schon seit lange und sicher auch in jener Zeit danach, das Sonderburgische Holstein für den männlichen und weiblichen Stamm zu erwerben, und nun bot sich hiezu eine passende Gelegenheit dar. Es wurde also am 29. Nov. 1756 ein Erbvertrag zwischen König Friedrich V. und dem Inhaber des Herzogthums Holstein-Ploen abgeschlossen, in welchem Friedrich Karl für den Fall, daß er ohne männliche Leibes-Lehenserben sterbe, den König von Dänemark nebst dessen königlichen Erbfolgern zum einzigen Nachfolger in allen seinen Ländern und Gütern ernannte. Diesem Vertrage stimmten die übrigen Sonderburgischen Agnaten bei, und namentlich that dieß der Augustenburger mit den Worten, daß er alles Recht und *allen Anspruch*, der ihm und seiner männlichen Nachkommenschaft seiner Zeit zukommen könnte, ohne Vorbehalt auf den König von Dänemark und dessen königliche Erben auf ewig übertrage und cedire. Dieser Vertrag wurde von dem Kaiser Franz I. am 5. März 1761 confirmirt und war für den Augustenburger und dessen Haus um so zweifelloser bindend, als derselbe, Stammhalter des Hauses, damals noch ohne männliche Nachkommen war.

man möge sich ja nicht täuschen; um die Aufgabe ehrenvoll zu lösen, sei wirklich ein europäischer Eroberungskrieg nöthig; mit den Rechtssätzen der Kieler Schule werde man wohl die ohnehin von den Parteien unterjochten kleineren Kabinete Deutschlands überreden oder bezwingen, aber es wäre ein folgenreicher Mißgriff bei irgend einer fremden Macht die gleiche Gelehrigkeit vorauszusetzen. Deutschland werde nur soweit Recht behalten, als es erobernd sich zu behaupten wisse, und zu diesem Zweck werde es die Eroberung aus strategischen Rücksichten mindestens auch auf ganz Jütland ausdehnen müssen. Komme es aber dahin, so meinten wir im weitern Verlauf, dann müsse man sich von vornherein darauf gefaßt machen, daß Holstein und Schleswig nicht etwa, um problematischer Rechtsansprüche willen, einem beim Nationalverein viaticirenden Prätendenten in den Schooß geworfen würden; sondern Preußen werde dann in dieser oder jener Form die losgerissenen Landestheile unter seine Obhut nehmen und als Wächter der Nordmark auferstehen.

Der bisherige Gang der Dinge hat diese Voraussage Punkt für Punkt bestätigt. Es war der Cardinalfehler der Bundestagsmehrheit, oder vielmehr der deutschen Mittelstaaten, daß sie den wahren Charakter der Aufgabe gänzlich verkannten. Auf die liberale Juristerei und die scheinbar gnädige Miene des Imperators vertrauend, drängten sie nach dem Zweck, aber sie wollten von keiner der unerläßlichen Bedingungen wissen. Den zwei Großmächten, welche die Gefahr der europäischen Complikation richtig würdigten, sollte die eventuelle Last des Weltkriegs durch Stimmenmehrheit am Bundestag zudiktirt werden, die Frucht aber jedenfalls, im Interesse der „dritten Gruppe“, dem collegialischen Prinzen von Augustenburg zufallen. Diesen Dienst nahm man von Oesterreich und Preußen als einfache Bundespflicht in Anspruch, nachdem ja in Büchern, Zeitungen und Gutachten die Identität der Augustenburgischen Candidatur mit dem Recht Deutschlands genugsam erwiesen sei. Darauf hin sollten die zwei Mächte den Krieg gegen halb Europa

wagen, von dem jetzt wohl Niemand mehr zweifeln kann, daß er einem solchen Auftreten auf dem Fuße gefolgt wäre. Als aber die Mächte sich weigerten und nur einen lokalisirten Kampf gegen Dänemark, im Interesse der Verfassungsfrage und unter fortwährender Anerkennung des Princips der dänischen Integrität, aufnahmen, da war es auch klar, daß ihr Standpunkt mit dem mittelstaatlichen nie mehr auf die Dauer zusammentreffen würde. So ist es auch bis zur Stunde. Als durch die verblendete Hartnäckigkeit Dänemarks, die Intrigue Frankreichs und die Schwäche Englands der Vorschlag der Personalunion zu Fall kam, da war zwar den zwei Mächten die bisherige Basis entzogen, aber auf den mittelstaatlichen Standpunkt traten sie doch nicht über. Allerdings stellten sie zunächst die höchste Forderung, nämlich die Losreißung Holsteins, Lauenburgs und ganz Schleswigs unter einer deutschen Dynastie; aber sie thaten dieß nur, um sofort den neutralen Vorschlag der Theilung Schleswigs nicht nur im Princip, sondern auch im Ernst anzunehmen.

Diese Wendung ist ungemein traurig, aber es ist nichts daran zu verwundern, nachdem die Bundestagsmehrheit den politischen Weg absichtlich vermieden hatte, auf dem das ganze Schleswig hätte losgerissen werden können. Für die zweifelhaften Rechtssätze der Kieler Schule wollte Preußen seine Großmachts-Existenz nicht auf das Spiel setzen, und Oesterreich noch weniger; beide erkannten vielmehr thatsächlich das Recht der dänischen Erbfolge an, indem sie noch am 17. Mai den Antrag auf Personalunion stellten. Als ihnen dieser Standpunkt unmöglich gemacht wurde, standen sie nur mehr vor einer Frage der Politik, mit welcher sich bekanntlich alles Mögliche verträgt, warum nicht auch die Theilung Schleswigs. Oesterreich hatte auch von vornherein stets erklärt: es werde für Schleswig-Holstein Alles thun was ohne die Gefahr eines europäischen Krieges geschehen könne. Ebenso sprach das preußische Kabinet wiederholt aus: daß für die Herzogthümer „das Möglichste“ geschehen solle. Es wäre am übrigen Deutschland

gewesen, durch hochherzige und opfermuthige Entschlüsse die zwei Mächte über diese Linie der Transaktions-Politik hinauszuheben. Dann wäre Deutschland nur in die Conferenz gegangen, um sein Eroberungsrecht protokolliren zu lassen. Jetzt ist es für eine solche That fast schon zu spät; und wenn es auch nicht zu spät wäre, so werden wir nachher sehen, in welcher Weise Hr. von Beust die schleswig-holsteinische Integrität auf dem Conferenzweg retten zu können glaubt.

Im Princi [illegible] len Seiten, auch den Bundesgesandten ni [illegible] die Theilung acceptirt und der große Rech [illegible] oße „Gränzregulirungsfrage“ reducirt. Vom [illegible] überhaupt keine Rede mehr. Ob von dem [illegible] als wenn es ein todter und aufgelöster Ca [illegible] tück mehr zu Dänemark oder zu Holstein falle [illegible] d nun hin und her gemarktet. Die englische [illegible] Linie stehen am weitesten auseinander. England will uns nur das Stücklein Schleswig bis an die Schley und das Danewerk gönnen. Preußen rückt die Gränze bis nach Apenrade-Tondern hinauf, um auch den blutgetränkten Boden des Sundewitt mit Düppel und Alsen einzuschließen. Oesterreich soll vermittelnd eine alle diese strategischen Punkte und selbst Flensburg ausschließende Linie von Tondern nach Süden empfohlen haben; und Frankreich geht, wie es heißt, noch tiefer herab bis auf die Linie von Bredstedt-Gelting. Ferner streitet man sich, wer über diese unvereinbaren Gegensätze entscheiden soll: ob eine ganze oder eine partielle Volksbefragung, ob die Conferenz oder ein europäischer Schiedsrichter. Nur die ungeheure Schwierigkeit wird mit jedem Tage klarer und die Thatsache, daß Deutschland, wenn es nicht mit Schande und Frevel beladen aus der Krisis hervorgehen will, nur die Wahl hat, entweder unter billigen Bedingungen einen Specialfrieden mit dem Dänenkönig zu schließen, oder mit dem gezückten Schwert einen Weg nach vorwärts zu suchen.

Aber was ist da zu hoffen? Ersteres wäre eminent großdeutsch, böte für die deutsche Zukunft zur See insbesondere eine

folgenreiche Politik*); aber die herrschende Partei-Verbissenheit verbietet schon den bloßen Gedanken. Und letzteres? Wenn nun einmal auseinander gerissen werden soll, was die Natur selbst zusammengefügt und mit tausend Fäden verknüpft hat, dann sollten wir wenigstens zum Alexandersschwert greifen und unser volles „Recht“ erobern. Werden wir es thun? Schwerlich; man will die Bedingungen eines solchen Entschlusses nicht, die schlüpferige Bahn der Compromisse ist einmal betreten, und es wird bei der Theilung Schleswigs bleiben!

„Theilung Schleswigs!“ Gibt es denn wirklich einen ehrlichen Deutschen, der über diese zwei Worte nicht schamroth wird? Die Personalunion hätte ganz Schleswig bei Deutschland erhalten, und während man über diesen Vorschlag muthwillig höhnte, hat die Krisis die unglücklichste Wendung genommen, welche für deutsches Recht und Interesse möglich war. Ob man nun das alte Herzogthum bei Bredstedt, Flensburg oder Apenrade theilt, immer ist jede Theilung erst recht der verspielte Proceß. Das war vor Monaten unsere Meinung, und sie wird jetzt wörtlich aus den Herzogthümern selbst wiederholt. Nie ist ein Schmerzensschrei berechtigter gewesen. Hätten der Prinz-Prätendent und sein Anhang das Herz am rechten Fleck, wäre es ihnen wirklich um die zwei Länder und nicht um ihre Personen zu thun, so würden sie unbedenklich erklären: ehe das geschehe, mögen die beiden Herzogthümer lieber unter billigen Bedingungen wieder bei Dänemark bleiben. Es wäre

---

*) Es ist ganz richtig, daß in dieser Herzogthümer-Frage die deutsche Marine-Machtfrage instinktmäßig die größte Rolle spielt. Daher auch Englands Insolenzen. Nun ja, warum treten wir nicht vor Christian IX. hin und sprechen: „Da hast du unter annehmbaren Garantien Alles wieder, was wir unter dem jetzt ohnehin aufgegebenen Gesichtspunkt des „Rechts“ genommen haben. Gib' uns dafür, was England uns verweigert: die Bundesfestung Rendsburg, den Bundeshafen von Kiel, die Herstellung des Nordostsee-Kanals und dessen Neutralisirung!“ Das wäre baarer Gewinn, der Augustenburger im getheilten Schleswig wäre baarer Verlust!

dann wenigstens das Recht nicht verloren und in die Zukunft gerettet. So werden jene Männer natürlich nicht reden, aber indem sie die Theilung thatsächlich annehmen, sprechen sie sich selber das Urtheil; denn es ist unläugbar, daß der Augustenburger nur auf ganz Schleswig ein Recht haben kann, oder er hat gar keines.

Allein wie auffallend! Man hätte denken sollen, bei der ersten Nachricht von dem Theilungsprojekt, und daß die deutschen Vertreter im Princip darauf eingegangen seien, aus der schleswigischen Rechtsfrage eine „Gränzregulirungsfrage" zu machen — müßte ein einziger Schrei der Entrüstung das ganze liberale Deutschland erschüttert haben. Ich selber freute mich schon darauf, endlich auch einmal mit der herrschenden Tagesmeinung von Herzen übereinzustimmen. Aber wie täuschte ich mich! Langsam, matt, fast schüchtern kommen die Proteste gegen die schleswigische Theilung, im Vergleich zu der rauschenden Agitation für den Augustenburger hört man sie kaum. Das großdeutsch-liberale Hauptorgan in Augsburg ließ uns anfänglich sogar im Zweifel, ob nicht doch noch eine Abfindung mit dem Theilprincip möglich wäre. Ganz entschieden scheint nur die ehrliche Demokratie zu widerstreben. Die Organe des Nationalvereins protestiren zwar auch, aber man kommt auf den Gedanken, ob es nicht bloß Schandenhalber geschehe, und ob es nicht einer großen Partei viel weniger um die Befreiung Schleswigs, als darum zu thun sei, daß unter dem Rechtstitel des Augustenburgers Dänemark um ein Herzogthum kleiner und der Nationalverein um ein Herzogthum größer werde. Diesen Dienst würde freilich auch ein getheiltes Schleswig leisten, ja gerade ein getheiltes erst recht.

„Dat se bliven ewich ungedeelt tosammen:" das war das Schiboleth der ganzen Bewegung seit 1846. Die Unterdrückung der deutschen Schule in der Stadt Hadersleben, welche jetzt auf alle Fälle zur Incorporirung in Dänemark abgeschnitten würde, gab einen der ersten Anstöße zu dem dreijährigen Krieg. Und nun sollten deutsche Parteien sich mit der Theilung Schleswigs befreunden können? Es ist eine so ehrenrührige

Annahme, daß ohne die deutlichsten Indicien der Argwohn eine Sünde wäre. Aber es ist Thatsache, daß auch hier schon wieder ein Schlagwort als Ausrede vorhanden ist. Nie und nimmer darf Schleswig getheilt werden: so sollten die Parteien sagen; „nicht ohne Zustimmung der Bevölkerung:“ so sagen sie. Hiemit ist augenscheinlich das positive Recht auf ein unter allen Umständen ungetheiltes Schleswig bereits aufgegeben, und zugleich das napoleonische Princip in unsere große deutsche Angelegenheit als höchste Instanz eingeführt.

Was soll man aber davon sagen, daß der Bundesgesandte bei der Conferenz selber den gleichen Standpunkt einnimmt, dessen evasiver Charakter auf den ersten Blick einleuchtet, wie er sich andererseits als eine neue Allianzbettelei bei dem Imperator qualificirt? Und doch ist es so. Herr von Beust war weit entfernt, den Theilungsvorschlag als baaren Hohn auf das positive und so viel angerufene Urkundenrecht an der Schwelle abzuweisen; er hat in dem Vorschlag vielmehr ein ganz berechtigtes Princip der Lösung erkannt; nur daß die Volksbefragung über die Theillinie entscheide. Herr von Beust will also nicht gleich den andern Mächten eine Linie von Autoritätswegen ziehen*), sondern von Nordschleswig herab soll das Volk befragt werden, ob es zu Südschleswig Holstein oder zu Dänemark gehören wolle. Diese scharfsinnige Aufstellung des sächsischen Diplomaten und Bundesgesandten ohne Instruktion wird viel belobt. Dieselbe könnte aber ebenso gut ein glänzend maskirter Rückzug seyn. Denn wer gar zu viel verlangt, verlangt nichts, und in der That ist der Beustische Vorschlag nicht nur ein Versuch, das neue Recht des Napoleonismus beim Wort zu nehmen, und zu Bundeszwecken zu verwerthen, sondern zugleich eine an demselben begangene Escamotage.

In diesem neuen Rechte steht nämlich, wie denn Alles

*) Auch Preußen zieht die Linie; durch die Volksbefragung will es, dem Anschein nach, nur in den streitigen Bezirken die Nationalität erwahren.

dann wenigstens das Recht nicht verloren und in die Zukunft gerettet. So werden jene Männer natürlich nicht reden, aber indem sie die Theilung thatsächlich annehmen, sprechen sie sich selber das Urtheil; denn es ist unläugbar, daß der Augustenburger nur auf ganz Schleswig ein Recht haben kann, oder er hat gar keines.

Allein wie auffallend! Man hätte denken sollen, bei der ersten Nachricht von dem Theilungsprojekt, und daß die deutschen Vertreter im Princip darauf eingegangen seien, aus der schleswigischen Rechtsfrage eine „Gränzregulirungsfrage" zu machen — müßte ein einziger Schrei der Entrüstung das ganze liberale Deutschland erschüttert haben. Ich selber freute mich schon darauf, endlich auch einmal mit der herrschenden Tagesmeinung von Herzen übereinzustimmen. Aber wie täuschte ich mich! Langsam, matt, fast schüchtern kommen die Proteste gegen die schleswigische Theilung, im Vergleich zu der rauschenden Agitation für den Augustenburger hört man sie kaum. Das großdeutsch-liberale Hauptorgan in Augsburg ließ uns anfänglich sogar im Zweifel, ob nicht doch noch eine Abfindung mit dem Theilprincip möglich wäre. Ganz entschieden scheint nur die ehrliche Demokratie zu widerstreben. Die Organe des Nationalvereins protestiren zwar auch, aber man kommt auf den Gedanken, ob es nicht bloß Schandenhalber geschehe, und ob es nicht einer großen Partei viel weniger um die Befreiung Schleswigs, als darum zu thun sei, daß unter dem Rechtstitel des Augustenburgers Dänemark um ein Herzogthum kleiner und der Nationalverein um ein Herzogthum größer werde. Diesen Dienst würde freilich auch ein getheiltes Schleswig leisten, ja gerade ein getheiltes erst recht.

„Dat si bliven ewich ungedeelt tosammen:" das war das Schiboleth der ganzen Bewegung seit 1846. Die Unterdrückung der deutschen Schule in der Stadt Hadersleben, welche jetzt auf alle Fälle zur Incorporirung in Dänemark abgeschnitten würde, gab einen der ersten Anstöße zu dem dreijährigen Krieg. Und nun sollten deutsche Parteien sich mit der Theilung Schleswigs befreunden können? Es ist eine so ehrenrührige

Gemeindewahlen vor Kurzem fast ebenso viele dänisch als deutsch Gesinnte gewählt worden. Ja, als in Hadersleben jüngst eine große Volksversammlung statthatte, die im Namen Nordschleswigs gegen die Theilung protestiren sollte, da waren von den gehaltenen Reden zwei dänisch und nur Eine deutsch, wobei noch ausdrücklich bemerkt wird, daß von dem Augustenburger mit keinem Wort die Rede gewesen sei, und zwar aus guten Gründen. Die Wahrheit ist einfach die: daß Nordschleswig, abgesehen von der eingewanderten Diaspora namentlich in den Städten, keineswegs deutsch ist, aber man ist schleswigisch und man will ohne Ausnahme beisammen bleiben; kein Einwohner des Landes ohne Unterschied der Sprache, der nicht jedes Theilungsprojekt in die tiefste Hölle verwünschte. Jeder Schleswiger würde sich wie bei lebendigem Leibe auseinander gerissen fühlen, und es müßten Zustände entstehen, die alsbald das ganze Land mit Reue und Sehnsucht an das Londoner Protokoll von 1852 zurück denken ließen.

Und trotz Alldem stimmen nicht nur Oesterreich und Preußen, sondern im Princip auch der Bund*) für die Theilung, und macht sich überhaupt gegenüber der frevelhaften Absicht ein allgemeines sich Drücken und Schmiegen bemerklich! Wie ist das möglich? Warum erhebt sich nicht das dritte Deutschland, um wenigstens jetzt noch zu thun, was es von Anfang an hätte thun sollen, nämlich den zwei Großmächten, und namentlich dem subventionsbedürftigen Oesterreich, zu erklären, daß man ihnen mit allen Mitteln beistehen und jede Bedingung eingehen werde zur Rettung der Integrität Schleswigs gegen ganz Europa? Das wäre ein patriotischer Schritt; warum thut man ihn auch jetzt noch nicht? Wir wollen aus hundert Gründen gleich den konkretesten nennen: weil man in Wien, München und Frankfurt weiß, daß der weitere Kampf und Krieg wegen

---

*) Wie gesagt hat es der Bundestag noch nicht zu einer Instruktion für seinen Gesandten gebracht; man muß aber annehmen, daß Hr. von Beust des nachträglichen Placet um so sicherer sei.

daran zweideutig ist, neben dem Princip des Suffrage das der Nationalität. Das letztere fordert allerdings eine von Autoritätswegen gezogene Linie, und die Volksabstimmung betrifft dann erst die Wahl des Souverains. So wurde es auch bei der Abtretung von Savoyen und Nizza gehalten; die Bewohner wurden natürlich nicht gefragt, ob sie Italiener oder Franzosen seien, sondern die nationale Linie wurde vorweg gezogen, und dann erst wurden sie gefragt, ob sie nicht statt des Viktor Emanuel den französischen Imperator zum Souverain haben wollten. Genau dasselbe Verfahren hat Frankreich auch für Schleswig-Holstein vorgeschlagen. Was will denn also Herr von Beust, der das Doppelprincip des neuen Rechts doch wohl kennen muß, mit seiner weinerlichen Phrase vom 9. Juni: er könne unmöglich annehmen, daß die neutralen Mächte ein Princip aufstellen wollten, mit der Absicht seine logische und unparteiische Anwendung auszuschließen?

Nebenbei gesagt ist aber diese Politik der Theilungslinien in der Conferenz nichts weiter als die gerechte Strafe für die Fälschung, welche sich unsere Parteien zu Schulden kommen ließen, indem sie, zugleich dem revolutionären Zug der Zeit folgend, Schleswig nicht nur auf Grund des positiven historischen Rechts, sondern auch auf Grund des modernen Nationalitäts-Princips reklamirten. Schleswig sei „ganz deutsch bis zur Königsau:" so haben sie geschrieen. Es ist nicht wahr! antworten darauf die Linien der fremden Mächte. Und es ist nicht wahr! antworten neuerdings wieder die Thatsachen aus Schleswig. Von Flensburg aufwärts stützt sich die Augustenburgische Partei allein auf die Truppen und die Polizei der Alliirten; die letztere hat ihr in Flensburg wirklich schon dreifarbige Demonstrationen machen helfen, und in Hadersleben wurde das polizeiliche Einschreiten gegen die dänisch Gesinnten, welche ihren bekannten Patrioten Lauritz Skau massenhaft zu Grabe geleitet hatten, ausdrücklich angerufen. Die alliirten Commissäre führen ein ausgesprochenes Parteiregiment gegen alles Dänische im Lande, und dennoch sind bei den Flensburger

Terrorismus zu gehorchen, fähig war, ist es die Idee gewesen, ihre Gruppe durch ein wichtiges Mitglied im Norden zu verstärken. In denkwürdiger Weise hat sich dabei das hülfesuchende Auge von Anfang an nicht nach Wien und noch weniger nach Berlin, sondern nach Paris gewendet. Herr von Beust bleibt dieser Richtung treu Er hat den Vorschlag zur Theilung Schleswigs keineswegs, wie harmlose Leute erwarteten, mit einer Drohung beantwortet, daß seine Committenten das positive historische Recht, für das sie so großen Wortlärm erhoben haben, mit den Waffen vertheidigen würden. Ei bewahre! Er hat im Gegentheil den legitimen Standpunkt völlig daran gegeben; er anerkennt in der Theilung Schleswigs eine passende Lösung; aber er verlangt, daß dieselbe der Volksbefragung von Norden nach Süden unterworfen werde, und durch diese Anwendung des neuen Rechts des Napoleonismus, d. i. durch die Gunst und Gnade des Imperators, hofft er der mittelstaatlichen Sache durch eine Hinterthüre zum Siege zu verhelfen. Soweit sind wir bereits gekommen!

Die diametral entgegengesetzte Stellung nimmt Oesterreich ein. Als die conservative Macht Europa's ist es gegen die nationale Willkür der Dänen in den Kampf gegangen, um für die deutsche Sache in Schleswig-Holstein Alles zu erreichen, was mit der Erhaltung des europäischen Friedens und mit dem Bestand des europäischen Staatensystems, kurzgesagt mit dem Princip der dänischen Integrität nur immer vereinbar wäre. Oesterreich allein war es mit dem Vorschlag der Personalunion ganz ernst; aus Rücksicht auf die Anderen hängte es zwar den Vorbehalt der Successionsfrage an, aber gerade diese Erwähnung im Widerspruch mit dem Vordersatz beweist, wie gering man in Wien die „sonnenklaren Rechte" des Augustenburgers taxirte. Als jedoch die Personalunion am Fanatismus der dänischen Parteien und an der Intrigue Frankreichs scheiterte, da hatte der österreichische Gedanke den Boden verloren, und darauf folgte gemeinsam mit Preußen jener Antrag, welcher von unsern Parteien als ein Anschluß an das

Schleswig nothwendig die preußischen Chancen vermehren und unter irgend einer Form den Anschluß der Herzogthümer an Preußen herbeiführen müßte. Auch in Schleswig weiß man das, und die entsprechende Leistung vorausgesetzt, wünscht man es sogar. Aber überall sonst will man lieber Schleswig theilen. Selbst der Nationalverein scheint gewillt, eher die Theilung als die preußische Annexion zu verschmerzen, und er hätte hiezu wohl allein vernünftigen Grund. Denn diese Partei könnte sich allerdings mit dem Gedanken trösten: daß gerade die Theilung Schleswigs das beste Mittel sei innerhalb Deutschlands und gegen Dänemark dauernden Unfrieden zu erhalten, und da es noch nicht aller Tage Abend sei, so würde sich das Weitere sehr wohl finden, wenn nur einmal auch im Norden, sei es auch im kleinern Maßstab, ein Nationalvereins-Herzogthum gegründet wäre, nach der Art Badens im Süden.

Was ist nun also unsere Lage in Deutschland? Die Londoner Nachrichten vom 28. Mai konnten für einen Moment den Schein verbreiten, als ob die Einigkeit der drei Deutschländer endlich hergestellt sei. Aber es war ein schwerer Irrthum, den die fremden Mächte in der Conferenz ohne Zweifel nicht einen Augenblick lang getheilt haben. In der That kann man nach Allem, was durch die inspirirte Presse verlautet, nicht anders schließen, als daß das alte Misere der deutschen Frage wieder aus allen Poren dringt, daß kein Theil Zweck und Absicht mit dem andern gemein hat, daß jeder die traurige Frage mit Hintergedanken gegen den andern behandelt, und nirgends die gewohnten Engherzigkeiten überwunden sind. Von „Deutschland“ auf der Conferenz kann man nach wie vor nicht sprechen, sondern nur von den Besonderheiten der drei Deutschländer.

Da ist zuerst der Bundesgesandte als außerordentliches Mitglied, wahrlich eine wunderliche Erscheinung für jeden, der die tieferen Gründe ihrer Zweckmäßigkeit nicht kennt. Die Bundesmehrheit ist nicht in den Krieg, sondern nur in die Abstimmungen im Eschenheimer Palast hineingezogen; soweit sie dabei überhaupt noch einer andern Absicht als dem populären

licher Krieg hätte nicht nur gegen Dänemark sondern auch gegen andere Mächte geführt werden müssen, und er hätte von der preußischen Monarchie um so größere Opfer und Gefahren verlangt, als Oesterreich wahrscheinlich im Süden die Hände voll zu thun bekommen hätte. Würde der Streit von Anfang an diese gründliche Gestalt angenommen haben, dann wäre es ebenso natürlich als für die dauernde Sicherung jener Länder selber erwünscht gewesen, daß sie in irgend einer Form unter die specielle Obhut Preußens kämen. Noch jetzt wenn der Fall einträte und „Deutschland bis zur Königsau" mit den Waffen erzwungen würde, müßte Deutschland die preußische Annexion einem Austausch gegen Oldenburg oder gar einem Schacher mit Frankreich weit vorziehen. Preußen im Besitz der deutschen Marine-Länder hinter dem Hafen von Kiel hätte dann nicht nur das ersehnte Recht sondern auch die Pflicht, an dem zukunftsreichen Nordostsee-Kanal die norddeutsche Seemacht zu etabliren. Aber — die unerläßliche Voraussetzung ist ja nicht eingetreten, und damit sie nicht noch eintrete, ist man allseitig bemüht durch die Theilung Schleswigs sich die Erleichterung der Aufgabe zu erkaufen. Dennoch glaubte man in Berlin alsbald zugreifen zu müssen. Die Absicht der materiellen Annexion ist zwar verneint, aus guten Gründen. Aber die Absicht einer moralischen Annexion, wornach sich der Augustenburger durch eine Art von Lehensübertragung seine Anerkennung von preußischer Seite erwerben sollte, hat sich um so deutlicher verrathen. Es war eine linkische Voreiligkeit, und deren schlimmer Eindruck wurde noch gesteigert durch den schlecht verhehlten Verdruß über die Weigerung des Augustenburgers, der seinerseits ganz gut berechnet hat, daß er sich durch die abschlägige Antwort in Berlin bei Oesterreich und den Mittel-Staaten einen mächtigen Stein ins Brett setzen werde. So steht es in Deutschland schon wieder aus!

Selbst wenn der verdiente Dank Schleswigs den preußischen Scepter ins Land gerufen hätte, wäre die beliebte Art des Eintritts durch die kleindeutsche Hinterthüre odios und ganz

Programm des Augustenburgers gefeiert wurde. In Wahrheit bildete er nur das Durchgangsstadium zu dem Theilungsprojekt. Oesterreich ging darauf sofort ein, aber in eigenthümlicher Weise. Aengstlich beflissen den legitimen Boden nicht zu verlassen, und nur ja das neue Recht der Volksabstimmung wie das Nationalitätsprincip fern zu halten, hat die österreichische Diplomatie nicht einmal dem preußischen Antrag beigestimmt, daß wenigstens die gemischten Distrikte abstimmen sollten. Hingegen hatte man in Wien den Ausweg ersonnen, das Herzogthum Lauenburg, welches ja doch der dänischen Krone nicht abgestritten werden könne, gegen Nordschleswig auszutauschen. Freilich ein sehr ungleicher Tausch, insbesondere wenn man für das kleine Ländchen von 50,000 Seelen die größere Hälfte Schleswigs von Tondern-Flensburg ab hergeben will. Oesterreich mochte damit sein Gewissen beschwichtigen, die Conferenz aber nahm weiter keine Notiz von diesem Expediens.

Im Allgemeinen machte nun Oesterreich den Eindruck eines Mannes, der in bedenkliche Gesellschaft gerathen ist und sich auf gute Manier rasch empfehlen möchte. Hiefür hat man in Wien auch häusliche Gründe sehr triftiger Natur, wovon aber die Politik des Liberalismus, die in der Presse sofort wieder Oberwasser erlangt hat, nichts verlauten läßt. Sie verkleistert und überzuckert die „österreichische Schwenkung“ nach dem Geschmack unserer Parteien, als eine durch die juristischen Schriften Warnstedts und Zöpfl's bewirkte Bekehrung zum Augustenburgischen Dogma, und läßt insbesondere unablässig durchblicken, daß überdieß die auftauchenden Annexionstendenzen Preußens jede fernere Allianz der zwei Großmächte unmöglich gemacht hätten. Es stünde in allen Beziehungen schlimm, wenn wirklich die kaiserliche Regierung nicht ein besseres Gedächtniß und eine richtigere Einsicht in die „reindeutschen“ Stellungen hätte, als diese bezahlten Schreiber des Liberalismus.

Und nun Preußen! Wir haben frühzeitig darauf hingedeutet, was die Folge eines wirklichen Krieges für die Losreißung der Herzogthümer in ihrer Integrität seyn müßte. Ein

welfallsigen Ansprüche auf den Chef der jüngern Linie des oldenburgischen Hauses übertragen. Ein sehr geschickter Coup, wie uns scheint, und keineswegs unmöglich, daß man in Berlin den Zwischenfall ernster nähme, als sich mit jener Erklärung bei der Conferenz zu vertragen scheint, daß der Bund für den Augustenburger entscheiden werde. Es kommt noch das Gerücht hinzu, daß Preußen eventuell durch eine Gebietserwerbung in dem vakant werdenden Oldenburger Ländchen entschädigt werden könnte. Da überdieß in der Person des Prinzen Wasa von Schweden noch ein weiterer Prätendent auftritt*), an den bisher Niemand gedacht hat, und Spaßvögel bereits behaupten, der, übrigens kinderlose, Prinz werde sich der Protektion Oesterreichs erfreuen, vielleicht um den Kronprinzen von Dänemark zu adoptiren: so könnte es wohl noch dahin kommen, daß jedes der drei Deutschländer seinen eigenen Candidaten hätte für den durch den Verrath an halb Schleswig erkauften Herzogsthron!

Aber noch ist der Abgrund der Confusion nicht erschöpft! Wer soll denn über alle diese streitigen Ansprüche entscheiden? Bis jetzt hat es nicht den Anschein, als ob die zwei Großmächte die Successionsfrage als eine ausschließlich innerdeutsche Angelegenheit und reine Bundessache betrachteten wie Hr. Zöpfl. Vom höhern Standpunkt des europäischen Staatensystems scheinen sie vielmehr auch hierin die Competenz Europa's anzuerkennen und einer Conferenz die schiedsrichterliche Befugniß einzuräumen, wornach dem Bundestag und den Ständen nur das Genehmigungsrecht übrigbliebe. Auch Frankreich wird die *internationale* Behandlung vertreten, aber mit der Modifikation, daß *die dynastische* Frage durch Volksabstimmung zu entscheiden sei, und diesem Modus dürfte noch der Umstand zur besondern Empfehlung gereichen, daß es ja für einen Rechtsspruch ganz unmöglich wäre in dem historisch-juristischen Chaos auf einen

*) Nämlich als Repräsentant derjenigen Linie Holstein-Gottorp, welche zwischen der älteren russischen und der jüngern großherzoglich-oldenburgischen liegt.

sichern Grund zu kommen. Die Neutralen stimmen ohnehin schon fast alle bei, für Preußen aber und Hrn. von Beust, die bezüglich der Theilungslinie das Princip anerkannt haben, wird es schwer werden bezüglich der Regentenwahl dasselbe zu verläugnen, und der Gesandte des Bundes wird dieß im Interesse des Augustenburgers schon gar nicht wollen. Das historisch-positive Recht hätte dann vollends ein Ende, und das neue Staatsrecht des Napoleonismus wäre auf allen Punkten Sieger: bei de[illegible]it dem Nationalitätsprincip und bei der dyn[illegible] dem Princip der Volksabstimmung.

Man sieht[illegible] seine guten Gründe hatte, als er den engli[illegible]ondoner Protokoll ausredete, wie er ihnen u[illegible]och die Verträge von 1815 ausreden möchte[illegible]erreichischen Diplomatie mit strenger Miene [illegible]als eine abgeschmackte Idee verwies. Für ihn wäre es freilich sehr abgeschmackt gewesen, wenn ihm die unerschöpfliche Quelle europäischer Confusion so plötzlich versiegt wäre. Wir aber hatten wahrlich keine Ursache über den „Erfolg" zu jubeln. Es fragt sich jetzt einfach, ob ganz Deutschland in zwölfter Stunde zu dem heroischen Entschluß sich ermannen wird, den es gleich anfangs hätte fassen, oder die Geschichte gar nicht anfangen sollen? Wir zweifeln daran; schon die Unanimität der zwei Großmächte scheint uns zu tiefe Risse bekommen zu haben. Es würde somit bei der Theilung Schleswigs verbleiben. Wie würde aber dann das ernüchterte Deutschland vor den blutigen Stücken des alten Herzogthums dastehen, wie würde ein solches Resultat uns gefallen, wenn auch der Eine Lieblingswunsch erfüllt würde und Prinz Friedrich als volkserwählter Nationalvereins-Herzog auf den neuen Thron stiege?

Welche Zustände an jener unnatürlichen Grenze entstehen müßten, bedarf einer langen Schilderung nicht. Eine offene eiternde Wunde, stete Beunruhigung hüben und drüben, der tödtliche Haß des dänischen Nationalstaats, jeden Augenblick

heit mit jedem Feinde Deutschlands, und insbesondere mit dem Imperator, gemeinsame Sache zu machen: das würde die Folge einer Politik seyn, welche dem scandinavischen National-Demokratismus Dänemarks so blindlings in die Hände gearbeitet hat, und der großdeutsche Liberalismus dürfte sich rühmen maxima pars dieser Politik gewesen zu seyn. Die öffentliche Meinung in Deutschland würde sich furchtbar entrüsten; sie würde fragen: was denn nun erreicht sei für die Ströme tapfern Blutes, und ob man das nicht viel wohlfeiler hätte haben können, da ja die „Pöbelherrschaft" in Kopenhagen nie viel darnach fragte, Holstein und den deutschen Theil von Schleswig aufzugeben, wenn ihr die andere Hälfte auf Discretion überlassen blieb? So würde das Volk fragen, und es würde Anklagen, gegenseitige Vorwürfe und Haderscenen regnen, dichter als je. Die Mittelstaaten würden auf ihre muthvollen Abstimmungen in Frankfurt und London weisen, und die Schuld auf die zwei Großmächte abwälzen. Preußen würde den Vorwurf weiter geben, weil es von Oesterreich in der Conferenz im Stiche gelassen worden sei. Von Oesterreich würde sich schwer läugnen lassen, daß es abermals wie 1855 auf halbem Wege verzagend stehen geblieben, anstatt die schleswig-holsteinische Sache entweder gar nicht so weit getrieben, oder sie im unerschütterlichen Bunde mit Preußen durchgeführt zu haben durch Dick und Dünn. Freilich sind die politischen und finanziellen Nothwendigkeiten bekannt*), welche Oesterreich den Wunsch nahelegen, aus der Geschichte sich baldmöglichst zurückzuziehen. Aber das würde die herrschende Partei in Wien nicht gestehen wollen.

*) Bekanntlich ist kurz vor der sogenannten „Wendung" vom 28. Mai das neueste österreichische Anlehen mißlungen. Damals schrieb die Allg. Zeitung vom 24. Mai im Frankfurter Börsenbericht: bei künftigen Creditoperationen müsse eben Oesterreich andere Wege einschlagen. „Das unfehlbarste Mittel das deutsche Capital in sein Interesse zu ziehen, wird für Oesterreich immer darin bestehen, daß es in deutsch-nationalen Fragen seine Politik mit den Wünschen und Bedürfnissen der Nation in Einklang bringe." So spricht der Jude zu einem hörigen Schuldner!

Sie würde sich einen andern Discurs ausbitten, und den ewigen Juden der Bundesreform wieder durch die Gassen jagen.

Das ist der Plan, den die inspirirten Wiener Zeitungsschreiber bereits ganz offen darlegen, und schon sind die duftenden Rosabillets an die Mittelstaaten im Umlauf, welche zur Wiederholung des alten Tanzes einladen. Hoffentlich geht indeß das Spiel nur von der Einen bekannten Seite in Wien aus, und weiß man auf der andern besser zu würdigen, wie ganz anders die [illegible] nisse jetzt im Vergleich zum August v. Js. [illegible] der deutschen Reformakte, wenn es je eine [illegible] ß ein Manöver war, ruhte auf der Voraus[illegible] zu überwindenden Gegensatzes gegen Pre[illegible] lfe der Mittelstaaten niedergeschlagen werde [illegible] man nun aber in Wien die deutschen Mittels[illegible] durch Hrn. von Beust mit dem napoleonisch[illegible] v- Völkerrecht „Ein Herz und Eine Seele" geworden sind, und nachdem der Handelsvertrag so gut wie angenommen ist, jetzt für besser geeignet halten als sie im Oktober v. Js. waren, mit Oesterreich sich zur Ueberwindung des preußischen Gegensatzes in einen Sonderbund einzulassen? Man sollte meinen, die Frage brauche bloß gestellt zu werden, um lächerlich zu seyn.

In Wahrheit handelt es sich darum, ob nach dem wahrscheinlichen Ausfall der Conferenz noch Einigkeit genug zwischen Oesterreich und Preußen vorhanden ist, damit sie an die allgemein deutschen Angelegenheiten gemeinsame Hand anlegen? Eine verneinende Antwort darauf ist hundertmal wahrscheinlicher als die bejahende, und in diesem Falle wäre mit der schleswig-holsteinischen Sache auch die deutsche Frage in ihrer bisherigen Gestalt verloren. Die Wiener Staatsmänner mögen dann vor allen Dingen sich im eigenen Hause zu helfen und ihre einheimische Verfassungsfrage zu lösen suchen, anstatt mit einer neuen Auflage großdeutsch-liberaler Luftspiegelungen unsere Qualen zu verbittern. Mit der Hoffnung, daß die ephemere Allianz der zwei Großmächte über die specielle Frage hinaus

auf die allgemeine sich erstrecken werde, schwände die letzte Möglichkeit einer conservativen Lösung der deutschen Frage. Es bleibt dann nur die Revolution, im Bunde mit dem Gründer der modernen Politik in den Tuilerien. Ihre Colonnen sind längst aufgestellt, die Verpfuschung der Herzogthümer-Sache würde für sie der Marschbefehl seyn. Nach disponibeln Reformentwürfen würde keine Nachfrage mehr an Oesterreich kommen, wohl aber, wenn die Zeit erscheint, nach disponibeln Soldaten!

Nachschrift für den Augenblick.

Den 30. Juni 1864.

Wir schließen in einem erschütternden Moment. In vierzehn Tagen wird das Schicksal Europa's gemeinverständlich seyn; jetzt noch liegt der Welttheil mit den drei dunkeln Wenn oder Ob in den Wehen, um welche sich unsere vorstehende Abhandlung dreht.

Die Oberflächlichkeit tröstet sich mit der friedlichen Miene, die England zu machen scheint, aber sie vergißt die Hauptsache, das Warum. Warum vermeidet England den Krieg gegen Deutschland, wenn es ihn vermeidet? Hat es vielleicht in diplomatischer Heimlichkeit einen minder gefährlichen Weg entdeckt, um den Bestand Dänemarks zu retten? Und zwar in den Verhandlungen von Kissingen und Karlsbad, hinter welchen die Londoner Conferenz verschwunden ist? Wenn Rußland sich dort mit den zwei deutschen Mächten hätte verständigen können, dann freilich kann England sein Pulver sparen. Denn Rußland hat mit England Ein solidarisches Interesse bezüglich Dänemarks: nämlich den Sieg der schwedisch-französischen Scandinavisten-Partei um jeden Preis zu verhindern. Erstes Wenn!

Oder haben sich nur Oesterreich und Preußen verständigt und worüber? Die Kanonen donnern wieder am Sund. Sehr

wohl: aber gegen wen donnern sie? Donnern sie gegen König Christian oder gegen die liberale Nationalpartei in Kopenhagen? Die Nachrichten von dort lassen nicht mehr zweifeln, daß der Unterschied ein sehr wesentlicher ist. Unsere liberalen Parteien wüthen gegen die liberale Partei, welche das Dänenvolk tyrannisirt, dennoch wollen sie Krieg führen für diese gegen König Christian. Höchst wunderlich, und dennoch ganz vernünftig unter dem Gesichtspunkt der beiden Parteien, deren Interessen im Grunde durchaus solidarisch sind, so daß der Sturz der dänischen unmittelbar das Fiasko der deutschen bedeutet haben würde. Sollten die zwei deutschen Großmächte vielleicht die umgekehrte Stellung zu dem dänischen Dualismus einnehmen, dann hätten sie sich natürlich mit England und Rußland auf mehr als halbem Wege begegnen müssen. Zweites Wenn!

Es ist schwer, mit der neuen russischen Freundschaft das dritte Wenn zu vereinigen. Aber nehmen wir an, Oesterreich und Preußen sprächen zum Bund: wir kanoniren nicht nur gegen den „Kopenhagener Pöbel" (d. i. die dortige liberale Partei), sondern auch gegen König Christian, also kommt und helft uns! Wird dann der Bund sich endlich zu einer Politik im großen Styl herbeilassen, oder wird er durch Bedingungen, welche eine vorgängige Anerkennung des Augustenburgers bezwecken, die naturgemäße Entwicklung der Dinge in den engen Rahmen des liberalen Partei-Programms einzuzwängen suchen?

Diese Frage -- wir haben sie im Vorstehenden eigentlich allein als noch praktisch behandelt — lautet schärfer gefaßt also: wird die dritte deutsche Gruppe in allen drei Fällen dem Imperator das Fahrwasser offen halten, und wird sie gerade dann, wenn England vor der eisernen Umarmung definitiv zurückschreckt, um so gewisser in die Arme des europäischen Lauerers sich hineindrängen lassen? Die Parteisache des Augustenburgers wird in diesem Falle, wie in jedem andern Falle in den Hintergrund treten; aber von der Antwort hängt, wir wiederholen es, die letzte Hoffnung ab, die man vernünftigerweise für die

Bundesreform und gegen den Handelsvertrag noch hegen kann. Der nächste Antrag der Großmächte am Bund muß schon dadurch, daß er ein gemeinsamer ist, unter allen Umständen die deutsche Frage in ihrer Ganzheit berühren und in Fluß bringen; wohin wird der Strom von den Anderen geleitet werden?

Warten wir vierzehn Tage, ob unter allen diesen Möglichkeiten auch nur Eine Ursache übrig bleibe, uns zu gratuliren und dem Imperator zu condoliren? Eines ist indeß gewiß, die Katastrophe naht, von der wir seit Jahren gesagt und geschrieben haben!

V.

Aus meinem Tagebuch.

IV.

Ich betrat den Friedhof. Er ähnelt einem freundlichen, sorgfältig in Stand gehaltenen Garten, den man mit Kreuzen, steinernen und gußeisernen Denkmalen gleichsam übersäet hat. Weitaus die meisten Grabmonumente stammen aus den letzten Jahrzehnten. Auf einigen Kunstwerth dürfen wohl nur sehr wenige Anspruch erheben; mitunter beleidigen wahre Carricaturen von Christusköpfen das Auge, die pausbackigen Engel der Zopfzeit sind schlanken Mädchengestalten mit Thé-dansant-Gesichtern gewichen, der grimmige aber wahrhaftige Knochenmann mit dem grinsenden Schädel hat erlogenen Emblemen der Maurerei, der fromme Spruch nicht selten der hohlen Phrase Platz machen müssen. Ein prächtiger Teufel fiel mir auf; wuthgrinsend windet und krümmt er sich unter dem Fuße des Erzengels Michael, der Erzengel selbst aber schaut leider drein wie ein mit offenen Augen schlafender Endymion. Künstler, deren Gemüth nicht durchtränkt ist vom lebendigen Christenglauben,

sollten niemals in die christliche Kunst hineinpfuschen, sondern hübsch bei der Antike bleiben; viele würden dieß auch sicher thun, wenn nur das liebe Brod nicht wäre. Eine gelungene Statue in Lebensgröße auf hohem Postament ragt an der östlichen Seite der Gottesackerkapelle empor. Es ist die des Moraltheologen Geminian Wanker, der 1824 als der erste designirte Erzbischof von Freiburg starb. Erinnern wir uns recht, so hat die Universität den würdigen Mann wie sich selber durch dieses Denkmal geehrt. Ob sie wohl ihre langjährige Zierde Leonhard Hug auch bald oder jemals mit einem solchen bedenkt? — Noch sehe ich diesen alten Professor vor mir, als Theologe ein Stern erster Größe, dabei ein vortrefflicher Kritiker und Kenner des klassischen Alterthums. Manche waren nicht übel geneigt, ihn den „theologischen Voltaire" zu nennen, wozu seine ungenirten Späße im Hörsaale sowie der eigenthümliche ironische Zug, der aus seinem ganzen Gesichte sprach, das Ihrige beitragen mochten. Der hechtgraue Frack, in welchem Hug stets einherwandelte und worin er sogar gestorben seyn soll, deutete uns Studenten mindestens so viel an, daß der Inhaber desselben nichts mit den „ultramontanen Kaminfegern" gemein haben wolle, welche besonders seit dem Kölner Kirchenstreit den zwar grundfaulen, aber bequemen und süßen Frieden der Confessionen mehr und mehr störten. Wer könnte einen Stein auf das Andenken des verdienten Gelehrten werfen, wenn zwischen seiner Kirchlichkeit und der heutigen wirklich eine tiefe Kluft bestand? Jeder ist und bleibt in höherm oder geringerm Grade ein Sohn seiner Zeit! — Auch Staudenmaier ruht hier, den hochverdienten Dogmatiker hat ein tragischer Tod vor der Zeit hinweggerafft; auch Ignaz Schwörer, der joviale Lehrer, treffliche Arzt und unvergleichliche Menschenfreund; auch Anselm Feuerbach, der Bruder des Atheisten, aber zu gelehrt und geistreich, um selbst Atheist zu seyn; auch Fromherz, Perles und so mancher Andere, dessen Name vor zwanzig Jahren noch einen guten Klang hatte. Wie schnell man doch vergessen wird, sobald der Grabhügel uns deckt! Wie toll doch der Wahn ist, man sei auf der Welt nothwendig! Welche Armseligkeit klebt dem Erdenleben in demselben Augenblicke an, in welchem man aufhört, dasselbe als bloße Durchgangsstation ins Jenseits zu betrachten! Schnecken gleich

tinchen die Tage des Kindes vorüber, die Ferien des Jünglings gerathen in einen lustigen Trab, der Trab steigert sich im Mannesalter mehr und mehr zum bedenklichen Galopp, immer rastloser mit der Schnellzug der Zeit an uns vorüber, mit ihm fährt der wildeste und unerbittlichste aller Demokraten, der Tod, und streckt die eisige Hand nach uns aus, oft ehe wir mehr als geträumt und phantasirt, nämlich wirklich gelebt haben! —

Ich hatte eben das sehr bescheidene Grab des Dichters Jakobi entdeckt, des ersten Protestanten, welcher an der Universität Freiburg ein Unterkommen fand und 1814 that, was heutzutage katholisch gesinnten Professoren beinahe unmöglich gemacht worden — nämlich in Frieden starb. Plötzlich fiel mir ein kleiner, schmächtig gebauter, schwarz gekleideter Mann auf, der zu dieser ungewöhnlichen Stunde gleich meiner Wenigkeit, jedoch mit ungleich mächtigeren Schritten, zwischen den Gräbern herumwandelte. Das im Verhältniß zu der unbedeutenden Gestalt starke Haupt, mit Haaren schwach bevölkert, ein ziemlich volles Gesicht mit ernstem Ausdrucke, die Form der Nase und des Mundes jedoch auf starke Neigung zu Spott und Ironie deutend, Uranfänge eines Backenbartes von zweifelhafter Farbe, tadellose Vatermörder, ein ziemlich wohl erhaltenes Röcklein, endlich aber ein Cylinder so borstig und abgegriffen, daß ein halbwegs galanter Hausknecht denselben nicht ohne Vorsicht von der Straße aufgelesen hätte — dergestalt sah die Erscheinung aus. Allein voll Freude mitten in der Stätte der Trauer ging ich demselben nach und rief leise seinen Namen, als ich ihm nahe genug gekommen. Er wandte sich ruhig um, blieb stehen und fixirte mich mit seinen grauen Augen, deren Glanz vorherrschend nach Innen und ins Jenseits gekehrt erscheint, dem ganzen Wesen des eigenthümlichen Mannes entsprechend. Absichtlich nannte ich meinen Namen nicht, der Mann sollte in seinem Gedächtnisse nachspüren, wo er mich früher schon gesehen — ob unter den Cypressen des Begräbnißplatzes von Skutari, ob bei den Pyramiden von Gizeh, ob im Schatten der Alhambra oder „auf der Königin Gänsewiese“ bei Windsor; ob in Berlin oder Rom, Wien oder Paris oder gar schon innerhalb des badischen Kaiserreiches in spe. Rasch erinnerte er sich meiner, seine Miene wurde unglaublich freundlich und herzlich reichte er mir die Hand zum Willkomm in

der Hauptstadt des schönen Breisgaues. Nur die Demüthigung, daß ich endlich doch mit meinem obscuren Namen herausrücken mußte, vermochte er mir nicht zu ersparen. Ich thats und von diesem Augenblicke an blieben wir wie gute Bekannte, die erst gestern beisammen gewesen. Von ceremoniösem oder gar von finsterm oder langweiligen Wesen findet man kein Aederchen bei Alban Stolz, von pedantischem Professorenhochmuth erst recht das Gegentheil, wie schon Figura gezeigt haben mag. — Stolz ist unbestreitbar, seitdem 1843 der erste Jahrgang des „Kalenders für Zeit und Ewigkeit“ Furore gemacht, zum ersten Volksschriftsteller Deutschlands geworden. Zwar haben die badischen Zeitungen ihm bis zu diesem Augenblick beharrlich nur das Gegentheil von Anerkennung gezollt; auch hat er schwerlich Aussicht, auch nur in der neuesten Hildburghauser „Sammlung der deutschen Klassiker“ ein Plätzchen zu erobern, obwohl in dieser ein Adolf Bube, K. E. Ebert, Schloenbach und ähnliche unauffindbare Leuchtthürme der deutschen Nation bereits als „Klassiker“ prangen. Dafür sind seine Schriften zu Hunderttausenden in die Hütten der Armuth und in die Boudoirs der Reichen gewandert; sie werden von Protestanten und sogar von Juden so gut aufgenommen als von Katholiken; einige sind im Buchhandel völlig freigegeben und von protestantischen Buchhändlern neu aufgelegt worden, andere hat man so gut oder auch so schlecht als möglich in alle Sprachen der gebildeten Welt übersetzt, sogar der Pole, Magyar, Slowacke und Böhme liest sie in seiner Sprache. Wo war oder ist ein Schriftsteller, dessen Geistesprodukte auch nur annähernd ähnlicher Erfolge sich zu erfreuen gehabt hätten? Es wäre verlorne Mühe, Stolzens Schriftstellerei zu charakterisiren, Jeder hat Gelegenheit, dieß für sich thun zu können; Stolz ist kein Mann strenger Wissenschaftlichkeit, keine systematische Natur, er wird schwerlich je eine Schrift liefern, deren Bestandtheile anders als äußerlich und oft locker genug zusammenhängen. Allein was fragt das Volk nach systematischer Kraft? Was hat es von wissenschaftlichen Deductionen? Es will, daß sein Gemüth bloßgelegt, seine Anschauungs- und Denkweise laut werde; es will vertheidigt wissen, was ihm im tiefsten Herzensgrunde das Theuerste ist, und geistig durchgeprügelt allen Unverstand und Wahnwitz, der nach dem Kleinod

greift und es rauben oder zertrümmern möchte. Aehnlich den Rittern der Gralsage hütet Stolz den besten Hort des Volkes: den religiösen Glauben. Diesen vertheidigt er ebenso unermüdlich als tapfer wider die Drachen und Lindwürmer der Staatsallmacht und des modernen Heidenthums. Wem seine Kampfweise nicht mundet, muß derselben doch drei in unsern Tagen sehr selten gewordene Vorzüge lassen: unserm Stolz ist es ernst, sehr ernst und ausschließlich um die heilige Sache zu thun, für die er schreibt, lebt und wirkt; er nimmt wenig Rücksicht auf Andere und gar keine auf seine eigene Person; und er mag noch so schonungslos hauen und stechen, er haut und sticht als ächter Soldat Christi, der nur verwundet um zu heilen. In dieser Stunde gießt er die Lauge des köstlichen Humors über jene Sorte von Museums-Lazzaroni und feiste Ehrenmänner, welche in religiös-kirchlichen Fragen „Köpfe haben so hell wie Glaskugeln mit einem Lichte dahinter“, in der nächsten liegt er vielleicht vor einem Altare der Gebenedeiten und fleht inbrünstig um die Bekehrung der Verspotteten . . . .

Wir verließen den Gottesacker, verabredeten einen Ausflug für den Nachmittag und suchten unsern Mittagstisch auf. Im Gasthofe wurde die Mahlzeit durch Gespräche gewürzt, welche lediglich auf Variationen des weltbekannten:

Quando conveniunt Maria, Camilla, Sibylla
Sermonem faciunt et ab hoc et ab hac et ab illa

hinausliefen, wobei jedoch bemerkt werden muß, daß meine Kamillen und Sibyllen mehr oder minder mächtige Haarwälder im Gesichte zur Schau trugen. Hier wie überall in gemischter Gesellschaft fand ich bestätigt, was andere Reisende mir schon früher angedeutet hatten: Man politisirt in Baden unter der Herrschaft der neuen Aera weit weniger- und im besten Falle weit zurückhaltender als zur Zeit der ärgsten Reaktion. Unterrichtete Leute wollen wissen, der Hauptgrund für diese in einem so freien Lande auffallende Erscheinung liege in der fast absoluten Unfähigkeit der Herren und Anhänger des derzeitigen Regimes, Zweifel und Widerspruch ruhig anzuhören, geschweige in einer anständigen und gebildeter Leute würdigen Weise zu beantworten. Aus Langweile griff ich beim Dessert nach einem der wenigen vorhandenen Tagesblätter. Ich erwischte just den Moniteur der erzbischöflichen Resi-

denz oder vielmehr — um correkter à la Stolz zu reden — das geistige „Speitröglein“ des derzeitigen Oberbürgermeisters der Stadt. Von diesem dem Vernehmen nach einflußreichen parvenu der neuesten badischen Aera erzählten nichtbadische Blätter frappante Beispiele, wie er als vielleicht unbewußter Don Quixote der Protestantisirungsversuche des Landes die Rosinante liberalen Kirchenhasses unermüdlich tummle. Sie berichteten, wie er nicht bloß wider die Windmühlen des „Ultramontanismus“ und der „klerikalen Bestrebungen“ anrenne, sondern unritterlich genug seine Eisenfaust wider ängstliche Klosterfrauen balle, die ihm zuviel zu beten scheinen und es wagen, dem badischen Selfgovernment zum Trotz sich anderer als der vorgeschriebenen Gebetbücher zu bedienen. Freilich sind dem Manne Narrheiten dieser Art zu Gute zu halten, denn er ist seines Zeichens nur ein unstudirter Eisenhändler, und ahmt als loyaler Unterthan lediglich das Gebahren examinirter Ministerialräthe des Musterstäätchens nach. Das Organ dieses Mannes also lag in mehreren Nummern vor mir. Es entsprach nach Inhalt und Form meinen Erwartungen Knete den Teig bodenloser Unwissenheit in eine recht dichte Masse, durchsäure denselben mit Ingrimm wider alle positive Religion, gieße eine sehr starke Portion weitgehenden Servilismus hinzu, vergiß als Würze die versteckte Angst vor dem Ultramontanismus nicht, gieße über das Ganze die Brühe hochtrabender Rabulisterei und jungisraelitischer Unverschämtheit in reichlicher Fülle, und das Gericht wird überraschend genau nach der „Neuen Freiburger Zeitung“ schmecken, freilich ebenso gut auch nach der „Badischen Landeszeitung“ und allen Basen und Vettern der genannten journalistischen Gutedel. Armes Volk, welches durch solche Blätter belehrt und gebildet werden soll! Was Lassalle jüngst von der Tagespresse der Gegenwart gesagt, mag von der servilliberalen Presse des Großherzogthums Baden vielfach im Superlativ gelten. Und das Publikum? Nun, das Publikum scheint noch immer hundertmal mehr werth zu seyn als die Sophisten und Sykophanten der neuen Aera; es geht fleißig in die Kirche, sehr sichtbar fleißiger als vor 20 Jahren, liest bessere Blätter daheim, und hält und bezahlt die schlechten, weil es eben dazu gezwungen ist. Annoncen und obrigkeitliche Bekanntmachungen, die Jeder braucht, werden nämlich von Obrigkeitswegen nur derartigen „Speitröglein“ der Intelligenz anvertraut. Ländlich, sittlich!

Schlag 2 Uhr stand ich auf der untern Dreisambrücke und sah von weitem den Kalendermann für Zeit und Ewigkeit auf mich losstelzen. Er brachte mehrere Begleiter mit. Nach kurzer Begrüßung und gegenseitiger Vorstellung schlenderten wir der Loretto-Kapelle auf dem sog. Josephsbergle zu. Ich musterte meine Gefährten; nur ein Einziger war mir aus der Studentenzeit her noch erinnerlich. Zwanzig Sommer hatten die dunkeln Haare des Mannes gebleicht und das einst schöne Antlitz durchfurcht, doch geblieben war die kerzengerade Gestalt mit dem raschen und entschiedenen Gange, geblieben der lebhafte Blick, die sprudelnde Beredtsamkeit. Die Zöglinge der Albertina, die zweite badische Kammer, die Mitglieder des Parlamentes, die Katholiken Deutschlands kennen den Hofrath Buß, nunmehr Ritter von Buß. Ja, dieser Bayard der Kirche aus einer Zeit, wo es ungleich schwerer war als heutzutage, kirchliche Gesinnung zu offenbaren und wider Kammermajoritäten und Preßbengel der Aufklärungswuth zu verfechten, er war es der vor mir herschritt. Ihm zur Seite ging ein Herr, welchen ich seinem ganzen Aussehen und Wesen nach für einen gedienten höhern Offizier halten mußte: eine hohe rüstige Gestalt mit verwetterten Gesichtszügen, denen der Henri-quatre kriegerischen Ausdruck verlieh, ruhig und gemessen in seinem Reden und Thun, die stets dampfende Cigarre ewig im Munde. Buß und der Eidevant-Offizier waren nach wenigen Minuten in eine lebhafte Debatte über den Frankfurter Fürstentag verflochten. Meine Wenigkeit liebt politische Gespräche nicht. Dießmal hörte ich mit einem Anfluge patriotischer Wehmuth zu, wie zwei hochgebildete, welterfahrene und grundehrlich deutsch gesinnte Männer bezüglich der Einigkeit Deutschlands jede Minute uneiniger wurden. Hätte Jemand mein Gutachten über die Behandlungsweise der brennendsten aller Tagesfragen eingeholt, so würde dasselbe etwa dahin gelautet haben: Buß spricht wie ein Dichter, der mit dem feurigen Herzen politisirt und dessen lebhafte Phantasie jeden Augenblick dem Reiche schöner, aber sehr ferner und vager Möglichkeiten zufliegt; sein Gegner erwidert mit der schneidenden Logik eines geschulten Diplomaten, der seine eigenen Wünsche in Zucht und Banden hält, mit besonnener Ruhe die wirklich vorhandenen Verhältnisse herbeizieht, prüft, vergleicht, abwägt und sein Endurtheil am liebsten in eine mathematische Formel

zusammenfassen würde, falls dieß im Gebiete der Geschichte und Politik nur anginge. Buß repräsentirt den Idealismus, sein Widersacher den Realismus. — Es ging steil bergan, doch Buß hörte nicht auf zu debattiren, der Andere fuhr fort ruhig zu erwidern und zu rauchen. Zuweilen goß ein geistlicher Herr schalkhaft genug durch eine dazwischen hingeworfene Bemerkung neues Oel in die erlöschende Flamme des Gespräches: ein großer, stark gebauter Mann, die blonden Haare bereits mit grauen ziemlich vermischt, das blühende freundliche Gesicht durch ein paar Augen belebt, welche hell und forschend durch die goldumränderte Brille über alle Büchertische hinaus in das Leben schauten. Dieß war der Kirchenhistoriker Alzog, eine wahre wandelnde Bibliothek der theologischen Disciplinen, eingenommen für jeden wirklichen Fortschritt im Wissen und Leben, dabei ein praktischer Kopf und liebenswürdiger Gesellschafter. Er war der einzige genießbare Norddeutsche, mit welchem meine Wenigkeit im Lande Baden zusammentraf. Ritter Bayard und der Offizier waren uns debattirend voran geeilt. Um die herrliche Gegend in ihrer wehmüthig lieblichen Herbstphysiognomie zu betrachten, war ich von Zeit zu Zeit stehen und nur Alban Stolz bei mir geblieben. Um die Gesellschaft einzuholen, hob ich einen mächtigen Schritt an, nicht ohne Bosheit nach dem klein gerathenen Kalendermann schielend. Oben auf der Höhe blieb ich stehen, um Athem zu holen und mir den Schweiß abzutrocknen. Meinen Begleiter sah ich keine zwanzig Schritte hinter mir — seine merkwürdig zähe Natur weiß nichts von Keuchen und Schwitzen, selten von Ermüdung. Es hat allen Anschein, daß der von Natur aus schwächliche, durch eine regelmäßige und abhärtende Lebensweise robust und zäh gewordene Doktor Alban alt genug wird, um mit den Knochen des Reichsmaienkäfers, des weiland blonden süßen Venedey, und der humanen Gegner allesammt Nüsse von den Bäumen herabzubengeln. — Ich blickte nach der Thüre der Lorettokapelle. Richtig, über derselben war die Kanonenkugel noch eingemauert, welche Anno 1744 über die belagerte Stadt weg vom Schloßberge hergeflogen kam und nur wenige Schuh über dem Haupte des Königs von Frankreich, der gerade unter diesem Portale stand, sich in die Mauer einbohrte. Seine allerchristlichste Majestät drohten sofort, den Münsterthurm zusammen schießen zu lassen, falls ein Constabler

sich den Spaß noch einmal machen würde, nach ihm zu schießen. „Wie, wenn der Kernschuß den gottverlassenen Bourbonen wirklich getroffen hätte?“ fragte ich meinen Gefährten. „Müßige Frage“, entgegnete dieser; „was helfen in historischen Dingen alle Wenn und Aber! Die Sündfluth der französischen Revolution wäre eben doch hereingebrochen, nur unter etwas veränderten Umständen. Der fünfzehnte Ludwig war keine Persönlichkeit, deren Verschwinden vom Welttheater der ganzen politischen Lage eine andere Nase verschafft hätte. Die Vergangenheit ist schwer zu enträthseln, vor der nächsten Zukunft stehen die Gescheidtesten wie vor einem Buche mit sieben Siegeln. Heute zum Beispiel, warten die Revolutionäre aller Länder auf den Tod des großen Dulders Pius IX., weil sie hoffen, daß dann ihr Weizen blühen werde. Es ist leicht möglich, daß sie sich gewaltig täuschen und daß die Hauptveränderung eben einfach darauf hinausläuft, daß ein neuer Papst gewählt wird. Ganz kuriosen Dingen sehen alle Parteien für den Fall entgegen, wenn Napoleon die Augen schließt, allein möglicherweise ist sein Tod weit weniger folgenschwer, als derzeit die kühlsten und scharfsinnigsten Köpfe calculiren. Gewiß ist nur Eines, nämlich daß unser Herrgott Oberpolitiker ist und bleibt, gleichviel ob wir Eintagsfliegen dazu applaudiren oder dagegen Protest erheben. Wozu politisches Geschwätz!“ Ich war zufrieden und schwieg.

Wir traten in das dämmerungsvolle Innere der Kapelle, die nichts Besonderes darbietet. Die heimelige Stille wurde zuweilen durch röchelndes Husten oder durch einen Seufzer unterbrochen. Ich hielt Umschau. Gerade wie vor 20 Jahren kauerten im Hintergrunde einige alte Weiber, hohläugig und fahl gleich Mumien, das Gewand kümmerlich geflickt und zerrissen und gerade deßwegen äußerst zeitgemäß. Draußen das frische, rastlose Leben, hier das Asyl der Armuth, des Kummers, jeglicher Erdennoth. Wie mancher schwere Seelenkampf mag in diesen stillen Räumen ritterlicher gekämpft worden seyn, als mancher Feldherr seine Schlachten gewonnen hat? Wieviel der Welt verborgene Seelengröße und Tugend mag in Bettlergestalt dort vor dem Altare der Gebenedeiten errungen und bewährt worden seyn? Wer kennt und zählt die Thränen, die hier schon geflossen und wer die Quellen, von wannen sie gekommen? Auf dem Boden lag ein Blättchen Papier mit

vergilbter Schrift. Ich hob dasselbe auf und las. Fürwahr, der Fund schien mir werthvoller, als wenn ich sämmtliche Werke sämmtlicher in Leipzig und Hildburghausen creirter „Klassiker" der Gegenwart in Halbfranz und Goldschnitt geschenkt bekommen hätte. Man urtheile selbst aus dem Inhalte des wahrscheinlich einem Gebetbuche entfallenen Blättchens:

Christ sprach zur Seel: O Tochter mein,
Heb' auf dein Kreuz, schick' dich darein,
Es kann und mag nicht anders seyn
Das Kreuz, das ich getragen hab',
Mußt du, mein Kind, nicht werfen ab.

„O süßester Herr Jesu Christ,
Ich weiß, daß du so gütig bist,
Dein Herz so mild, so liebreich ist.
Warum bist du denn mir so hart,
Da ich doch bin so jung und zart?"

„O liebe Seel, so glaub' mir frei,
Daß in dem Kreuz dein Wohlfahrt sei,
Ich durch das Kreuz dich benedei,
Dir helf zu einem großen Lohn:
Zum Thron, zum Zepter und zur Kron."

Wir verließen die Kapelle und stiegen höher. Mit jedem Schritte entfaltete sich das Panorama der Umgebung Freiburgs reicher und großartiger. Links das Rheinthal, aus welchem sich der vulkanische Gebirgszug des obst- und weinreichen Kaiserstuhles erhebt, der blitzende Vater Rhein, in bläulicher Ferne verschwimmend die hohen Vogesen — dieser Anblick mahnt an die Ebenen der Lombardei. Rechts das zum Schwarzwald mit seinen dunkeln Wäldern hinansteigende Kirchzartener Thal, ein wahres Prachtstück deutscher Landschaft; vor uns Günthersthal, im Hintergrunde der Kybfelsen und der mächtige Schauinsland, eine liebliche Reminiscenz an die Schweiz. Mehr rechts das zu einer Art von Hochthal emporsteigende Herenthälchen mit seiner herrlichen Perspektive auf den Belchen und hinter uns das an dem Fuße des Schloßberges gemächlich sich anlehnende Freiburg mit seinen reichen historischen Erinnerungen und allem Elend der Gegenwart, endlich rings um uns zahme Kastanien und Weinberge, die den Tribut des Jahres

bereits entrichtet. Weniger als irgendwo mahnt die Natur hier an den Sündenfall, wir standen auf einem Stücke vom Himmel gefallener Erde, welche ihre besten Gaben in Hülle und Fülle zu spenden pflegt; desto eifriger sorgen die Menschen dafür, daß dem denkenden und zahlenden Wanderer die Gedanken an Sündenfall und Sündfluth nicht ausgehen. Wie vor Jahrhunderten mag er noch jetzt im Herbste an köstlichen Trauben und Feigen und wenige Stunden hernach auf dem Schwarzwalde an frischem Kirschenkuchen sich laben; allein die Leute wissen dafür Preise zu machen, ob denen vor 30 Jahren dem filzigsten Wirthe die Haare zu Berge gestanden wären und der Fortschritt in der Kunst, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verfälschen, hat ihren Weg nicht bloß hinsichtlich des Bieres auch in den Breisgau gefunden. — Auf dem Kamme des Bergleins, in der Nähe einer steinernen Terrasse, auf der ich vor Jahren gar oft saß und mehr als einmal von der Sonnengluth prächtige Luftschlösser in mir ausbrüten ließ, trafen wir unsere Gesellschaft wiederum. Ritter Bußens Widerpart war gerade im besten Zuge, die Vorgänge vom 3. und 5. Aug. 1644 zu erklären. An den genannten Tagen hatten in mörderischer Schlacht Ströme von Menschenblut diese paradiesische Gegend getränkt, Mercy schlug die Franzosen unter Turenne und Condé aufs Haupt. Wir standen so ziemlich im Centrum des damaligen Schlachtfeldes, es galt, die vielfach ganz unrichtigen Angaben der Berichterstatter über die Einzelnheiten der Schlacht zu berichtigen Der Redner that dieß mit einer Virtuosität, die auch den Laien in der Kunst des Mars zur klaren Einsicht bringen mußte. Man hörte hier einen Strategen, Historiker und mit den Geheimnissen der französischen Archive des 17. Jahrhunderts vertrauten Diplomaten zugleich in ein und derselben Person und zwar im ungesuchtesten Tone der Conversation.

„Wer ist denn eigentlich dieser mit allen Sprachen, allen exakten Wissenschaften und mit allen politischen Verhältnissen und Geheimnissen der Vergangenheit und Gegenwart so sehr vertraute Herr? Nicht wahr, es ist ein pensionirter General oder so etwas?" Mit dieser Frage wendete ich mich an den Redakteur des Freiburger Kirchenblattes, Herrn Repetitor Dr. Braun, der nebst einem andern Herrn als bedachtsamer Nachtrab unsern Zug soeben eingeholt

hatte. Herr Braun ist ein noch ganz junger Mann, der sich aber bereits als theologischer, historischer und belletristischer Schriftsteller mit mehr Geschick als Glück versucht hat und überdieß ein ganz vortrefflicher Musiker seyn soll. Mittlerer Größe, von ziemlichem Embonpoint, bereits kahlhäuptig, zeigt sein ernstes, edel geformtes Antlitz die Eigenthümlichkeit, daß die obere Partie desselben stets in ernste, fast düstere Wolken gehüllt bleibt, wenn die untere auch noch so angenehm und freundlich lächelt. Er gilt so ziemlich allgemein als kirchenpolitischer Tendenzbär und ist dieß wohl wirklich; allein welch [illegible] hte in Baden, im Schauplatze des unerhörtesten [illegible] ein Kirchenblatt zu redigiren, ohne Tendenzbär [illegible] Freiburger Redakteur gleicht jenen edeln Früch [illegible] und dornenvoller Hülle einen köstlichen Kern [illegible] tritt auf ähnlich dem Könige der Wüste, der [illegible] tätischem Gebrüll warnt, dem vergeblich Gewarn [illegible] nder Tapferkeit entgegenspringt und die Wunden [illegible] G [illegible] nen gerne heil lecken würde, wenn nur der arme Tropf nicht leider schon gefressen wäre; ähnlich den Recken der Vorzeit zieht er Woche für Woche zu Felde wider die Kobolde und Gnomen der servilliberalen Presse, wider die Lindwürmer des modern-heidnischen Staates, nach dem Kampfe legt er die Feder demuthsvoll nieder am Altare.

Als ich den wackern Herrn befragt, schaute er mich mit der untern Hälfte seines Gesichtes ungemein freundlich an, und ertheilte mir alle Auskunft die ich wünschte. Der Herr mit dem ächtsoldatischen Gebahren hatte eine sehr bewegte und reiche Vergangenheit, er mag seine vielseitige Bildung noch mehr der Schule des Lebens als der Studierstube verdanken. Er gehört zu den gebornen Freiburgern, aus denen etwas Tüchtiges geworden, deren Zahl nicht besonders groß seyn soll. Ursprünglich Arzt, verließ Dr. Karl **Bader** diese Laufbahn und wurde Ingenieur, Offizier, Diplomat, bald ein Hausfreund des 1852 verstorbenen milden, ächt bürgerlich und freisinnig gestimmten Großherzogs Leopold. Mit mehrfachen Missionen betraut, lernte er Frankreich und England gründlich kennen; als Ingenieur baute er die erste Strecke der badischen Staatsbahn, nämlich die zwischen Heidelberg und Mannheim; er war als Regierungscommissär in den Kammern

redlich thätig und machte sich als Director der polytechnischen Schule zu Karlsruhe verdient. Der Regierungswechsel in Baden hatte gleich den meisten Regierungswechseln allerlei Undankbarkeiten und Mißgriffe im Gefolge. Er schleuderte auch den hochverdienten und noch sehr lebenskräftigen Mann unter die für ein so winziges Land enorme Anzahl der Pensionirten. Fortan lebte er still und zurückgezogen zu Freiburg seiner Familie und den Musen: nur der Tod einer liebenswürdigen Tochter war im Stande, den Mann von Stahl und Eisen im Innersten zu erschüttern. So eben kehrte er von einer Reise aus Italien zurück, wo er mit den Seinigen Zerstreuung und Vergessenheit gesucht und einigermaßen wohl auch gefunden hat. Als den Verfasser der unstreitig besten Schrift über den badischen Kirchenstreit hatte ich den Doctor Bader schon aus der Ferne hochachten gelernt; Alles, was ich von ihm hörte, konnte nur dazu beitragen, meine Hochachtung zur Bewunderung zu steigern.

Die Gesellschaft bewegte sich wiederum vorwärts. Redakteur Braun kam auf seine Reisen zu sprechen. Im letzten Jahre seines Studententhums hat er mit Professor Stolz die Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgemacht. Er versteht lebhaft und gut zu erzählen. Noch weit lebhafter und besser erzählte der Begleiter, welchen er mitgebracht. Dieser Herr schien mir eine frappante Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Dogmatiker Staudenmaier zu besitzen: dieselbe kurze gedrungene Gestalt, ähnliche Gesichtszüge, dieselbe Haltung des ganzen Körpers. Es war der Domcapitular Weikum, ein begeisterter Seelenhirt, dabei eine offene, fröhliche Pfälzernatur: „Fröhlich Pfalz, Gott erhalts." Geborner Protestant, studirte er Medizin und wurde namentlich durch die colossalen Vorurtheile und Irrthümer, welche vor 30 und mehr Jahren bei seinen Glaubensgenossen im Schwange waren und allem Fortschritt zum Hohne bis zur Stunde im Schwange geblieben sind, angeregt, Studien über die römisch-katholische Lehre und Kirche zu machen. Das reine Gemüth und der kerngesunde Verstand des Jünglings vermochte die Möglichkeit nicht zu verdauen, daß Millionen seiner deutschen Landsleute einer Religion huldigen sollten, welche auf das Nonplusultra des Unsinnes, auf förmlichen Fetischismus inmitten der europäischen Culturwelt hinauslief. Er las und

studirte katholische Schriften, lernte zu Würzburg und anderwärts katholisches Leben kennen und die Folge war, daß er selbst Katholik und Priester obendrein wurde. Sein Leben und Streben ist vorherrschend der praktischen Seelsorge zugewendet, doch ist er auch als Schriftsteller mehrfach aufgetreten. Seine „Klosterreden“ sind bekannt, seine Theaterstücke für die Jugend behandeln — soweit ich mich derselben entsinne — durchweg deutschpatriotische Stoffe mit Geist und Geschick. Erinnere ich mich recht, so erschwert er sich gleich einige [illegible] amatische Aufgabe sehr, indem er der Marotte [illegible] Welt kein Frauenzimmer auf der Bühne ersch[illegible] Wir Laien denken, die Frauenzimmer sind nun [illegible] elt, man muß sie gelten lassen, wenn auch nur [illegible] bel, und auch das Theater hat solche Geltung [illegible] ch ihre Verbannung von der christlichen Bühn[illegible] ichkeit sicher blutwenig gewonnen; es wäre do[illegible] wenn die Schauspieler für die Unnatürlichkeit si[illegible] u halten wüßten, nachdem der Vorhang gefallen und der Beifall der Zuschauerinen, an denen es wahrhaftig in manchem Gesellenbundslocale nicht mangelt und auch nicht mangeln darf, eingeheimst ist. Unserer Meinung nach würden die sitteneifrigen Herrn ihren löblichen Zweck am besten erreichen, wenn sie im Gegensatze zu den dramatischen Apotheosen des weiblichen Geschlechtes die Gefahren und Leiden der verschiedenen Sorten von Liebe und Ehe auf die Bretter der Bühne brächten. Uebrigens — chacun à son goût!

Meine beiden Begleiter waren mit ihren Gedanken der ewigen Roma zugeflogen; sie redeten von der Sixtinischen Kapelle und vom Kolosseum, von den Loggien und Stanzen Raphaels und von den Katakomben, von Dingen, welche man eben selbst gesehen haben muß, um mitreden zu können. Meine Wenigkeit versenkte sich in die keineswegs sehr heiligen, aber doch schönen Katakomben der Jugenderinnerungen. Ein prächtiger Wald hatte uns aufgenommen, den wir Studenten gar oft durchbummelten und um des starken Widerhalles willen in Anfällen von Kreuzfidelität wohl auch durchjohlten. Nicht der Zahn der Zeit, welche den Wald nur mehr und mehr seinem Ideale näher bringt, dagegen philisterhafte Gewinnsucht und Neuerungswuth hatten die Ursprünglichkeit

Waldes stark beeinträchtigt. Forstleute sorgten mit
fereifer wuth in diesem Revier für Licht und Aufklärung:
n aufffindbaren, steil bergan und bergab sich windenden
wurden durch möglichst ebene, breite, mit Kies über-
pazierwege ersetzt, Ruhebänke mußten zum Sitzen einla-
lenschenhände mit ihren kleinlichen Anlagen die schönste
r Natur verpfuschen. Die noch immer zahlreichen
nd Philistinen der Stadt finden derlei Verschönerungen
glück, ein ehrlicher Lästrigone meiner Art wird, wenn
n deutschen Wald zu einem Tummelplatze der Bequem-
Genußsucht herabgewürdigt sieht, verstimmt und wild.
ben im besten Zuge, meinem Herzen Luft zu machen,
die poesielose Gegenwart herzufallen, als der Weg sich
zog und wir uns plötzlich wieder bei unserer Gesell-
n.

ichts der herrlichsten Aussicht, welche eine gelichtete
et, stritten die Herren sich über das Frankfurter Par-
nachhaften Andenkens und über das todtgeborne Kind
verfassung. Ich ließ sie reden und studirte im Stillen
Mitglieder, welche die Gesellschaft zufällig getroffen und
n angeschlossen hatten. Ein größerer Gegensatz als der,
beiden Neuangekommenen hinsichtlich ihres ganzen Aus-
hrens und Wesens darstellten, läßt sich kaum denken.
Eindrucke kam mir der eine vor wie ein etwas steifer
Gentleman, der zweite fast wie der Werber einer Bri-
e in den Abruzzen. Schlank und gut gewachsen waren
in bestand aber auch ihre ganze Aehnlichkeit. Blond
regelmäßig seine Züge, die durch ein sanftes helles Auge
das verbindliche Lächeln des Weltmannes sehr angenehm
Finster wie Pluto stand der andere da; die harten Züge
n Gesichtes wurden durch die tiefliegenden, fest blickenden
wenig gemildert als durch den ziemlich groß gerathenen
Mund und spöttisch aufgeworfenen Lippen oder durch das
hartnäckiges Beharren deutende Kinn, am allerwenigsten
dauert durch einen dunkeln Schnauzbart. Einfache Vor-
igte die Kleidung und jede Bewegung des Einen, vollen-
gültigkeit bezüglich seines äußern Auftretens und Aus-

denz oder vielmehr — um correkter à la Stolz zu reden — das geistige „Speitröglein" des derzeitigen Oberbürgermeisters der Stadt. Von diesem dem Vernehmen nach einflußreichen parvenu der neuesten badischen Aera erzählten nichtbadische Blätter frappante Beispiele, wie er als vielleicht unbewußter Don Quixote der Protestantisirungsversuche des Landes die Rosinante liberalen Kirchenhasses unermüdlich tummle. Sie berichteten, wie er nicht bloß wider die Windmühlen des „Ultramontanismus" und der „klerikalen Bestrebungen" anrenne, sondern unritterlich genug seine Eisenfaust wider ängstliche Klosterf[illegible] zuviel zu beten scheinen und es wagen, dem [illegible]nment zum Trotz sich anderer als der vorgeschri[illegible]u bedienen. Freilich sind dem Manne Narrheiten [illegible] zu halten, denn er ist seines Zeichens nur ein [illegible]ndler, und ahmt als loyaler Unterthan lediglich [illegible]aminirter Ministerialräthe des Musterstäätchens [illegible] dieses Mannes also lag in mehreren Nummern [illegible]prach nach Inhalt und Form meinen Erwartungen [illegible] Knete den Teig bodenloser Unwissenheit in eine recht dichte Masse, durchsäure denselben mit Ingrimm wider alle positive Religion, gieße eine sehr starke Portion weitgehenden Servilismus hinzu, vergiß als Würze die versteckte Angst vor dem Ultramontanismus nicht, gieße über das Ganze die Brühe hochtrabender Rabulisterei und jungisraelitischer Unverschämtheit in reichlicher Fülle, und das Gericht wird überraschend genau nach der „Neuen Freiburger Zeitung" schmecken, freilich ebenso gut auch nach der „Badischen Landeszeitung" und allen Basen und Vettern der genannten journalistischen Gutedel. Armes Volk, welches durch solche Blätter belehrt und gebildet werden soll! Was Lassalle jüngst von der Tagespresse der Gegenwart gesagt, mag von der servilliberalen Presse des Großherzogthums Baden vielfach im Superlativ gelten. Und das Publikum? Nun, das Publikum scheint noch immer hundertmal mehr werth zu seyn als die Sophisten und Sykophanten der neuen Aera; es geht fleißig in die Kirche, sehr sichtbar fleißiger als vor 20 Jahren, liest bessere Blätter daheim, und hält und bezahlt die schlechten, weil es eben dazu gezwungen ist. Annoncen und obrigkeitliche Bekanntmachungen, die Jeder braucht, werden nämlich von Obrigkeitswegen nur derartigen „Speitröglein" der Intelligenz anvertraut. Ländlich, sittlich!

Schlag 2 Uhr stand ich auf der untern Dreisambrücke und sah von weitem den Kalendermann für Zeit und Ewigkeit auf mich losstelzen. Er brachte mehrere Begleiter mit. Nach kurzer Begrüßung und gegenseitiger Vorstellung schlenderten wir der Loretto-Kapelle auf dem sog. Josephsbergle zu. Ich musterte meine Gefährten; nur ein Einziger war mir aus der Studentenzeit her noch erinnerlich. Zwanzig Sommer hatten die dunkeln Haare des Mannes gebleicht und das einst schöne Antlitz durchfurcht, doch geblieben war die kerzengerade Gestalt mit dem raschen und entschiedenen Gange, geblieben der lebhafte Blick, die sprudelnde Beredtsamkeit. Die Zöglinge der Albertina, die zweite badische Kammer, die Mitglieder des Parlamentes, die Katholiken Deutschlands kennen den Hofrath Buß, nunmehr Ritter von Buß. Ja, dieser Bayard der Kirche aus einer Zeit, wo es ungleich schwerer war als heutzutage, kirchliche Gesinnung zu offenbaren und wider Kammermajoritäten und Preßbengel der Aufklärungswuth zu verfechten, er war es der vor mir herschritt. Ihm zur Seite ging ein Herr, welchen ich seinem ganzen Aussehen und Wesen nach für einen gedienten höhern Offizier halten mußte: eine hohe rüstige Gestalt mit verwetterten Gesichtszügen, denen der Henri-quatre kriegerischen Ausdruck verlieh, ruhig und gemessen in seinem Reden und Thun, die stets dampfende Cigarre ewig im Munde. Buß und der Eidevant-Offizier waren nach wenigen Minuten in eine lebhafte Debatte über den Frankfurter Fürstentag verflochten. Meine Wenigkeit liebt politische Gespräche nicht. Dießmal hörte ich mit einem Anfluge patriotischer Wehmuth zu, wie zwei hochgebildete, welterfahrene und grundehrlich deutsch gesinnte Männer bezüglich der Einigkeit Deutschlands jede Minute uneiniger wurden. Hätte Jemand mein Gutachten über die Behandlungsweise der brennendsten aller Tagesfragen eingeholt, so würde dasselbe etwa dahin gelautet haben: Buß spricht wie ein Dichter, der mit dem feurigen Herzen politisirt und dessen lebhafte Phantasie jeden Augenblick dem Reiche schöner, aber sehr ferner und vager Möglichkeiten zufliegt; sein Gegner erwidert mit der schneidenden Logik eines geschulten Diplomaten, der seine eigenen Wünsche in Zucht und Banden hält, mit besonnener Ruhe die wirklich vorhandenen Verhältnisse herbeizieht, prüft, vergleicht, abwägt und sein Endurtheil am liebsten in eine mathematische Formel

zusammenfassen würde, falls dieß im Gebiete der Geschichte und Politik nur anginge. Buß repräsentirt den Idealismus, sein Widersacher den Realismus. — Es ging steil bergan, doch Buß hörte nicht auf zu debattiren, der Andere fuhr fort ruhig zu erwidern und zu rauchen. Zuweilen goß ein geistlicher Herr schalkhaft genug durch eine dazwischen hingeworfene Bemerkung neues Oel in die erlöschende Flamme des Gespräches: ein großer, stark gebauter Mann, die blonden Haare bereits mit grauen ziemlich vermischt, das blühende [illegible] durch ein paar Augen belebt, welche hell un[illegible] goldumränderte Brille über alle Büchertische hi[illegible]hauten. Dieß war der Kirchenhistoriker Alz[illegible]elnde Bibliothek der theologischen Disciplinen, ei[illegible] wirklichen Fortschritt im Wissen und Leben, da[illegible]pf und liebenswürdiger Gesellschafter. Er w[illegible]bare Norddeutsche, mit welchem meine Wenigke[illegible] zusammentraf. Ritter Bayard und der Offizi[illegible]ttirend voran geeilt. Um die herrliche Gegend in ihrer wehmüthig lieblichen Herbstphysiognomie zu betrachten, war ich von Zeit zu Zeit stehen und nur Alban Stolz bei mir geblieben. Um die Gesellschaft einzuholen, hob ich einen mächtigen Schritt an, nicht ohne Bosheit nach dem klein gerathenen Kalendermann schielend. Oben auf der Höhe blieb ich stehen, um Athem zu holen und mir den Schweiß abzutrocknen. Meinen Begleiter sah ich keine zwanzig Schritte hinter mir — seine merkwürdig zähe Natur weiß nichts von Keuchen und Schwitzen, selten von Ermüdung. Es hat allen Anschein, daß der von Natur aus schwächliche, durch eine regelmäßige und abhärtende Lebensweise robust und zäh gewordene Doktor Alban alt genug wird, um mit den Knochen des Reichsmaienkäfers, des weiland blonden süßen Venedey, und der humanen Gegner allesammt Nüsse von den Bäumen herabzubengeln. — Ich blickte nach der Thüre der Lorettokapelle. Richtig, über derselben war die Kanonenkugel noch eingemauert, welche Anno 1744 über die belagerte Stadt weg vom Schloßberge hergeflogen kam und nur wenige Schuh über dem Haupte des Königs von Frankreich, der gerade unter diesem Portale stand, sich in die Mauer einbohrte. Seine allerchristlichste Majestät drohten sofort, den Münsterthurm zusammen schießen zu lassen, falls ein Constabler

ich den Spaß noch einmal machen würde, nach ihm zu schießen. „Wie, wenn der Kernschuß den gottverlassenen Bourbonen wirklich getroffen hätte?“ fragte ich meinen Gefährten. „Müßige Frage“, entgegnete dieser; „was helfen in historischen Dingen alle Wenn und Aber! Die Sündfluth der französischen Revolution wäre eben doch hereingebrochen, nur unter etwas veränderten Umständen. Der fünfzehnte Ludwig war keine Persönlichkeit, deren Verschwinden vom Welttheater der ganzen politischen Lage eine andere Nase verschafft hätte. Die Vergangenheit ist schwer zu enträthseln, vor der nächsten Zukunft stehen die Gescheidtesten wie vor einem Buche mit sieben Siegeln. Heute zum Beispiel, warten die Revolutionäre aller Länder auf den Tod des großen Dulders Pius IX., weil sie hoffen, daß dann ihr Weizen blühen werde. Es ist leicht möglich, daß sie sich gewaltig täuschen und daß die Hauptveränderung eben einfach darauf hinausläuft, daß ein neuer Papst gewählt wird. Ganz kuriosen Dingen sehen alle Parteien für den Fall entgegen, wenn Napoleon die Augen schließt, allein möglicherweise ist sein Tod weit weniger folgenschwer, als derzeit die kühlsten und scharfsinnigsten Köpfe calculiren. Gewiß ist nur Eines, nämlich daß unser Herrgott Oberpolitiker ist und bleibt, gleichviel ob wir Eintagsfliegen dazu applaudiren oder dagegen Protest erheben. Wozu politisches Geschwätz!“ Ich war zufrieden und schwieg.

Wir traten in das dämmerungsvolle Innere der Kapelle, die nichts Besonderes darbietet. Die heimelige Stille wurde zuweilen durch röchelndes Husten oder durch einen Seufzer unterbrochen. Ich hielt Umschau. Gerade wie vor 20 Jahren kauerten im Hintergrunde einige alte Weiber, hohläugig und fahl gleich Mumien, das Gewand kümmerlich geflickt und zerrissen und gerade deßwegen äußerst zeitgemäß. Draußen das frische, rastlose Leben, hier das Asyl der Armuth, des Kummers, jeglicher Erdennoth. Wie mancher schwere Seelenkampf mag in diesen stillen Räumen ritterlicher gekämpft worden seyn, als mancher Feldherr seine Schlachten gewonnen hat? Wieviel der Welt verborgene Seelengröße und Tugend mag in Bettlergestalt dort vor dem Altare der Gebenedeiten errungen und bewährt worden seyn? Wer kennt und zählt die Thränen, die hier schon geflossen und wer die Quellen, von wannen sie gekommen? Auf dem Boden lag ein Blättchen Papier mit

vergilbter Schrift. Ich hob dasselbe auf und las. Fürwahr, der Fund schien mir werthvoller, als wenn ich sämmtliche Werke sämmtlicher in Leipzig und Hildburghausen creirter „Klassiker“ der Gegenwart in Halbfranz und Goldschnitt geschenkt bekommen hätte. Man urtheile selbst aus dem Inhalte des wahrscheinlich einem Gebetbuche entfallenen Blättchens:

Christ sprach zur Seel: O Tochter mein,
Heb' auf dein Kreuz, schick' dich darein,
Es k [illegible] ders seyn
Das [illegible] en hab',
Muß [illegible] t werfen ab.

„O [illegible] eist,
Ich [illegible] bist,
Dein [illegible] reich ist.
Wa [illegible] so hart.
Da [illegible] und zart?“

„O [illegible] mir frei,
Daß [illegible] Kreuz dein Wohlfahrt sei,
Ich durch das Kreuz dich benedei,
Dir helf zu einem großen Lohn:
Zum Thron, zum Zepter und zur Kron.“

Wir verließen die Kapelle und stiegen höher. Mit jedem Schritte entfaltete sich das Panorama der Umgebung Freiburgs reicher und großartiger. Links das Rheinthal, aus welchem sich der vulkanische Gebirgszug des obst- und weinreichen Kaiserstuhles erhebt, der blitzende Vater Rhein, in bläulicher Ferne verschwimmend die hohen Vogesen — dieser Anblick mahnt an die Ebenen der Lombardei. Rechts das zum Schwarzwald mit seinen dunkeln Wäldern hinansteigende Kirchzartener Thal, ein wahres Prachtstück deutscher Landschaft; vor uns Günterstyal, im Hintergrunde der Kybfelsen und der mächtige Schauinsland, eine liebliche Reminiscenz an die Schweiz. Mehr rechts das zu einer Art von Hochthal emporsteigende Herenthälchen mit seiner herrlichen Perspektive auf den Belchen und hinter uns das an dem Fuße des Schloßberges gemächlich sich anlehnende Freiburg mit seinen reichen historischen Erinnerungen und allem Elend der Gegenwart, endlich rings um uns zahme Kastanien und Weinberge, die den Tribut des Jahres

bereits entrichtet. Weniger als irgendwo mahnt die Natur hier an den Sündenfall, wir stunden auf einem Stücke vom Himmel gefallener Erde, welche ihre besten Gaben in Hülle und Fülle zu spenden pflegt; desto eifriger sorgen die Menschen dafür, daß dem denkenden und zahlenden Wanderer die Gedanken an Sündenfall und Sündfluth nicht ausgehen. Wie vor Jahrhunderten mag er noch jetzt im Herbste an köstlichen Trauben und Feigen und wenige Stunden hernach auf dem Schwarzwalde an frischem Kirschenkuchen sich laben; allein die Leute wissen dafür Preise zu machen, ob denen vor 30 Jahren dem filzigsten Wirthe die Haare zu Berge gestanden wären und der Fortschritt in der Kunst, die nothwendigsten Lebensbedürfnisse zu verfälschen, hat ihren Weg nicht bloß hinsichtlich des Bieres auch in den Breisgau gefunden. — Auf dem Kamme des Bergleins, in der Nähe einer steinernen Terrasse, auf der ich vor Jahren gar oft saß und mehr als einmal von der Sonnengluth prächtige Luftschlösser in mir ausbrüten ließ, trafen wir unsere Gesellschaft wiederum. Ritter Bußens Widerpart war gerade im besten Zuge, die Vorgänge vom 3. und 5. Aug. 1644 zu erklären. An den genannten Tagen hatten in mörderischer Schlacht Ströme von Menschenblut diese paradiesische Gegend getränkt, Mercy schlug die Franzosen unter Turenne und Condé aufs Haupt. Wir standen so ziemlich im Centrum des damaligen Schlachtfeldes, es galt, die vielfach ganz unrichtigen Angaben der Berichterstatter über die Einzelnheiten der Schlacht zu berichtigen Der Redner that dieß mit einer Virtuosität, die auch den Laien in der Kunst des Mars zur klaren Einsicht bringen mußte. Man hörte hier einen Strategen, Historiker und mit den Geheimnissen der französischen Archive des 17. Jahrhunderts vertrauten Diplomaten zugleich in ein und derselben Person und zwar im ungesuchtesten Tone der Conversation.

„Wer ist denn eigentlich dieser mit allen Sprachen, allen exakten Wissenschaften und mit allen politischen Verhältnissen und Geheimnissen der Vergangenheit und Gegenwart so sehr vertraute Herr? Nicht wahr, es ist ein pensionirter General oder so etwas?“ Mit dieser Frage wendete ich mich an den Redakteur des Freiburger Kirchenblattes, Herrn Repetitor Dr. Braun, der nebst einem andern Herrn als bedachtsamer Nachtrab unsern Zug soeben eingeholt

hatte. Herr Braun ist ein noch ganz junger Mann, der sich aber bereits als theologischer, historischer und belletristischer Schriftsteller mit mehr Geschick als Glück versucht hat und überdieß ein ganz vortrefflicher Musiker seyn soll. Mittlerer Größe, von ziemlichem Embonpoint, bereits kahlhäuptig, zeigt sein ernstes, edel geformtes Antlitz die Eigenthümlichkeit, daß die obere Partie desselben stets in ernste, fast düstere Wolken gehüllt bleibt, wenn die untere auch noch so angenehm und freundlich lächelt. Er gilt so ziemlich allgemein als kirchenpolitischer Tendenzbär und ist dieß wohl wirklich; allein welcher Sterbliche vermöchte in Baden, im Schauplatze des unerhörtesten Parteiregimentes, ein Kirchenblatt zu redigiren, ohne Tendenzbär zu werden? Der Freiburger Redakteur gleicht jenen edeln Früchten, die in rauher und dornenvoller Hülle einen köstlichen Kern in sich bergen; er tritt auf ähnlich dem Könige der Wüste, der den Feind mit majestätischem Gebrüll warnt, dem vergeblich Gewarnten mit todesverachtender Tapferkeit entgegenspringt und die Wunden des schwer Getroffenen gerne heil lecken würde, wenn nur der arme Tropf nicht leider schon gefressen wäre; ähnlich den Recken der Vorzeit zieht er Woche für Woche zu Felde wider die Kobolde und Gnomen der servilliberalen Presse, wider die Lindwürmer des modern-heidnischen Staates, nach dem Kampfe legt er die Feder demuthsvoll nieder am Altare.

Als ich den wackern Herrn befragt, schaute er mich mit der untern Hälfte seines Gesichtes ungemein freundlich an, und ertheilte mir alle Auskunft die ich wünschte. Der Herr mit dem ächtsoldatischen Gebahren hatte eine sehr bewegte und reiche Vergangenheit, er mag seine vielseitige Bildung noch mehr der Schule des Lebens als der Studierstube verdanken. Er gehört zu den gebornen Freiburgern, aus denen etwas Tüchtiges geworden, deren Zahl nicht besonders groß seyn soll. Ursprünglich Arzt, verließ Dr. Karl Bader diese Laufbahn und wurde Ingenieur, Offizier, Diplomat, bald ein Hausfreund des 1852 verstorbenen milden, ächt bürgerlich und freisinnig gestimmten Großherzogs Leopold. Mit mehrfachen Missionen betraut, lernte er Frankreich und England gründlich kennen; als Ingenieur baute er die erste Strecke der badischen Staatsbahn, nämlich die zwischen Heidelberg und Mannheim; er war als Regierungscommissär in den Kammern

vielfach thätig und machte sich als Direktor der polytechnischen Schule zu Karlsruhe verdient. Der Regierungswechsel in Baden hatte gleich den meisten Regierungswechseln allerlei Undankbarkeiten und Mißgriffe im Gefolge. Er schleuderte auch den hochverdienten und noch sehr lebensfrischen Mann unter die für ein so winziges Land enorme Anzahl der Pensionirten. Fortan lebte er still und zurückgezogen zu Freiburg seiner Familie und den Musen; nur der Tod einer liebenswürdigen Tochter war im Stande, den Mann von Stahl und Eisen im Innersten zu erschüttern. So eben kehrte er von einer Reise aus Italien zurück, wo er mit den Seinigen Zerstreuung und Vergessenheit gesucht und einigermaßen wohl auch gefunden hat. Als den Verfasser der unstreitig besten Schrift über den badischen Kirchenstreit hatte ich den Doctor Bader schon aus der Ferne hochachten gelernt; Alles, was ich von ihm hörte, konnte nur dazu beitragen, meine Hochachtung zur Bewunderung zu steigern.

Die Gesellschaft bewegte sich wiederum vorwärts. Redakteur Braun kam auf seine Reisen zu sprechen. Im letzten Jahre seines Studententhums hat er mit Professor Stolz die Pilgerfahrt nach Jerusalem mitgemacht. Er versteht lebhaft und gut zu erzählen. Noch weit lebhafter und besser erzählte der Begleiter, welchen er mitgebracht. Dieser Herr schien mir eine frappante Aehnlichkeit mit dem verstorbenen Dogmatiker Staudenmaier zu besitzen; dieselbe kurze gedrungene Gestalt, ähnliche Gesichtszüge, dieselbe Haltung des ganzen Körpers. Es war der Domcapitular Weikum, ein begeisterter Seelenhirt, dabei eine offene, fröhliche Pfälzernatur: „Fröhlich Palz, Gott erhalts." Geborner Protestant, studirte er Medizin und wurde namentlich durch die colossalen Vorurtheile und Irrthümer, welche vor 30 und mehr Jahren bei seinen Glaubensgenossen im Schwange waren und allem Fortschritt zum Hohne bis zur Stunde im Schwange geblieben sind, angeregt, Studien über die römisch-katholische Lehre und Kirche zu machen. Das reine Gemüth und der kerngesunde Verstand des Jünglings vermochte die Möglichkeit nicht zu verdauen, daß Millionen seiner deutschen Landsleute einer Religion huldigen sollten, welche auf das Nonplusultra des Unsinnes, auf förmlichen Fetischismus inmitten der europäischen Culturwelt hinauslief. Er las und

[illegible] katholische Schriften, lernte zu Würzburg und anderwärts katholisches Leben kennen und die Folge war, daß er selbst Katholik und Priester obendrein wurde. Sein Leben und Streben ist vorherrschend der praktischen Seelsorge zugewendet, doch ist er auch als Schriftsteller mehrfach aufgetreten. Seine „Klosterreden" sind bekannt, seine Theaterstücke für die Jugend behandeln — soweit ich mich derselben entsinne — durchweg deutschpatriotische Stoffe mit Geist und Geschick. Erinnere ich mich recht, so erschwert er sich gleich einigen Andern seine dramatische Aufgabe sehr, indem er der Marotte huldiget, um alle Welt kein Frauenzimmer auf der Bühne erscheinen zu lassen. Wir Laien denken, die Frauenzimmer sind nun einmal auf der Welt, man muß sie gelten lassen, wenn auch nur als nothwendige Uebel, und auch das Theater hat solche Geltung anzuerkennen. Durch ihre Verbannung von der christlichen Bühne wird für die Sittlichkeit sicher blutwenig gewonnen; es wäre doch gar zu komisch, wenn die Schauspieler für die Unnatürlichkeit sich nicht schadlos zu halten wüßten, nachdem der Vorhang gefallen und der Beifall der Zuschauerinen, an denen es wahrhaftig in manchem Gesellenbundslocale nicht mangelt und auch nicht mangeln darf, eingeheimst ist. Unserer Meinung nach würden die sitteneifrigen Herrn ihren löblichen Zweck am besten erreichen, wenn sie im Gegensatze zu den dramatischen Apotheosen des weiblichen Geschlechtes die Gefahren und Leiden der verschiedenen Sorten von Liebe und Ehe auf die Bretter der Bühne brächten. Uebrigens — chacun à son goût!

Meine beiden Begleiter waren mit ihren Gedanken der ewigen Roma zugeflogen; sie redeten von der Sixtinischen Kapelle und vom Kolosseum, von den Loggien und Stanzen Raphaels und von den Katakomben, von Dingen, welche man eben selbst gesehen haben muß, um mitreden zu können. Meine Wenigkeit versenkte sich in die keineswegs sehr heiligen, aber doch schönen Katakomben der Jugenderinnerungen. Ein prächtiger Wald hatte uns aufgenommen, den wir Studenten gar oft durchbummelten und um des starken Widerhalles willen in Anfällen von Kreuzfidelität wohl auch durchjohlten. Nicht der Zahn der Zeit, welche den Wald nur mehr und mehr seinem Ideale näher bringt, dagegen philisterhafte Gewinnsucht und Neuerungswuth hatten die Ursprünglichkeit

auch dieses Waldes stark beeinträchtigt. Forstleute sorgten mit wahrer Berserkerwuth in diesem Revier für Licht und Aufklärung; die oft kaum auffindbaren, steil bergan und bergab sich windenden Waldpfade wurden durch möglichst ebene, breite, mit Kies überworfene Spazierwege ersetzt, Ruhebänke mußten zum Sitzen einladen und Menschenhände mit ihren kleinlichen Anlagen die schönste Anlage der Natur verpfuschen. Die noch immer zahlreichen Phäaken und Phäakinen der Stadt finden derlei Verschönerungen ganz vortrefflich, ein ehrlicher Lästrigone meiner Art wird, wenn er auch den deutschen Wald zu einem Tummelplatze der Bequemlichkeit und Genußsucht herabgewürdigt sieht, verstimmt und wild. Ich war eben im besten Zuge, meinem Herzen Luft zu machen, und über die poesielose Gegenwart herzufallen, als der Weg sich nach rechts zog und wir uns plötzlich wieder bei unserer Gesellschaft fanden.

Angesichts der herrlichsten Aussicht, welche eine gelichtete Stelle darbot, stritten die Herren sich über das Frankfurter Parlament schmatzhaften Andenkens und über das todtgeborne Kind der Reichsverfassung. Ich ließ sie reden und studirte im Stillen zwei neue Mitglieder, welche die Gesellschaft zufällig getroffen und sich derselben angeschlossen hatten. Ein größerer Gegensatz als der, welchen die beiden Neuangekommenen hinsichtlich ihres ganzen Aussehens, Gebahrens und Wesens darstellten, läßt sich kaum denken. Beim ersten Eindrucke kam mir der eine vor wie ein etwas steifer englischer Gentleman, der zweite fast wie der Werber einer Brigantenbande in den Abruzzen. Schlank und gut gewachsen waren Beide, darin bestand aber auch ihre ganze Aehnlichkeit. Blond der Eine, regelmäßig seine Züge, die durch ein sanftes helles Auge und durch das verbindliche Lächeln des Weltmannes sehr angenehm wurden. Finster wie Pluto stand der andere da; die harten Züge des braunen Gesichtes wurden durch die tiefliegenden, fest blickenden Augen so wenig gemildert als durch den ziemlich groß gerathenen Mund mit keck und spöttisch aufgeworfenen Lippen oder durch das starke, auf hartnäckiges Beharren deutende Kinn, am allerwenigsten aber verschönert durch einen dunkeln Schnauzbart. Einfache Vornehmheit zeigte die Kleidung und jede Bewegung des Einen, vollendete Gleichgültigkeit bezüglich seines äußern Auftretens und Aus-

Schema der Brigante. Gemessen war der Gang des blonden Herrn, gemessen und correct wie ein Buch seine Rede; keck aber höchst unregelmäßig machte der Schwarze seinen Weg und schleuderte seine oft rücksichtslosen Meinungen ebenso rücksichtslos Jedem ins Gesicht. Der erstgenannte Herr hatte uns mit einer salonmäßigen Verbeugung begrüßt, der Schwarze dagegen sich darauf beschränkt, dem Doctor Braun grob ins Gesicht zu lachen. Herr Braun nahm solche Impertinenz nicht im mindesten schief auf. Es währte gar nicht lange, so wußte ich, daß ich in dem keltisch-römisch-zigeunerisch ausschauenden Rekruten unserer ausgewählten Gesellschaft ein Original vor mir hatte, ausgerüstet mit dem beneidenswerthen Privilegium, Jedem rücksichtslos Alles zu sagen, ohne daß es ihm verübelt oder nachgetragen wird — oder ohne daß er besonders darnach fragt, w e n n ihm auch wirklich Manches verübelt und nachgetragen werden sollte. Noch heute kennt jeder Münchener das Leben und die oft übersaftigen Sprüche des im Jahr 1860 verstorbenen Lohnkutschers Xaver Krenkl; nunmehr hörte ich einen in die literarische Welt verpflanzten Krenkl secundus reden, welchen ich binnen kürzester Frist lieber gewann als jeden andern der neuen Bekannten, mit denen ich auf dieser Reise zusammengetroffen. Er liebt die Wahrheit und wird es mir nicht verübeln, wenn ich ihn wahrheitsgetreu geschildert, wie ich ihn fand.

Der blonde weltmännische Herr war kein anderer als der Freiburger Verlagsbuchhändler Benjamin H e r d e r, bekanntlich ein Stern erster Größe am sternenarmen Buchhändlerhimmel des katholischen Deutschland, ein Mann von ausgezeichneter Geschäftstüchtigkeit und so entschieden katholischer Richtung, daß er sich eher vom Buchhandel zurückziehen als einen Verlagsartikel übernehmen würde, welcher den Lehren der Kirche irgendwie den Krieg macht. Sein Gegenstück war „der wilde Aschanti“, wie Doctor Braun ihn nannte, dem katholischen Deutschland als Verfasser der „Zuchthausgeschichten“ und neuerlich des leider etwas zu berliner-feindlichen Büchleins: „Andreas Hofers letzter Gefährte“ bekannt, dem protestantischen Norden durch seine „Erfahrungen in einsamer und gemeinsamer Haft“. Es war der mir durch seine Schriften längst lieb gewordene J. M. H ä g e l e, der 1859 aus der furchtbar drohenden Ebbe des Buchhandels in das Asyl

der erzbischöflichen Kanzlei zu Freiburg sich flüchtete und in der bescheidenen Stellung eines Registrators — um in seiner Sprache mit Bezug auf Genesis III. 14. zu reden — „nie und nimmermehr auf dem Bauche kriechen wird, wohl aber Staub fressen muß, vielleicht sein Leben lang.“ Hägele war in seinen Studentenjahren kein besonders eifriger Katholik, dafür sorgten eine rauhe Kasernenerziehung und in weit höherm Grade noch die badischen Schulen. Nach lückenhaften Universitätsstudien bestand er gegen Ende 1847 das Staatsexamen als Fachlehrer für Geschichte und Philosophie. Ehe er noch ein Plätzchen ad panem lucrandum erhielt, brach der 24. Februar 1848 mit seinen welterschütternden Folgen herein, und mit der ganzen Begeisterung, deren das unerfahrene Herz eines patriotischen Jünglings fähig ist, warf er sich in den Strudel der Revolution. Das Vaterland lohnte seine energische Liebe nach badischer Manier mit dem Zuchthauskittel, so wenig auch nur die Spur eines gemeinen Vergehens ihm anklebte. Nahezu drei Jahre hindurch der Gefährte von Dieben und Mördern, lernte er in den einsamen Zellen des badischen Pentonville zu Bruchsal Christum und seine Kirche kennen und die Welt mit ihrem nichtigen Jammer und ihren winzigen Größen fast in allzu hohem Grade gering schätzen. Zu Dayton in Ohio wartete seiner eine Schulmeisterstelle, allein er trat die Reise niemals an, weil er bis Rotterdam transportirt werden sollte, ohne nur einen Tag vorher frei gewesen zu seyn. Die Stunde der Befreiung schlug, der Buchhändler Hurter in Schaffhausen und Theissing zu Münster halfen dem geldlosen, freundlosen, aber nichts weniger als muthlosen Manne, Herder wurde der Gründer der Existenz desselben. Wie Herder bis 1859 sich mit Hägele soweit vertragen konnte, um denselben ganz in seinem Geschäfte zu haben, ist ein Räthsel, dessen Lösung wahrscheinlich in den wunderbaren Tiefen der christlichen Charitas gesucht werden muß

„Tief aus der dämmernden Hülle der Nacht, gegossen in die fürchterliche Höhle des nimmersatten Daseyns, irret mein schwankender Geist durch die Schatten der entflohenen Jahrtausende und naget mit gierigem Zahne an den Palmen der Vorzeit. Er —“ „Was ist denn das für ein colossaler Unsinn, welchen Sie da den Berg hinab schwatzen?“ — fragte Doktor Braun, nahezu auch mit

der obern Hälfte seines Gesichtes lachend, den Deklamator, der auf einem bemoosten Felsstücke stand und seine Donnerstimme mit pathetischem Geberdenspiel und Armbewegungen unterstützte. „Herr", erwiderte Hägele, denn dieser war es, „Unsinn hin, Unsinn her, es steckt auch Sinn darin. Der Inhalt meiner Deklamation entspricht genau dem Ergebnisse aller Kannegießerei unter Leuten, welche bewußt oder unbewußt auf verschiedenen Standpunkten stehen und durchaus Recht behalten wollen. Ich meine fast, auch das Ergebniß der politischen Erörterungen getroffen zu haben, welche die besten Herren un[illegible]her gepflogen. Hört doch um Gottes Willen ei[illegible]rer stets wehmuthsvollen und oft schauerlich to[illegible]k. Reden wir doch zur Abwechslung mindes[illegible]dern."

Mehrere stin[illegible] erhitzten Politiker verstummten. Ein ganz allgem[illegible] nicht möglich schon des doch zu schmalen Weg[illegible]weise zogen wir dem bereits nahen Günterstha[illegible] „Aschanti" mit dem Spaziergänger vom Kirchhof voraus. Im Verlaufe des Gespräches erfuhr ich noch Mancherlei, was den Mann in seiner seltenen Originalität charakterisirt. Mitten in der Welt scheint er eine Art Ordensleben für sich zu führen. Ohne eigene Haushaltung, nach einer zeitgemäß modificirten Neubelebung der vita communis Chrodegangs umsonst sich sehnend, wohnt und lebt er mit einer Einfachheit, wie man dieselbe bei einem etwas bemittelten Studenten schwerlich treffen würde. Kanapee oder Vorhänge sind ihm zuwider, von gepolsterten Sesseln, Schlafröcken, Pantoffeln oder Nachtmützen mag er nichts hören, Unterkleider verschmäht er selbst im tiefen Winter, die baumwollenen Strümpfe bindet er im Nothfalle mit Stroh zusammen. Sein Mittagsmahl darf nicht über 10 Minuten rauben, keine Suppe irgend einer Art dabei seyn; er raucht nicht, schnupft nicht, spielt nicht, trinkt sehr wenig, kurz er treibt nichts, was Geld kostet, spart aber grundsätzlich nichts zusammen — Gott weiß am besten, wohin er sein Geld bringt. War ein solcher Mann des praktischen Christenthums nicht mehr als jeder andere berechtigt, den Epikuräern des modernen Heidenthums, nämlich den Freimaurern, einmal den Text zu lesen?

So kamen wir nach Güntersthal.

VI.

War Shakespeare Katholik?

I.

Shakespeare par A. F. *Rio*. Paris, Charles Douniol 1864. pag. XIII. 336.

Shakespeare von A. F. Rio. Aus dem Französischen übersetzt von Karl Zell. Freiburg, Herder 1864.

Unter den vielen literarischen Erzeugnissen, welche das letzte Shakespeare-Jubiläum uns gebracht hat, nimmt das oben verzeichnete Werk des rühmlich bekannten französischen Gelehrten, Herrn Rio, des Verfassers von L'Art chretien, ohne Zweifel einen der ersten Plätze ein. Es verdient diesen seinen Platz durch die Selbständigkeit und Neuheit seines Inhaltes, durch die eingehende Gründlichkeit der Untersuchung, durch die dadurch gewonnenen Resultate, und durch die interessante und wohlgeformte Darstellung, womit alles Dieses gegeben wird.

Den Gegenstand des Werkes bildet die Untersuchung der Frage: ob Shakespeare Katholik oder Protestant war; und zwar nicht blos dem äußern Bekenntnisse nach, sondern nach seiner innern Ueberzeugung, nach der Richtung seines Geistes und nach seiner gesammten Lebensanschauung. Es ist offenbar, daß diese Frage kein geringes Interesse hat, nicht blos

für die Kenntniß der Person und der Lebensgeschichte des Dichters, sondern auch für die richtige Auffassung und Würdigung seiner unsterblichen Werke, welche in der ausgewählten Bibliothek der Weltliteratur einen so kostbaren Schatz bilden. In dieser letztern Seite der Frage liegt ihre Hauptbedeutung. Denn wenn auch die Nation oder das religiöse Bekenntniß, denen ein großer Dichter angehört, mit einem natürlichen und berechtigten Stolz auf ihn als einen der Ihrigen sieht: so ist doch in jedem großen Genius mit seinem individuellen Wesen ein allgemeines, über dem Individuellen schwebendes höheres Wesen vereinigt, wodurch er ein Gemeingut der Menschheit wird. Shakespeare bleibt immer der große Dichter, mag er Protestant oder Katholik gewesen sein; aber zur richtigen Auffassung und zum Verständniß seiner Werke überhaupt, sowie einzelner derselben insbesondere, ist die Lösung jener Frage von Wichtigkeit.

Das Ergebniß der in vorliegendem Werke geführten Untersuchung ist dieses: Shakespeare war Katholik, und zwar nicht blos dem äußern Bekenntnisse nach, sondern auch innerlich nach Ueberzeugung, Gefühl und Lebensanschauung; und wenn er auch in einzelnen Perioden seines Lebens dieser seiner Religion sich entfremdet hatte, und wenn es auch nach den damaligen Zeitverhältnissen Shakespeare nicht gestattet war, diese seine religiöse Ueberzeugung, Gefühl und Lebensanschauung offen zu zeigen, so finden sich ungeachtet dessen in seinen Werken die deutlichsten Spuren und sichere Beweise dieses seines Katholicismus, außerdem daß äußere historische Zeugnisse über die Person und das Leben des Dichters diese seine Religionseigenschaft beweisen.

Wir geben zu, daß in der Beweisführung des Verfassers im Einzelnen Mehreres bestritten, Manches widerlegt werden kann, namentlich was die Auffassung und Erklärung einzelner Stellen in den Dramen Shakespeare's betrifft. Andrerseits aber gewinnt eine nicht geringe Anzahl von Stellen erst durch die Auffassung und Erklärung des Verfassers Licht und Zusammen-

hang. Was aber das Hauptresultat betrifft, die Entscheidung dafür, daß Shakespeare der katholischen Kirche äußerlich angehörte und in seinem Innern aufrichtig zugethan war, dieses Hauptresultat scheint uns durch das Werk Rio's gesichert zu seyn. Es mag dieses Resultat Manche unter uns, welche diese Frage nur nach der Anleitung der renomirtesten deutschen Erklärer und Kritiker Shakespeare's aus der neuesten Zeit zu beantworten gewohnt sind, sehr überraschen und ihnen von vorn herein keinen Glauben zu verdienen scheinen. Aber umgekehrt werden auch manche Leser des Buches von Rio, welche dasselbe ohne vorgefaßte Meinung aufmerksam durchgelesen haben, es schwer begreiflich finden, daß das hier gewonnene Resultat über die Religion Shakespeare's jemals hat verborgen bleiben und verkannt werden können.

Um unsern Lesern eine nähere Kenntniß von dem Werke Rio's und von dem Gegenstande selbst zu geben, werden wir hier eine Uebersicht des Inhaltes dieses Buches geben. Wir gedenken dann später den Gegenstand selbst nach eigenen Gesichtspunkten zu besprechen, welche sich uns bei dem Studium dieser Frage nach Anleitung des Werkes von Herrn Rio ergeben haben. Bei diesem zweiten Theile der hier von uns unternommenen Arbeit, werden wir auf den konkreten Inhalt des Buches zurückzukommen Veranlassung haben und dann vorbringen, was wir an demselben im Einzelnen etwa Bemerkenswerthes einzuwenden oder zu ergänzen haben.

In der Introduktion, welche das Werk eröffnet, deutet der Verfasser in der Kürze die verschiedenen Auffassungen und Urtheile an, die man bis jetzt über das Verhältniß Shakespeare's zur Religion hatte. Je nach der Verschiedenheit jener Auffassungen gilt Shakespeare als Protestant, sogar als „Dichter des Protestantismus" (Göthe), oder als confessionsloser Rationalist (Gervinus), sogar als Pantheist (Vischer). Die nach Shakespeare's Herkunft und Erziehung zunächst sich darbietende Frage, ob Shakespeare Katholik war, ist am wenigsten bis jetzt beachtet und erörtert worden, wenn auch der Engländer Simpson

in der Zeitschrift The Rambler 1858 sehr werthvolle Beiträge dazu lieferte. Unser Verfasser beschäftigte sich schon seit vielen Jahren mit dem Studium dieser Frage, und er hielt die neueste Jubelfeier Shakespeare's für den geeigneten Moment, das Ergebniß dieser lange fortgesetzten Studien der Oeffentlichkeit zu übergeben, und den großen Dichter als Mitglied der katholischen Kirche zu vindiciren. Nach dem lebhaften, mehr rhetorischen als abhandelnden, aber stets geschmackvollen Style des Buches, läßt der Verfasser am Schlusse seiner literarischen Andeutungen einen jeden Stimmführer der verschiedenen Ansichten von seinem Standpunkte aus den Dichter apostrophiren. Den Stimmführer der Katholiken, welche Shakespeare als einen Glaubensgenossen für ihre Gemeinschaft in Anspruch nehmen, läßt der Verfasser in nachfolgenden Worten sprechen, welche die Summe der Anschauungen und Untersuchungen des französischen Kritikers über den fraglichen Gegenstand enthalten:

„Ja, du bist groß, und größer noch vor Gott als vor den Menschen, weil du bis zum letzten Athemzuge der Religion deiner Väter treu geblieben bist; weil du allein unter allen Dichtern deiner Zeit dich nicht erniedrigt hast um dich zu beugen, weder vor einem königlichen, noch vor einem Volksgötzen; weil du allein die dramatische Poesie erhoben hast zu einer gegen die Lüge und die Verfolgungssucht streitenden Macht; weil du dein Mitgefühl stets den Schlachtopfern zugewendet und deine Brandmale den Henkern dieser Schlachtopfer aufgedrückt hast, wer diese Henker auch seyn mochten; weil du den Cultus des heroischen und religiösen Ideals gegen die herrschenden politischen und literarischen Mächte des Tages vertheidigt hast; weil du allen edlen und reinen Empfindungen und Gedanken, deren die menschliche Seele fähig ist, den herrlichsten Ausdruck, mit dem man sie je darstellte, gegeben hast. Aus diesen und vielen andern Gründen, deren Aufzählung hier zu lang wäre, machen wir unsern gerechten Anspruch auf dich, als auf einen der Unsrigen geltend; wir zeichnen deinen Namen auf neben den Namen Dante's und Michel Angelo's, deiner würdigen Glaubensgenossen, damit du mit ihnen ein Triumvirat bildest,

welches alle Mitbewerber und Mitgenossen des Ruhmes in die Schranken fordern kann."

Das Werk selbst besteht aus fünf Kapiteln. Das erste, überschrieben „Shakespeare's Erziehung", betrachtet des Dichters Person und Entwicklungsgang bis zu seiner Abreise nach London. Wir sehen hier dargestellt, wie Shakespeare von katholischen Eltern zu Stratford entsprossen, in dieser katholischen Familie aufwuchs, in einer Familie, die zu den sogenannten Recusanten gehörte, d. i. zu denjenigen Katholiken, die dem alten Glauben treu blieben und lieber Strafgelder bezahlten, als daß sie den Gottesdienst der neuen Lehre besuchten. Diese Religionsbedrängnisse und die dadurch, aber auch noch durch andere Umstände herbeigeführte Verarmung der früher wohlhabenden Familie gaben die ersten Jugendeindrücke des Dichters her, welche der neuen Lehre nicht günstig seyn konnten. Unter diesen Einflüssen stand auch seine Erziehung. Die Beispiele von Standhaftigkeit und Ueberzeugungstreue, die er bei seinen Eltern sah, mußten erhebend und kräftigend auf seinen Charakter, auf seine moralische und religiöse Bildung einwirken; andererseits aber, da diese einfache Familientradition bei der damaligen Unterdrückung der katholischen Kirche weder durch einen regelmäßigen Religionsunterricht, noch durch den so mächtigen Einfluß des äußern Gottesdienstes, noch durch die Sakramente, das einzige gründliche Heilmittel gegen die akuten und chronischen Krankheiten der Seele, unterstützt wurde — so konnte sie gegen die „leidenschaftliche Natur", die sich der Dichter selbst beilegt (Sonett 110), nicht eine hinlänglich starke Schutzwehr bilden. Ebenso litt unter diesen Verhältnissen der Jugendunterricht, namentlich der klassische Unterricht des jungen William. Manche katholischen Familien hatten damals heimlich im Hause katholische Priester, welche zugleich ihre Söhne unterrichteten, obgleich dieses unter Todesstrafe verboten war. Wenn aber Shakespeare's Eltern gleich andern ihrer Glaubensgenossen auch dieser Gefahr hätten trotzen wollen, so erlaubten ihnen ihre Vermögensverhältnisse die Herbeiziehung eines Hauslehrers nicht. So blieb

also nichts Anderes übrig, als daß der junge Sohn die öffentliche, von protestantischen Schullehrern und protestantischen Geistlichen besorgte Schule besuchte, was ohne Zweifel nur sehr widerwillig und daher unregelmäßig geschah. Dazu kam überdieß der im Ganzen sehr unvollkommene Zustand dieser Lateinschulen in den kleinern Städten.

Eine andere Quelle von Jugendeindrücken für den Dichter bildeten die theatralischen Aufführungen einer Schauspielertruppe zu Stratford während einer Reihe von Jahren. Diese Truppe wurde von dem berühmten Günstling der Königin Elisabeth, von Leicester, dem Feudalherrn jener Gegend, als ein Theil seiner Dienerschaft unterhalten. Die theatralischen Aufführungen sollten außer der Unterhaltung besonders dazu dienen, die immer noch sehr zahlreichen Katholiken Stratfords von ihrem alten Glauben zu der jetzt herrschenden Religion herüber zu ziehen; darauf war der Inhalt der aufzuführenden Stücke berechnet, sowie überhaupt damals das Theater in England zur Herabwürdigung der alten und zur Verherrlichung der neuen Religion benützt wurde. Obgleich darüber nähere Nachrichten oder selbst nur Andeutungen in unsern historischen Quellen fehlen, so wird man doch annehmen können, daß dieser Zweck bei dem jungen Shakespeare, nach den Einflüssen der ihn umgebenden Familie, nicht erreicht wurde, sondern eher der gegentheilige. Vielleicht gehören selbst in diese Zeit die Keime der katholischen Reaktion von Seiten des Dichters gegen den herrschenden protestantischen Charakter der damaligen englischen Bühne, welche als Werkzeug des Protestantismus benützt wurde. Jene Reaktion, wenn sie von Shakespeare beabsichtigt und bethätigt wurde, konnte nach den herrschenden Zeitverhältnissen nur indirekt, nur mit großer Discretion und in sehr beschränkter Weise stattfinden. Daß sie aber wirklich stattfand, daß davon unzweifelhafte Spuren in den dramatischen Werken des Dichters vorkommen: dieses aufzuzeigen und zu beweisen, ist die Hauptaufgabe und das Verdienst des vorliegenden Buches.

Wenn jene theatralischen Aufführungen der Schauspieler-

truppe im Dienste Leicesters nicht geeignet waren, den jungen Shakespeare für den Protestantismus zu gewinnen, so mußte ein Familienunglück, welches durch die Religionsverfolgungen die Seinigen, insbesondere seine Mutter schwer traf, die bittern Gefühle gegen den herrschenden Despotismus in der Brust des jungen William nur noch gesteigert haben: es war dieß die Hinrichtung Sommerville's, eines Verwandten der katholischen Familie Arden, der seine Mutter angehörte, welcher als Opfer seines Eifers für die unterdrückte Kirche fiel.

An das Ende dieser ersten Periode in dem Leben unsers Dichters gehört dessen übereilte Heirath in seinem achtzehnten Lebensjahre mit einer Person von wenigstens fünfundzwanzig Jahren. Man nimmt gewöhnlich an, diese übereilte Heirath sei durch einen Fehltritt Shakespeare's nothwendig geworden, um die Ehre einer Familie zu retten. Herr Rio zeigt, daß diese Annahme nicht sicher begründet ist und Manches dagegen spricht. Jedenfalls hatte diese, wenn auch das Lebensglück Shakespeare's beeinträchtigende, Heirath die für die Entwicklung seines Talentes förderliche Folge seiner Uebersiedlung nach London.

Herr Rio führt in diesem Kapitel sorgfältig alle Stellen aus Shakespeare's Werken an, welche ihm Reminiscenzen aus dessen Jugendzeit und Anspielungen darauf zu enthalten scheinen. Darunter sind manche schon früher so aufgefaßte Stellen, wie die karrikirte Figur des Friedensrichters Schallow in den lustigen Weibern von Windsor, als einer Satire auf den Friedensrichter von Stratford, Thomas Lucy, einen orthodoxen Protestanten und Verfolger der Katholiken; denselben, an welchem Shakespeare für sich und seine Glaubensgenossen schon in seiner Jugend durch den bekannten Wilddiebstahl eine kleine Rache genommen hatte. Aber Herr Rio bringt auch manche andere, bisher nicht bemerkte und in dieser Weise aufgefaßte Stellen bei. Einige davon scheinen uns zweifelhaft, andere aber sehr zutreffend.

Das zweite Kapitel: „Shakespeare zu London“ macht

uns bekannt mit dem Schauplatz, auf welchem dieser große Genius seine Kräfte entwickelte und länger als zwanzig Jahre wirkte. Als der neunzehnjährige Shakespeare im Jahre 1583 nach London ging, und von da nach nicht langem Verweilen im folgenden Jahre zu einem vorübergehenden Besuch seiner Familie nach Stratford zurückkehrte, so fiel dieses in eine Zeit, wo die Verfolgung der Katholiken mit erneuter Strenge und Grausamkeit wieder begann, wie die grausenhafte Hinrichtung des katholischen Priesters Edmund Campian mit seinen Genossen, ferner Babingtons und so vieler Andern bewiesen. Welchen Eindruck diese Grausamkeit gegen die Katholiken auf Shakespeare machte, davon glaubt Herr Rio die Spur in einem bisher nicht beachteten Umstande zu finden; jedenfalls verdient diese Vermuthung alle Aufmerksamkeit. Der junge Familienvater nannte die Zwillingskinder, welche ihm im Jahre 1585 geboren wurden: Judith und Hamlet. Woher gerade diese Namen? Die Staatskirche hatte damals kurz vorher das Buch Judith für apokryph erklären lassen; der Staat seiner Seits hatte auf die Anzeige des Bischofs von London einen katholischen Buchdrucker, Namens Carter, foltern und hinrichten lassen, weil in einem bei ihm gedruckten Werke unter dem Titel De schismate der Sieg der Kirche vorausgesagt worden war, wobei dieser Sieg mit dem Siege Judiths über Holofernes verglichen wurde. Der Name Hamlet aber und seine Geschichte erinnert an eine Königin, welche durch widerrechtliche Usurpation herrscht, eine Frau ohne Scham und Herz. Für einen Katholiken lag eine Vergleichung mit der Königin Elisabeth nicht so ferne. Auch hatte Shakespeare in dem Kreise seiner mütterlichen Verwandten, in der Familie Arden, einen Charakter, der wohl an den dänischen Prinzen erinnern konnte, nämlich den oben schon genannten unglücklichen Sommerville, den Schwiegersohn eines Arden, welcher in seinen Gedanken und Zweifeln, ob er nicht als Katholik die Pflicht habe die grausame und ungerechte Verfolgerin der Kirche und ihrer Bekenner aus dem Wege zu räumen, wahnsinnig wurde, in diesem Zustande seine Gedanken laut offenbarte und so dem

Henker verfiel. Wenn nun Shakespeare damals noch Katholik war, oder wenn er nur noch einige Pietät für die Religion seiner Eltern und seiner Kindheit bewahrt hatte, so mußte er mit Haß gegen diese Tyrannei erfüllt werden. Es wäre dann nicht unmöglich, daß er gleichsam zum Protest gegen die blutige Tyrannei der Königin Elisabeth, vielleicht selbst mit dem Gedanken an eine künftige Katastrophe der Vergeltung[1], seinen Kindern diese Namen gab. Diese Hypothese würde zugleich die besondere Theilnahme erklären, welche der Dichter gerade für seine Tragödie Hamlet hatte, die er wiederholt umarbeitete.

Zur nähern Kenntniß des Schauplatzes, auf welchem Shakespeare zu London wirkte, sowie zur Kenntniß des Verhältnisses, in welchem er zu den Zeitströmungen in England stand, gibt nun Herr Rio eine kurze aber mit charakteristischen, quellengemäßen Zügen belebte Schilderung des Zustandes des Theaters in London, namentlich seit der Zeit als von 1583 an die Königin eine Gesellschaft von zwölf Schauspielern in ihrem Dienst hatte; und zwar des Zustandes und Geistes der damaligen Schauspieldichter, des Schauspielerstandes und des Publikums. Von den Dichtern nebst ihren dramatischen Werken werden charakterisirt Lyly, Marlow, Georg Peele, Thomas Lodge, Robert Green, Whetstone, Thomas Kyd u. a. Die Summe dieser Charakteristik im Einzelnen wird in folgender Weise gezogen:

„Also: der Haß gegen die Katholiken, der Haß gegen den Papst und der Haß gegen Spanien, und zwar gegen letzteres nicht *als eine* rivalisirende politische Macht, sondern als die Hauptstütze der *katholischen* Kirche und ihres Oberhaupts, dieser dreifache Haß ist die Quelle, aus welcher die obengenannten dramatischen Dichter am häufigsten ihre patriotischen und religiösen Eingebungen schöpften. Dazu kamen dann noch die Eingebungen, die sie aus ihrer eigenen Brust schöpften. So weiß man wirklich nicht, mit welcher Benennung man die tragische Muse bezeichnen soll, welche von dieser haßerfüllten, gemeinen, blutdürstigen und vor Allem servilen Dichterschule angerufen wurde. In der zuletzt genannten Beziehung über-

traf diese Schule alle andern Dichter alter und neuer Zeit. Das Schauspiel, welches uns von etwa 1580 an die dramatischen Dichter Englands darbieten, würde aus dieser Periode von zwanzig Jahren einen höchst unerquicklichen Abschnitt der Literaturgeschichte bilden, wenn nicht hoch über diesem niedrigen Sumpfe die erhabene und strahlende Gestalt des größten Dichtergenius schwebte, welcher seit der Erscheinung der Göttlichen Komödie die Welt durchleuchtete." (S. 73. 74.)

Die Lage der Theaterunternehmer und der Schauspieler war eine sehr beengte und gedrückte. Die Theater hatten die Partei der Puritaner unbedingt gegen sich, und wurden dabei noch von der Staatskirche und der Staatsgewalt argwöhnisch überwacht. Letzteres beweist eine Urkunde von 1589, in demselben Jahre, in welchem die erste Theilnahme Shakespeare's als Dichter und Aktionär das Theaters Black Friars festgestellt ist. In jener Urkunde machen sich die Aktionäre des genannten Theaters dem Geheimen Rath der Königin gegenüber verbindlich, sowohl in Sachen der Kirche als des Staates eine ehrerbietige Zurückhaltung zu beobachten. Die Schauspieler aber wurden in Folge eines Gesetzes von 1572 gleich den umherziehenden Sängern und Musikern, in die Klasse der Schelme und Vagabunden (rogues and vagabonds) eingerechnet und dem gemäß behandelt, wenn sie nicht zu den hörigen Leuten eines Barons des Königreichs oder eines vornehmen Hofherrn gehörten.

Die Schilderung des Volksgeistes, somit des zuschauenden Publikums in jener Periode des englischen Theaters, leitet der Verfasser mit der allgemeinen Bemerkung ein, daß die Umwälzung, welche die beiden Regierungen Heinrichs VIII. und Elisabeths in der geistigen und sittlichen Haltung des englischen Volkes, in dessen häuslichem und gesellschaftlichen Leben hervorbrachten, von allen Umwälzungen in der Geschichte der neuern Zeit am meisten unser Erstaunen erregen müsse. Diese Veränderung war aber nicht zum Vortheil. Die blutigen Religionsverfolgungen und grausamen Hinrichtungen der Katholiken hatten

das Volk roh und grausam gemacht, und blutdürstige Regungen erweckt; das heimliche Ausspioniren der Katholiken und die Angeberei gegen dieselben, sowie die Erwerbung des ungerecht geraubten Kirchengutes verdarben den moralischen Sinn des Volkes; der furchtbare Despotismus der königlichen Herrschaft zwang zu niedrigem Servilismus und übertriebener Schmeichelei. Dazu kam noch eine neue Untugend. Nach Camdens Zeugniß (III. Buch der Annalen) brachten die Engländer, welche bis dahin für das mäßigste unter den nordischen Völkern galten, aus ihren Feldzügen in den Niederlanden Unmäßigkeit im Genusse geistiger Getränke mit, eine Gewohnheit die sich schnell wie ein endemisches Uebel unter der ganzen Nation verbreitete. So geartet war der siegende und herrschende Theil des Volkes, der in die eilf Theater zu London strömte. Die damaligen Theaterdichter, welche sämmtlich der herrschenden Partei angehörten, weit entfernt dieser Verschlimmerung des Volksgeistes entgegen zu wirken, nährten und steigerten noch durch ihre dramatischen Erzeugnisse den Fanatismus der Religionsverfolgungen, die grausamen und blutdürstigen Instinkte des Volkes, die Verwilderung der Sitten, den Servilismus. Die unterdrückten, aber dem alten Glauben treu bleibenden Katholiken mußten von dem Theater, in dem sie nur Herabwürdigung ihrer Religion und die schmerzlichsten Eindrücke zu erwarten hatten, sich fern halten. Kaum fieng eine Mittelpartei an sich in dem Publikum zu bilden von weniger correkten Katholiken, welche den Zeitumständen nachgaben, und von Protestanten, welche durch eine gewisse Mischung von Zweifel und Rechtsgefühl zur Duldung gestimmt wurden.

Mitten in dieser Umgebung steht nun Shakespeare durch den Adel seines innern Wesens auf einer Höhe, wo ihn die unedeln Leidenschaften, die seine ganze Umgebung damals befleckten, nicht erreichen konnten. Ungeachtet der ansteckenden Wirkung, welche sonst das Beispiel mit sich führt, ungeachtet seiner Armuth brachte er niemals, selbst nicht im Anfang seiner Laufbahn, einem der Götzen des Tages ein Opfer. Er gieng,

getrennt von den Theaterdichtern seiner Zeit, seinen eignen Weg. Er hielt sich aber nicht bloß frei von den Fehlern seiner Zeit- und Kunstgenossen; er that mehr. „Die Art seiner geistigen Thätigkeit von dem Jahre 1589 an läßt uns einen fest gefaßten Entschluß von seiner Seite erkennen, innerhalb der Sphäre seiner poetischen Hervorbringungen eine Reaktion gegen die damals herrschenden Zeitrichtungen zu beginnen und so viel als für ihn möglich war, die wilden und schmutzigen Wasser abzuleiten, welche seit dem Regierungsantritt der Königin Elisabeth den Strom der öffentlichen Meinung trübten" (S. 75). Bei dieser Reaktion, welche eine Art von theatralischer Revolution in der Hauptstadt war, wagte der junge 25—30jährige Dichter bald die kühnsten, bald die rührendsten Anspielungen; er griff Manches an, was die Reformatoren für das Höchste hielten; er suchte die katholischen Ueberlieferungen und insbesondere die ideale Seite derselben, welche Fanatismus und Gemeinheit der Gesinnung geächtet hatten, wieder zum Verständniß und zu Ehren zu bringen.

Diese Behauptung weist das dritte Kapitel „Shakespeare in seinem Ruhme" (S. 91—180) im Einzelnen nach. Es werden Shakespeare's Dramen vorgeführt, deren Entstehung in die Zeit bis zum Sturze Essex' 1601 fällt, so wie einige seiner wichtigsten Erlebnisse aus derselben Zeit, welche auf seine poetischen Erzeugnisse Einfluß übten. Es werden in den vierzehn Dramen aus dieser Periode die Beweise und Spuren der katholischen Gesinnung und Anschauungsweise des Dichters zusammengestellt, eben so auch seiner politisch oppositionellen Stellung gegenüber der damals herrschenden politischen Partei und dem ihr entsprechenden Regierungssysteme. Anhaltspunkte bieten gleich die beiden frühesten Stücke Shakespeare's: „Perikles, Fürst von Tyrus", und „Titus Andronicus". In dem erstern Stücke fällt, außer einigen andern Stellen die hieher bezogen werden können, besonders eine ganz unverhüllte, kühne Anspielung auf gegen die von protestantischer Seite vorgenommene Einziehung katholischer Kirchengüter. In einer

Scene (Akt II Sc. 1) unterhalten sich dort drei Fischer mit einander, wobei Folgendes gesprochen wird:

„Dritter Fischer. Meister, ich wundre mich, wie die Fische im Wasser leben."

„Erster Fischer. Sie leben ebenso wie die Menschen auf dem Land: die großen fressen die kleinen... Ich habe von Wallfischen auf dem Land gehört, welche nicht aufhören den Rachen aufzusperren, bis sie verschlungen haben ganze Pfarreien, Kirchen, Kirchthürme, Glocken und Alles."

Im „Titus Andronicus" ist außer Anderm bemerkenswerth eine Anerkennung und Huldigung, die dem alten katholischen Glauben dargebracht wird. Der furchtbare, diabolische Mohr Aaron, der an nichts Höheres glaubt, noch irgend einen Unterschied zwischen Gut und Bös kennt, will sich die Erhaltung und Rettung seines Kindes von dem frommen und tapfern Römer Lucius durch einen Eidschwur versichern lassen. Auf diese Forderung Aarons antwortet nun Lucius:

Schwören? bei wem? du glaubst ja keinen Gott;
Ist das, wie kannst du glauben einen Eid?

Darauf Aaron:

Und wenn ichs nie gethan? Ich thu's auch nicht!
Doch weil ich weiß, du hältst auf Religion,
Glaubst an das Ding, das man Gewissen nennt,
Und an Papisten-Brauch und Ordnung,
Die ich dich sorgsam hab' erfüllen seh'n —
Deßhalb fordr' ich den Eid von dir. (Akt V Sc. 1.)

In die Anfangszeit der dramatischen Laufbahn Shakespeare's gehören auch noch die meisten seiner Lustspiele. Wenn die Entstehung derselben auch in eine Lebensperiode des Dichters fällt, von welcher er selbst in einem seiner Sonette reuevoll bekennt, er habe in jenen Jahren seiner Verirrung „die Wahrheit nur über die Achsel angesehen", und wenn auch die Sprache in denselben sehr frei ist: so haben sie dennoch keine unmoralische Tendenz. Namentlich aber kommt nirgends darin, was für einen Bekenner und Lobpreiser der neuen Lehre so nahe lag und sonst so allgemein damals war, ein Spott oder unziemlicher Scherz gegen die alte Kirche vor. Im Gegentheil findet

der Dichter sogar noch Mittel, mit der Schürzung und Lösung der Liebesintriguen seiner Lustspiele mitunter eine erneuerte Darstellung des alten chevaleresken Ideals, ja selbst des ascetischen Ideals auf die Bühne wieder zurückzubringen. Dieses macht unser Verfasser anschaulich durch die beiden Lustspiele: „Liebes-Leid und Lust“ (Love's labour and lost), und die „Komödie der Irrungen“.

In dem erstern Stücke macht der König von Navarra mit drei Freunden und Hofherrn (in deren einem, Biron, Herr Rio ein Porträt Shakespeare's selbst erkennt) das heroische Gelübde, während dreier Jahre sich ganz nur dem beschaulichen Leben und den Studien, mit strenger Enthaltsamkeit zu widmen. Dieses Gelübde wird jedoch durch die Ankunft der Prinzessin von Frankreich mit ihren drei Ehrendamen bald gebrochen. Die Lösung des Knotens besteht darin, daß jedem Liebenden von der Dame seines Herzens eine Zeit der Prüfung und der Buße von einem Jahre auferlegt wird, mit allen Uebungen und Entsagungen des ascetischen Lebens wie: Einsamkeit, Meditation, Fasten, Krankenbesuch. „So endigt dieses Lustspiel ganz im Gegensatze gegen das dramatische Herkommen, mit dem Sakrament der Buße, statt mit dem Sakrament der Ehe“. Von einzelnen angeführten Zügen des Stückes werden nebst einigen andern hervorgehoben die lächerlichen Figuren des Dorfpfarrers Nathanael und des Schulmeisters Holofernes, welche mehr nach England als nach Navarra gehören; und eine Aeußerung Biron's (Akt I Sc. 1) über das Suchen der Wahrheit in einem Buche:

> „Mühvoll den Geist zu einem Buch gewendet,
> Suchend der Wahrheit Licht; Wahrheit indessen
> Hat täuschend schon des Auges Blick geblendet.“

Herr Rio sieht darin einen Seitenblick auf die Mißstände der protestantischen Bibellektüre mit Ausschluß des traditionellen Unterrichtes. In dem hier gegebenen Zusammenhang und für sich betrachtet möchte man die Stelle eher in einem allgemeinern Sinne von der unfruchtbaren Büchergelehrsamkeit verstehen. Es

kommen aber mehrere andere Stellen in jenem erstern Sinne vor, so daß der Dichter wohl auch hier etwas Aehnliches gedacht haben mag.

So spricht König Richard II. im Gefängnisse von den Gedanken, die sein Gehirn in der Einsamkeit ausbrütet (Richard II. Akt V Sc. 4):

Und die bevölkern diese kleine Welt
Voll Launen, wie die Leute dieser Welt.
Denn Keiner ist zufrieden. Die bess're Art,
Als geistliche Gedanken, sind vermengt
Mit Zweifeln und sie setzen selbst die Schrift
Der Schrift entgegen.
Als: „Laßt die Kindlein kommen!“ und dann wieder:
„In Gottes Reich zu kommen ist so schwer,
Als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr.“

Eine Anspielung auf die Unsicherheit der Schriftforschung könnte man auch in einer Stelle des Drama Cymbeline (Akt III Sc. 4) finden, da wo Imogen von einem Briefe des Leonatus sagt:

Was ist hier?
Die Schriften des rechtgläub'gen Leonatus
All Ketzerei geworden? Fort mit euch,
Verfälscher meines Glaubens! Nicht mehr sollt ihr
Mein Herz umgürten!

Ueber den Mißbrauch, den man mit Bibeltexten treiben kann, werden wir unten zwei Stellen aus Richard III. und aus dem Kaufmann von Venedig zu geben haben.

In der „Komödie der Irrungen“ konnte die von ihrem Ehegatten in Folge der Irrungen getrennte Aemilia ihren Gatten Aegeon auf vielerlei Arten wiederfinden. Shakespeare macht sie aber zur Äbtissin in Ephesus, um vor seinem protestantischen Publikum die christliche Charität und den praktischen Sinn katholischer Klosterfrauen durch dieses Mittel im hellsten Lichte zu zeigen (Akt V Sc. 1).

Eine Pest, die im Jahre 1592 zu London ausbrach, veranlaßte Shakespeare mit seiner Familie nach seinem Heimats-

orte Stratfort zu reisen. In dieselbe Zeit fällt eine Zunahme der Religionsverfolgung der Katholiken, namentlich eine Verschärfung der Criminal- und Polizeigesetze gegen den heimlichen Aufenthalt katholischer Missionäre. Es ist aus Urkunden aus jener Zeit (publicirt im Rambler 1858) ersichtlich, daß des Dichters Vater, Johann Shakespeare, damals immer noch sich weigerte, den öffentlichen Gottesdienst der Staatskirche zu besuchen, und sich damit entschuldigte, daß er sich vor seinen Gläubigern verborgen halten müsse, daß dieses aber nur eine leere Ausflucht war. Die Eindrücke, die der Dichter aus seiner Heimat und seiner Familie nach London zurückbrachte, waren nicht geeignet, seinen angeerbten Widerwillen gegen die herrschenden Meinungen und Gewalten des Tages zu vermindern. Zu London selbst hatte er die Anfeindungen der ältern Theaterdichter, welche eben diesen Gewalten und Meinungen fröhnten, auszuhalten, namentlich Robert Green's. Andrerseits fehlte es auch nicht an Förderung für Shakespeare. Von dem Jahre 1594 an hatte Shakespeare zwei Theater zu seiner Verfügung statt eines; der Schauspielunternehmer Burbadge zeigte sich geschickter und unserm Dichter ergebener als je. Der letztere, zugleich ein großer Schauspieler, gehörte eben so wie Shakespeare, einer Familie katholischer Recusanten an. Herr Rio vermuthet, daß auch von den Schauspielern zweiten Ranges unter der Truppe, welcher Shakespeare angehörte, ein großer Theil Katholiken waren, oder doch eine Vorliebe für diesen Glauben festhielten (S. 98). Wenigstens war ein Bruder unsers Dichters unter ihnen und Heminge, ein Freund desselben und später Herausgeber seiner Werke. Von besonderer Bedeutung war aber für Shakespeare's ganzes Leben die in jener Zeit beginnende Gönnerschaft des jungen, geistvollen Grafen von Southampton, dem der Dichter 1593—1594 die zwei Gedichte „Venus und Adonis" und „Lucretia" widmete, und mit dem er durch eine so schwärmerische Freundschaft sich verband.

Auffallend ist, daß die Schauspielergesellschaft, welcher

kommen aber mehrere andere Stellen in jenem erstern Sinne vor, so daß der Dichter wohl auch hier etwas Aehnliches gedacht haben mag.

So spricht König Richard II. im Gefängnisse von den Gedanken, die sein Gehirn in der Einsamkeit ausbrütet (Richard II. Akt V Sc. 4):

> Und die bevölkern diese kleine Welt
> Voll Launen, wie die Leute dieser Welt.
> Denn Keiner ist zufrieden. Die bess're Art,
> Als geistliche Gedanken, sind vermengt
> Mit Zweifeln und sie setzen selbst die Schrift
> Der Schrift entgegen.
> Als: „Laßt die Kindlein kommen!“ und dann wieder:
> „In Gottes Reich zu kommen ist so schwer,
> Als ein Kameel geht durch ein Nadelöhr.“

Eine Anspielung auf die Unsicherheit der Schriftforschung könnte man auch in einer Stelle des Drama Cymbeline (Akt III Sc. 4) finden, da wo Imogen von einem Briefe des Leonatus sagt:

> Was ist hier?
> Die Schriften des rechtgläub'gen Leonatus
> All Ketzerei geworden? Fort mit euch,
> Verfälscher meines Glaubens! Nicht mehr sollt ihr
> Mein Herz umgürten!

Ueber den Mißbrauch, den man mit Bibeltexten treiben kann, werden wir unten zwei Stellen aus Richard III. und aus dem Kaufmann von Venedig zu geben haben.

In der „Komödie der Irrungen“ konnte die von ihrem *Ehegatten* in Folge der Irrungen getrennte Aemilia ihren Gatten Aegeon auf vielerlei Arten wiederfinden. Shakespeare macht sie aber zur Abtissin in Ephesus, um vor seinem protestantischen Publikum die christliche Charität und den praktischen Sinn katholischer Klosterfrauen durch dieses Mittel im hellsten Lichte zu zeigen (Akt V Sc. 1).

Eine Pest, die im Jahre 1592 zu London ausbrach, veranlaßte Shakespeare mit seiner Familie nach seinem Heimats-

niederzulegen wagte. Man kann, fügt Hr. Rio hinzu, diesem Zeichen den Vorwurf machen, daß es dunkel sei, obwohl der protestantische Bischof Warburton es als sehr klar erkannt hat.

Es folgt die Betrachtung der historischen Stücke Shakespeare's von dem hier genommenen Standpunkte aus, wobei von folgender wesentlichen allgemeinen Bemerkung ausgegangen wird. Es gab schon eine beträchtliche Anzahl von Bühnenstücken, deren Süjets aus der englischen Geschichte genommen waren, die aber von den nächsten Vorgängern Shakespeare's verfaßt, in der Regel alle die Geschichte nach den damals herrschenden kirchlichen und politischen Parteiansichten, im einseitigen protestantischen Sinne darstellten. Shakespeare macht nun, so viel die Umstände es zuließen, seine katholische Reaktion dagegen geltend, theils durch Bearbeitung älterer solcher Stücke, theils durch oppositionelle Rücksichtnahme auf dieselben, theils durch ganz selbständige, freie Hervorbringungen auf diesem Gebiete. Nach diesen Rubriken, und nicht nach der chronologischen Folge des historischen Inhaltes, werden dann diese shakespeare'schen Dramen aufgeführt.

Das der Entstehung nach früheste ist Heinrich VI. Der Name einer shakespeare'schen Trilogie, welchen man den drei Theilen dieses Stückes gibt, ist durchaus nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen. Denn wie Malone nachgewiesen hat, ist der erste Theil gar nicht von Shakespeare, sondern von einem andern ältern Verfasser und durch Irrthum oder Fälschung unter die Werke Shakespeare's aufgenommen worden. Die ungünstige Charakteristik des Bischofs von Winchester, nachher Cardinal Beaufort, einer der Hauptpersonen des Stückes, sowie auch die Auffassung der Jungfrau von Orleans als einer Betrügerin und Zauberin kommt also nicht auf Rechnung unsers Dichters, obgleich diese Auffassung der Jungfrau von Orleans, wie sie die katholischen Engländer in der alten katholischen Zeit ansahen, nicht einmal gegen die Katholicität Shakespeare's geltend gemacht werden könnte. Die beiden letzten Theile dieser sogenannten Trilogie sind ursprünglich gleichfalls nicht von

Shakespeare angehörte und welche den Namen „Schauspieler-Gesellschaft des Lord-Kämmerers" führte, erst um 1594 dazu gelangte, Vorstellungen bei Hof zu geben. Man hat Register von theatralischen Vorstellungen bei Hof vor 1594, worin die Zahlungen an eine Reihe anderer Schauspielergesellschaften für ihre Vorstellungen bei Hof verzeichnet sind. Man begnügt sich gewöhnlich zur Erklärung dieser Lücke mit der Antwort: dieser Theil des Registers sey verloren gegangen. Herr Rio hält es für möglich, daß diese länger dauernde Ausschließung darin ihren Grund hatte, weil Shakespeare, als Theaterdichter seiner Gesellschaft, nicht so unbedingt wie andre der herrschenden Politik des Tages, ganz besonders aber nicht der Servilität der übrigen Theaterdichter im übertriebenen Lobe der jungfräulichen Königin folgte. Erst um diese Zeit, um 1594, entstand der „Sommernachtstraum", ein Stück, welches offenbar für die Unterhaltung bei einem Hoffeste gedichtet war. In diesem Stücke kommt nun zwar eine poetische galante Anspielung vor auf die Königin (sie war damals sechszig Jahre alt) als „eine holde Vestale, im Westen thronend, eine königliche Priesterin," gegen welche Cupido ganz vergebens seinen Pfeil gerichtet; doch wird sonst weder ihrer Person noch ihrer Regierung Lob gespendet. Mit jener für Elisabeth schmeichelhaften Anspielung wird aber zugleich (und das war doch gewiß kühn!) unter einem für jeden Verständigen genug durchsichtigen Schleier eine gefühlvolle Erinnerung an Maria Stuart verbunden. Unmittelbar nämlich vor jener Anspielung sagt Oberon (Akt I Sc. 1):

> Mein guter Puck, komm her! Weißt du noch wohl,
> Wie ich einst saß auf einem Vorgebirge,
> Und 'ne Sirene, die ein Delphin trug,
> So süße Harmonien hauchen hörte,
> Daß die empörte See gehorsam ward,
> Daß Sterne wild aus ihrem Kreise fuhren,
> Der Nymphe Lied zu hören?

Das ist das einzige Zeichen der Huldigung, welches die gleichzeitige Poesie auf den Sarg dieses königlichen Schlachtopfers

niederzulegen wagte. Man kann, fügt Hr. Rio hinzu, diesem Zeichen den Vorwurf machen, daß es dunkel sei, obwohl der protestantische Bischof Warburton es als sehr klar erkannt hat.

Es folgt die Betrachtung der historischen Stücke Shakespeare's von dem hier genommenen Standpunkte aus, wobei von folgender wesentlichen allgemeinen Bemerkung ausgegangen wird. Es gab schon eine beträchtliche Anzahl von Bühnenstücken, deren Süjets aus der englischen Geschichte genommen waren, die aber von den nächsten Vorgängern Shakespeare's verfaßt, in der Regel alle die Geschichte nach den damals herrschenden kirchlichen und politischen Parteiansichten, im einseitigen protestantischen Sinne darstellten. Shakespeare macht nun, so viel die Umstände es zuließen, seine katholische Reaktion dagegen geltend, theils durch Bearbeitung älterer solcher Stücke, theils durch oppositionelle Rücksichtnahme auf dieselben, theils durch ganz selbständige, freie Hervorbringungen auf diesem Gebiete. Nach diesen Rubriken, und nicht nach der chronologischen Folge des historischen Inhaltes, werden dann diese shakespeare'schen Dramen aufgeführt.

Das der Entstehung nach früheste ist Heinrich VI. Der Name einer shakespeare'schen Trilogie, welchen man den drei Theilen dieses Stückes gibt, ist durchaus nicht im eigentlichen Sinne zu nehmen. Denn wie Malone nachgewiesen hat, ist der erste Theil gar nicht von Shakespeare, sondern von einem andern ältern Verfasser und durch Irrthum oder Fälschung unter die Werke Shakespeare's aufgenommen worden. Die ungünstige Charakteristik des Bischofs von Winchester, nachher Cardinal Beaufort, einer der Hauptpersonen des Stückes, sowie auch die Auffassung der Jungfrau von Orleans als einer Betrügerin und Zauberin kommt also nicht auf Rechnung unsers Dichters, obgleich diese Auffassung der Jungfrau von Orleans, wie sie die katholischen Engländer in der alten katholischen Zeit ansahen, nicht einmal gegen die Katholicität Shakespeare's geltend gemacht werden könnte. Die beiden letzten Theile dieser sogenannten Trilogie sind ursprünglich gleichfalls nicht von

Shakespeare, sondern von andern älteren Verfassern, aber von unserm Dichter überarbeitet worden. Wenn man diese Ueberarbeitung mit den ursprünglichen Texten vergleicht, so findet man, daß in den Abänderungen und Zusätzen Shakespeare's jedenfalls nichts vorkommt, was in ausgesprochener protestantischen Richtung und gegen die katholische Kirche feindselig gehalten wäre*).

Richard III., wahrscheinlich 1593 oder 1594 verfaßt, ist ein ganz selbständiges Erzeugniß Shakespeare's, wenn die englische Bühne auch schon ältere Stücke desselben Süjets hatte. In diesem Stücke drückt der Dichter den Heuchlern, welche Textesstellen der heiligen Schrift mißbrauchen, ein Brandmal auf. Er läßt Richard sagen (Akt I Sc. 4):

Dann seufz' ich, und nach einem Spruch der Bibel
Sag' ich, Gott helfe Gutes thun für Böses;
Und so bekleid' ich meine nackte Bosheit
Mit alten Fetzen, aus der Schrift gestohlen,
Und schein ein Heil'ger, wo ich Teufel bin.

In demselben Trauerspiele zählt der Dichter die Gebete der Verklärten und der durch den Tyrannen hingemordeten Schlachtopfer unter den Mächten auf, die gegen Richard kämpfen (Akt V Sc. 3).

Das der Zeit der Abfassung nach jetzt folgende historische Stück, Richard II., ist besonders von Bedeutung dadurch, daß es die oppositionelle Stellung Shakespeare's gegen die Regierung der Königin Elisabeth zeigt. König Richard II. wurde von seiner königlichen Würde entsetzt. Die Anhänger Essex' hatten ähnliche Plane und Hoffnungen in Beziehung auf die Königin Elisabeth, und sahen in den betreffenden Scenen des shakespeare'schen Stückes eine Anspielung auf ihre Wünsche.

---

*) Malone hat die durch Shakespeare geänderten oder zugesetzten Stellen mit besondern Zeichen im Drucke unterscheiden lassen; ebenso nach ihm Singer in der Ausgabe Shakespeare's. Frankfurt, Brönner. 1831.

Daher fand es von dieser Seite große Gunst; aber in der ersten gedruckten Ausgabe von 1597 wurden, um bei der Regierung nicht anzustoßen, die betreffenden Verse weggelassen. Erst in der Ausgabe von 1608 wurde diese Parlamentsscene, wie man sie nannte, gedruckt. Am Abend jenes 7. Februar 1601, dem Vorabend des Ausbruches der Verschwörung Essex', war Shakespeare's Richard II. aufgeführt worden; allen Umständen nach zu schließen, gleichsam als Vorspiel des Unternehmens für die in die Verschwörung Eingeweihten. Zu diesen gehörte Shakespeare's Gönner und Freund Southampton. Es ist bekannt, welche Katastrophe an dem 8. Februar eintrat, die Essex zur Enthauptung durch das Beil des Henkers brachte und Southampton in das Gefängniß, aus welchem er erst durch den Tod Elisabeth's (1603) Befreiung fand.

Obgleich diese drei historischen Stücke, während der Jahre 1593 und 1594 verfaßt, großen Erfolg hatten, so wurde doch die Reihe derselben nicht ununterbrochen fortgesetzt, sondern erst 1596. In der Zwischenzeit dichtete Shakespeare „Romeo und Julia" und den „Kaufmann von Venedig". In dem erstern Stücke ist für unsern Standpunkt der Betrachtung, außer andern einzelnen katholischen Anklängen, besonders bemerkenswerth die Darstellung des von Shakespeare wieder neu zurückgeführten ascetischen Ideals (wie sich Herr Rio ausdrückt) in dem edeln und liebenswürdigen Klosterbruder Lorenzo. Wenn man sich in jene Zeit zurückversetzt und den protestantischen Haß und Spott gegen Klöster und Mönche sich vergegenwärtigt, so berechtigt ein solcher Zug schon allein, von einer katholischen Reaktion Shakespeare's zu sprechen. Zu dem Klosterbruder Lorenzo, der schon in der Quelle vorkommt aus welcher der Dichter diese Erzählung entnahm, fügt er noch einen zweiten Mönch von seiner eignen Schöpfung hinzu, den Bruder Johannes, welcher zur Zeit der Pest sich freiwillig mit den Kranken in den Hospitälern einschließen läßt.

In dem „Kaufmann von Venedig" tritt wieder die Opposition des Dichters gegen den Mißbrauch der Bibel in der

protestantischen Zeit sehr stark hervor, worauf wir schon oben in Richard III. eine Anspielung bemerkt haben. Aus dem Kaufmann von Venedig gehören hierher die zwei Stellen:

> Der Teufel kann sich auf die Schrift berufen.
> Ein arg Gemüth, das heil'ges Zeugniß vorbringt,
> Ist wie ein Schalk mit Lächeln auf der Wange,
> Ein schöner Apfel in dem Herzen faul.
> O wie der Falschheit Außenseite glänzt! (Akt I Sc. 3.)

Und ferner:

> . . . . . . In der Religion
> Wo ist ein Irrwahn, den ein ehrbar Haupt
> Nicht heiligte, mit Sprüchen nicht belegte,
> Und bärge die Verdammlichkeit mit Schmuck? (Akt III Sc. 2.)

Vom Jahre 1596 an folgen wieder historische Stücke und zwar „König Johann" und „Heinrich VIII." Diese beiden Stücke scheinen mit Rücksicht auf und in Opposition gegen zwei gleichnamige Stücke eines frühern sehr beliebten Theaterdichters verfaßt zu seyn, der diese Süjets mit ultraprotestantischer Tendenz und mit allem Hasse gegen die alte Kirche behandelt hatte. Es war dieß ein apostasirter Mönch, Namens Bale, welcher für seinen Abfall mit dem Bisthum Offory in Irland belohnt worden war. Derselbe Bale hatte auch das Leben und den Tod des Sir John Oldcastle dramatisirt, eines der Häupter von der Sekte der sogenannten Lollharden, welchen die Reformatoren als einen ihrer Vorläufer und als Martyrer verehrten. Auch gegen dieses letztere Stück machte Shakespeare auf eine eigenthümliche, aber treffende Weise Opposition.

In dem Stücke „König Johann" von Bale, welches sich aber nicht einmal vollständig erhalten hat, war die Hauptrolle das personificirte England, dargestellt als verlassene Wittwe. Die Urheber ihres Unglücks sind die Priester, die Mönche, die Cardinäle, insbesondere der Papst, und in deren Dienst die allegorischen Personen: Empörung, Verrath, Heuchelei. In diesen einfachen Rahmen brachte der Kämpfer für die bischöfliche Kirche Alles was der Haß eines Apostaten von gemeiner

Gesinnung nur Schmachvolles gegen die alte Kirche ersinnen kann, reich versehen mit Blasphemien und Obscönitäten. Außerdem gibt es aber auch noch ein anderes dramatisches Werk, das die Geschichte desselben Königs Johann zum Gegenstand hat, gedruckt im Jahre 1591, gleichfalls in einem sehr katholikenfeindlichen Sinne gehalten, und voll Haß gegen die alte verbannte Kirche. Dennoch wurde dasselbe ehemals als ein Werk Shakespeare's angesehen und in die Ausgabe seiner Werke von 1622 aufgenommen. Jetzt ist jedoch die Meinung der meisten englischen Kritiker durchgedrungen, unterstützt von Gervinus, welche dieses Stück unserm Shakespeare absprechen. Es ist nur zu verwundern, daß diese Controverse so lange dauern konnte. Aus diesem ältern Stücke nun hat Shakespeare bei seiner Bearbeitung des Gegenstandes alles gegen die alte Kirche Feindselige und Ungünstige weggelassen oder ganz gemildert, sowohl hinsichtlich der Charaktere, als des Dialoges. König Johann tritt gegen den Papst auf, aber so, daß er gleichsam selbst die Folgen davon zu büßen hat; Faulconbridge, der kräftige und dadurch für sich interessirende Sprößling des Königs Richard Löwenherz, neutralisirt selbst die Wirkung seines fälschlich-ritterlichen Charakters durch seinen am Schlusse des zweiten Aktes vorkommenden Monolog. Er spricht dort von dem Eigennutz, als dem Hauptlenker der Welt, bekennt sich aber zuletzt selbst zu dessen Dienst und schließt mit den Worten: „So sey mein Gott, Gewinn, und steh mir bei"! Der päpstliche Legat Pandulfo tritt mit Würde auf, und wird von dem Dichter im Ganzen günstig dargestellt. Das historische Drama „Heinrich VIII.", welches Shakespeare dem gleichnamigen Stücke Bale's entgegensetzte, ist bei Rio einem eigenen Kapitel vorbehalten.

Die Wirkung des Bale'schen Drama zu Ehren des in die Zeit vor der Reformation fallenden, aber von den englischen Reformatoren gepriesenen Sektirers Oldcastle suchte Shakespeare auf kurzem Wege dadurch zu neutralisiren, daß er die weltberühmt gewordene komische Figur Falstaff in seinem Hein-

rich IV. und in den „Lustigen Weibern von Windsor“ ursprünglich nicht so, sondern Oldcastle genannt hatte. Auf erhobene Reklamation von protestantischer Seite, wie es scheint, wurde später dafür der Name Falstaff gesetzt, und im Epilog am Schlusse des zweiten Theiles von Heinrich IV. eine Art von Entschuldigung gegeben.

Aus dem der Zeit der Abfassung nach jetzt folgenden Drama „Heinrich IV.“ wird besonders die Art hervorgehoben, wie im Anfange desselben von den Kreuzzügen in lobender Weise die Rede ist, womit ähnliche Stellen aus andern Stücken Shakespeare's zusammengestellt werden. Es wird bemerkt, daß Shakespeare unter seinen englischen Zeitgenossen der einzige ist, welcher über die Kreuzzüge als katholischer Dichter sich äußert.

Heinrich V. wird in dem Drama dieses Namens von Shakespeare, wie Schlegel bemerkt, mit besonderer Liebe geschildert. Nun wird aber bei dieser Charakteristik des Königs besonders und mit Lob hervorgehoben bei all seinem lebhaften *Wesen*, seine Frömmigkeit, seine Demuth und seine Anhänglichkeit an die katholische Kirche und ihre Gebräuche. So an mehreren Stellen des Stückes. Heinrichs V. Andenken war daher in der protestantischen Zeit gar nicht populär, wovon sich die Nachwirkung auch bei den spätern englischen Geschichtschreibern zeigt. In dieser Auffassung und Darstellung Shakespeare's liegt gleichfalls wieder eine oppositionelle Richtung gegen frühere protestantische, historische und dramatische, Darstellungen des Charakters dieses Königs und somit ein Stück katholischer Reaktion.

Ehe nach der Aufzählung dieser historischen Dramen (von denen das zuletzt angeführte in das Jahr 1599 gesetzt wird) zur Betrachtung anderer Stücke Shakespeare's übergegangen wird, folgt ein Blick auf die Erlebnisse des Dichters in dieser Periode seines Lebens: die Theilnahme seines Freundes und Gönners Southampton an dem Seezuge des Grafen Essex gegen die azorischen Inseln; die bedeutende Schenkung desselben Gönners, wodurch der Dichter um so leichter sich in seiner Vaterstadt ankaufen konnte; die Verschwörung Essex' gegen

Elisabeth, an welcher auch Southampton Theil nahm, und mit welcher alle ihres Glaubens wegen Verfolgte sympathisirten, da religiöse Duldung einen Haupttheil des Programmes von Essex bildete. Man kann sich denken, welchen Eindruck diese Hoffnung, aber auch das Mißlingen dieses Unternehmens (1601), der Tod Essex' und das Gefängniß Southamptons auf den Dichter machen mußten.

Spuren dieser Erlebnisse und die Fortdauer des oppositionellen Verhältnisses Shakespeare's gegen die herrschenden Zeitströmungen, fehlen denn auch nicht in dem zunächst folgenden Stücke, dem reizenden, geistsprühenden Lustspiele „Wie's euch gefällt." Wie Heinrich V. wegen einer Stelle, in der man eine Anspielung zu Gunsten Essex' sah, nicht zum Drucke gelangen konnte, und erst lange nach Elisabeths Tod 1623 veröffentlicht wurde, so hatte dieses Lustspiel, wie es scheint aus ähnlichen Gründen, dasselbe Schicksal. Jacques, den melancholisch-humoristischen Begleiter des im Ardenner Walde lebenden vertriebenen Herzogs, mit seinen satirischen und traurigen Anspielungen auf den Weltlauf, hält Herr Rio für das poetische Spiegelbild und Organ des Dichters selbst. Besonders bemerkenswerth für unsern Zweck hier ist die Lösung des dramatischen Knotens in diesem Stücke. In dem Schäferroman, woher das Süjet genommen ist, endigt das Ganze mit einer Schlacht zwischen den beiden feindlichen Brüdern, dem vertriebenen Herzog und dem Usurpator, wobei letzterer getödtet wird. Bei Shakespeare dagegen ist es ein Einsiedler, welcher die Brüder versöhnt; die Frucht dieser Versöhnung ist der Entschluß des nun bekehrten Usurpators, sich einem Leben der Buße und der Betrachtung fortan zu widmen. Eine zweite Bekehrung ist die eines andern in dem Stücke vorkommenden feindlichen Bruders, Olivers, mit seinem früher von ihm unterdrückten Bruder Orlando. In Olivers Mund legt der Dichter auf die Frage einer Person, ob er wirklich gegen seinen Bruder so ungerecht gewesen sei, die folgende schöne Antwort, welcher vielleicht eine eigene innere Erfahrung Shakespeare's zu Grunde liegt, nach-

dem er aufgehört hatte „die Wahrheit nur von der Seite anzusehen", wie er in einem seiner Sonette sagt:

> Ich war's, doch bin ich's nicht; ich scheue nicht
> Zu sagen, wer ich war, da die Bekehrung
> So süß mich dünkt, seit ich ein And'rer bin. (Akt IV Sc. 3.)

Noch merkwürdiger ist aber eine Aeußerung des oben genannten Jacques, der auf die Nachricht von der Bekehrung des Usurpators, des bösen Bruders des vertriebenen Herzogs, sagt:

> So will ich zu ihm; diese Neubekehrten.
> Sie geben viel zu hören und zu lernen. (Akt V Sc. 4.)

Herr Rio macht dazu die Bemerkung: „Es gibt wenig Verse in allen Dramen Shakespeare's, die einen so tiefen Sinn enthalten als diese. Sein poetisches Genie allein konnte ihm diesen Gedanken nicht eingeben; er mußte in der Nähe und wiederholt betrachtet haben jenes Phänomen der geistigen Blüthe, die man Bekehrung einer Seele nennt. Er muß den geistigen Duft gekannt haben, den eine Seele aushaucht, welche auf dem Wege der Wiedergeburt ist, und die sich dem belebenden Einflusse des himmlischen Lichtes und des himmlischen Thaues immer mehr erschließt."

Das vierte Kapitel überschrieben: Das Drama Heinrich VIII., ist ganz der Betrachtung des genannten Stückes gewidmet. Für die Entscheidung der Frage über Shakespeare's Katholicismus ist dieses Drama, wie natürlich, von der größten Wichtigkeit. Hier bei der Darstellung des Ursprunges der englischen Reformation und der Hauptpersonen, welche dabei auftreten, müssen sich die Sympathien und Antipathien, sowie die religiösen und kirchlichen Ansichten und Ueberzeugungen des Dichters, wenn irgendwo, am deutlichsten erkennen lassen. In dem Buche des Herrn Rio bildet dieses vierte Kapitel eine der interessantesten Partien, sowohl der Behandlung als dem Resultate nach.

Es ist schon oben bemerkt worden, daß Shakespeare's Heinrich VIII. als Gegenbild und Correktiv des gleichnamigen Stückes des dramatischen Dichters und apostasirten Mönches

Bale zu betrachten ist. In demselben Sinne wie letzteres waren zwei Stücke des Theater-Dichters Chettle gehalten, welche den Sturz des Cardinal Wolsey zum Gegenstand hatten und in welchen gleichfalls für Heinrich VIII. und gegen die Schlachtopfer seines Despotismus Partei genommen wird. Dasselbe war der Fall fast bei allen englischen Schriftstellern des 16. und 17. Jahrhunderts, welche die öffentliche Meinung verfälschen halfen, oder wenigstens nicht zu rektificiren wagten, wie die Geschichtschreiber Hall, Holinshed, Stowe (noch der gewissenhafteste unter ihnen), Herbert, Fox, Speed, Baker, Heylin, Burnet, und die lateinischen Poeten Leland und Buchanan. Alle diese entschuldigen entweder Heinrichs VIII. Verfahren bei seiner Ehescheidung von Katharina und setzen letztere möglichst in Schatten, oder (und dieß thun die meisten) sie machen sich der servilsten Schmeichelei gegen den König und der größten Ungerechtigkeit gegen die unglückliche Königin schuldig, dadurch aber der offenbarsten Geschichtsfälschung.

Shakespeare unternimmt es nun, in dem vorliegenden Stücke der allgemeinen Lüge und Schmeichelei die Wahrheit entgegenzustellen. Die Schwierigkeit dieses Unternehmens zur Zeit der Regierung Elisabeths, der hohe moralische Muth, die hohe sittliche Kraft, welche dazu gehörte und welche an sich schon fast nur als die Frucht religiöser Ueberzeugung ihre Erklärung finden kann — alles dieses liegt am Tag. Sehen wir, wie er diese seine Aufgabe löste.

Die Entstehung des Stückes fällt gegen das Ende der Regierung Elisabeths 1602 oder 1603. Von einer Aufführung desselben weiß man nichts als erst 1613, wo es in dem Theater „Zur Weltkugel" zur Aufführung kam, an demselben Tage, an welchem dieses Theater abbrannte. Das Drama hatte ursprünglich den sehr bezeichnenden Titel: Alles ist wahr (All is true), offenbar mit Anspielung auf die Falschheit, mit welcher dieselbe Geschichte auf dem Theater und in der Literatur bisher dargestellt worden war. Erst später wurde dieser verfängliche Titel mit dem jetzigen vertauscht.

Shakespeare folgte bei seiner Darstellung der Geschichte nicht den oben angeführten Quellen, sondern außer vertrauten Ueberlieferungen, gewissen apologetischen und andern Druckschriften, theils auf dem Continent, theils in England verfaßt, wie: die Briefe des Erasmus von Rotterdam; ein lateinischer Brief des Cardinal Pole; Schriften Saunders und Campians, von welchen Shakespeare die letztern jedenfalls kannte, denn in der zweiten Scene des vierten Aktes findet sich eine längere Stelle, worin Campians Prosa nur in Verse eingekleidet ist.

Nach der Ausführung Shakespeare's ist der Hauptschwerpunkt seines Dramas auf die Ehescheidung gelegt, und die Königin Katharina ist zur Hauptperson gemacht. Sie fordert durch ihre Tugenden zur Verehrung wie einer Heiligen auf, und erregt durch ihr unverschuldetes Leiden das tiefste Mitleid. Heinrich VIII. tritt verglichen mit ihr in den Schatten; desgleichen die Anna Boleyn. Beide sind schon durch diese Auffassung des Charakters und der Person der Königin Katharina verurtheilt. Außer Katharina läßt der Dichter das Licht in diesem Gemälde besonders noch auf die Figuren Buckinghams und des Cardinals Wolsey fallen. In der Rolle des erstern, besonders in dessen Rede vor seiner Hinrichtung, sieht Herr Rio Anspielungen und Beziehungen auf des nicht lange vorher hingerichteten Grafen Essex Person und Schicksal. Bei der Darstellung des Cardinal Wolsey ist besonders bewunderungswürdig die Art, wie dessen Sinnesänderung und Bekehrung zum Bessern nach seinem Sturze dargestellt wird (Akt III Sc. 2). Der Verfasser scheint uns nicht zu viel zu sagen, wenn er darüber so urtheilt: „Man darf behaupten, daß nichts in der poetischen Sprache weder der Alten noch der Neuern an moralischer und ästhetischer Schönheit die Verse übertrifft, in welchen Wolsey seiner Reue und dem aus seiner geistigen Wiedergeburt hervorgehenden Gefühle eines für ihn ganz neuen Glückes Ausdruck gibt“.

Nicht weniger charakteristisch für die Frage auf welcher Seite, ob auf der katholischen oder protestantischen, Shakespeare's

Ueberzeugungen und Sympathien waren, ist seine Auffassung anderer historischen Personen, nämlich der Tochter Katharinas, Maria, der nachherigen Königin von England, und des Thomas Morus. Obgleich das Andenken an die katholische Maria den protestantischen Engländern auf's höchste verhaßt war, so legt der Dichter dennoch ihrer todtkranken Mutter ein Lob auf sie in den Mund (Akt IV Sc. 2). Ebenso ist auch ein Lob des Thomas Morus dem Cardinal Wolsey in den Mund gelegt (Akt III Sc. 2) ganz im Widerspruch gegen die meisten protestantischen Geschichtschreiber der Zeit (wie Hall, Holinshed, Fox), welche den katholischen Kanzler möglichst herabsetzen.

Alles bisher Gesagte gehört in die vier ersten Akte Heinrichs VIII. Wer diese Akte unbefangen liest, dem muß sich des Dichters verwerfendes Urtheil über den Grund und Ausgang des englischen Protestantismus, die Ehescheidung Heinrichs VIII., unabweisbar aufdrängen, sowie die katholische Sympathie und Ueberzeugung des Dichters in der Verklärung der katholisch frommen Königin Katharina und in der Ehrenrettung des Cardinal Wolsey.

Nun folgt aber der fünfte Akt, welcher dieses Resultat der vier ersten Akte wieder ganz umzustoßen scheint. Dieser fünfte Akt enthält eine ehrende Anerkennung für den anglikanischen Bischof Cranmer, der aus einer Anklage wegen Ketzerei siegreich hervorgeht, und ferner die Geburt und Taufe der Tochter Heinrichs VIII. und der Anna Boleyn, der nachherigen Königin Elisabeth. Bei dieser Gelegenheit werden der Person des Bischofs Cranmer schmeichelhafte Prophezeiungen in den Mund gelegt über die Königin Elisabeth und ihre Regierung, aber auch über König Jakob I., unter dessen Regierung die Aufführung des Stückes 1613 statt fand. Hier nun in dieser prophetischen Rede Cranmers kommt ein Vers vor, den man gewöhnlich als entscheidend anführt für die Behauptung, daß Shakespeare Protestant gewesen sei. Nachdem Cranmer als begeisterter Seher vorausgesagt hat, das eben getaufte Kind werde einst Königin werden, spendet er der Königin Elisabeth und

ihrer Regierung die überschwänglichsten Lobsprüche; unter diesen Lobsprüchen kommt dann auch folgender vor (Akt V Sc. 3):

> . . . . . . Heil wächst mit Dir;
> In Deinen Tagen ißt in Frieden jeder
> Unter dem eignen Weinstock was er pflanzte.
> Des Friedens heitre Klänge tönen rings:
> Gott wird erkannt in Wahrheit. Deine Treuen,
> Durch Dich geführt zum wahren Pfad der Ehre,
> Erkämpfen hier sich Größe, nicht durch Blut.

In diesen paar Worten nun: „Gott wird erkannt in Wahrheit" (God shall be truly known) soll der unumstößliche Beweis liegen, daß Shakespeare Protestant war. Denn, sagt man, wie hätte er sonst von der protestantischen Zeit und Regierung Elisabeths sagen können, daß da „Gott in Wahrheit erkannt werde"?

Hier wird man nun zuerst zugeben müssen, daß wenn Shakespeare wirklich Protestant war, er wenigstens kein sehr warmer, noch weniger ein begeisterter Bekenner desselben war. Denn das hier ausgesprochene Lob des Protestantismus, wenn auch seinem Inhalte nach sehr viel sagend, ist doch auffallend kurz abgefertigt, namentlich von einem Dichter, ohne alle Amplifikation und Variation, ganz besonders aber ohne die dunkle Folie der Schilderung des vorhergegangenen katholischen Aberglaubens mit seinen Verirrungen und Uebelthaten — ein sonst obligates Ingrediens in solchen Fällen in alter und neuester Zeit. Dieses Lob der protestantischen Religion, wenn der Dichter in so schmeichelhafter Weise der übrigen Vorzüge *Elisabeths* als Königin und ihrer Regierung Erwähnung thun wollte, enthält eigentlich nur so viel, als vor einem protestantischen Hofe und vor einem protestantischen Publikum absolut nöthig war, um nicht geradezu als Katholik und katholischer Oppositions-Mann auf eine herausfordernde Weise sich einer nicht geringen Gefahr und Strafe auszusetzen. Beweisen die vorhergehenden vier Akte eine unverkennbare katholische Reaktion von Seiten unsers Dichters, so ließe sich wohl denken, daß

diese Stelle des fünften Aktes nur als eine von den Umständen abgedrungene Concession zu betrachten sei, oder auch bei strengerer Beurtheilung als eine zu beklagende Incorrektheit. Das aus den vier ersten Akten gezogene Resultat bliebe dann immer noch fest stehen.

Aber man hat nicht nöthig, zu diesem Ausweg seine Zuflucht zu nehmen; denn dieser ganze fünfte Akt ist nicht von Shakespeare. Herr Rio scheint uns diese Behauptung bis zur Evidenz bewiesen zu haben. Schon frühere englische Kritiker sahen in dem fünften Akt, insbesondere in der Weissagung Cranmers eine fremde Hand, sowohl nach den Gedanken, die den Inhalt bilden, als nach der Sprache: so urtheilten Johnson, Malone, Brown Als weitern Beweis fügt Herr Rio bei: die moralische Unmöglichkeit, nach Allem was wir sonst von Shakespeare wissen, daß derselbe in dem Grade uneingedenk gewesen seyn soll der blutigen Verfolgungen, welche seine Eltern und Verwandten auszustehen hatten, so uneingedenk der Härte Elisabeths gegen seinen theuersten Freund Southampton, daß er um dieselbe Zeit als dieser im Kerker schmachtete, solche übertriebene und lügenhafte Schmeicheleien für Elisabeth sich sollte haben zu Schulden kommen lassen, wie die oben angeführten Verse enthalten. Endlich wird darauf hingewiesen, wie leicht und ganz gewöhnlich im Zeitalter Shakespeare's von Schauspiel-Direktoren und Schauspielern, Druckern und besonders von den Masters of the revels ganz willkürlich sehr wesentliche Aenderungen und Zusätze an Theaterstücken vorgenommen wurden, so daß ein ähnlicher Vorgang in dem hier vorliegenden Falle gar nichts so Auffallendes hat. Die Verse in Cranmers Prophezeiung zum Lobe Jakobs I. legt man ziemlich allgemein Ben Johnson bei; Herr Rio ist geneigt, ihm den ganzen fünften Akt beizulegen und bringt Gründe dafür bei. Uns scheint in dieser Frage besonders von Entscheidung der Prolog des Stückes, woraus unabweislich hervorzugehen scheint, daß das ursprüngliche Stück, zu welchem der Prolog gehörte, mit dem Tode Katharinas abschloß. Wir vermissen diese Hinweisung

bei dem Verfasser. Der Prolog verkündet nur Trauriges, aber Wahres als Inhalt des Stückes:

> Ich komme nicht mehr, daß Ihr lacht. Gestalten,
> Die eure Stirnen zieh'n in ernste Falten,
> Die traurig, groß, stark, voller Pomp und voller Schmerz,
> So edle Scenen, daß in Leid das Herz
> Zerrinnt, erscheinen heut. Die Mitleid fühlen,
> Sie mögen Thränen schenken unsern Spielen;
> Der Inhalt ist es werth. Die welche geben
> Ihr Geld, um etwas Wahres zu erleben,
> Sie finden hier Geschichte.

Und am Schlusse:

> . . . seht hierauf, im Moment
> Wie solche Macht so bald zum Fall gewend't:
> Und seid Ihr dann noch lustig, möcht' ich meinen,
> Es könn' ein Mann am Hochzeitstage weinen.

Hier ist doch nirgends eine Andeutung, daß auf den tragischen Sturz Buckinghams, Wolsey's, der Königin Katharina noch etwas den Zuschauer nach diesen traurigen Dingen Aufrichtendes oder den Schmerz Linderndes vorkäme, wie die Freisprechung und Erhebung Cranmers, sowie insbesondere die Geburt Elisabeths und die daran geknüpfte Weissagung im fünften Akte sind.

Nach dem Beweis der Unächtheit dieses fünften Aktes, und daher auch des famosen Halbverses God shall be truly known, nimmt der Verfasser die Urtheile der deutschen Shakespeare-Erklärer über dieses Stück durch. Herr Rio hat den großen Vorzug vor so vielen Franzosen voraus, daß er die deutsche Sprache und Literatur sehr wohl kennt. Alle diese hier genannten deutschen Erklärer (Schlegel, Ulrici, Gervinus, Kreyssig) fühlen und erkennen mehr oder minder, wie ihre englischen Vorgänger, die Mißstände des angefügten fünften Aktes, ohne eine rechte Lösung zu finden, oder ohne von der durch die englischen Kritiker wenigstens schon angedeuteten Lösung Gebrauch machen zu wollen. Die seltsamste und unglücklichste Lösung versucht Gervinus. Nach ihm soll Shakespeare in diesem Stücke

„Heinrich VIII.“ sich vorgesetzt haben, die Idee des Fortschrittes darzustellen, welcher seinen Gipfelpunkt durch den Sieg des Protestantismus erreiche, jenen Sieg der in der prophetischen Rede Cranmers verkündet werde. Herr Rio, welcher sich die Mühe nimmt den ganzen mit Willkür und Zwang aufgeführten Aufbau dieses Erklärers zu demoliren, drückt sich in seinem Urtheil darüber mit französischer Höflichkeit aus, in den Worten: „Wie Schade ist es, daß das schöne Denkmal, das dieser Schriftsteller (in seinem bekannten Werke) zum Ruhme Shakespeare's errichtete, durch seine systematisch gehässige Auslegung der Tragödie Heinrich VIII. so sehr entstellt wird!“ Man hätte das Recht, sich dagegen viel stärker zu äußern. Bei uns in Deutschland wird das unbefangene Urtheil der öffentlichen Meinung unter den Gelehrten sich wohl darin begegnen und immer mehr befestigen, daß der genannte Schriftsteller, ungeachtet seines Talentes, seiner großen Arbeitskraft und seiner erlangten Erfolge, sich durch seine politischen und kirchlichen Parteitendenzen und darauf beschränkten Anschauungen und Grundsätze zu einer objektiven Auffassung historischer und literarischer Erscheinungen unfähig gemacht hat. Den Beweis dafür geben außer andern schon allein sein Buch über die Mission des Deutschkatholicismus und seine Einleitung in die Geschichte des 19. Jahrhunderts, mit dem dort über die herrliche Zukunft der nordamerikanischen Freistaaten und das bevorstehende Ueberströmen dieser Herrlichkeit nach dem alten Europa Gesagten.

Das fünfte und letzte Kapitel (S. 236 — 302) mit der Ueberschrift: Das Gestirn in seinem Niedergang, behandelt die noch übrigen Stücke Shakespeare's, welche in dessen spätere Lebensperiode gehören, sowie den weitern Gang seines innern geistigen Lebens, so viel man davon bei dem Mangel historischer Quellen durch Vermuthung finden kann. Diese beiden Seiten der Untersuchung werden von dem Gesichtspunkte der vorliegenden Frage, über die Religionseigenschaft und die religiösen Ueberzeugungen des Dichters, fortgeführt. Da die bisherige Uebersicht über den Inhalt des interessanten Werkes,

welches zum erstenmal diese Frage eingehender behandelt, vielleicht schon etwas mehr Raum einnimmt, als wir dafür ansprechen dürften, so wollen wir den Inhalt dieses Kapitels in möglichster Kürze angeben. Wir glauben dieses um so mehr thun zu müssen, da wir in einem zweiten Aufsatze auf diesem durch Herrn Rio eröffneten Weg weiter zu gehen gedenken, und dabei auf manche einzelnen der in seinem Buche behandelten Punkte zurückkommen werden.

Nach dem Jahre 1601 und der in dieses Jahr fallenden Katastrophe, welche Essex zur Hinrichtung und seinen Gönner und Freund Southampton in das Gefängniß brachte, schrieb Shakespeare (1601—1603) die drei Tragödien „Julius Cäsar", „Othello" und „Hamlet", in welchen sich die düstere Stimmung seiner Seele abspiegelt und manche Beziehungen auf seine Erlebnisse nachweisen lassen. In der ersten der drei Tragödien ist Brutus fast ebenso sehr wie Julius Cäsar als der Held des Stückes anzusehen, und an seine Verschwörung knüpfen sich manche Anspielungen auf die Verschwörung des Grafen Essex. Ueberdieß ist die Milde und fast zur christlichen Tugend gesteigerte Versöhnlichkeit in dem Charakter des Brutus bemerkenswerth (Akt IV Sc. 3), welche Eigenschaft der Dichter auch sonst gerne bei seinen historischen Charakteren hervorhebt. Othello zeigt, gewiß zum Aergerniß protestantischer Zuschauer, Anhänglichkeit an die Gewohnheiten eines „abergläubischen" Papisten, der etwas hält auf

> Abtödtung von der Welt, Gebet und Fasten,
> Viel Selbstkasteiung, fromme Andachtsübung. (Akt III Sc. 4.)

Bei Hamlet ist von großem Werthe, daß man jetzt zwei Bearbeitungen dieser Tragödie kennt, nämlich außer der bisher bekannten, noch eine erst in neuester Zeit bekannt gewordene frühere Bearbeitung. Beide sind ungefähr zehn Jahre von einander entfernt und lassen einen Blick in den Proceß des geistigen Fortschrittes des Dichters thun. In der ersten Bearbeitung erscheint die Königin, die Mutter Hamlets, noch nicht als Mitwisserin und Mitschuldige an dem Tode ihres ersten

Gemahls; wohl aber erscheint sie so in der zweiten Bearbeitung, in jener Periode, wo Shakespeare mit Southampton innig befreundet, und durch diesen mit Essex und dessen Lebensschicksalen näher bekannt geworden war. Essex' Vater wurde von Leicester vergiftet und der Mörder heirathete dann seine Mitschuldige, die Wittwe des Gemordeten, wie Claudius die Wittwe des von ihm vergifteten Königs. So wird denn Hamlet das Spiegelbild des Grafen Essex, des Sohnes, der nicht bloß die Familienschicksale Hamlets theilte, sondern auch seinen Charakter-Eigenschaften nach von dem Dichter in der Rolle Hamlets dargestellt wird. Was aber das katholische Element betrifft, so enthält in dem ersten Hamlet der Dialog zwischen dem Prinzen und dem Geist seines Vaters nur im Allgemeinen die Annahme des katholischen Glaubenssatzes vom Reinigungszustand der abgeschiedenen Seelen. In dem zweiten Hamlet dagegen findet sich an der betreffenden Stelle in der ergreifendsten Weise die Aufzählung aller Sterbsakramente mit allen technischen Ausdrücken dafür, die damals schon lange außer Gebrauch gewesen seyn müssen.

Von einer ernstern Geistesstimmung des Dichters in seiner spätern Lebenszeit, in welche der zweite Hamlet fällt, von einem ernstern Streben, als er früher hatte, nach Wahrheit, und zwar nach Wahrheit im religiösen Gebiet, von einer größern religiösen Vertiefung oder einer Art von geistiger Wiedergeburt finden sich mehrere Spuren. Wie Hamlet seinen unbefriedigten und durch die äußere Welt nicht zu befriedigenden Seelenzustand schildert (Akt II Sc. 2), gerade so schildert Shakespeare seinen eigenen Seelenzustand in einem seiner Sonette (Sonett 3). In einem andern, schon früher angeführten Sonett (110) klagt sich der schuldbewußte Dichter, durchdrungen von dem schmerzlichen Gefühle innern Elendes an, daß er sich selbst untreu umhergeirrt war, und fügt dann bei:

> Wahr ist es: fremd, schielend und bedingt
> Sah ich die Wahrheit.

In dem ersten Hamlet ist die Aeußerung der Reue, welche

der König, der Mörder seines Bruders, von Gewissensbissen beunruhigt äußert, nur in allgemeinen Ausdrücken gehalten. In dem zweiten Hamlet (Akt III Sc. 2) sind an der entsprechenden Stelle Verse, welche ein tiefes Eingeweihtseyn in die Mysterien der Reue, des Gebetes und der göttlichen Gnade beweisen.

Nach der ausführlichern Besprechung Hamlets werden die andern noch übrigen Stücke nach demselben Gesichtspunkt und gleichfalls zu dem Zwecke der Auffindung von Shakespeare's ethischen und religiösen Anschauungen und Grundsätzen durchgenommen, mit Rücksicht auf die einwirkenden Zeitereignisse und Zeitverhältnisse. Unter allen diesen Stücken wird ein besonderes Gewicht für die vorliegende Frage auf das Drama „Maß für Maß" gelegt, und mit vollem Rechte.

Nach dem Tode Elisabeths schöpften nämlich die Katholiken neue Hoffnungen aus der Thronbesteigung Jakobs I.; aber sie sollten schrecklich enttäuscht werden. Aus Furcht, den Protestanten Argwohn oder nur Mißvergnügen einzuflößen, ließ der Sohn der Maria Stuart neue Verfolgungen gegen die Katholiken und ihren Glauben eintreten. Zwar waren die unterdrückten, ihrer Religion treu gebliebenen Katholiken immer noch sehr zahlreich, selbst an Zahl den Protestanten überlegen; letztere bildeten aber nun einmal die herrschende Partei und waren im Besitz der Regierungsgewalt. Mitten in dieser durch die neue Katholikenverfolgung hervorgebrachten Bestürzung verfaßte Shakespeare gleichsam als eine Petition zu Gunsten seiner Glaubensgenossen das Drama „Maß für Maß." Außer dieser unverkennbaren Tendenz des Drama, ist dasselbe zugleich ein Beweis jener mit den Jahren zunehmenden Richtung des Dichters, welche wir als katholische Reaktion bezeichnet haben. Dieses läßt sich in der ganzen Anlage des Stückes und in einer Reihe einzelner Stellen desselben deutlich nachweisen.

In der italienischen Novelle, aus welcher ursprünglich das Süjet genommen ist, verurtheilt ein Statthalter einen jungen Mann wegen der Gewalt, die er einer Jungfrau angethan hat, zum Tode; er will denselben aber begnadigen unter der Bedin-

gung, daß dessen Schwester, die für den Bruder bat, ihm, dem Statthalter, ihre jungfräuliche Ehre zum Opfer bringe. Nachdem dieses wirklich geschehen war, brachte man der Schwester die Leiche des getödteten Bruders. Die Lösung des dramatischen Knotens besteht darin, daß die Schwester den Mörder ihres Bruders heirathet, ohne daß ihr eheliches Glück durch die traurigen Rückerinnerungen gestört wurde. Diesen Stoff bearbeitete der englische Dichter Whetstone vor Shakespeare in dramatischer Form, änderte die Handlung aber von Grund aus. In seinem Stücke wird der Schuldige statt gestraft zu werden, der Gatte des Schlachtopfers seiner Gewaltthat, und seine Schwester wird die Gattin des Richters, der sie verführt hat.

Die Umgestaltung, welche dieses Süjet durch Shakespeare erfährt, ist nun folgende. In Maß für Maß verurtheilt der überstrenge Statthalter Angelo, des Herzogs Vicenzio von Wien, den jungen Claudio, der sich mit seiner Geliebten Julia gegen die Sittlichkeit vergangen hat, zum Tode, indem der sittenstrenge Richter ein altes, in Vergessenheit gerathenes Gesetz für solche Fälle wieder in Anwendung bringt. Derselbe Statthalter aber mit seiner puritanischen Sittenstrenge unterliegt selbst der Versuchung der Sinnlichkeit gegenüber der schönen und tugendhaften Schwester Claudio's, Isabella, welche im Begriffe stand als Klosterfrau eingekleidet zu werden, und welche für das Leben ihres Bruders bat. Angelo verlangt von Isabella ihre jungfräuliche Ehre als Preis der Begnadigung Claudio's. Durch Veranstaltung des unerkannt am Orte als Mönch in einem Kloster weilenden Herzogs, welcher Kenntniß von der Sache erhält, wird bei der von Angelo verlangten unerlaubten nächtlichen Zusammenkunft Marianne, die frühere Verlobte des Statthalters, statt Isabella's unerkannter Weise mit demselben zusammengebracht. So wird Claudio's Leben und Isabella's Ehre gerettet. Am Ende folgt allgemeine Verzeihung von Seiten des Herzogs, und das Ehebündniß zwischen Claudio und Julia, Angelo und Marianne, dem Herzog und Isabella, welcher letztere, voll Bewunderung für die Tugend und Klug-

heit der schönen Novizin, sie bestimmt auf ihr Vorhaben in das Kloster zu gehen, zu verzichten und den herzoglichen Thron mit ihm zu theilen.

Das katholische Element liegt nun zunächst schon darin, daß Isabella, die Schwester des Verurtheilten, zu einer Klosterfrau gemacht wird, wozu weder in der Novelle noch in dem Stücke von Whetstone eine Veranlassung gegeben ist. Ferner gehört hieher die Einführung des Herzogs als Mönch, nebst zwei andern Mönchen, Thomas und Peter, und die in dem Frauen- und Männerkloster spielenden Scenen. Alle diese Figuren von Klosterleuten sind aber in der ernstesten, würdigsten Weise dargestellt. Isabella's Charakter und Auftreten in ihrer klösterlichen Umgebung ist die Verherrlichung des ascetischen Ideals überhaupt und der klösterlichen, jungfräulichen Reinigkeit insbesondere. Und nun denke man sich: diese katholischen Klosterleute und Klosterscenen führt der Dichter seinem protestantischen Publikum vor, welches gewohnt war in den klösterlichen Instituten nur den verwerflichsten Aberglauben zu erblicken; und er thut dieses während der Protestantismus triumphirt, und kurz nach dem Regierungsantritte Jakobs I., als die Verfolgung der katholischen Religion wieder mit neuer Stärke beginnt: denn „Maß für Maß" wurde 1604 zum erstenmal aufgeführt. Es ist unbegreiflich, wie man dagegen die Augen verschließen konnte, und den Dichter nicht an diesem einzigen Beweis als Katholiken erkannte. Außer dieser ganzen Gestaltung des Stücks, können genug einzelne Stellen des Stückes angeführt werden, die ganz im katholischen Geiste gehalten sind. Herr Rio hebt besonders Akt II Sc. 2 heraus; es können aber noch andere beigefügt werden.

Die weitere oben angedeutete Tendenz des Stückes, daß es in dem Sinne des Dichters eine Petition zu Gunsten seiner Glaubensgenossen an die Milde des Königs seyn sollte, ist nicht minder deutlich erkennbar. Wie der Statthalter Angelo ein altes strenges Gesetz wieder aus der Vergessenheit hervorzieht, so wurden damals unter Jakob I. gegen die Ka

alte, eine Zeit lang nicht mehr angewendete Strafbestimmungen wieder erneuert. So wurden z. B. die monatlichen Strafgelder von den katholischen Recusanten nicht bloß wieder erhoben, sondern auch die Rückstände von 13 Monaten her eingetrieben. Eine ganz deutliche Anspielung, ja fast eine direkte Aufforderung an den König enthält die schöne Anrede an den erbarmenslosen Richter, die der Dichter Isabellen in den Mund legt (Akt II Sc. 2):

> . . . . . Ach 's ist groß,
> Des Riesen Kraft besitzen, doch tyrannisch,
> Dem Riesen gleich sie brauchen &c.

Eben dahin gehört die Erwiderung Isabellens auf die Worte des Statthalters und Richters, ihr Bruder sei dem Gesetz verfallen und alle ihre Worte seien vergeblich:

> Ach! Alle Welt war Gottes Zorn verfallen,
> Und er, dem Fug und Macht zur Rache war,
> Fand uns Vermittlung. Wie erging' es Euch,
> Wollt Er, das allerhöchste Recht, Euch richten,
> So wie Ihr seid? O das erwäget, Herr,
> Und Gnade wird entschweben Euern Lippen
> Mit Kindes-Unschuld.

Eine Verwendung des Dichters für seine verfolgten Glaubensgenossen, aber nicht durch sanfte Appellationen an die königliche Milde, sondern durch kräftige, sarkastische Protestationen, sieht Herr Rio, und wie uns scheint mit Recht, auch in folgenden Stellen des in dieselbe spätere Periode fallenden Stückes „Timon“. Nämlich in der Aeußerung des Dieners von Timon:

> „Der Teufel wußte nicht was er that, als er den Menschen politisch machte . . Durch so nichtswürdige Klugheit disputirt sich der Sünder zum Heiligen . . Frommen Vorwand nimmt er, um gottlos zu seyn, denen gleich, die mit inbrünstigem Religionseifer ganze Königreiche in Brand stecken möchten“ (Akt III Sc. 3).

Ferner an einer Stelle, wo Timon dem Alcibiades seine Kriegslust und Grausamkeit vorwirft (Akt IV Sc. 3):

Leg eh'ne Rüstung dir auf Aug und Ohr,
So hart, daß Schrei von Mutter, Säugling, Jungfrau,
Des Priesters selbst in heil'gen Kleidern blutend,
Dir nichts sei.

Gerade damals fingen die Hinrichtungen katholischer Priester, die man als solche erkannte, auf's neue an.

Den Schluß der besprochenen Stücke bildet „der Sturm". In diesem Drama zieht Shakespeare seinen Geist von den traurigen Zuständen der ihn umgebenden Wirklichkeit ab, und erhebt sich in die ruhigen und heiteren Regionen der idealen Welt. Die letzten Worte Prospero's am Schlusse des Stückes haben, wie Herr Rio bemerkt, ganz die Wirkung eines Abschieds, eines Lebewohls, das der Dichter seinen Freunden und Bewunderern sagt, ehe er sich zum bleibenden Aufenthalt in seine Vaterstadt Stratford zurückzieht. Ebenso zieht sich Prospero am Ende seiner Laufbahn von der Zauberinsel in seine Geburtsstadt Mailand zurück. Indem er diesen Entschluß verkündet, sagt er:

Dann zieh' ich in mein Mailand, wo mein dritter
Gedanke soll das Grab seyn.

Es scheint uns dieser Gedanke, in Prospero unsern Shakespeare selbst zu sehen, ein sehr glücklicher Gedanke zu seyn. Ist ja doch jeder große Dichter ein mächtiger Zauberer, der Wunder wirkt wie Prospero; und ein Dichter, der wie Shakespeare die dramatische Bühne, seine Zauberinsel, verläßt und auf weitere poetische Schöpfungen für dieselbe verzichtet, kann wohl mit Prospero verglichen werden, welcher den Geist Ariel entläßt, mit dessen Hülfe er alle seine Wunder zu Stande brachte.

Ob Shakespeare indem er sich in seine Vaterstadt zurückzog, ebenso wie Prospero sich vornahm, fortan die Gedanken auf Tod und Ewigkeit zu richten? Wer kann das wissen, bei dem Mangel aller Quellen zur nähern Kenntniß dieser letzten fünf Lebensjahre Shakespeare's? Daß der Ernst religiöser und christlicher Ideen, welche wir in seinen Werken finden, daß die Sympathie und das Verständniß für die Religion und Kirche,

welcher seine Eltern und jedenfalls seine erste Jugend angehörten, mit dem zunehmenden Alter und der einsamen Ruhe, in welche er sich aus dem Getriebe der Welt und zwar in dem vollen Glanz seines Ruhmes zurückgezogen hatte, zunahm, wäre ganz in dem natürlichen Gange der Dinge begründet. Damit hätte sich denn zugleich die katholische Reaktion, deren Spuren in seinen dramatischen Werken sich nicht abläugnen lassen, in dem Innern seines gereiften Geistes selbst vollendet.

Daß Shakespeare wenigstens als Mitglied der katholischen Kirche starb, scheint nach urkundlichen Nachrichten so gut wie außer Zweifel. Den Todtenschein eines katholischen Pfarrbuches oder von Seiten eines katholischen Geistlichen kann man freilich nicht vorlegen, aus einer Zeit wo das Wirken, ja schon der Aufenthalt eines katholischen Priesters im Lande auf's höchste verpönt war. Statt eines Zeugnisses katholischer Priester hat man aber folgende Zeugnisse anglikanischer Geistlichen aus dem 17. Jahrhundert.

Der „hochwürdige Herr" David Davies sagt in seinen Zusätzen zu den biographischen Arbeiten Fulmann's ausdrücklich, daß Shakespeare als Papist starb (He died a papiste).

Der zweite Zeuge, obgleich wir leider seine eigenen Worte nicht vorweisen können, ist der anglikanische Geistliche Ward, der in Stratford lebte und mit der Familie Shakespeare wohl bekannt war. Dieser Geistliche ließ Memoiren zurück, welche im J. 1839 zu London gedruckt wurden. In diesen Memoiren ist nun zwar der Tod des Dichters angeführt, aber ohne nähere Umstände. Die Handschrift wird in dem Archiv der medicinischen Gesellschaft zu London aufbewahrt, und eben von da aus geschah durch den Sekretär der Gesellschaft Dr. Severn jene im J. 1839 erfolgte Publikation. Ehe diese wirklich erschienen war, theilte der gelehrte und gewissenhafte Verfasser der „Annalen des englischen Theaters", Herr Payne Collier, dem Herrn Rio aus Gesprächen, die er mit Dr. Severn hatte, mit, daß nach diesen Memoiren Ward's Shakespeare als Mitglied der römisch-katholischen Kirche gestorben sei. Als nun diese Stelle

in den publicirten Memoiren nicht zu finden war, drückte Herr Rio in einem Briefe an Herrn Collier diesem seine Ueberraschung darüber aus. Letzterer antwortete: er sei nicht minder dadurch überrascht worden. Denn, fügt er bei, „ich bin ganz sicher darüber, daß mir Dr. Severn auf eine Frage von mir antwortete, ich würde in diesem Werke Grund finden zur Bestätigung der Vermuthung, daß Shakespeare als römischer Katholik gestorben sei."

Wir wünschen und hoffen, daß die hier gegebene Analyse des schönen Werkes den Eindruck einigermaßen wiedergebe, welchen dasselbe auf den Schreiber dieser Zeilen, und, wie er weiß, auf viele andere Leser hervorgebracht hat. Mag man auch im Einzelnen da und dort anderer Meinung seyn, in der Hauptsache ist durch das vorliegende Werk Rio's die Frage über das Verhältniß Shakespeare's zur katholischen Kirche außer Zweifel gesetzt. Es ist dadurch zugleich ein neues Licht auf die bewunderungswürdigen Schöpfungen des großen Dichters verbreitet, und eine neue Bahn für die Erklärung derselben geöffnet worden.

Der Uebersetzer hat sich bemüht, mit Treue und Sorgfalt zu arbeiten, und die Eleganz des Styles, so gut es sich im Deutschen thun ließ, nachzubilden. Einen Vorzug hat jedenfalls die deutsche Uebersetzung, welcher eben nur einem deutschen Uebersetzer zu Gebote stand: es ist dieses der Umstand, daß die Stellen des Dichters in der Schlegel-Tieck'schen Uebersetzung wieder gegeben werden, also in einer solchen Uebertragung, wie sie weder die französische noch eine andere Sprache aufzuweisen hat.

VII.

Historische Novitäten.

Mährens allgemeine Geschichte. Im Auftrage des Mährischen Landesausschusses dargestellt von Dr. B. Dudik. S. O. B. II. Bd. Vom J. 906 bis zum J. 1125. Brünn 1863. III. Bd. Vom J. 1125 bis zum J. 1173. Brünn 1864.

Rasch schreitet das Werk des mährischen Historiographen, dessen ersten Band diese Blätter (Bd. 49 S. 141 ff.) bereits besprochen haben, in erfreulicher Weise vorwärts und man sieht es ihm an, daß es ein Werk ist, welches der gelehrte Ordensmann mit wirklicher Wahrheitsliebe schrieb, treu den Worten, mit denen er einst seine Schriftsteller-Laufbahn begonnen: „Wer sein Vaterland wahrhaft und innig liebt, wird gewiß jede Einseitigkeit und jede Leidenschaftlichkeit zur Seite legen; denn einem solchen ist es nicht um seine Person, sondern um das allgemeine Beste zu thun, und wahrhaftig, dieses Letztere hat noch nie ein einseitiger und leidenschaftlicher Charakter gefördert" *). Daß aber eben bei einem Geschichtsschreiber nichts gefährlicher und nichts verwerflicher ist als Einseitigkeit und Leidenschaft, davon legte ja gerade die neueste deutsche Historiographie so viele Proben

---

*) Dudik, Mähren's gegenwärtige Zustände. Brünn 1848. I. und II. Heft. S. V.

ab. Solche lassen sich dagegen aus dem Werke des mährischen Geschichtsschreibers, von dem man wirklich sagen kann, daß er Erde und Meer, den Süden und Norden nicht gefürchtet habe, um neue Quellen für die Geschichte des Landes zu entdecken, welches er „mein reiches und schönes Mähren" nennt, „das ich aus voller Seele liebe" — nicht finden. Wer so viele Länder, Städte und Menschen gesehen und sie zu beobachten verstanden, dessen Gesichtskreis erweitert sich und er versteht zugleich mit gerechter Waage auszuwägen, jedem das Seine zu geben oder zu lassen, sei es die Kirche, sei es der Staat.

Sehen wir nun, wie Dudik seine Aufgabe weiter verfolgt! Gab der erste 1860 erschienene Band, welcher die ältesten Zeiten bis zum J. 906 behandelte, in drei Büchern ein Bild des Landes, insoweit die quellenarme Zeit es gestattete, welches die ersten sieben christlichen Jahrhunderte als „Germanen-Herrschaft in Mähren" zeichnet, das achte und neunte Jahrhundert als „Slaven-Herrschaft" daselbst ausmalt, vom Jahre 863 bis 906 aber „Mährens Christianisirung", hervorhebt, wobei Constantin und Method, die Apostel der Slaven, in den Vordergrund treten — so finden sich in dem zweiten Bande nur zwei weitere Bücher, das eine überschrieben: „Mähren eine Beute seiner Nachbarn, Jahr 906 bis 1029", das andere: „Mähren ein böhmisches Theilfürstenthum, Jahr 1029 bis 1197."

Mit dem Jahre 906 endete der alte mährische Thron, der bestimmt gewesen war auf nationalchristlicher Grundlage eine slavische Monarchie mit einem auf die Welt hin wirkenden Einflusse von Dauer zu begründen. „Der Charakter einer slavischen Universalität engte sich ein in den Rahmen eines einzigen slavischen Volksstammes, in den der heutigen Mährer." Damals ward nun Mähren eine Beute der raublustigen Ungarn, die man noch immer — wenn auch nicht als Geißel Gottes — als eine harte Geißel der Völker betrachten mußte, denn der kriegerische Ungar war tapfer bis zur Grausamkeit und schonungslos in seiner Vertilgungswuth. Mit ihren Einbrüchen litt auch das kirchliche Leben und gingen die Bischofsitze

Grunde. Von nun an machten Salzburg die Metropolitan-, Passau die Diöcesan-Rechte geltend, indem Bischof Pilgrim (971—991) seiner Zeit mit Bestimmtheit behauptete: Mähren sei ein Theil der Passauer Diöcese, und dieser Behauptung allen Nachdruck zu geben suchte, zumal bei ihm auch noch andere Gründe obwalteten, ein mächtig umfangreiches Gebiet sich anzueignen. Es waren die Gelüste nach Metropolitangewalt. Allein eben die Gewalt eines deutschen Bisthums über slavische Untergebene schien den Letzteren unerträglich, daher das Bemühen ein eigenes slavisches Bisthum zu gründen, indem politische Selbstständigkeit nur durch Lostrennung von der Kirche Deutschlands gewonnen werden zu können schien. So ward, wenn auch mit Beistimmung des deutschen Kaisers Otto selbst, im J. 973—974 das Bisthum Prag begründet, auf dessen Stuhl als erster Bischof der sächsische Priester und Mönch zu St. Johann in Magdeburg, Thietmar, weil mächtig der slavischen Sprache, berufen wurde, wenn auch eine gänzliche Trennung von der deutschen Kirche nicht erzielt ward, weil als Metropolit der Erzbischof von Mainz anerkannt werden mußte. Für kirchliche Geographie ist die Angabe der Prager Diöcesan-Grenzen von Interesse. Die Prager Diöcese sollte in sich schließen: Böhmen, das Krakauer Gebiet, Ober- und Niederschlesien, Ober- und Unterlausitz, Mähren und einen Theil Ungarns. Man staunt über solchen Umfang, der jedoch in der geringen Bevölkerung jener Landestheile seine Erklärung findet. Dudik selbst gibt bezüglich der genaueren Grenzbestimmungen das Resultat seiner Forschungen kund, wie auch jenes über einen angeblich mährischen Bischof Wracen im J. 976.

Mit besonderer Vorliebe verweilt Dudik bei dem heiligen Adalbert Bischof von Prag, „diesem edlen heiligen Charakter", dessen Zeit und Wirken (983—997) er eingehend schildert, und von dessen in klösterlicher Zurückgezogenheit gepflogenen Aufenthalt in Rom er die Stiftung des ersten Benediktiner-Klosters in Böhmen, des Stiftes Brevnov im J. 992, ableitet, welches das Mutterkloster so vieler slavischen Klöster ward, wie es selbst

und das des Stiftes Raigern in Mähren ist, dem Dudik durch ein Gelübde angehört. „Mit der Einführung der Benedictiner“, schreibt Dudik S. 77, „war dem Christenthume in Böhmen die festeste Basis gegeben, und da ihre Regel neben der Selbstvervollkommnung auch das Wohl des Nächsten durch Unterricht und durch Anleitung zur praktischen Thätigkeit dringendst anempfiehlt; so mußte sie alsbald im Lande Anklang finden. Die vielen Abteien dieses Ordens, welche schnell nacheinander in Böhmen und Mähren entstanden, beweisen dieß zur Genüge.“ — „Wenn doch“, ruft Dudik aus, „auch diese Abteien sich mehr an das Volk angeschlossen hätten! So aber erhielten sie, wie das Mutterstift, ihre ersten Colonisten auch noch dann aus dem Auslande, als unsere Heimath längst eigene Kräfte darbieten konnte.“ Die Erklärung dieser Erscheinung ist sehr einfach. Die Kirche kennt und kannte nie ein Nationalitäts-Princip an, wenn sie auch jede Nation als Glied des Körpers Christi gleich achtet und gleich liebt. Sie kannte in urältester Zeit auch keine deutschen, keine italienischen, keine französischen Benediktiner, sondern nur „Omnes qui militant sub regula S. Patris Benedicti“, indessen die Fundatoren der Abteien ihre ersten Colonisten eben aus solchen Klöstern, gleichviel wessen Landes oder welcher Zunge, sich erbaten von welchen sie glaubten oder wußten, daß dort Ordenszucht und Frömmigkeit in vorzüglicher Blüthe stünden. Die spätere Zeit hatte ihre eigenen Bedürfnisse; daher dann die engeren Congregationen der Benediktiner, die theilweise ihre Begründung zur Hebung einer eingetretenen Stagnation der eigenen Kräfte fanden.

Ausführlich wird der Zeitpunkt von 1003 bis 1029 behandelt. Denn derselbe ist insoferne wichtig, als Mähren abermal eine neue Beute ward — dießmal, im J. 1003, die Beute der Polen, dessen Fürst Boleslav mit dem Gedanken sich trug, „dem deutschen Reiche ein slavisches, vom apostolischen Stuhle anerkanntes Großreich, dessen kirchliche und politische Hauptstadt Prag seyn sollte, entgegen zu setzen.“ Hier findet sich also schon in uralter Zeit das moderne „Großmachtsgelüsten“ ...

weniger als der Gedanke des Panslavismus, um so überraschender als das Wort „nil novi sub sole“ auch hier wieder gegenüber den Bestrebungen der Neuzeit sich gerechtfertigt findet. Daher auch Boleslavs stolze Antwort an Kaiser Heinrich II., der von ersterem die im Merseburger Frieden an Polen verliehenen Marken zurückforderte: „er werde behalten, was sein sei, und was ihm noch fehle, gewinnen“, oder wie die Annales Quedlinburgenses zum J. 1015 sagen (Pertz III. 83): „se non solum propria retinere velle, quin potius non sua diripere malle“. Annexirungsgelüste herrschten von jeher, und diesen konnte nur das Schwert Einhalt thun, welches deßhalb auch Kaiser Heinrich II. ergriff, im Juli das Reichsheer an der Elbe unweit Torgau sammelnd, ohne jedoch den Kampf zu Ende zu führen, da sich derselbe 1017 erneuerte und mit einem Frieden im J. 1018 abschloß. Durch den Tod Boleslavs im J. 1025 starb, obschon er nach Kaiser Heinrichs II. Tod († 13. Juli 1024) sich eine Königskrone aufgesetzt hatte, auch die Großmachtsidee!

Das fünfte Buch schildert mit sichtbarer Vorliebe zunächst die Regierungszeit Bretislav's vom J. 1029 bis 1055. Dudik nennt ihn „unsern Nationalhelden“. Ein solcher war er auch, nehme man nun seine Kämpfe gegen Ungarn, Polen, seinen siegreichen Kampf gegen Heinrich III., seinen abermaligen Heerzug gegen Ovo von Ungarn, oder überhaupt seine politische und religiöse Haltung. Dudik selbst, der mit einem Rückblick auf Bretislav's Regierung sich die Frage stellt: „verdient Bretislav jene Bewunderung und jene, fast könnten wir sagen, poetische Liebe, mit welcher unser Volk bis zur Gegenwart seinen Namen umgibt?“ beantwortet selbe: „Wenn ein Regent den Geist seines Volkes, den Charakter der Zeit und die Tragweite der Umstände richtig erfaßt, und diese drei Potenzen zum Ausgangspunkte seines consequenten, sich selbst bewußten Handelns wählt, dann steht ihm der Weg zu jenem Denkmale offen, welches wir die Dankbarkeit, das Andenken der Völker nennen.“ Es liegt in dieser Anschauung eine große Wahrheit, und jedes Land

und jedes Ländchen zählt einen Fürsten, dessen Andenken nach Jahrhunderten noch im Herzen und im Munde der Völker lebt. Die Neuzeit, je mehr die constitutionellen Formen Platz greifen, wird weder eine Dankbarkeit kennen, noch ein Andenken zu bewahren vermögen, weil alles Gute wie Schlimme nur den Ministern und den Kammermajoritäten zugeschrieben wird, indessen der Name des Landesherrn oder Regenten nicht einmal genannt werden darf. — Dankbar vergißt der Verfasser nicht zu erzählen, daß Bretislav sich im November 1048 mit seinem Sohne in Mähren aufhielt, um der Einweihung des von ihm begründeten Klosters zu Raigern beizuwohnen, welche vom Bischofe Severus am 26. November zur Ehre der Apostelfürsten Petrus und Paulus vorgenommen wurde*).

Das folgende Capitel umfaßt Wratislav II. und seine Zeit vom J. 1055 bis 1092. Es beginnt mit dem von Deutschenhaß sich quälen lassenden Spitihnev II., Herzog in Böhmen, der das scharfe, selbst seine eigene Mutter treffende Edikt erließ: „daß alle Deutschen, reiche und arme, einheimische und fremde, die in Böhmen lebten, innerhalb dreier Tage das Land räumen sollten", dagegen aber auch 300 seiner eigenen Mährer, die vornehmsten des Landes, die er eingeladen, in treuloser Weise gefangen nehmen ließ, weßhalb sein Bruder Wratislav nach

*) Bekanntlich hat P. Beda Dudik die Geschichte seines Mutterstiftes in einem besonderen Werke beschrieben, von dem jedoch bisher nur der erste Band erschienen war: „Geschichte des Benediktiner-Stiftes Raigern im Markgrafthume Mähren. Mit steter Rücksicht auf die Landesgeschichte, nach Urkunden und Handschriften bearbeitet. Erster Band. Von der Gründung des Stiftes bis zum Ende der Hussitenstürme. 1048 — 1449." Brünn 1849. Sicherem Vernehmen nach wird der zweite Band, der die Geschichte bis 1848 fortführen wird, noch im Laufe des J. 1864 erscheinen. Bei diesem Anlasse müssen wir bemerken, daß es uns sehr freuen würde, wenn auch Keiblinger's Geschichte des Stiftes Melk, deren erster Band 1851 zu Wien erschien, endlich eine Fortsetzung fände!

Ungarn floh, bis er nach Spitihnev's Tod (1061) selbst die Regierung antreten konnte. In seine Regierungszeit fällt (1063) die Stiftung des Bisthums Olmütz, eines Bisthums für Mähren, dessen erster Bischof Johann von Brevnov ward. Mährisches Selbstgefühl nannte fortan die Olmützer alte Peterskirche „mater omnium terrae ecclesiarum", was freilich nur von dem Lande Mähren, „terra Moravica!" zu verstehen ist. Ausführlich werden die eigenthümlichen, ja unerhörten kirchlichen Vorkommnisse jener rohen Zeit (S. 325 u. f.) behandelt. Als freundlicherer Lichtpunkt erscheint die Stiftung des heute noch blühenden Benediktinerstiftes Göttweih durch Bischof Altmann zu Passau, an welche die Sage auch die Namen mährischer Fürsten knüpft. Wratislav's II. Verhältniß zu Kaiser Heinrich IV. erhält die genügende Beleuchtung und Würdigung, wie nicht minder das seines Bruders, des Prager Bischofs Jaromir, der Alles besessen haben mochte, nur das nicht, was zu einem Bischof gehört. Erscheint dieser Jaromir ja selbst 1077 als Reichskanzler des Kaisers Heinrich IV., indessen der von ihm einst so schändlich mißhandelte Bischof Johannes dem heiligen Stuhle unverbrüchlich treu ergeben blieb, und während jener am Hoflager amtirte, lieber am Sonntage Septuagesima, d. i. am 3. Februar des J. 1078, zu Ehren des Protomartyrers die Kirche der neu gestifteten und aus Brevnov bevölkerten Abtei Hradisch bei Olmütz einweihte, die abermals eine neue Cultur-Pflanzung für Mähren ward. Einen merkwürdigen Incidenzpunkt bildet dagegen die vom Herzog bei Papst Gregor VII. erbetene Einführung der slavischen Liturgie für Böhmen, welches Gesuch mit dem Bescheide abgewiesen wurde: „Nicht ohne Grund sei die heilige Schrift in manchen Stellen dunkel; damit sei angezeigt, daß sie nicht von Jedermann verstanden werden müsse. Die Liturgie in der Landessprache könne sehr leicht bei schwach Begabten oder schlecht Unterrichteten zu Irrthümern führen. Oft dulde die Kirche, mit Hinblick auf die Schwächen der Neubekehrten, gewisse Gebräuche, die sie nach befestigtem Christenthume entschieden zurückweist; diese Bewandtniß habe es auch mit der slavischen

Liturgie in Böhmen, und darum verlange der Papst, daß der Herzog mit aller Macht dieser eitlen Unbesonnenheit entgegentrete." Es ist merkwürdig, wie Rom in diesem Punkte zu allen Zeiten, und bei gewissenhafter Prüfung mit vollem Rechte, sich gleich blieb und neuerungssüchtigen Gelüsten gegenüber unerschütterlich gleich bleibt, da diese Gelüste auf Einführung der Landessprache in die Liturgie nie Beachtung finden, weil die Ueberzeugung Gregors VII. auch heute noch fest steht, anderer Gründe, die in der Cultusform selbst liegen, nicht zu gedenken.

Das Endurtheil, welches unser mährischer Historiograph über Wratislav fällt, besteht in den Worten: „Wratislav II. gehört unstreitig zu den hervorragendsten unserer Fürsten. Unter ihm gewann erst Böhmen und Mähren die wahre politische Bedeutung nach Außen, es hörte auf, sogar dem Namen nach ein Kammerland des deutschen Kaisers zu seyn." — „Wenn aber", fährt der Verfasser fort, „ein Reich nach Außen Achtung gebietet, dann ist es das sicherste Kennzeichen, daß seine innern Zustände geregelt und sein Wohlstand gehoben ist." Ein Satz, der cum grano salis betrachtet werden muß! Dudik schließt diesen Zeitraum mit den Worten des Pegauer Mönchs (Pertz XVI. 245) zum J. 1093: „Wratislav war ein Regent, allen seinen Vorfahren an Macht, Ansehen und Reichthum unvergleichbar, gefürchtet vom deutschen Kaiser und allen deutschen Fürsten, und dennoch ein treuer Mitarbeiter am Reiche, bewährt als treuer Freund während Heinrichs IV. Regierung in vielen Nöthen, und daher von ihm nicht unverdient der Erste aus seinem Volke mit dem Königstitel, mit der Krone und der Lanze ausgezeichnet."

Ein sehr unerfreuliches Bild bieten die mit großem Fleiße erzählten Thronstreitigkeiten in Mähren und Böhmen vom J. 1092 bis 1125, die sich nach der Thronbesteigung Konrad's von Mähren ergaben. Denn nur 7 Monate und 17 Tage hatte er den Thron inne, als ihn der Tod überraschte. Herzog Bretislav II. war sein Nachfolger, der dann seine eigene Politik gegen den Kaiser, wie gegen Polen verfolgte, bezüglich s

Lande aber besorgt war, die kirchlichen Verhältnisse, die durch eine lange Erledigung der Bischofsstühle in Abwesen kamen, wieder zu ordnen. Allein noch ein anderes Bestreben gab sich in Bretislav II. kund, nämlich mit Umgehung der Seniorats-Erbfolge seines Hauses seinem Bruder Borivoj den Herzogsstuhl zu sichern und solchen dem rechtmäßigen Erben Udalrich zu entziehen. Er wollte sofort die Grundverfassung des böhmisch-mährischen Reichs, welche die Väter heilig beschworen hatten, umstoßen, was ihm auch mit fremder Hülfe gelang, indem Kaiser Heinrich IV. im J. 1098 die Belehnung Borivoj's vornahm. Am 22. Dec. 1100 starb Bretislav II. und mit seinem Tode lebte die Frage auf: ob man bei der Thronbesteigung das alte böhmische Recht, die Seniorats-Erbfolge, oder die kaiserliche Belehnung als maßgebend ansehen müsse. Obschon es damals noch keinen Bundestag und keinen Nationalverein gab, so ward doch eine förmliche Schleswig-Holsteiner Affaire durchgeführt — und deßhalb brechen wir gerne dieses Capitel, mit dem sich auch der zweite Band endet, hier ab.

Schon aus dieser gedrängten Darstellung wird man auf den Reichthum schließen können, den dieser Band an Thatsachen bietet, der aber auch im dritten Bande nicht abnimmt. Dieser dritte Band setzt die Geschichte „Mährens als böhmisches Theilfürstenthum" fort, und er beginnt mit Rücksicht auf Sobeslav's I. Regierungszeit (1125 bis 1140) mit dem merkwürdigen Geständnisse: „Mit dem Tode Wladislav's I. war der böhmische Herzogsstuhl erledigt. Hätte man sich nach der Bretislav'schen Erbfolgeordnung gehalten, mußte Otto II. von Olmütz als der älteste Premyslide ohne jegliche Widerrede succediren. Es war aber diese Erbfolgeordnung durch ihre so oftmalige Verletzung bereits so wenig geachtet und wirksam, daß selbst Cosmas in seinen letzten Erzählungen von einem Erbrechte spricht, das die Descendenz der böhmischen oder Wratislav'schen Linie auf den Herzogsstuhl haben sollte, und Sobeslav war von dieser Idee so durchdrungen, daß er später (1130) in einer großen Gerichtsversammlung sich ungescheut

darauf berief, wie er noch bei Lebzeiten seines Bruders Wladislav zum Nachfolger bezeichnet, und wie der Bruder und die Großen des Landes die Wahl gebilliget haben." Sehr schön! Das war zu allen Zeiten der Werth „vergilbter Pergamente", auf die man sich als „verbrieftes Recht" nur dann beruft, wenn deren Inhalt in den Kram oder in den Kauf paßt, indessen außerdem das „historische Recht" als ein der Neuzeit und dem Fortschritt gegenüber unbrauchbares antiquirtes Ding betrachtet und feierlichst erklärt wird, gleichwie man sonst verächtlich, im besten Falle mit mitleidiger Miene auf solche sieht, die vergilbte Pergamente geachtet wissen wollen. Da muß dann der wenn auch im Rechte befindliche, doch an Macht schwächere Theil eben bessere Zeiten abwarten. So wartete auch Otto die Wahl des Kaisers Lothar ab, wo ihm dann in Regensburg der Erstere huldigte, seine Klagen vorbrachte und seiner Entscheidung unterstellte. Lothar forderte Sobeslav zur persönlichen Verantwortung vor, und da er nicht erschien, wurde ihm der Reichskrieg erklärt. „Ich hoffe auf Gottes Barmherzigkeit und auf die Verdienste unserer heiligen Martyrer, Wenceslaus und Adalbertus, daß unser Reich nicht den Händen der Fremden wird überantwortet werden" : war seine Antwort. Er war durch Unachtsamkeit der Deutschen glücklich im Siege. Otto selbst fiel in der Schlacht, und Lothar erkannte die Freiheit und Selbstständigkeit des böhmischen Herzogsthrones an. Das war der Tag von Kulm!

Diesen politischen Ereignissen reihen sich die kirchlichen an. Die Annalen jener Zeit heben hervor, wie die Besitzungen des Olmützer Bisthums mit Kremsier und Liber vermehrt wurden, und wie auf dem Olmützer Stuhle von 1126 bis 1151 ein Mann als Bischof saß, Heinrich Zdik, der Sohn des Prager Chronisten Cosmas, der als der ausgezeichnetste Kirchenfürst seit den Tagen des heil. Adalbert gilt. Da entstand gegen Sobeslav eine Verbündung und aus dieser ein Aufstand von den Anhängern der mährischen Linie. An der Spitze stand Prinz Bretislav, der aber gefangen und eingekerkert ward. Er

wurde, nachdem an seinen Anhängern ob eines Mordanschlags auf Sobeslav blutige Rache genommen worden war, geblendet! Selbst den Bischof Meinhard zu Prag suchte man in dieser Sache zu verdächtigen, allein er verstand es sich zu rechtfertigen. Bald darauf fand die Einweihung der neuen Olmützer Dom-Kirche statt (30. Juni 1131). Eine erhöhte Dotation sowie eine Vermehrung des Capitels war damit verbunden, wobei auch mehrere Diöcesanverordnungen erlassen wurden. Aber eben dieses Jahr stürzte das böhmisch-mährische Reich in einen schweren Kampf mit Polen, hervorgerufen durch die Kinderlosigkeit des Königs von Ungarn Stephan II., dessen Nachfolger Bela II. werden sollte, für welchen — als seinen Schwager — Sobeslav einstand, indessen Polen auf Seite des Prätendenten Borich getreten war. Mähren führte dabei gegen Schlesien einen wahren Verwüstungskrieg. Erst 1135 machte der Friedensschluß zu Merseburg dem Elend ein Ende. In diese Zeit (1137) fällt die Einführung des Prämonstratenser-Ordens in Böhmen dessen Glanzpunkt der Strahof in Prag werden sollte, wie er auch ein solcher geblieben ist.

Aus den letzten Tagen des Herzogs Sobeslav ist noch seine Theilnahme bei der Kaiserwahl Konrads III. zu erwähnen, bei welcher Gelegenheit er seinen noch unmündigen Sohn Wladislav durch den Kaiser belehnen ließ. Ein Jahr darauf (1138) vermählte er seine Tochter Marie an Leopold von Oesterreich, genannt der Freigebige, und er kämpfte noch an der Seite der Staufen gegen die Welfen. Er starb am 14. Februar 1140. Das Endurtheil des Geschichtsschreibers lautet: „Herzog Sobeslav hinterließ den Ruf eines für das Wohl seiner Länder besorgten, opferwilligen Regenten, eines tapferen Feldherrn, beredten und klugen Staatsmannes und eines besonderen Wohlthäters der Armen und der Kirche.“ Er fügt dann bei: „Wir finden das Hauptverdienst seiner 15jährigen Regierung in der richtigen Berechnung, daß die Politik eines kleineren, an der Grenze eines großen und mächtigen Staates liegenden Reiches nur dann bleibende, wohlthätige Früchte tragen könne, wenn sie bei

Wahrung der eigenen Landes- und Volksinteressen die Strömungen des Kolosses zum Segeln des eigenen Staatsschiffes zu benützen versteht." Unser staatskluger Sohn des heil Benedikt — ein staatskluger, wirklich politisch durchgebildeter Mann ist bekanntlich Dudik, der schon mehr an den Höfen mit Königen und Fürsten communicirte als mancher Minister — wiederholt im Grunde nur das uralte „Quis contra torrentem", ein Wort, welches sich viele Staatsmänner unserer Zeit merken dürften, weil nichts den Staatsmann lächerlicher macht, als wenn er in die Reihe der Thurmbauer tritt, die nicht vorher den Kostenvoranschlag richtig berechnet haben, sofort nicht auszubauen vermögen, was sie begonnen haben. Et deridetur turpiter! Den Plural wollen wir treu dem Grundsatze: Exempla sunt odiosa, nicht beisetzen, so nahe auch die Versuchung hiezu liegt.

Das Schlußcapitel befaßt sich mit der Regierungszeit Wladislav's II. von 1140 bis 1173. Kaum hatte Sobeslav geendet, als der Landtag mit Umgehung des bereits kaiserlich belehnten Wladislav, seines 15 Jahre alten Sohnes — den Sohn Wladislav's I. erwählte, der auch sogleich von Kaiser Konrad III. nicht nur gleichfalls belehnt ward, sondern selbst seine eigene Halbschwester Gertrud zur Gattin erhielt. Dudik sucht diese kaiserliche Zweideutigkeit durch ein vorher stattgehabtes Compromiß zu erklären. Der umgangene Wladislav entfloh mit seinen Anhängern nach Ungarn. Dort entstand eine Coalition gegen Wladislav II., und die sämmtlich erwachsenen Premysliden wählten als Gegenherzog Konrad, im J. 1142. Der größere Theil des Landes stand auf Seite Wladislav's II. Aber der Bischof Heinrich, der, nachdem der Aufruhr wuchs und auch sein Auge „wie bei solchen Bewegungen fast immer, alsogleich auf die Kirchengüter" richtete, auf Wladislav's II. Seite mitstand, sprach über Mähren den Kirchenbann aus. Gleichzeitig fiel die Schlacht an der Vysoka vor, in welcher Konrad Herr des Schlachtfeldes blieb. Wladislav II. schlug sich jedoch durch und ging Kaiser Konrad III. um Hülfe an, der auch nach Böhmen zog und dem Herzog Wladislav II.

huldigen ließ. Wladislav selbst unternahm alsbald (1143) eine „Strafexpedition“ nach Mähren, welches furchtbar verwüstet, jedoch gleichzeitig durch den Cardinaldiakon Guido als päpstlichen Legaten des Kirchenbannes entlediget wurde. Ebenderselbe nahm mit aller Energie bedeutende Kirchenreformen in Mähren vor, die 1144 ihre Beendigung fanden. Da wollte nun im folgenden Jahre Bischof Heinrich nach Rom, welche Reise dem mährischen Konrad Gelegenheit bot, seine Rache an Heinrich zu fühlen. Er beschloß ihn berauben und tödten zu lassen. Ersteres geschah, letzteres gelang aber nicht. „Unter Gottes Schutz ward Heinrich gerettet.“ Mit ihm Fürst Otto sein Reisegefährte. Beide sprachen ihren Dank durch fromme Fundationen aus, und dann dachten sie an die Sühne des unerhörten Verbrechens. Wladislav II., zum weltlichen Vollzieher der päpstlichen Strafbestimmungen ernannt, eroberte Znaim, welches dem gebannten Konrad gehörte, und mit dessen Eroberung waren auch alle seitherigen Thronrevolutionen beendet.

Nun zog auch Bischof Heinrich im J. 1146 nach Rom und zwar in Begleitung des neu erwählten Bamberger Bischofs Eberhard. Bald darauf erfolgte St. Bernards eindringliche Kreuzpredigt, und in Folge dessen der große mit ungewöhnlichen Mitteln ausgerüstete Kreuzzug, an dem sich das böhmisch-mährische Reich im ausgiebigen Maße betheiligte. Die Idee der Erhebung gegen die Türken als Feinde Christi und unwürdige Besitzer des heiligen Landes hatte sich aber auch zu der einer Bekämpfung der nicht christlichen Welt überhaupt erweitert. Zum Gegenstand der Bekehrung hatte man sich die Wenden, denen schon der heil. Otto das Evangelium verkündet hatte, abermal auserseben. Es galt den Slaven jenseits der Elbe! Dem Zuge schloß sich auch Bischof Heinrich an, der aber gleichzeitig vom Papste Eugen III. den Vertrauensauftrag erhielt, den K. Konrad III. zu bewegen, die Vereinigung der orientalischen mit der römischen Kirche in Constantinopel wieder anzuregen und zum Vortheile der letzteren durchzuführen. Der Auftrag war aber zu spät gekommen. Der Wendenzug selbst,

zwei Monate dauernd, hatte keinen Erfolg. Helmold, der Chronist der Wenden, sagt von Heinrich dem Löwen, der an der Spitze des Zuges stand, „daß es ihm bei den verschiedenen Zügen zur Bekehrung der Wenden nie um ihre Christianisirung, sondern nur um ihr Geld zu thun gewesen sei.“ Ubi etenim Deus non fuit in causa, bono fine terminari difficillimum fuit: bemerkt der Chronist (Pertz XVII. 663). Dudik spricht über beide Kreuzzüge (S. 249) sein Urtheil aus, daß weder der gegen die Wenden noch jener gegen die Türken den gehofften Erfolg erreichte. „Aber nimmt man in Anschlag, daß Reisen in entfernte Gegenden unseren Gesichtskreis erweitern, der Umgang mit fremden Menschen die Sitten mildert und mannigfach bildet, die Gefahren großer Unternehmungen unseren Muth stählen, der Wunsch, den Reisezweck zu erreichen, den Geist zur Thätigkeit anspornt, neue Erwerbszweige kennen lehrt, neue Wege dem Handel eröffnet — dann mag der geistige Gewinn den materiellen Verlust ziemlich aufgewogen haben.“ Bischof Heinrich selbst starb am 25. Juni 1150, und wurde nach seinem Willen im Prämonstratenserstift auf dem Strahof in Prag beigesetzt. Ihm rief Abt Gerlach nach: „Eine Blüthe der Kirchenfürsten seiner Zeit war Heinrich Zdik, .. eine Säule und Leuchte für Böhmen und Mähren!“ Noch im selben Jahre endete Konrad II. von Znaim, von Allen vergessen!

Um so glücklicher gestalteten sich alle Verhältnisse für Wladislav II., dessen Ansehen von Jahr zu Jahr stieg und in der durch Friedrich Barbarossa verliehenen Königskrone das Endziel erreichte, die ihm am 11. Januar 1158 der Kaiser in Regensburg mit den Worten bot: „So nehme aus Gottes Gnaden und aus Unserem Wohlwollen die Königskrone, die Wir dir hier überreichen, und mit ihr die königliche Macht und Würde für dein gesammtes Reich.“ Zugleich wurden Verabredungen zum Römerzug des Kaisers getroffen. Das Land nahm aber die Königskrone keineswegs mit Jubel an. Auf dem Landtage sprachen die Vornehmsten des Landes: „Nicht recht sei es, eine so wichtige Sache ohne Vorwissen des Landtags

abgemacht und sich in einen auswärtigen Krieg eingelassen zu haben. Wer dieß dem Könige angerathen, den sollte man kreuzigen." Rom selbst erkannte die neu ertheilte Königswürde nicht an. Wladislav zog nun mit dem Kaiser nach Italien und erfüllte in heldenmüthiger Weise sein Wort. Mailand fiel. Anlangend die inneren Verhältnisse, so hatte König Wladislav nur noch einen Gegner, den Prinzen Sobeslav, der sich wirklich 1161 der Stadt Olmütz bemächtiget hatte. Sobeslav selbst übergab die Stadt, ward aber dann in wortbrüchiger Weise gefangen und 12 volle Jahre im Kerker gehalten! Gealtert und müde legte König Wladislav II. im J. 1173 seine Regierung zu Gunsten seines Sohnes Friedrich nieder, unterließ es aber, vorher mit dem Kaiser deßhalb ins Benehmen zu treten. Da erhob sich heftige Opposition und der greise König mußte es erleben, daß nicht sein Sohn, sondern der 12 Jahre lang gefangen gehaltene Sobeslav den Thron bestieg! Er starb am 18. Januar 1174 — und seine Kinder waren unstät. Der Historiograph findet das Hauptverdienst des Königs in seiner ruhigen Politik nach Außen. „Durch seine ganze Regierungszeit war ein auswärtiger Feind auch nicht einziges Mal innerhalb der Grenzen seines Reiches, während doch seine Heere in Ungarn, Polen und Italien Ruhm und Beute fanden. Dadurch hob er das Selbstvertrauen seines Volkes, und während er sich mit königlichem Gepränge umgab, gewöhnte er dasselbe an feinere Lebensgenüsse, welche die Sitten mildern und den Durst nach höherer Cultur ... anfachten."

Hiemit endet der dritte Band dieses mühevollen Werkes, für dessen Zustandekommen und Drucklegung das Land Mähren keine Opfer scheute, gleichwie es aber auch so glücklich war, in Dudik den Mann zu finden, der selbst unglaubliche Opfer brachte, um seinem „aus voller Seele geliebten" Vaterlande ein Werk zu schaffen, welches seinen Zweck vollkommen erfüllen und ein Denkmal beiderseitiger Opferwilligkeit bleiben wird. Bereits ist der vierte bis zum J. 1197 reichende Band unter der Presse, und sicherlich wird dieser Theil, der die Culturgeschichte

[illegible]thrlich bieten dürfte, nicht lange auf sich warten lassen. [illegible]ge das umfangreiche Werk zur Ehre des Landes Mähren [illegible] seines Historiographen, aber auch zur Ehre des Stiftes [illegible]aigern, dem das Land für die rastlosen Bemühungen seiner [illegible]gehörigen Wolny und Dudik unvergänglichen Dank schuldet, [illegible]gehindert seinem Abschlusse entgegen eilen!

VIII.

Zeitläufe.

August Reichensperger's Rückblicke auf die preußische und deutsche Partei-Politik.

Der berühmte Appellationsrath von Köln hat bei den letzten Wahlen zur preußischen Kammer auf seinen langjährig und ruhmvoll innegehabten Sitz wegen Kränklichkeit verzichtet, und jetzt will er aus andern Gründen dem parlamentarischen Leben für immer Lebewohl sagen. Sein politisches Testament liegt vor uns. Er will nicht mehr der preußischen Fraktion des Centrums oder, wie sie noch immer genannt wird, der „katholischen Fraktion“ voranleuchten, zur Freude und Ermuthigung seiner zahlreichen Verehrer in ganz Deutschland. Nachdem die Stürme der Neuen Aera und des nachfolgenden Fortschritts-Gewitters das Häuflein jener braven Vertreter decimirt haben, welche sich ebensowenig zu schönredenden Volksschmeichlern hergeben wollten, als sie in der harten Zeit der Reaktion zu geschmeidigen Hofwerkzeugen sich hergegeben hatten: soll nun an ihrer Spitze der Jüngere des Dioskurenpaars verschwinden,

ohne das man sich bisher die katholische Fraktion nicht zu denken vermochte. Es wäre ein schwerer Verlust nicht nur für uns und die Glaubensgenossen in Preußen, sondern insbesondere auch für die großdeutsche Sache im ganzen Vaterlande.

Hr. August Reichensperger legt nicht als Sieger sich und seine Waffen zur Ruhe, sondern umgekehrt. Ein Ton tiefer Verstimmung geht durch sein parlamentarisches Abschiedswort*); traurig und hoffnungsarm lesen sich die Ergebnisse seines Rückblicks, soweit derselbe über die irdischen Mächte und Möglichkeiten hinschweift und nicht zum erbarmenden Lenker der Völkergeschicke sich aufhebt. Auch die Funken der feinen Ironie, die den geistreichen Mann nicht selten überkommt, vermögen die Lage als solche nicht zu erheitern. Namentlich ist es Ein Punkt, an dem der wehmüthige Eindruck keine Milderung mehr findet. Denn — wir sagen es nicht, ohne daß uns die Schamröthe in's Gesicht steigt — nicht so fast die Zahl und Macht der Feinde rechts und links scheint Hrn. A. Reichensperger entmuthigt, und ihm die Fortsetzung seiner Mühen entleidet zu haben, sondern die Thatsache, daß die Chargen des eigenen Lagers theilweise zu den Reihen der Fortschrittspartei hinübergelaufen sind, um hier Schleppträgersdienste zu thun, und folgerichtig einem Manne wie Reichensperger eine Behandlung angedeihen ließen, die nur noch durch einen Rest von Scham den nobeln Beispielen eines Schulze und Vincke abseits lag. Es war wohl die Folge wissenschaftlicher Erwägungen, daß man so thun müsse, um nicht der Incorrektheit im „Liberalismus" und der Auflehnung gegen die „öffentliche Meinung" verdächtig zu werden. Denn ein solches Unglück zu verhüten, ist keine, wie sagen wir doch? — keine Selbstverläugnung zu theuer. Tout comme chez nous!

Hr. A. Reichensperger war „liberal" und sehr liberal (die

---

*) Ein Rückblick auf die letzten Sessionen des Preußischen Abgeordnetenhauses und ein Wort über die Deutsche Verfassungsfrage von Dr. August Reichensperger. Paderborn, Schöningh. 1864.

sogenannten Feudalen können es ihm heute noch nicht verzeihen), solange das Wort einen guten und edlen Sinn hatte oder haben konnte. Aber als ein reicher und durchaus unabhängiger Mann hat er nie bei einer Partei sein Fortkommen gesucht und daher auch nie Parteidienst genommen. Bei den liberalen Ideen des Vormärz war es ihm um die Mittel und Wege zur mannhaften Selbstregierung der deutschen Völker, um den autonomen Rechtsstaat zu thun, und nicht um eine Parteiherrschaft, die sich von dem bureaukratisch-absolutistischen Polizeistaat der Aufklärungszeit nur durch die Vielköpfigkeit des Regiments unterscheidet. Darum ist Hr. Reichensperger mit dem neuen Liberalismus so gründlich zerfallen; nicht Er ist ein Anderer geworden, sondern unsere Liberalen sind andere geworden. Seinem christlich gestimmten und in germanischer Rechtsanschauung großgewachsenen Geiste mußte namentlich ein Zug am modernen Liberalismus, den man in der Regel viel zu wenig kennt und würdigt, principiell widerstreben; es ist die Doktrin des öconomischen Liberalismus, den die französische Revolution begründet, und der englische Merkantilismus in ein vollendetes System gebracht hat. Seit sechszehn Jahren ist diese Doktrin auch in Deutschland den politisch-liberalen Ideen der vorigen Generation fast unmerklich als neue Basis unterschoben worden; es ist mit Einem Worte die Standesherrschaft der Bourgeoisie, der sogenannte moderne Staat. Mit Reichenspergers Idee des autonomischen Rechtsstaats konnte sich der strengste confessionelle und sociale Conservatismus vertragen*); eben deßhalb mußte er aber der

*) Wir können uns nicht enthalten hier die Stelle wiederzugeben, worin der Verfasser das jetzt herrschende Widerspiel des germanischen Rechtsstaats (I. S. 87) am schlagendsten zeichnet. „Es ist bereits oben bemerkt worden, wie die Majoritätsomnipotenz in unserer Zeit eine so ungewöhnliche Geltung erhalten habe und ihre Herrschaft immer mehr ausdehne, so daß man wohl sagen kann, daß das „göttliche Recht“ der Majorität sich dem der Fürsten bereits substituirt habe. Mir scheint nun aber diese modernste Form des Absolutismus, ihrer Wurzel wie ihren Consequenzen nach, sogar

entschiedenste Gegner des „modernen Staates“ seyn, der die souveraine Revolution auf allen Gebieten des Lebens im Interesse einer Partei oder eines einzelnen Standes, unter dem erlogenen Titel der „öffentlichen Meinung“, darstellt. Diesen wesentlichen Unterschied zwischen Freisinnigkeit und Liberalismus hat Hr. A. Reichensperger in seinem goldenen Büchlein: „Phrasen und Schlagwörter“ zuerst anonym festgesetzt; in seinem „Rückblick“ macht er jetzt mit offenem Visier sozusagen die Probe darüber, und wenn ein Mann wie August Reichensperger redet, so ziemt es sich, daß Deutschland, bevorab das katholische Deutschland höre!

Sein Wort hat auch ein ganz unmittelbares Interesse für die Gegenwart. Die Rückblicke zerfallen in zwei Abtheilungen, deren erste die Krisis der Neuen Aera in Preußen, deren zweite aber die deutsche Frage behandelt. Dort rechtfertigt Hr. Reichensperger seine Haltung in dem tobenden Streit zwischen der preußischen Kammer und der preußischen Krone. Sie ist indeß thatsächlich bereits gerechtfertigt; es war eine jetzt schon erfüllte Prophezeiung. Denn die politische Unvernunft der Kammermehrheit, an welche der Verfasser vergebens seine Warnungen verschwendete, hat den Herrn von Bismark zu dem gemacht, was er jetzt ist und ferner noch werden wird. Ohne Fortschrittskammer in Berlin kein Bismark in Deutschland. Nichts

---

weit schlimmer zu seyn als die althergebrachte. Sie läuft auf die Staatsomnipotenz, den Gott-Staat (Dieu-Etat) hinaus, in deren Bereich alle Sonderrechte und Interessen vor Demjenigen schwinden, was eine meist zufällige, immer sehr dem Wechsel unterworfene Mehrzahl beliebt, die kein Gefühl der Verantwortlichkeit in sich trägt, oder in welcher dieses Gefühl sich doch dermaßen dividirt, daß der Einzelne sich gar wenig dadurch afficirt fühlt.“ — Die vormärzliche Spaltung unter den politischen Katholiken Deutschlands würde sich vielleicht am passendsten von dem Satze aus erläutern lassen: die Einen ahnten zum voraus, daß es so kommen werde, die anderen vertrauten hochherzig, daß es nicht so kommen werde.

hat sodann diesem gefährlichen Minister mehr genützt als die Petulanz und würdelose Wegwerfung, womit die constitutionelle Mehrheit ihn verachten und verhöhnen zu dürfen glaubte; jetzt schon sieht man die Kammertitanen vom vorigen Jahre kleinlaut werden, und tritt die Kammer wieder zusammen, so wird man bald ihren veränderten Ton und ihre verlegenen Mienen bemerken. Wäre Hr. Reichensperger, anstatt von der dominirenden Partei gleichfalls mißhandelt und verhöhnt zu werden, vielmehr gehört und gewürdigt worden, so hätte die Kammer nicht die Krone in den Stand der Nothwehr gedrängt, und Hr. von Bismark wäre gar nicht gekommen oder bald wieder gegangen.

Heute ist dieser logische Zusammenhang für Jedermann klar; aber warum hat man ihn erst zu spät wahrgenommen? Weil der Parteigeist nie glauben will, was seine Begierden durchkreuzt, und weil die Mehrheit der preußischen Kammer viel weniger das Land als sich selbst und ihren Parteivortheil vertrat. Dieses Unglück und Elend der heutigen constitutionellen Zustände weist Hr. Reichensperger an dem Beispiel der preußischen Kammer unwiderleglich nach. Könnte er nur auch nachweisen, daß die Verblendung bloß der Partei und ihren eigennützigen Interessen geschadet habe! So ist es aber leider nicht.

Das war der Kern der jüngsten preußischen Krisis: die Führer der Fortschrittspartei oder, wie sie sich mit Vorliebe selber nennen, der „großen liberalen Partei" wollten um jeden Preis Minister werden, und ihr Anhang in der Kammer, ohnehin zum größten Theile aus Staatsdienern bestehend, glaubte so am besten für sein Fortkommen auf Staatskosten zu sorgen. „Omnia *liberaliter* pro — dominatione": sagt Herr Reichensperger in Anwendung eines Taciteischen Wortes. „Und so ist es denn auch wirklich, der vulgäre Liberalismus will nur herrschen, herrschen um jeden Preis." Darauf war bei der Mehrheit der Kammer Alles angelegt. Sie wies die nützlichsten Vorschläge zurück, weil sie von diesem Ministerium kamen; sie verweigerte die billigsten Forderungen, weil sie dieser Regierung

zu Gute gekommen wären. Es war klar: solche Weigerungen aus persönlichen Rücksichten schloßen unfehlbar die Inanspruchnahme eines parlamentarischen Regiments in sich, d. i. eines Regiments dessen verantwortliche Träger stets nach dem jeweiligen Befinden der Mehrheit an- oder beziehungsweise abzutreten haben. Aber einzugestehen hat die Partei dieses ihr Streben nie gewagt; sie hat es vielmehr stets abgeläugnet, und die Beschuldigung wo sie auftauchte, als eine abscheuliche Verleumdung zurückgewiesen. Mit anderen Worten, sie hat die geheime Richtschnur ihrer Politik öffentlich selbst verurtheilt. Vielleicht hat sie aber dahinter noch eine andere Zweideutigkeit versteckt. Es ist nämlich einleuchtend, daß das parlamentarische Regiment ausschließlich nur der liberalen Partei zu Gute kommen dürfte, wie man eben jetzt in Belgien sieht; sollte einmal wieder die Kreuzzeitungs-Partei auf dem Wege der Mehrheit ans Ruder gelangen können, so würde das natürlich nicht gelten!

Bei dem ganzen Streite war der Widerspruch gegen die Militärreform im Grunde nur mehr der Vorwand. Die Partei hatte diese unangenehme Maßregel benützt, um sich eine scheinbar ihren Absichten schlechthin günstige „öffentliche Meinung“ zu schaffen, mittelst der alten demagogischen Kunst, die Hr. Reichensperger mit scharfen Worten rügt. Man packte die Massen bei ihrer empfindlichsten Seite, beim Geldbeutel. Die Altliberalen wollten anfänglich noch die Hälfte der geforderten Millionen bewilligen, bald aber trat die Fraktion „Junglithauen“, welche sich nachher zur dominirenden Fortschrittsmehrheit entwickelte, auf und sprach sich für gar nichts geben aus, da man ja Turner- und Bürgerwehren im Ueberfluß fast umsonst haben könne. Damit war der rechte Hebel gefunden. Gar nichts bewilligen, das klingt so mannhaft und zugleich so lieblich im Ohre der Steuerzahler, daß die beabsichtigte Wirkung kaum ausbleiben konnte. Das Volk wußte nunmehr, an wen es sich zu halten habe, um endlich einmal wohlfeil regiert und namentlich vom Druck des Militäretats befreit zu werden. Die Armeefrage bildete von nun an den Regulator, woran die Brauchbarkeit

des Abgeordneten sich zu bemessen hatte. Allerwärts tauchten neue Volksmänner auf, welche zugleich mit den alten eine wohlfeile Regierung, insbesondere eine Herabsetzung des Militärbudgets versprachen, und das Volk ließ seinerseits gänzlich außer Acht, daß dieß dieselben Leute waren, deren Führer und Organe Millionen über Millionen zugesagt hatten, wenn nur die Regierung eine „energische deutsche Politik" machen wollte, ja, die eine deutsche Flotte unter preußischer Führung stürmisch verlangten, koste es was es wolle.

In den Augen aller anständigen Leute konnte es der „katholischen Fraktion" nur zur Ehre gereichen, daß sie unter diesen Umständen bei jeder Neuwahl mehr zusammenschmolz. Es mußte so geschehen, wenn ihre Mitglieder der Wahrhaftigkeit treu bleiben, die demagogische Kunst des Tages verschmähen, und nicht ihre Ueberzeugung der sogenannten Popularität zum Opfer bringen wollten. Darnach wurde das Häuflein denn auch in der Kammer selbst behandelt. Es gibt nichts Exclusiveres und Despotischeres als so eine clubmäßig geschlossene Partei in der parlamentarischen Mehrheit. Was ihr nicht taugte — und dahin gehörten namentlich die Herren von der katholischen Fraktion — wurde systematisch von allen Comitee's ausgeschlossen, vom Wort abgeschnitten, mundtodt gemacht, bei jedem Anlaß rücksichtslos gekränkt und mit Ungezogenheiten bedient. Wenn Hr. Reichensperger diese Erfahrungen nicht ohne bittern Humor erzählt, so darf man nicht vergessen, daß in der schweren Zeit der Reaktion, wo die Partei der Kreuzzeitung acht Jahre lang in der Kammer herrschte, die Mitglieder der katholischen Fraktion mit einer Anzahl Altliberaler es ganz allein waren, welche die viel gerühmten Verfassungsrechte gegen eine weitgehende Aenderungslust vertheidigten; daß damals wo es zum Treffen kam, nicht Eines von den Häuptern der eigentlich Liberalen in der Kammer sich blicken ließ, ja die letzteren nicht einmal den Versuch machten, den Landräthen bei den Wahlen oder in den Kammerdebatten die Spitze zu bieten. Das war nun der liberale Dank. Aber es knüpfte sich, wie oben schon

bemerkt, eine noch bittrere Erfahrung an das Benehmen des katholisch liberalen Hauptorgans am Rhein. Die unbekannten Kritiker der „Kölnischen Blätter"*) trennten sich nicht nur von den gewiegten und erprobten Vorkämpfern in der Kammer, um ihre eigenen politischen Wege zu gehen, sondern sie traten bei mehr als Einem Anlaß gleich der Fortschrittspresse persönlich gegen Reichensperger auf, als kokettire er mit der Regierung gegen die Sache des „Volkes", und schließlich ersparten sie sich sogar die hämische Insinuation nicht: die Brüder Reichensperger hätten bei Bismarck einem ministeriellen Diner beigewohnt u. A. m.

Der Hr. Verfasser äußert gegen gewisse, noch dazu die Rechnung regelmäßig ohne den Wirth machenden, Wohldienereien das treffende Wort: „Nichts ist bequemer, als von Tag zu Tag sich auf dem breiten Strom der sogenannten öffentlichen Meinung forttreiben zu lassen, und sich um die Folgezeit nicht weiter zu kümmern." Ob aber die Bequemlichkeit eines solchen mechanischen Gehenlassens einem ehrlichen Mann von der Presse oder einem Volksvertreter erlaubt sei, das ist eine andere Frage, die der Hr. Verfasser energisch verneint. Ueberhaupt scheint uns die Berufung auf die „öffentliche Meinung" nur im Munde derjenigen einen Sinn zu haben, welche sich diese öffentliche Meinung selber zuvor machen und zubereiten. Im Munde aller Anderen und namentlich der Katholiken, weil die öffentliche Meinung nie durch sie, sondern regelmäßig gegen sie gemacht und zubereitet wird, ist jene Berufung nichts Anderes als eine maskirte Entschuldigung für den Mangel an Muth und Charakter. Denn allerdings ist es, wie Hr. Reichensperger sagt, „nichts weniger als wohlthuend, durchweg gegen den Strom schwimmen zu müssen, und zudem noch das Bewußtseyn mit

*) Wir haben vor ein paar Jahren das genannte Blatt empfohlen in der Voraussetzung, daß es im Sinne der Brüder Reichensperger und ihrer Freunde gehalten werden würde. Das war ein gründlicher Irrthum, für den wir jetzt um Entschuldigung bitten müssen.
Anm. d. Red.

nach Hause zu nehmen, daß man draußen im Publikum als Reaktionär, oder Gott weiß was sonst, in den Bann gethan wird."

Ueber die Geschichte des großen Streits, der von der Berliner Kammer aus zwei Jahre lang Preußen erschütterte und ganz Deutschland in Spannung erhielt, äußert Hr. Reichensperger die auch von uns ausgesprochene Ansicht, daß auf beiden Seiten kolossale Fehler geschahen. Die Regierung der Neuen Aera hatte mit der mißliebigen Militärvorlage die günstige Zeit versäumt, wo das liberale Eisen von der Reaktionshitze her noch biegsam war; und sie hatte dann auf das erste Murren der Kammer hin mit kleinen Mittelchen, Halbheiten und Vertuschungen sich durchzuhelfen gesucht. In beide Fehler pflegt der Altliberalismus regelmäßig zu verfallen und dann Anderen die böse Erbschaft zu hinterlassen. Die Regierung hatte eine vorübergehende Kriegsbereitschaft und nur „einstweilen" bewilligte Mittel benützt, um eine ihrer Natur und Erscheinung nach *bleibende und* definitive Militärreform zu treffen, und sie reorganisirte immer weiter in der Hoffnung, daß demnächst ein schlechthiniges Nein zur praktischen Unmöglichkeit werden würde. Die damalige Kammer ihrerseits sah durch die Finger, weil sie die ministerielle Verlegenheit mit der Zeit gegen liberale Concessionen anderer Art, namentlich gegen die Umformung des Herrenhauses, abzukaufen gedachte. Beide Theile verrechneten sich. Die Annahme des Hagen'schen Antrags (14. März 1862) warf die schwankende Regierung mit einemmal vollends um, und die Neuwahlen brachten eine Mehrheit in die Kammer, welche die Armeereform erst recht als „Drücker" in die Hand nahm, um nicht bloß einzelne Concessionen, sondern gleich im Ganzen und Großen einen Minister- und Systemwechsel zu Gunsten ihrer Partei zu erpressen. Aber auch sie verrechnete sich. Sie hatte, wie Hr. Reichensperger bemerkt, vergessen, daß das preußische Verfassungsleben noch ein sehr junges ist und mit der Eigenschaft des Staats, als eines militärisch-bureaukratischen von der Wiege an, in noch unverwischtem Gegensatze steht. Sie

hatte insbesondere vergessen, daß das frühere Ministerium der Reaktion keineswegs durch eine Aktion der constitutionellen Maschine, sondern lediglich durch einen freien königlichen Entschluß einer liberalen Regierung gewichen war. Die unmittelbare Folge dieser Vergeßlichkeiten war — Herr von Bismarck, ein gleich der Birkenruthe naturwüchsiger Staatsmann; und wie sehr dieser Herr ein wirkliches Bedürfniß der blindlings geschaffenen Lage war, beweist die Thatsache, daß ihn das Glück seitdem so sehr geliebt und es Jedermann unmöglich gemacht hat, an seiner befestigten Stellung zu zweifeln.

Die Fraktion des Centrums hatte treulich gewarnt, daß man das Kind nicht mit dem Bade ausschütten, die juristische Verfassungstheorie nicht auf die Spitze treiben, und in der brennenden Frage die Möglichkeit eines billigen Compromisses nicht abschneiden möge. Die Krone hat sich offenbar schwer genug zu einem Manne entschlossen, der den Bruch mit dem traditionellen System der Schwankungen und Halbheiten bedeutete. Der Kammermehrheit gingen aber auch dann die Augen nicht auf, als der preußische Schwarzenberg sich vor ihr offen und ungenirt mit dem Oberhaupt des Staats identificiren durfte. Vermöge der constitutionellen Fiktion hielten die Herren es für ein Leichtes mit schulmeisterlichen Sottisen den kecken Minister zu ruiniren. Jetzt freilich dürften sie anders denken; ja vielleicht wünschen sie sich den Herrn von Bismarck nichteinmal mehr weg vom Ruder, denken vielmehr im Stillen schon darüber nach, wie sie ihm demnächst in mindest beschämender Weise ihre Huldigung darbringen und den Lorbeer um die Stirne winden werden. Leider nur, daß diese Nemesis für die Centrums-Fraktion bloß eine schwache Genugthuung ist; denn die materiellen Folgen der liberalen Mißgriffe treffen sie mit, ja wie zu fürchten ist, gerade sie am schwersten. Um es nämlich kurz zu sagen: die donnernden Kammeradressen und Resolutionen der Forschrittspartei sind jetzt freilich lächerlich geworden, aber gleichzeitig hat Bismarcks famose Note vom 24. Januar aufgehört lächerlich zu seyn.

Nun vertritt aber die katholische Fraktion zugleich die großdeutsche Idee, sie allein unter allen preußischen Parteien. Man kann es nicht oft genug wiederholen: es gibt sonst keine großdeutschen Elemente in Preußen. Im Kampfe gegen den französisch-preußischen Handelsvertrag ging sogar nur ein Theil der eigenen Fraktion mit Hrn. Reichensperger, und alle andern Parteien nahmen den unseligen Traktat einstimmig an. Dagegen hat in der Militärfrage die ganze Fraktion vom großdeutschen Standpunkte aus zu einem billigen Compromiß gerathen. Es schien namentlich dem Hrn. Verfasser, daß Ersparungen im Großen nur in Folge einer gesunden, auf immer größere Einigung Deutschlands abzielenden Politik, im Gegensatze zum kleindeutschen System sowie zu den turbulenten Demonstrationen des Nationalvereins, eintreten könnten, und daß nichts eine wohlfeile Regierung in größere Ferne hinausschieben werde, als eine auf Preußen übertragene cavourische Consolidirungspolitik. „Dahingegen würde", sagt Hr. A. Reichensperger, „das auf das Germanenthum gegründete, von unseren Liberalen so viel verspottete Siebzig-Millionen-Reich, hervorgehend aus der Einigung der deutschen Fürsten und Stämme, jeden wirklichen Steuer-Druck, um des Heerwesens willen, sicherer von sich fernhalten können, als alle dermaligen oder zukünftigen Kammer-Oppositions-Majoritäten zusammengenommen dieß vermögen."

Der Cavourismus des Nationalvereins, mit welchem die „deutsche Fortschrittspartei" in Preußen identisch ist, hat nun freilich durch die Befestigung der Bismarkischen Stellung den Todesstoß erhalten. Aber was hat davon die großdeutsche Idee in Preußen gewonnen? Mit begreiflicher Spannung haben wir in dem zweiten Theil des „Rückblicks" die Antwort auf diese Frage gesucht.

Aber Hr. Reichensperger geht darauf nicht ein. Ja, er scheint absichtlich die direkte Berührung des Thema's zu vermeiden, und man kann nur errathen, daß er auch die Richtung des Herrn von Bismark und nicht bloß die der Fortschrittspartei im Sinne hat, wenn er eingehend erläutert, daß die

unitarische Gestaltung Deutschlands nicht nur naturwidrig sondern auch zweckwidrig wäre, und „ein Kaiser von Halbdeutschland kein deutscher Kaiser sei." Mit scharfer Betonung erklärt er die historisch gewordene Vielstaaterei sogar als eine der Freiheit nützliche Sache, da sie die hochgestiegenen Wogen des Partei- und andern Terrorismus durch ihre coupirten Grenzen eindämme. Nicht die Erscheinung selber, meint er, sei vom Uebel, sondern die Thatsache, „daß in nicht wenigen dieser Territorien unten ein falscher Constitutionalismus, oben ein falsches Gottesgnadenthum haust, daß hier der Partikularismus zu engherzig und selbstsüchtig ist, um sich zum Allgemeinen zu erheben, dort zu vag und abstrakt, um seine berechtigte Besonderheit mit den rechten Mitteln geltend zu machen." Gewiß sind dieß unsere wahren Hindernisse und die eigentlichen Ursachen der deutschen Spannung; aber wie soll es nun damit anders werden?

Verstehen wir Hrn. Reichensperger recht, so hat er, ein weißer Rabe in unsern Tagen, den Muth zu behaupten: das lasse sich überhaupt für jetzt nicht machen, und das Weitere sei der Zeit zu überlassen. Er will nicht nur für seine Person die Zahl der vorhandenen Reformprojekte nicht durch ein neues Machwerk der „politischen Receptirkunst" vermehren, sondern er schüttet nebenbei den erhitzten Herolden der Bundesreform auch noch kalte Wasserströme über den Kopf. „Zu allem Glück", sagt er, „ist eine Neubildung des Bundes keine Lebensfrage für Deutschland, wie selbst der so brennende schleswig-holsteinische Konflikt in diesem Augenblicke wieder darthut." Man muß sich die Sprache aller Kabinette und Parteien, man muß sich namentlich die österreichische Denkschrift zur Empfehlung der Fürsten-Conferenz in's Gedächtniß rufen, um zu ermessen, welch' unerhörte Ketzerei in diesen Worten liegt. Hr. Reichensperger fährt aber fort: „Solches Jammern ist förmlich Modesache in Deutschland geworden, und nicht wenige, sonst trefflich gesinnte Leute stimmen in dasselbe ein, in der Meinung es gehöre zum ächten Patriotismus." Andere, meint er, machten ihrem Hochmuth nur deßhalb in derlei geringschätzigen Reden über das

„deutsche Elend“ Luft, weil das Ganze eben nicht nach ihrem Sinn sich gestalten und bewegen wolle. Schließlich appellirt er dann, nicht ohne ironischen Humor, an die neueste so wunderbar veränderte Stimmung über den Bundestag, der auch wirklich noch immer ein ganz annehmbares Institut sei, schon deßhalb weil er jedenfalls nichts verderbe! „Die nämliche Partei, welche viele Jahre hindurch mit demselben umspringen zu dürfen glaubte wie mit einer alten Perücke, hat ihn in allerneuester Zeit sozusagen mit Blumen überschüttet und für das Palladium der Nation erklärt!“

Mißverstehen wir nun nicht, so will Hr. Reichensperger uns vom preußischen Boden aus zurufen: wenn eure unzerbrochenen Beine euch lieb sind, so bringt nur jetzt den Stein nicht in's Rollen! In der That deutet er sofort auf vielerlei Mittel und Wege, um die deutsche Frage zu fördern ohne jedes politische Reformprojekt. In dieser Weise sei in Deutschland schon ungemein Vieles besser geworden und könne noch viel mehr besser werden. Es erinnert an die Anschauungen Wolfgang Menzels, wenn er namentlich gegen den entnervenden und verwelschenden Zopf loszieht, der an unseren Universitäten und Akademien, im Bildungswesen und in der sogenannten „deutschen Wissenschaft“ überhaupt immer noch so ziemlich unbeweglich herrsche. Wir müssen es indeß dem Leser überlassen, diese geistreichen Aphorismen, wie der Verfasser sie nennt, in der Schrift selber aufzusuchen und sich anzueignen. Hier handelt es sich zunächst um die Frage, wie Hr. Reichensperger sich die Verfassungsform vorstellt, welche Deutschland durch die glückliche Pflege der gelegten Keime endlich gewinnen soll.

Es herrscht unter uns kein Streit, daß das föderalistische Princip das einzige dem deutschen Naturell entsprechende ist. Aber welche Föderativ-Form? Auch das ehemalige deutsche Reich war im Grunde nur eine „ewige“ Föderation. Hr. Reichensperger billigt es daher selber, daß die großdeutsche Kaiseridee als Ideal festgehalten werde; seine eigene Absicht ist indeß sonst auf die „Trias“ gegangen. Jetzt gebraucht er zwar das Wort

nicht mehr, wie es von seinem politischen Scharfsinn in diesem Augenblick zu erwarten war; im Wesentlichen aber hält er doch an der Trias-Idee fest, indem er die künftige Bundesreform in der Gestalt eines dreigetheilten Direktoriums sich denkt. Er macht sogar den Großdeutschen Vorwürfe darüber, daß sie allzu schwarz zu sehen und allzu leicht entmuthigt zu werden pflegten. Nur darin findet er die Erklärung dafür, daß das Direktorium, sei es drei- oder fünf-getheilt, bei den Großdeutschen selber keinen rechten Glauben für sich habe.

„Wie mancher ehrliche Großdeutsche hat uns schon vordemonstrirt, daß es doch nicht gehe mit einem Direktorium, weder von zweien noch von dreien, noch auch von fünfen oder mehr, auch wenn ein Bundesgericht noch angehängt werde! Sind bloß die beiden Großstaaten einig — so ungefähr lautet die Argumentation — so werden dadurch die übrigen Staaten dem Franzosenthum in die Arme getrieben, oder aber der deutschen Revolutionspartei, welche sie stets mit Begeisterung aufnehmen wird, mag sie auch noch Tags zuvor dieselben als „Würzburger" in die Acht und zum Mediatisirtwerden reif erklärt haben. Stimmt Oesterreich mit den Mittel- und Kleinstaaten gegen Preußen, so zieht besten Falls letzteres sich unter sein Zelt zurück und erwartet die etwa von Bundesgerichtswegen zu verhängende Exekution, welche der deutsche Bürgerkrieg seyn würde. Steht Oesterreich allein, nun so ist damit die Zerreißung Deutschlands schon faktisch hergestellt, welche die Großdeutschen ja eben verhindern wollen. Sind endlich gar die drei oder fünf Bundesdirektoren jeder einer besondern Meinung, so ist damit das Signal zum Kriege Aller gegen Alle gegeben."

Hr. Reichensperger meint nun: das klinge allerdings sehr plausibel und zugleich bedenklich, sei aber doch in Wirklichkeit bei weitem nicht so gefährlich, wie es ausschaue. Indeß darf man nie übersehen, daß er seine Beruhigungsgründe nicht aus den Zuständen der Gegenwart, sondern einzig und allein aus den deutschen Stimmungen nimmt, welche sich in Zukunft erst entwickeln sollen. So getröstet er sich z. B. über die Gefahr einer Hinneigung des dritten Deutschlands zu Frankreich oder zu andern fremden Protektoren, wie folgt: „Ein Zwiespalt im

Direktorium einer deutschen Föderation mag immerhin vorkommen können; allein von da bis zu einer Allianz des überstimmten Theils mit Frankreich oder Rußland, oder zu einem bewaffneten Widerstand gegen den Ausspruch eines Bundesgerichts ist noch ein weiter Weg, der nur zurückgelegt werden kann, wenn die Nation selbst aller Federkraft entbehrt und, wie es in den Rheinbundszeiten leider der Fall war, nur noch durch die sie repräsentirenden Diplomaten ins Gewicht fällt, wenn überhaupt keinerlei moralische Aktion von unten nach oben eintreten kann."

Hätte Hr. Reichensperger auch nur vorherrschend die politischen Bedingungen der Gegenwart im Auge, so könnte er schwerlich so sprechen. Schon deshalb nicht, weil wir es augenblicklich keineswegs mit einer „deutschen Nation", sondern bloß mit den herrschenden liberalen Parteien zu thun haben. Wessen diese aber unter Umständen fähig wären, das hat sich gerade in der schleswig-holsteinischen Krisis gezeigt. Die geheimen *Gedanken vieler* Menschen haben sich da verrathen, längst todt*geglaubte* Traditionen der Sonderpolitik sind plötzlich wieder erwacht und die verborgenen Consequenzen der Dinge haben sich in einer Weise geoffenbart, welche stets unvergessen bleiben sollte. Es steht nun fest, daß ein drittes Deutschland im Conflikt mit den zwei Großmächten gleichbedeutend ist mit der französischen Allianz und dem neuen Rheinbund. Es sind nur zwei Seiten derselben Idee, und wer heutzutage „Trias" sagt, der muß mit dem zweiten Wort „Frankreich" sagen. Hr. Reichensperger ist keineswegs von der Augustenburgischen Partei *); er hat sich das Auge stets klar und offen erhalten; er mißbilligt in scharfen Worten das unglückliche und selbstvergessene Verhal-

*) Hr. Reichensperger deutet auf die bekannte Supplik des Prätendenten beim Imperator hin, wobei er bemerkt: „Wenn Herr von Borries einen solchen Brief geschrieben hätte! Der Herzog von Augustenburg mag eine Nothwendigkeit seyn oder werden — ich weiß es nicht — wie aber nach solchem Vorkommniß ein Deutscher für ihn schwärmen kann, ist schwer zu begreifen." II, 59.

ten der großdeutschen Partei in dem jüngst verrauschten Agitationssturm. Während dieser Sturm tobte und die plötzliche Schilderhebung für das dritte Deutschland emporwirbelte, hat er (II. S. 55) folgende Stelle niedergeschrieben: „Wie die Legitimität, so ist seither auch der deutsche Bund und der Bundestag bei der Fortschrittspartei wieder zu Ehren gekommen; freilich sind aber dafür die beiden Großmächte um so tiefer herabgesunken. Die deutschen Mittel- und Kleinstaaten haben alle Ursache auf das Avancement stolz zu seyn, namentlich aber der Bundestag, dem so viele Jahre hindurch die „„nationale Partei““ nicht einmal die rechtliche Existenz zuzugestehen sich bemüßigt gefunden hat. Allein sie mögen wohl darauf bedacht seyn, nun auch hübsch in Allem der genannten Partei den Willen zu thun, und sich zu dem Ende etwa unter die Führung des Herrn von Roggenbach begeben; sonst dürfte diese Herrlichkeit schwerlich von langer Dauer seyn. Nur auf die „„uninteressirte““ Beihülfe Napoleons des Dritten können sie jedenfalls zählen.“

Sehr wohl! Aber ist die überlaute Appellation an diese Beihülfe vielleicht nur eine Verirrung des Moments, ein unüberlegter Zornesausbruch der liberalen Parteien gewesen? Hr. Reichensperger hat seine Schrift abgeschlossen, ehe der Hr. von Beust als Bundesgesandter zur Londoner Conferenz seine wiederholten Besuche im Palast des Imperators gemacht hatte; er konnte diese bedeutsame Thatsache nicht mehr würdigen und nicht mehr untersuchen, ob nicht vielleicht für die im Conflikt mit den beiden Großmächten projektirte „Trias“, die Zuflucht zu den Tuilerien unter allen Umständen naturnothwendig sei. Er konnte noch nicht wissen, daß die Augsburger Allg. Zeitung sich demnächst zum Organ einer mittelstaatlichen Politik hergeben würde, welche die Trias als das einzige Heil, aber auch gleich die dankbare Allianz mit Frankreich als deren oberste Voraussetzung predigt. Hr. Reichensperger macht mit Recht seine Hoffnungen davon abhängig, daß Oesterreich und Preußen ineinander und beide in Deutschland gegenseitig hineinwachsen

würden. Aber so weit ist es noch lange nicht; die zwei Großmächte sind nur nicht gleich nach der Londoner Conferenz wieder auseinander gelaufen; sie sind nur erst in den vagen Verdacht gerathen, als wollten sie im Einvernehmen mit Rußland auch ferner eine gemeinsame Stellung einnehmen; und siehe! schon erschallt ohne Scham und Scheu der Allarmruf an das dritte Deutschland: auf nach Paris! „Ohne Frankreich — sagen wir es ganz einfach heraus — wäre Deutschland schon zwischen Preußen und Oesterreich getheilt“ *)! Eine solche Sprache, deren bloßer Verdacht noch vor drei Jahren die nationale Acht und Aberacht gegen Graf Borries und den verstorbenen König von Würtemberg motivirte — beweist sie nicht, daß wir nach wie vor in dem bekannten vitiösen Zirkel unentrinnbar gebannt sind? Sind die beiden Großmächte uneinig, so kann von einer Trias, worauf die Direktoriums-Idee immer hinausläuft, ohnehin keine Rede seyn; und sind sie einig, so fürchtet das übrige Deutschland für seine Existenz und wendet sich um Schutz und Rettung nach Paris!

Wir wiederholen, Hr. Reichensperger setzt erst noch zukünftige Bedingungen voraus, wenn er meint, daß das Bundes-Direktorium ein erreichbares Ziel, daß aber nicht darüber hinaus zu kommen seyn werde. Wir unsererseits glauben, es wird nicht darin hinein zu kommen seyn; uns scheint nicht, daß Deutschland jemals diese Form einer Gesammtverfassung annehmen werde. Denn setzen wir, daß die Entwicklung wirklich friedlich und ungestört ohne äußere oder innere Katastrophen, wie der Verfasser hofft, verlaufen sollte, daß die Federkraft der Nation erstarke, und die moralische Aktion von unten nach oben allmählig unwiderstehliche Macht gewinne: dann wird dieselbe mit jenem Ziel sich nicht mehr begnügen, das immer nur ein Nothbehelf ist, sondern darüber hinausgehen, in welcher Form es immer sei. Sollte aber die Frage sich nicht auf die

*) Man vergl. die wahrhaft unglaublichen Leitartikel im Hauptblatt der Allg. Zeitung vom 6. und 11. Juli.

lange Bank schieben lassen, sollte sich eine Lösung auf Grund der gegenwärtig vorhandenen Bedingungen aufdrängen: dann hängt Alles davon ab, ob Preußen sich gutwillig und ehrlich zur Bildung eines Bundes-Direktoriums herbeilassen möchte. Wird man in Berlin jemals eine Bundesreform acceptiren, welche den Mittelstaaten jederzeit das Vermögen in die Hand gäbe, sich auf Oesterreichs Seite zu schlagen und dadurch die preußische Stimme zu „majorisiren", mit Einem Wort — das eigentliche Zünglein an de[illegible] Waage zu bilden?

So laut [illegible] Vergangenheit hierauf mit Nein antwortet, [illegible] schweigt Hr. Reichensperger über diese ent[illegible] Er läßt zwar die Aeußerung fallen: daß die [illegible]ng das Frankfurter Reformprojekt zurückge[illegible]e sich allenfalls; auch hat er selbst seinerzeit, [illegible]ns großdeutscher Celebritäten, seine Wahl in d[illegible]usschuß anzunehmen beharrlich verweigert. Aber er äußert sich nicht weiter über die Stellung Preußens zur Sache, und weil er nur von den künftigen Bedingungen der deutschen Frage spricht, so kann er sich jene immerhin kitzliche Untersuchung wohl ersparen. Ueberdieß ist Schweigen bekanntlich auch eine Antwort. Nur einmal fällt der Hr. Verfasser aus der Rolle und scheint dabei zu verrathen, daß seine rosigen Bilder doch mehr exoterisch auf dem Papier als esoterisch im Herzen stehen — da nämlich wo er vom preußisch-französischen Handelsvertrag spricht: „in welchem eine der größten Gefahren für die deutsche Einigung beruhe, wovon dieselbe jemals bedroht war, obgleich der „„deutsche Fortschritt"", im Vereine mit den Gothaern, jubelnd den Vertrag begrüßt hat."

Aber gerade dieser Vertrag, ist er eine Ursache oder nur eine Folge des Grundübels, welche sofort noch andere Folgen ihres gleichen ausgebären wird? Die Fortschrittspartei hat jedenfalls die richtige Antwort augenblicklich getroffen. Der Vertrag ist das für uns aufgestellte caudinische Joch; gehen wir trotz des zweijährigen Zettergeschreies endlich hindurch, so erweitert sich nothwendig die Entfernung zwischen uns und Oesterreich,

Starrköpfen erscheinen, die nur Verachtung und Abscheu von Seiten der „aufgeklärten, gebildeten und denkenden" Heiden verdienten.

Gefährlicher und zugleich grausamer als die blutigsten Verfolgungen der früheren Kaiser war dieser boshafte Plan Julians; aber das Schicksal ereilte ihn rasch, und in den Blättern der Geschichte steht sein Name verzeichnet neben den blutigsten Tyrannen der alten und neueren Völker: haben diese die Leiber gemordet und ihrer Sultanslaune zum Opfer gebracht, so hat Julian die Geister seiner christlichen Unterthanen ertödten und durch Verachtung hinmorden wollen. Doch ist mit ihm sein Geschlecht nicht gestorben; die neuere und neueste Geschichte weiß von vielen, wenn auch nicht so mächtigen, aber doch ebenso raffinirten und gegen das Christenthum erbitterten Julianen zu erzählen, die den Plan ihres Altmeisters gierig aufgriffen, und bald durch Schlauheit und Arglist, bald durch brutale Gewalt die katholische Kirche von dem lebendigen Quell aller Wissenschaft, von Schule und Unterricht ausschließen und diese zum Segen der Menschheit bestimmten Institute zu Werkzeugen ihrer Gewalt und ihres antichristlichen Systems herabwürdigen wollten, um schließlich schadenfroh und siegesgewiß sagen zu können: die katholische Kirche ist eine Barbarin, die Wissenschaft ist ihr gleichgiltig, sie hat weder Sinn noch Fähigkeit zur Pflege derselben, ein wißbegieriger und gebildeter Mensch kann unmöglich Katholik seyn, er müßte ja auf alles geistige Leben verzichten!

Diesen Angriffen gegenüber genügt es, auf die schon in den ersten Jahrhunderten zu herrlicher Blüthe gelangten christlichen Schulen zu Alexandrien, Cäsarea, Antiochien, Edessa u. s. w. im Morgenland, und im Abendland auf die berühmten christlichen Schulen zu Rom, Mailand, Carthago und andere hinzuweisen; es genügt zu erinnern an die nicht bloß durch die Heiligkeit ihres Lebens, sondern auch durch die Größe ihrer Gelehrsamkeit ausgezeichneten Väter und Lehrer der Kirche, z. B. Justinus, Origenes, Basilius, Gregorius der Theologe, Atha-

IX.

Aus meinem Tagebuch.

Die Debatte der Freiburger Charakterköpfe.

Gar still und freundlich liegt das Dörflein Günterstdhal zwischen den Vorhügeln des Schwarzwaldes, hohe Berge gewähren demselben einen malerischen Hintergrund. Gewiß keiner der letzten Vorzüge der herrlichen Umgebung Freiburgs liegt wohl darin, daß ein kurzer Spaziergang genügt, um den stadtmüden Wanderer mitten in das Landleben oder in tiefe Waldeseinsamkeit zu versetzen. Beides bietet dieses Dörflein; kein Wunder, daß es der beliebteste Ausflugsort der Stadtbewohner ist. Man könnte es als ein halbes Wunder betrachten, wenn das Mittelalter mit seinem tiefen Sinne für Naturschönheit kein Kloster auf diesen lieblichen Erdenfleck hingepflanzt hätte. Allein es blühte hier ein solches bereits im Anfange des 13. Jahrhunderts, Günterstdhal selbst mag ihm seine Entstehung verdanken. Erinnern wir uns recht, so war es ein adeliges Damenstift oder wurde doch zu einem solchen. In Folge von Schenkungen und Vermächtnissen ultramontaner Seelen verfiel das Gotteshaus mit der Zeit in das Verbrechen des Besitzes mehr als eines Lehenhofes, ausgedehnter Waldungen und üppiger Wiesen. Um solchen, der modernen Aufklärung und Humanität am gründlichsten widerstrebenden, Frevel zu sühnen, schnaubte im Anfange unseres Jahrhunderts der neusündfluthliche Riesenvielfraß,

Staat genannt, auch in dieses heimelige Thälchen und räumte erbarmungslos auf. Im ehemaligen Klostergebäude poltern Brauknechte und schwirren die Spindeln einer Baumwollenfabrik. Später vernahm ich, innerhalb der entheiligten Räume gerathe selten ein ordentliches Bier und die Aktien der Fabrik seien noch niemals allzu glänzend gestanden. Möglicherweise läßt sich dieser Umstand sehr einfach aus dem Mangel an Malz und Hopfen, sowie aus dem Mangel an Geschäftseifer und Capital erklären. Solche Annahme schließt aber keineswegs aus, daß auch in Günterstbal eine ganz auffallende und noch viel zu wenig gewürdigte Thatsache eine neue Bestätigung finden könnte. Ganz merkwürdig nämlich bewahrheitet sich das Sprichwort: Unrecht Gut gedeiht nicht — an säcularisirtem Kirchengute. Hierüber ließen sich Bücher schreiben, deren historisch dokumentirter Inhalt geeignet wäre, den frivolsten Staatsmann stutzig zu machen. Auch an lebendigen Zeugen hiefür dürfte keineswegs bei genauerer Umschau Mangel herrschen. Vor wenigen Jahren erst begegnete mir an der Grenze des alten Burgund ein armseliger Leichenzug. Man trug den letzten Sproßen eines uralten, weiland reichsfreiherrlichen Geschlechtes zu Grabe. Dessen Vater hatte mit der französischen Revolution stark geliebäugelt, mit Gobel und Eulogius Schneider fraternisirt, und sich Kirchengut in Hülle und Fülle um einen Spottpreis angeeignet. Allein ging es bei ihm schon rückwärts, so noch weit entschiedener beim Sohne. Letzterer war kein Verschwender, kein Schwindler, kein Dummkopf, doch unerbittlich, räthselhaft schlich der Ruin des Hauses seinen Gang weiter. Der Mann stand einem erbarmungslosen Schicksale verzweifelnd gegenüber, es gebrach ihm an innerm Halt, endlich schöpfte er seinen letzten Trost aus der — Schnapsflasche. Am Morgen desselben Tages, an welchem seine letzte Habe unter den Hammer kommen sollte, fand man ihn todt in einem Winkel seines Ahnenschlosses, welchen ihm die neuen plebeischen Eigenthümer aus Barmherzigkeit eingeräumt hatten. Während für ihn das Todtenglöcklein klang, soll seine verkommene Tochter, sein einziges Kind, in der Schenke des nächsten Dorfes mit einigen Douaniers lustig bankettirt haben. Sic transit gloria mundi!

Im Wirthshause trafen wir unsere alte Gesellschaft und neue dazu; fast wollte es mir vorkommen, als habe die Quintessenz aus

dem „Neste des badischen Ultramontanismus", wie Freiburg seinen feurigen Fortschrittsmännern zum Trotze noch häufig genug genannt wird, ein Stelldichein hieher verabredet. Mehrere Tische waren besetzt, man lud mich von verschiedenen Seiten zum Sitzen ein. Mit Dank lehnte ich ab, denn meine Wahl war entschieden; mein Auge suchte den Erkorenen. Richtig dort in der Ecke saß er, der würdige Ehrenmann, und schmunzelte mir entgegen. Mein lieber Herr Rath Blech:

Er stillte seinen Gram mit Essen
Und trank auch tiefgerührt dazu.

An seiner Seite ließ ich mich nieder, nachdem ich seinen dankbaren Händedruck empfangen. Der Gute hatte seinen Platz vortrefflich gewählt. Nur einige fremde Herren saßen bei uns, zwei Tische entfernt die Abscheulichen, deren bloßer Anblick schon hinreichte, den armen Rath Blech in ungeheuchelte „sittliche Entrüstung" zu versetzen: Doktor Alban, dieser von der Freiburger Zeitung schon so unzähligemal perhorrescirte „Feind des Menschengeschlechtes"; Doktor Braun, dessen Kirchenblatt auf der Höhe der Zeit stehenden Ohren nur wie mißtöniges Dudelsackgeplärre vorkommen kann; der wilde Aschanti mit seinen Proletariermanieren und seinem Pferdegelächter; Doktor Maas, der stets an Allem der Hauptschuldige ist, was die Bourgeoisie Freiburgs unangenehm berührt, und andere mehr.

Während mein lieber Rath Blech mit feierlichem Anstand und heldenmüthiger Verachtung jeglicher Trichinengefahr eine mächtige Portion westfälischen Schinkens verzehrt, von Zeit zu Zeit sein Glas anstandsvoll erhebt, den Wein mit Kennermiene prüft und mit dem Behagen eines vollendeten Gourmand schlürft, müssen wir ihm um des Lesers willen einige Worte widmen. Unter den Herren, welche an der untern Dreisambrücke meine Wenigkeit getroffen, fand ich eine jener Gestalten, die Einem allenthalben begegnen, wo Rentiers und Trüffelpasteten gedeihen: gutgenährt, modern gekleidet, strotzend von Emblemen des Reichthums und der Behaglichkeit, das volle, glattrasirte und regelmäßige Gesicht einer Null ähnlich, die Null umrahmt von einem sorgfältig gepflegten, wunderschönen schwarzen Backenbarte. Die Eine Hand trug er beständig in der Hosentasche, zwischen den runden Fingern der andern hielt er zierlich eine duftende Havannah. Also Herr Rath Blech. Er mischte

sich in kein Gespräch und drückte seine innere Theilnahme höchstens dadurch aus, daß er seinen schönen Backenbart behaglich oder heftig kämmte; er mied Stolzens Nähe mit offenbarer Absichtlichkeit und wandelte noch am liebsten zur Seite des menschenfreundlichen Kirchenhistorikers. Als oben auf dem Berge der Redakteur des Kirchenblattes zu uns kam, flog eine schwere Wolke des Unmuthes über das sonst so friedliebende, ruhige Antlitz des Herrn Rathes, und als der arme Doktor auch ihn freundlich lächelnd grüßte, überzog sich das Gesicht des Begrüßten mit dem Roth des Ingrimms, denn er deutete das schuldlose Lächeln als teuflischen Hohn. Wie war diese Taube des zeitgemäßen Fortschrittes unter die ultramontanen Geier und Habichte gerathen? Die stillen Qualen des Mannes rührten mich, ich begriff sein Martyrium. In einem unbeachteten Augenblicke verlegte ich mich auf Zeichen und Griff, und richtig — ich wurde verstanden; fortan war Herr Rath Blech mein Begleiter, mein Freund, mein Bruder — jusque à la bourse. Was wollte ich mehr? Plötzlich vermehrten Herr Herder und der wilde Aschanti unsere Gesellschaft. Letzterer heftete seine starren Blicke unablässig *auf den armen* Rath; dieser wurde verlegen, unruhig, ihm schien das *Schick*sal des Kaninchens bevorzustehen, auf welches die Klapperschlange ihren Zauberblick richtet. Zur rechten Zeit noch empfahl sich Herr Blech, und eilte unter dem Vorwande, Quartier machen zu wollen, der ganzen Gesellschaft voraus. Nunmehr saß ich wiederum neben meinem neuen Freunde, entschlossen wider jede etwaige Ungebührlichkeit ihn zu schützen, er, schöpfend aus der Weinflasche, seiner besten Quelle des Muthes, schweigend genießend und genießend schweigend.

Am Tische saßen zwei Herren, von welchen der Mundart nach Keiner sich rühmen konnte, ein Sohn Freiburgs oder Badens zu sein: schwäbisches Kerneichengewächs hatte ich mir gegenüber, ein poetisches Wienerkind links zur Seite. Während der ersten Viertelstunde vergaß ich, der Gesellschaft besondere Aufmerksamkeit zu widmen, und versank in eine Art von wacher Träumerei. Mochten die Schinken und die Flasche des Herrn Rathes oder die schwäbische Mundart meines Gegenüber im Spiele sein oder beides zusammen, ich weiß dieß nicht — ich vermißte Einen, den ich so gerne in der Nähe gehabt, Einen, den bereits das Grab umschließt. Als

Student hatte ich ihn gehört und liebgewonnen, des Lebens bunter Wechsel hatte mich später einigemal mit ihm zusammengeführt. Es war mir, als ob sie jeden Augenblick hereintreten müsse, die kolossale Leibesgestalt mit der hohen Stirne, mit den bald lustig aufblitzenden, bald forschend und fast mißtrauisch um sich blickenden, stets klaren und grundgescheidten Augen; es war mir, als sähe ich, wie er sein mächtiges Haupt skeptisch schüttelt oder ad oculos demonstrirt, wie Einer mit dem ganzen Gesichte zu lachen vermöge, bei welcher Gelege[illegible] wunderschöner Zähne Parade machten; ich mein[illegible] er als schwäbischer Proudhon die hereinbrechende [illegible]zelte, oder aus der neuesten Nummer der Aug[illegible] Zeitung heraus das deutsche Reich der Zukunf[illegible]nd stets gewaltigen Umrissen construirte. Von [illegible]es Geistes fortgerissen, sprach in solchen Mome[illegible] Riesenleib mit, die Stimme steigerte sich zum [illegible]er oft mit baucherschütternden Kernsprüchen gewü[illegible]urde durch wo möglich noch wuchtigere Faustschläge unterstützt. In Wirklichkeit sah ich nicht und hörte ich nicht den Vermißten, denn er ist todt; im fernen Böhmenland umschließt ein Grab die irdischen Ueberreste des biderben, genialen — Gfrörer. In Gfrörers Persönlichkeit zeigte sich der Naturmensch, der mit urkräftigem Behagen des Lebens grüne, fette Weiden durchwandert, mit dem Genie eines Gelehrten vereinigt, der mit staunenswerther Arbeitskraft Riesenwerke unternimmt, um in seiner Wissenschaft neue Bahnen zu brechen. Gfrörer vollendete seinen Gregor VII. und dann starb er, Größeres hätte er nicht mehr zu leisten vermögen. Er nahm einen bedeutenden Ruf mit sich ins Grab; trotzdem gehört er zu jenen Männern der Wissenschaft, deren Leistungen erst eine bessere, von Parteileidenschaft weniger durchwühlte Zukunft ihrem vollen Werthe nach würdigen wird. Gerechtigkeit ist eine Frucht, welche hienieden später als jede andere reif wird!

(Schluß folgt.)

---

denn der wilde germanische Geist bäumte sich auf wie ein übermüthiges Roß bei der Zumuthung, das freie Leben der Jagd und des Kriegs mit den engen Hörsälen der Schule vertauschen zu müssen. Undankbar war dieser Beruf und selbst entehrend; denn weil der Sinn der zu erziehenden Völker gegen die Bildung sich sträubte und nur nach Thaten verlangte, deßhalb waren die ersten Erfolge der Schule nur höchst mangelhaft und ließen fast an der Culturfähigkeit der germanischen Völker verzweifeln. Und die Unterrichtenden selbst, weil größtentheils zu dem besiegten Volk der Romanen gehörend, wurden von den siegreichen Germanen, den Herrn der neu entstandenen Reiche, verachtet und jeder Mißhandlung und Brutalität ausgesetzt. Aber die Kirche hat sich im Bewußtseyn ihrer von Christus dem Herrn erhaltenen Mission noch nie von den Schwierigkeiten, die sich ihrem Wirken entgegengesetzt, abhalten lassen, das für nothwendig und heilsam Erkannte in's Werk zu setzen. Je größer die Hindernisse, desto heldenmüthiger zeigt sich ihr Eifer. So war es auch damals bei den Germanen: die Kirche fühlte sich dazu berufen und verpflichtet, diese Völker zu zähmen, ihre wilde Naturkraft der Religion Jesu zu unterwerfen und, da die alte griechisch-römische Welt rettungslos verloren war, die Germanen zu den Trägern der Weltgeschichte und des neuen Culturlebens zu machen. Darum scheute sie keine Mühe, keine Verachtung, keinen Kampf, um diese jeder geistigen Zucht ungewohnten Menschen in die Wahrheiten des Christenthums einzuführen, und in ihnen nach und nach das Verlangen nach Wissenschaft und Kunst rege zu machen. Dieselben Männer, die an den Sonn- und Festtagen im Tempel das heil. Opfer darbrachten und die christlichen Wahrheiten predigten, waren an den Wochentagen damit beschäftigt, Schule zu halten und das heranwachsende Geschlecht zu erziehen und in die Elemente der Wissenschaften einzuführen.

Bald waren in allen größern Gemeinden solche Schulen in's Leben gerufen und verbreiteten unaussprechlichen Segen; nach und nach aber erhoben sich unter ihnen zu größerem Glanze

Starrköpfen erscheinen, die nur Verachtung und Abscheu von Seiten der „aufgeklärten, gebildeten und denkenden" Heiden verdienten.

Gefährlicher und zugleich grausamer als die blutigsten Verfolgungen der früheren Kaiser war dieser boshafte Plan Julians; aber das Schicksal ereilte ihn rasch, und in den Blättern der Geschichte steht sein Name verzeichnet neben den blutigsten Tyrannen der alten und neueren Völker: haben diese die Leiber gemo[illegible] [illegible]ultanslaune zum Opfer gebracht, so hat J[illegible] [illegible] seiner christlichen Unterthanen ertödten und du[illegible] [illegible]umorden wollen. Doch ist mit ihm sein Ge[illegible] [illegible]rben; die neuere und neueste Geschichte weiß v[illegible] [illegible] auch nicht so mächtigen, aber doch ebenso raffi[illegible] [illegible] das Christenthum erbitterten Julianen zu erz[illegible] [illegible]lan ihres Altmeisters gierig aufgriffen, und [illegible] [illegible]heit und Arglist, bald durch brutale Gewalt die katholische Kirche von dem lebendigen Quell aller Wissenschaft, von Schule und Unterricht ausschließen und diese zum Segen der Menschheit bestimmten Institute zu Werkzeugen ihrer Gewalt und ihres antichristlichen Systems herabwürdigen wollten, um schließlich schadenfroh und siegesgewiß sagen zu können: die katholische Kirche ist eine Barbarin, die Wissenschaft ist ihr gleichgiltig, sie hat weder Sinn noch Fähigkeit zur Pflege derselben, ein wißbegieriger und gebildeter Mensch kann unmöglich Katholik seyn, er müßte ja auf alles geistige Leben verzichten!

Diesen Angriffen gegenüber genügt es, auf die schon in den ersten Jahrhunderten zu herrlicher Blüthe gelangten christlichen Schulen zu Alexandrien, Cäsarea, Antiochien, Edessa u. s. w. im Morgenland, und im Abendland auf die berühmten christlichen Schulen zu Rom, Mailand, Carthago und andere hinzuweisen; es genügt zu erinnern an die nicht bloß durch die Heiligkeit ihres Lebens, sondern auch durch die Größe ihrer Gelehrsamkeit ausgezeichneten Väter und Lehrer der Kirche, z. B. Justinus, Origenes, Basilius, Gregorius der Theologe, Atha-

Verehrung gewährten sie den Wissenschaften und Künsten unter den Stürmen der ewigen Fehden ein sicheres Asyl; bevölkert von den edelsten und für Wahrheit und Tugend begeisterten Männern hatten sie die herrlichsten Kräfte, um die Wissenschaften und Künste zu pflegen und durch Schrift und Wort zu verbreiten; und mit irdischen Gütern nicht selten reich ausgestattet fehlte es ihnen auch nicht an den nöthigen Mitteln, die Schätze der classischen Literatur, die Werke der Väter und Lehrer der Kirche und alles zum Unterricht unentbehrliche Material sich zu verschaffen. Da sie ferner nicht an den großen Heerstraßen des Weltverkehrs lagen, so daß jeder Vorübergehende einen neugierigen Blick hineinwerfen und auf die flüchtigste Beobachtung hin über Methode und Fortschritt ein lobendes oder wegwerfendes Urtheil abgeben konnte, wodurch nur zu oft in späteren Zeiten die ruhige und planmäßige Fortentwicklung gehemmt wurde; da sie auch nicht von dem Wogen und Treiben der politischen Strömungen berührt waren, so gewährten die Klöster als wahre Oasen des geistigen Lebens die zum erfolgreichen Studium unentbehrliche Ruhe. So erscheinen schon in den frühesten Zeiten des Mittelalters in den Klöstern die blühendsten Schulen, und ohne Rücksicht ob arm oder reich, ob vornehm oder gering, wurden lernbegierige Knaben und Jünglinge hier unterrichtet und zu brauchbaren und charaktervollen Männern für Kirche und Staat herangezogen. Die Klöster sind es, welche jene noch jetzt bewunderten Männer erzeugten, die an der Seite der Könige die wichtigsten Regierungsgeschäfte besorgten, über Ordnung und Ruhe im Reich wachten, den Uebermuth des Adels, der auf den Trümmern des Königthums dynastische Throne errichten und das Reich in souveräne Kleinstaaten zerschlagen wollte, mit Nachdruck bekämpften und das Wohl des Reiches mit unerschütterlicher Festigkeit und frei von allem Eigennutz förderten.

In großartigster Weise arbeitete die Kirche, wie die angeführten Thatsachen zeigen, an der Christianisirung der Deutschen und verbreitete durch ihre Schulen Wissenschaften und

über von den herrlichsten Liedern. Und die Musik, die bisher nur zur Würze der heidnischen Schwelgereien mißbraucht war, diente jetzt zur Verherrlichung Gottes in seinen erhabenen Tempeln, und begeistert von dieser heiligen Aufgabe schwingt sie sich mit Adlersflügeln in die Räume des Himmels empor, um dem ewigen Loblied der seligen Geister zu lauschen und die Melodien des Himmels in den Räumen der Gotteshäuser nachklingen zu lassen. Aber auch die Baukunst blieb nicht zurück: während sie bei den heidni[illegible] die Außenseite zu schmücken hatte, das Hei[illegible], weil selten von Menschen besucht, fast re[illegible]ssigt war — wie denn das Heidenthum üb[illegible]ne glänzende Außenseite darbietet, in seinem [illegible] und hohl ist — so fand die Baukunst jetzt d[illegible]orn, den ganzen christlichen Tempel, insbeso[illegible]n Räume mit allem Schmuck, den die Raum= [illegible]ltnisse darbieten, auszustatten und alle Kräfte des Geistes anzustrengen, um dem wahren Gott, der Himmel und Erde erschaffen, eine würdige Wohnung zu bereiten. Die erstarrten Baustyle der Griechen und Römer, die längst ihre Aufgabe erfüllt hatten, erscheinen, vom christlichen Geiste durchdrungen und geadelt, in neuen überraschenden Formen, die einen großen Reichthum schöpferischer Ideen beurkunden.

So hat der christliche Geist schon im Alterthum, da er mit der heidnischen Wissenschaft und Kunst in unmittelbare Berührung kam, nicht etwa nur die Werke der Griechen und Römer copirt und in christlichem Gewande wiedergegeben, sondern Neues und Großes geschaffen, den Wissenschaften sowohl als den Künsten neuen Stoff, erhabene Ideen eingehaucht und dadurch eine wahrhaft neue Aera der wissenschaftlichen und künstlerischen Entwicklung eröffnet. Durch begeisterte und rastlose Arbeit hat sie in wenigen Decennien einen hohen Grad von Vollendung erreicht.

Als aber nach Gottes unerforschlichem Rathschluß die Grundpfeiler des römischen Weltreichs unter den gewaltigen Schlägen der wilden Germanen zusammenstürzten und alle po-

dieses Kaisers auch war, er wußte sich selbst eine Schranke zu setzen: die Organe der Kirche ließ er nach den kirchlichen Gesetzen und nach ihren eigenen Grundsätzen und Erfahrungen wirken und schaffen; er dachte nicht daran, dieselben zu meistern und ihre Thätigkeit nach einem bestimmten politischen Systeme lenken zu wollen. Diese edle Harmonie zwischen Kirche und Staat trug die glänzendsten Früchte; unter keinem Monarchen der Weltgeschichte hat der christliche Glaube und die christliche Sitte und Zucht so gewaltige Fortschritte gemacht wie unter dem großen Kaiser Karl. Am deutlichsten zeigte sich dieß an den christlichen Schulen. Da des Kaisers eigenes Beispiel allen Germanen voranleuchtete, so fühlen sich alle Stände und Classen des Volks, selbst der bisher nur für Krieg und Eroberung begeisterte Adel, zu den Schulen als den Pflanzstätten der Bildung hingezogen; eine bisher ungeahnte Schülerzahl drängt sich herbei und die gelehrtesten Männer aus allen christlichen Staaten Europa's werden herangerufen, um die Wissenschaften und Künste auf den höchsten Grad der Blüthe zu erheben. Schon jetzt erheben sich mehrere Domschulen zu einem Glanz, der die Grenzen der Diöcese, für die sie ursprünglich bestimmt sind, weit überstrahlt, sie fangen an Weltschulen — Universitäten — zu werden; aus allen Gauen des Reichs strömen Schüler dahin und ihre Lehre, ihre Methode und ihre Leistungen werden maßgebend für alle Schulen des Reiches. Die trefflichsten Männer, Zierden des Staats und der Kirche, gehen aus diesen Schulen hervor; der Klerus ist gut unterrichtet und mit der Frömmigkeit verbindet er einen regen Eifer für Künste und Wissenschaften; und die Bischöfe sind Allen ein leuchtendes Vorbild der Tugend und Weisheit, sie überwachen pflegend und fördernd den Fortschritt des religiösen und wissenschaftlichen Lebens. Diesen herrlichen Anblick gewährt die germanische Welt im Anfang des 9. Jahrhunderts; ist es der Kirche vergönnt, nur noch einige Decennien auf der bisherigen Bahn fortzuschreiten, so ist die so schön heranwachsende Saat des Christenthums so erstarkt, daß sie allen Stürmen Trotz bieten kann, und die Künste

unabhängig ihre nöthigen Organe schaffen, und die neuen Schöpfungen der Kirche genossen dieselbe Freiheit von staatlicher Einmischung wie die Corporationen zu weltlichen Zwecken. So entstehen zuerst die Hauptorgane des kirchlichen Lebens, die Bisthümer, an deren Spitze der Bischof steht Segen spendend, die Kirchengesetze überwachend und über alle Theile seines Gebiets den Glauben und die christlichen Tugenden verbreitend. Wie mit einem Netze waren bald alle germanischen Reiche von Diöcesen bedeckt, [illegible] m Staat gegenüber und gleichberechtigt u [illegible] h die Einheit des Glaubens und durch [illegible] den Papst, das allgemein verehrte kirchliche [illegible] der verbunden waren. In den Diöcesen sel [illegible] der kleinere, aber ebenso nothwendige Org [illegible] ebens, die Pfarreien, um in den einzelnen [illegible] chen Lehren zu verkünden, das heilige Opfer [illegible] e Sakramente zu spenden, um jedem Gläubigen ohne Unterschied des Ranges und Standes, mag er wohnen in volkreichen Städten oder auf steilen Berggipfeln oder in abgelegenen Thalschluchten, das Licht und die Gnade der Religion Jesu in's Herz zu gießen. Aber auch jene Schöpfungen des christlichen Geistes, welche ganz vorzüglich zur Befestigung und zur Ehre des Christenthums dienen, die Klöster, erstanden rasch und zahlreich in den neuen germanischen Reichen als Zuflucht der edelsten und gottergebensten Seelen; ihrer Verfassung und Organisation, ihrer Thatkraft und Sicherheit trat Niemand entgegen, da sie als Genossenschaften freier Personen dieselben Rechte genossen wie die andern freien Vereine der Staatsbürger.

Sobald diese äußere unumgängliche Ordnung und Gliederung vollbracht war, konnte die Kirche sofort die großartigste Thätigkeit zum Heil der germanischen Völker und Staaten entwickeln. Sie unternahm es, die rohen und heidnischen Sitten zu veredeln nach den Gesetzen und Ideen des Christenthums; sie bekämpfte die wilde Kriegslust der Sieger und lehrte sie Schonung der Besiegten, Verzeihung und Gnade; sie ließ sich

Männer auf den päpstlichen Stuhl erhoben. So wie aber die Kaiser daraus ein förmliches Recht zu machen anfingen und sich als die Herrn des päpstlichen Stuhles ansahen, da war der Widerspruch ganz und gar unvermeidlich. Denn sobald der Kaiser die Papstwahl in seiner Hand hat, und zwar mit Zustimmung der Christenheit, so hat die Kirche ihre Machtstellung verloren, sie ist eine Magd und Dienerin des Staates, ist nicht mehr die selbstständige Vollstreckerin der Befehle ihres Stifters und Herrn; ein irdischer Herr hat nun Gewalt über sie, übt Einfluß auf sie, lenkt ihre Kraft und Macht nach persönlichen oder politischen Zwecken; und ist auch der eine Kaiser gutgesinnt und für das Wohl der Kirche besorgt und so gemäßigt, daß er sich keinen unmittelbaren Eingriff in die Regierung der Kirche erlaubt — wer bürgt dafür, daß sein Nachfolger von demselben Geiste der Mäßigung erfüllt ist? Mußte nicht das Beispiel des oströmischen Kaisers, der mit unumschränkter Gewalt die morgenländischen Bischöfe einsetzte, und nur einen fügsamen und den Wünschen und Ansichten des Hofes blindlings gehorchenden Mann auf den Patriarchenstuhl von Konstantinopel erhob, einen mächtigen Reiz auf die abendländischen Kaiser ausüben? Wie nun der Patriarch von Konstantinopel als eine Creatur des Kaisers alle Macht und alles Ansehen verlor und zu einem bloßen Hofbischof herabsank, so mußte auch der Papst in Rom alle seine Würde und alle Kraft der ihm von Christus übertragenen Mission nothwendig verlieren, wenn er vom weltlichen Herrn der abendländischen Christenheit eingesetzt ward. — Doch nicht bloß die Papstwahl, auch die Wahl der Bischöfe war in den Stürmen des 9. und 10. Jahrhunderts in die Hand der weltlichen Macht übergegangen. Die Bischöfe hatten nämlich durch die eigenthümliche Entwicklung der socialen und politischen Verhältnisse in den christlich-germanischen Reichen auch die Herrschaft über Land und Leute erhalten und hatten als mächtige Reichsfürsten eine gewichtige, meistens sogar die entscheidende Stimme im Reichstag, da sie nicht bloß durch ihre hohe kirchliche Würde, sondern auch durch ihre den

Laienadel überragende Bildung sich auszeichneten. Wer mag sich da wundern, daß die Könige und Kaiser mit Eifersucht über die Bischofswahl wachten, daß sie die Herrn solcher Wahlen zu werden suchten, um durch ergebene und anhängliche Bischöfe, die sie erhoben, den unbotmäßigen und nicht selten zur Rebellion geneigten weltlichen Großen gegenüber nicht bloß eine geistige und moralische, sondern wesentlich auch eine materielle Stütze zu haben? Bei der Erniedrigung des päpstlichen Stuhls fiel es ihnen nicht schwer, die Bischofswahl in ihre Hand zu bekommen; und als selbst die Päpste von dem Kaiser eingesetzt wurden, wer hätte es gewagt, dem Kaiser die Einsetzung der Bischöfe zu verbieten! So kam es denn nicht selten vor, daß die Könige und Kaiser bei ihrem Streben, getreue Anhänger zu belohnen und zu erhöhen, solche Männer auf Bischofsitze erhoben, denen die geistigen und moralischen Vorzüge, welche die Kirche von den Bischöfen verlangt, in geringem Maße zukamen, so daß sie statt Hirten des christlichen Volkes zu sein, dessen Räuber und Plünderer wurden und durch ihre vom Hof in den Bischofsitz verpflanzten Sitten großen Anstoß erregten. Die Folgen konnten nicht ausbleiben. Der Klerus solcher Diöcesen verwilderte, die priesterlichen Pflichten und Tugenden wurden von Tag zu Tag frecher verletzt, die Predigt und Seelsorge wurde vernachlässigt und so warf sich das Volk schnöder Genußsucht in die Arme; je tiefer aber Klerus und Volk in Sinnlichkeit und Wollust versank, desto mehr wurden die *Schulen vernachlässigt* und die *Pflege der Wissenschaften und Künste verachtet*. Traurig ist darum der Anblick, den das christliche und wissenschaftliche Leben der germanischen Völker in dem 10. und in der ersten Hälfte des 11. Jahrhunderts darbietet; um so schmerzlicher ist dieser Rückschritt, wenn man ihn mit der Blüthe unter Karl dem Großen vergleicht.

Was war nun die wahre und tiefste Quelle dieses großen Zerfalls; welcher giftige Thau hat die herrlich heranwachsende Saat des Christenthums und der Wissenschaft so rasch welk und krank gemacht? Es gibt nur eine einzige Antwort auf diese

Frage: die Kirche war eine Sklavin des Staates geworden. Der Statthalter Christi auf Erden war unterjocht zuerst von den römischen Großen und dann von den Kaisern, und verlor dadurch sein alle irdische Auktorität überragendes Ansehen; er war in nothwendiger Folge hievon nicht im Stande, die Kirche frei und selbstständig zu leiten und alle ihre Organe zu kräftiger Thätigkeit zum Heil der Völker anzutreiben und die trägen und unwürdigen Arbeiter im Weinberg des Herrn zu strafen oder ganz zu beseitigen. Mit dem Fall des päpstlichen Stuhls, das ist nicht zu läugnen, beginnt der Fall des christlichen Lebens und der Blüthe der Wissenschaft in den abendländischen Reichen; wenn also das Christenthum und die Wissenschaft im Abendlande nicht morsch und faul und taub werden soll wie im oströmischen Reiche, so muß der päpstliche Stuhl sich von seinem Fall wieder erheben und sich zu jener Freiheit und Unabhängigkeit emporschwingen, die ihm von dem Stifter der Kirche ursprünglich verliehen und durch die Sendung des hl. Geistes befestigt wurde, nach dem Wort des hl. Paulus: Wo der Geist Gottes ist, da ist die Freiheit.

Wer hatte nun den Muth, den mächtigen Kaisern und Königen zuzurufen: ihr habt nicht das Recht, die Kirche Gottes in ihren wichtigsten Organen zu knechten und die Braut Jesu Christi als eure Magd zu behandeln? Es waren jene Männer, die in einem abgelegenen Kloster fern von den Reizen der Macht, fern von den verderblichen Beispielen der simonistischen Bischöfe und Priester zu Helden erstarkt waren. In dem Kloster Clugny lebten die Mönche einzig der Ascese und Wissenschaft, und während die Ascese sie in allen christlichen Tugenden stärkte und sie wie mit einem eisernen Panzer schützte gegen die Drohungen sowohl als die glänzendsten Ehren der weltlichen und geistlichen Großen, erfüllte das eifrigste Studium ihren Geist mit erhabenen Ideen. Wie Riesen ragten sie über ihre in Sinnlichkeit versunkenen und für die großen Ideen des Christenthums unfähigen Zeitgenossen empor, und als felsenfeste und unerschütterliche Charaktere standen sie da in einer Welt,

die von gefügigen und unselbstständigen Menschen erfüllt war. Von diesem Kloster aus verbreitete sich nun ein neuer Geist der Kraft und des Muthes, um den Knechtssinn und die Willenlosigkeit des hohen und niedern Klerus zu bekämpfen, ein Geist der Wissenschaft und des eifrigsten Studiums, um die Trägheit und Unwissenheit zu beschämen, und ein Geist der Entsagung und Keuschheit, um die Schwelgerei und die Unlauterkeit, die im Klerus sowohl als im Volke herrschte, zu züchtigen. Wenn je ein Kloster um die christliche Welt sich unsterbliche Verdienste erworben hat, so ist es Clugny: dieses Kloster war die Oase des Abendlandes, wohin der ächte christliche Geist sich geflüchtet zu haben schien. Dieses Kloster bildete im edelsten Sinne des Wortes die „Universität" der Christenheit; denn über alle christlichen Länder und Völker verbreitete sich sein Ruhm und seine Thatkraft, und aus allen Ländern eilten die edelsten Männer dahin, um den ächt christlichen Geist hier an der Quelle zu schöpfen und das Streben nach Wissenschaft zu befriedigen. Nicht umsonst wird Clugny die „geistige Großmacht" der damaligen Zeit genannt; denn groß und gewaltig ist sein Eingreifen in die Weltfragen. Von jenem ewig denkwürdigen Augenblicke an, da der junge Mönch Hildebrand das Kloster Clugny verließ und in Besançon dem von Kaiser Heinrich III. erwählten Papst Leo IX. wie ein zweiter Nathan seine Sünde vorstellte, daß er vom Kaiser sich zur höchsten Würde der Christenheit erheben ließ gegen die Kirchengesetze, von diesem Augenblick an hören die Cluniacenser nicht auf, die Vorkämpfer der kirchlichen Freiheit zu seyn gegen die Uebergriffe der weltlichen Macht und gegen den Servilismus des hohen und niederen Klerus. Von demselben Papst, der in Besançon auf die Unrechtmäßigkeit seiner Wahl aufmerksam gemacht worden war, wurde der Geist und die Thatkraft der Cluniacenser nach Rom, in den Mittelpunkt der Kirche, verpflanzt und alsbald begann der Kampf für die Befreiung des päpstlichen Stuhls von der weltlichen Macht. Keine geringe Aufgabe war es, dem Kaiser, den römischen Großen und dem römischen

Volk das Palladium der kirchlichen Freiheit, die Papstwahl, zu entreißen; doch endlich ist die schwere Arbeit gelungen, und der freie Papst verbreitet mit heldenmüthiger Ausdauer die Freiheit auch über die andern Organe des christlichen Lebens. Die Bischöfe mußten vor Allem wieder ihre Freiheit erlangen; denn so lange die weltliche Macht sie ernennt, ist keine Bürgschaft gegeben für ihre Tüchtigkeit. Heiß war dieser Kampf aber unvermeidlich, und endlich siegte auch hier die Gerechtigkeit der kirchlichen Sache. Die Kirche ward wieder frei an Haupt und Gliedern, und während die geknechtete Kirche, wenn auch im höchsten irdischen Glanze strahlend, doch die eckelhaftesten Geschwüre zeigte, mit Flecken und Runzeln bedeckt war, und altersschwach und kraftlos zum Tode hinsiechte, so zeigt sich die freigewordene Kirche voll Jugendkraft und Begeisterung, voll Schönheit und Anmuth, unerschöpflich an Werken zur geistigen und sittlichen Wiederherstellung der abendländischen Völker. Der freigewordene päpstliche Stuhl, den nun die größten und heiligsten Männer verherrlichten, errang sich bald in der ganzen Welt die höchste Verehrung; der Simonie und dem Concubinat, diesen Pestbeulen des Klerus, wurde ein Krieg auf Leben und Tod erklärt; der Widerstand der simonistischen und durch die Kaisergunst erhobenen Bischöfe gegen die großen Reformen wurde gebrochen; die erhabenen Ideen der Cluniacenser, an sich schon geeignet die Edelsten der christlichen Welt zu begeistern, wurden nun von der Auktorität des päpstlichen Stuhles unterstützt und zum Siege geführt, und nach einem 50jährigen Kampf war der Widerstand der Gegner des freien und für die Freiheit der Kirche kämpfenden Papstthums niedergekämpft. Der Kaiser verschloß sich nicht länger der Ueberzeugung, daß seine Macht unendlich mehr gewinne durch freien Anschluß an den freien Papst, als durch die Hilfe der von der weltlichen Macht abhängigen und dadurch kraftlosen Bischöfe; der Kaiser selbst erkannte, daß die freie Kirche weit mehr Thatkraft besitze als die geknechtete; deßhalb entschloß er sich, die gerechten Wünsche des päpstlichen Stuhls zu erfüllen, die Wahl

der Bischöfe frei zu geben und im Bund mit der ebenbürtigen Kirche über die christlichen Völker zu herrschen, statt wie bisher durch die Herrschaft über die Kirche diese ihrer segenspendenden Kraft zu berauben. Dieß sind die Motive, welche den Kaiser Heinrich V. zum Abschluß des Wormser Concordats veranlaßten, wodurch die kirchliche Freiheit feierlich garantirt, und zwischen der weltlichen und geistlichen Gewalt als zwischen zwei gleichberechtigten Mächten Friede und Freundschaft geschlossen wurde. Alsbald bestätigte sich das große Axiom der Geschichte, daß die freie Kirche allein die Kraft hat ihre große Mission zur Bildung, Veredlung und Heiligung der Völker zu erfüllen: allenthalben erwacht frisches, kräftiges Leben, die edelsten Männer werden auf die bischöflichen Stühle erhoben, sie pflegen und fördern das wissenschaftliche und sittliche Leben, der Klerus zeichnet sich wieder aus durch die Tugend der Abtödtung und durch wissenschaftlichen Eifer, und das Christenthum durchdringt alle Kreise des politischen und socialen Lebens. Nach dem Beispiel der freien Kirche und von ihr unterstützt erheben sich die ächten Kinder des germanischen Geistes, die Innungen und Corporationen der Städte zu neuer Blüthe und Machtentfaltung; in allen Gebieten des menschlichen Strebens beginnt eine großartige Thätigkeit; die Künste, insbesondere die Baukunst, zeigen sich von einem neuen schöpferischen Geiste erfüllt und beginnen die prächtigen Werke, welche die Bewunderung aller späteren Generationen erwecken. Die Wissenschaft vollends, diese edelste Blüthe des denkenden und strebenden Menschengeists, nahm jetzt den gewaltigsten Aufschwung: die Kloster- und Domschulen erhoben sich rasch aus ihrem durch die Gleichgiltigkeit der simonistischen Bischöfe gegen die Studien herbeigeführten Zerfall, der erhabene Geist der Cluniacenser durchdringt und begeistert sie zu rastloser Arbeit; bald genügen ihre Räume nicht mehr für die Menge der Schüler, sie müssen fast überall erweitert und großartiger angelegt werden, denn das frische geistige Leben, das durch die gewaltigen Kämpfe um die kirchliche Freiheit erweckt worden war, hat alle Klassen der

bürgerlichen Gesellschaft durchdrungen, und der wachsende Wohlstand der blühenden Städte macht es Tausenden möglich, den Wissensdurst durch den Besuch höherer Schulen zu stillen. Die Bischöfe sind eifrigst dafür besorgt, ihre Domschulen durch Berufung der tüchtigsten Lehrer zum höchsten Glanz zu erheben, und bald tritt der Fall ein, daß ein oder mehrere Lehrer an solcher Schule ganz besonders hervorragten. Ihr Ruhm verbreitete sich über alle Länder und Völker, und Tausende strömten herbei, Jünglinge und erwachsene Männer, um zu ihren Füßen zu sitzen und Weisheit zu lernen. So ist aus der Domschule eine Weltschule geworden*) und die Nothwendigkeit war nun vorhanden, für diese ungewöhnliche Menge der Schüler Sorge zu tragen. Es zeigte sich aber jetzt wieder die Schöpferkraft des christlichen Geistes: der Bischof und die Be-

*) Der Name „Universität" bezeichnet ursprünglich gar nicht die Schule als solche, sondern im ächt römischen Sinn die bei Gelegenheit einer Schule entstandene Corporation der Lehrer und der Schüler, als eine Universitas docentium et discentium oder magistrorum et scholarium. Im Gegensatz zur Universitas als Corporation hieß die Schule als Lehranstalt zuerst einfach schola; später aber, nachdem dieser Ausdruck auf die Vorlesung und den Hörsaal übergegangen war, wurde die Schule „studium generale" genannt, um anzudeuten, daß 1) eine solche Lehranstalt neben den einheimischen auch fremde Schüler aufnimmt, und 2) daß die an ihr erlangten gelehrten Würden in der ganzen Christenheit amtliche Geltung und Anerkennung haben sollten. Deßhalb paßt der Name „Weltschule" besser als „Universität" auf die großen Schulen des Mittelalters. Diese waren auch keine Universitates literarum vel scientiarum, (dieser Begriff ist vielmehr ein Kind der Neuzeit), sondern nur eine oder zwei Hauptdisciplinen wurden an den Weltschulen des Mittelalters gelehrt. Paris z. B. war die Weltschule für Philosophie und Theologie, Bologna für das römische und kanonische Recht, Salerno für die Medicin und ihre Hilfswissenschaften. Dadurch allein erklärt sich die große Menge ihre Schüler aus allen Nationen.

hörden der Stadt wetteiferten mit einander im Streben, diese unter ihren Augen entstandene Weltschule zu unterstützen und auf jede Weise zu fördern; es werden theils von dem Bischof theils von der Gemeinde die nöthigen Gebäude errichtet und die unentbehrlichen Geldmittel herbeigeschafft, um für den Unterhalt der Lehrer, für die neu zu gründende Bibliothek, für die Unterstützung ärmerer Schüler sorgen zu können. Vermächtnisse und Schenkungen fließen von allen Seiten herbei; die entferntesten Nationen der Christenheit beeilen sich, durch reiche Stiftungen ihren Landsleuten den Besuch der Weltschule möglich zu machen; rasch entstehen mehrere Collegien*) zur Wohnung und Verpflegung der Schüler; Fürsten und Bischöfe wetteifern mit reichen Bürgern, solche Collegien zu schaffen oder die schon bestehenden zu erweitern durch große Geschenke. Die berühmtesten Lehrer anderer Schulen ziehen theils aus eigenem Antrieb dahin, theils werden sie dahin berufen, und da die Stadt durch

---

*) Die Pariser Weltschule z. B. bekam im Verlauf einiger Jahrhunderte nicht weniger als 63 Collegien, zum Zweck der Beherbergung und Sustentation armer Lehrer und Schüler aller Nationen. Das berühmteste darunter ist die Sorbonne, welche im Jahre 1252, als die Universität schon in hoher Blüthe stand, von Robert von Sorbon, der Hofkaplan Ludwigs des Heiligen, Doktor der Theologie und Kanonicus von Paris war, theils aus seinem großen Privatvermögen theils aus Schankungen des Königs gegründet und mit fürstlicher Pracht eingerichtet wurde. Dieses Privatinstitut wurde im Verlauf der Zeit der Mittelpunkt der theologischen Schule und gab später der Pariser Universität den Namen. So waren auch die Universitäten Bologna und Salerno reich mit Collegien versehen. — Der Wohlthätigkeitssinn der Belgier zeigte sich glänzend an der von Herzog Johann IV. gegründeten und am 9. Dezember 1425 von Papst Martin V. bestätigten Universität zu Löwen: in kurzer Zeit hatte sie 40 Collegien mit reichen Einkünften zum Unterhalt von Lehrern und Schülern. Cfr. „Katholik“ 1864. Januarheft, „die katholische Universität zu Löwen.“

den Glanz ihrer Schule in hohem Grade geehrt, nicht aufhört, durch Schenkungen und Privilegien aller Art ihr entgegenzukommen, so ist die Weltschule bald in ihrer Existenz sichergestellt und fähig gemacht, auch in der Zukunft ihren Glanz zu behaupten.

So hat sich ohne Einwirkung des Staates, als freie Schöpfung des kirchlichen Geistes die Weltschule gebildet, die alle bisherigen Unterrichtsanstalten weit überragt, denn nicht bloß an Schülerzahl, sondern auch an Umfang, Höhe und Tiefe des Wissens ragt sie über alle bestehenden Schulen empor. Die genialen Männer, deren Ruhm die Schule geschaffen hat, begnügen sich nicht mehr mit den bisherigen Resultaten der wissenschaftlichen Forschung: neue Bahnen werden gebrochen, neue Systeme geschaffen, neue Ideen entwickelt. Die Heilkunde und Jurisprudenz, die Philosophie und Theologie, diese Hauptgebiete der menschlichen Wissenschaft, machen einen gewaltigen Fortschritt, der durch Stellung und Verfassung der Schule selbst wesentlich gefördert wird.

Der Geist der germanischen Welt, der damals alle socialen Verhältnisse durchdrang, ist der Corporationsgeist. Obwohl der Bischof und die Gemeinde der neuen Schule die materiellen Mittel zur Existenz in reichlicher Fülle herbeigeschafft hatten, so waren beide doch weit entfernt, aus dieser Gnade ein Recht zur Leitung der Schule für sich abzuleiten. Unabhängig vom Magistrat, unabhängig vom Bischof stand die neue Schule da in der christlichen Welt als das Werk genialer Lehrer und christlicher Mildthätigkeit. Sie bildete für sich selbst ein Ganzes, bestehend aus Lehrern und Lernenden; und wie bei den verschiedenen Gewerben die Meister, Gesellen und Lehrlinge ein in sich abgeschlossenes Ganzes ausmachten, eine Innung oder Corporation, die nach selbstgewählten Gesetzen ihre Angelegenheiten frei und unabhängig vom äußeren Einfluß verwaltete, so hatte auch die Weltschule das unbestrittene Recht, sich als Corporation zu betrachten, sich selbstständig zu organisiren, sich Gesetze und

Regeln zu geben, nach denen die Gesammtheit der Lehrenden und Lernenden ihr Leben einrichten mußte. Damit war nothwendig auch das Strafrecht verbunden, um unwürdige und verderbliche Elemente aus der Gesammtheit ausschließen zu können. Wie jede andere Corporation, so hatte auch die Weltschule ihre selbstständige Verwaltung, ihre eigenen Beamten; die Schenkungen, Vermächtnisse und Spenden aller Art sind das durchaus unverletzliche Eigenthum der Schule und werden nach den Zwecken derselben durchaus selbstständig verwaltet. Wie die Corporationen der Gewerbe in Meister, Gesellen und Lehrlinge zerfielen, welche zwar als Glieder derselben Genossenschaft zusammengehörten, aber unter sich verschieden waren an Rechten und Pflichten, so zerfiel auch die Corporation der Weltschule in Meister, das waren die ordentlichen Lehrer, in Gesellen, das waren die Candidaten des Lehramts, und in Lehrlinge, welches die Schüler sind; alle drei Faktoren sind durch das Band der akademischen Civität miteinander verbunden, aber ungleich unter einander an Recht und Macht. Die Lehrer, die harmonisch zusammenwirken zur Pflege der Wissenschaft, zur Belehrung und Erziehung der Schüler, sind von dem Geist brüderlicher Liebe zueinander erfüllt; an ihrer Spitze steht der von ihnen und aus ihrer Mitte gewählte Rektor, der eine genau bestimmte Zeit lang die Oberleitung der ganzen Schule zu führen hat, aber nicht mit unumschränkter Gewalt, sondern als das Haupt einer Republik ist er von dem Senat umgeben, der in allen wichtigen Fragen die entscheidende Stimme hat. Die Lehrer selbst bilden wieder je nach der Wissenschaft, welcher sie dienen, verschiedene Gruppen; es sind die Fakultäten, die durch Wahl einen aus ihrer Mitte zum Dekan ernennen, der über die Interessen der Fakultät zu wachen und dieselben bei dem Rektor und im Senat zu vertreten hat. Nicht von Außen werden die Lehrer der Schule aufgenöthigt; weder der König oder Kaiser, weder der Papst oder der Bischof, noch der Stadt-Magistrat ernennt die Lehrer der Weltschule, sondern als ächte Gelehrtenrepublik hat die Schule selbst das Recht, durch Coop-

tation die Lehrer zu bestellen, und mit vollem Recht wird diese Cooptation „maximum privilegium scholasticae libertatis“ genannt. Da jedem Lehrer die dauernde Blüthe der Schule in gleicher Weise am Herzen liegt, so geschieht die Ernennung neuer Lehrer mit größter Umsicht: bald werden berühmte Lehrer anderer Schulen herbeigerufen, bald aus der Zahl der begabtesten Schüler derjenige ausgewählt, welcher bei den häufigen Prüfungen und Disputationen die größte Gelehrsamkeit und Gewandtheit bewährt hatte. Und wahrlich nicht leicht waren die Prüfungen, welche der Berufung zum Lehramt vorangingen. Diejenigen Schüler, welche in allen normalen Disciplinen der Schule gründlich durchgebildet waren und die glänzendsten Proben ihres Geistes und ihrer Tüchtigkeit abgelegt hatten, erhielten, wenn ihr moralisches Leben untadelhaft war, den ersten akademischen Grad, das Baccalaureat, und damit die Erlaubniß, Vorlesungen und Uebungen mit den Studirenden zu halten. Hiebei waren sie jedoch nicht sich selbst überlassen, sondern ein ordentlicher Lehrer war regelmäßig zugegen, beobachtete sie und führte sie in die richtige Methode des Vortrages ein. Hatte der Baccalaureus einige Jahre privatim und öffentlich gelehrt und hervorragende Talente zum Lehramte gezeigt, so wurde er zur Bewerbung um die zweite akademische Würde, das Licentiat, zugelassen. Diese Würde erhielt er von der höchsten Auktorität der Hochschule, von dem Kanzler, aber erst nachdem dieser aus den vom Candidaten vorgelegten Zeugnissen der Professoren sich von dem Gang seiner Studien und von seiner moralischen Tüchtigkeit überzeugt, und durch neue gründliche Prüfung die Gelehrsamkeit des Candidaten und dessen Lehrgabe als hinreichend erfunden hatte. Jetzt erst konnte der junge Mann als selbstständiger Lehrer auftreten und war von der bisherigen Aufsicht und Beobachtung durch einen der ordentlichen Professoren befreit. Nun bekam er die höchste akademische Würde, das Doktorat, durch die feierliche Ueberreichung des Birrets; diese Handlung aber wurde als so wichtig betrachtet, daß die ganze Corporation, Lehrer und Schüler, daran Theil

nahm und sie als ein Freudenfest in der Kirche durch ein Hochamt und Te Deum verherrlichte*).

So war die Ehre der akademischen Würden gesichert und kein Unfähiger konnte es wagen, sich darum zu bewerben. Nicht Vorliebe der Professoren, nicht Eigennutz oder Empfehlung von Außen konnte die Schule zur Verschwendung ihrer Würden veranlassen; denn der ganze Lehrkörper wachte über die Promotion und wohnte den feierlichen Prüfungen bei. Wenn nun aus der Zahl dieser graduirten jüngeren Männer einer in den akademischen Senat gewählt wurde, so wußte man gewiß, daß der Gewählte dieser Ehre würdig sei und schon als Schüler der Weltschule für die Erhaltung ihres Glanzes alle Kraft seines Geistes einsetzen werde.

Wie die Lehrer, so bildeten auch die Schüler eine gut geordnete und sorgfältig gegliederte Gesammtheit. Es war keine geringe Aufgabe, diese gewaltigen Schaaren der Schüler in Zucht und Ordnung zu halten; oft war die Zahl der an der Weltschule vertretenen Nationen größer als später die Zahl der Studirenden. In Bologna z. B. waren 17 Nationen Citramontanorum und 18 Nationen Ultramontanorum; in Paris vollends stieg die Zahl der Studirenden nicht selten auf 20,000 aus allen Gauen der christlichen Welt. Wie wurde nun in dieser Masse junger Männer Ruhe, Ordnung und Zucht gehandhabt, etwa durch eine Legion von Gensdarmen und Polizeidienern? Nein. Der Corporationsgeist herrschte auch hier und gab die rechten Mittel zur Ordnung an die Hand,

*) Die Art und Weise der Promotion war nicht immer und überall die gleiche, cfr. Meiners „Geschichte der Universitäten", Bd. I, 77 ff., Bd II, 238 — 242 und Bd. III, 200 — 205, und den gelehrten Artikel „Universitäten" von Dr. Häusle in dem Kirchenlexikon von Wetzer und Welte, Bd. 11, S. 432. Im Wesentlichen aber stimmten alle Universitäten des Mittelalters überein, darin nämlich, daß sie die strengsten theoretischen und praktischen, wissenschaftlichen und moralischen Prüfungen der Ertheilung der akademischen Würden vorausgehen ließen.

ohne brutal und verletzend eingreifen zu müssen. Die Schüler wurden nach ihrer Heimath in Landsmannschaften (Nationen) abgetheilt; jede derselben hatte ihre besondern Versammlungslokale, ihre eigenen Beamten, Stiftungen und Collegien, und hatte sich den selbstgewählten und vom Senat gutgeheißenen Statuten zu unterwerfen. An der Spitze der Landsmannschaft stand der Prokurator, der aus der Zahl der Professoren gewählt, über Zucht und Sitte und über die Studien der Nationsangehörigen zu wachen, aber zugleich auch die Interessen der Nation im höchsten Collegium, im akademischen Senat, zu vertreten hatte. An Mitteln, die vielen Nationen einander näher zu rücken und einen Geist der Liebe und Eintracht unter ihnen zu pflanzen, fehlte es ihnen nicht: die Einheit des Glaubens und der religiösen Uebungen, an denen Alle, Lehrer und Schüler, Theil nahmen, die Einheit der Gelehrtensprache, welche ihnen bei aller Verschiedenheit der Muttersprache das Mittel zur Verständigung und geselligen Unterhaltung darbot, die gleiche Liebe zur Wissenschaft, von welcher Alle erfüllt waren, die akademische Civität, welche in Allen das Bewußtseyn, einer und derselben Corporation anzugehören erweckte, die Gemeinsamkeit der akademischen Feste und Spiele — diese und andere von dem Corporationsgeist geschaffenen Mittel waren stark genug, die Verschiedenheiten des Stammes und Ranges, der Charaktere und Sitten zu mildern, und ein geordnetes und von gegenseitiger Achtung und Liebe durchdrungenes Zusammenleben am Sitze der Weltschule möglich zu machen. Da zugleich die Professoren als väterliche Freunde den Schülern zur Seite standen und durch regelmäßige Prüfungen und häufige Disputationen dieselben zu beharrlichem Studium veranlaßten, so wurde ein lebhaftes wissenschaftliches Streben in Allen erweckt, ein edler Wetteifer unter den Nationen hervorgerufen und dadurch ihr Geist und Gemüth von dem sinnlichen und ausschweifenden Treiben profaner Menschen abgelenkt und für die erhabenen Ideen der Religion und Wissenschaft begeistert.

War nun aber nicht der Papst eifersüchtig auf diese Me-

tropole der Wissenschaft, fürchtete er nicht von derselben Gefahr für den katholischen Glauben? Die Geschichte antwortet hierauf entschieden mit Nein. Der freigewordene Papst zeigte sich voll Eifer für die Blüthe der Weltschule, und bewies dieses durch große Wohlthaten und Gnaden, die er derselben ertheilte. Der Papst nahm die christliche Gelehrten-Republik in seinen besondern Schutz; wie wichtig diese Gnade war, begreift nur Derjenige vollkommen, der die Macht des Papstes in der Periode vom 12. bis in die zweite Hälfte des 15. Jahrhunderts zu beurtheilen vermag. Durch den päpstlichen Schutz war die Weltschule gesichert gegen alle Angriffe geistlicher und weltlicher Großen; der neuen Corporation war die vollkommenste Unabhängigkeit und ihren Gütern und Einkünften die Unantastbarkeit garantirt. Wer die Rechte und Freiheiten der Schule im Ganzen oder in einem ihrer Glieder verletzte, der hatte es nicht mit der wehrlosen Schule, sondern mit dem höchsten Richter auf Erden zu thun und verfiel dem päpstlichen Bannstrahl. Der Papst befahl sogar den Bewohnern der Stadt, in welcher die Schule ihren Sitz hatte, die Lebensmittel, die Wohnung und andere nothwendigen Bedürfnisse um einen mäßigen und gerechten Preis an die Glieder der Corporation abzugeben und bedrohte künstliche Theurung mit kirchlichen Strafen. Damit noch nicht zufrieden, bestellte der Papst der von ihm anerkannten Weltschule einen von ihm selbst bevollmächtigten Kanzler, dem der Schutz ihrer Rechte und Privilegien oblag, der aber zugleich die akademischen Promotionen zu überwachen und den Lehrkörper vor ungläubigen und unlautern Elementen zu bewahren hatte. Der Papst verlieh ferner den akademischen Graden bedeutende Privilegien und machte sie zur nothwendigen Bedingung bei Uebernahme der höheren kirchlichen Würden und Aemter; dadurch waren die akademischen Auszeichnungen nicht bloß im Kreise der Gelehrtenrepublik selbst, sondern in der ganzen christlichen Welt als eine glänzende Ehre erklärt und die tüchtigsten Jünger der Wissenschaft fühlten sich mehr noch als bisher angespornt, durch rastloses Studium

sich derselben würdig zu zeigen. Die Weltschule erhielt sogar als höchste Auktorität in der Wissenschaft von dem Papst das Censurrecht, so daß es ihr oblag, über neue Produkte der Wissenschaft ein für die ganze Christenheit maßgebendes Urtheil zu fällen und vor schädlichen und verderblichen Büchern zu warnen.

So steht die Weltschule groß da wie ein gothischer Dom in der christlichen Welt; festgebaut auf dem Felsengrund der Kirche und ihrer Wahrheit, ist sie emporgewachsen und ragt bis zu den Sternen als mächtige, über die ganze Menschheit ihr Licht verbreitende Flamme der Wahrheit und der Erkenntniß. Und wie der gothische Dom vielfach gegliedert und reich mit Pfeilern, Säulen und Thürmen geschmückt ist zur Schönheit und zur Befestigung des Ganzen, so ist die Weltschule nicht eine mechanische Anstalt, durch Zufall oder Fürstengebot nothdürftig zusammengefügt, sondern von Geist und Leben ist sie durchdrungen, organisch ist sie gegliedert; die Meister, Gesellen und Lehrlinge sind ihre Pfeiler, Säulen und Thürme, die alle nach oben streben mit den unermüdlichen Schwingen des forschenden Geistes. Wie die christliche Welt nur eine höchste weltliche Auktorität anerkennt — den Kaiser, und nur eine höchste geistliche Auktorität — den Papst, so anerkennt sie auch nur eine höchste Auktorität für die Wissenschaft, die Universität als die oberste Schule der Christenheit. Ihr Ansehen ist so groß, daß sie zu den vornehmsten Corporationen der christlichen Völker gehört; der König von Frankreich nannte die Universität zu Paris seine „älteste Tochter", und die Erzherzoge von Oesterreich ließen sich bei der Fronleichnamsprocession durch den Rektor der Universität Wien und durch die Fakultätsdekane vertreten, stellten sie also höher als die ersten Minister und Beamten des Hofs. Die wichtigsten Streitfragen der Theologie, des kirchlichen und staatlichen Rechts wurden von den Päpsten und Kaisern der Weltschule vorgelegt und von dieser entschieden; von ihr gab es keine Appellation an einen höheren wissenschaftlichen Richterstuhl. Der Kaiser Barbarossa wandte sich

an die Professoren Bologna's in seinem Streit mit den lombardischen Städten, und ihre Beschlüsse wurden auf den roncalischen Feldern zum Fundament des lombardischen Staatsrechts gemacht. Und bei dem unheilvollen abendländischen Schisma war es die Universität Paris ganz vorzüglich, welche durch Wort und Schrift die Entscheidung und Herstellung der kirchlichen Ordnung beschleunigte.

Diesen Glanz und diese auktoritative Stellung konnte aber die Weltschule nur dadurch erringen und Jahrhunderte hindurch behaupten, daß sie der Kirche, die alle Elemente des christlichen Europa's durchdrang, vollständig getreu blieb. Daher war die ganze Organisation der Weltschule von dem reinsten kirchlichen Geiste erfüllt. Die Heroen der Wissenschaft fühlten sich von der Wahrheit überzeugt, daß alle Blüthe des wissenschaftlichen Strebens nur auf dem Boden des christlichen Glaubens und sittlicher Reinheit gedeihen kann; nun waren sie aber von der Erhabenheit und Göttlichkeit des Christenthums gänzlich durchdrungen und wußten, daß die katholische Kirche die Wächterin und die von Christus aufgestellte Verwalterin dieses heiligen Glaubens ist; darum waren sie auch der Kirche als der höchsten Auktorität in Sachen des Glaubens und des christlichen Lebens von Herzen ergeben. Auf den Glauben der Kirche schwuren die Candidaten der akademischen Grade; in Uebereinstimmung mit der Kirche und der kirchlichen Wahrheit blieben die Professoren, nicht die theologischen bloß sondern alle insgesammt, bei ihren Vorträgen und in ihren Schriften; nach den Gesetzen der Kirche lebten alle Glieder der Corporation, und die regelmäßige Feier des Gottesdienstes und die Theilnahme an den kirchlichen Festen und Bußübungen zeigte der christlichen Welt, daß die Pflege der Wissenschaft nicht unvereinbar ist mit einem wahrhaft kirchlichen und christlichen Leben.

XI.

Zur Geschichte der Christus- und Marien-Bilder.

Vor anderthalb Jahren ist in der Böhmischen Hauptstadt ein Buch erschienen, dessen Verfasser sich seit seinen Jugendjahren mit der Sammlung von Bildnissen Christi, die er sich theils aus Rußland theils aus Italien verschaffte, befaßt hat*). Als 1844 die Entdeckung eines alten Heilandsbildes in der Felsenkapelle Mensa Christi zu Nazaret durch den bekannten Jerusalempilger Norow statthatte, glaubte der Verfasser sich am Ziele seiner Forschung. Das Bild trägt die Unterschrift: Vera imago Salvatoris Domini nostri Jesu Christi ad regem Abagarim, und man glaubt in Nazaret darin eine getreue, nach den paläographischen Schriftzügen zu schließen, alte Copie des berühmten Edessenischen Christusantlitzes zu besitzen. Wir wollen indeß der Sache näher auf den Grund sehen.

Bereits Büsching hat seiner Zeit „Etwas über Christus- und Marienbilder" veröffentlicht, dann Wilhelm Grimm „die Sage vom Ursprung der Christusbilder" (Berlin 1843) behandelt. Clemens Brentano hat dann die Untersuchung neu

---

*) Christus-Archäologie. Das Buch von Jesus Christus und seinem wahren Ebenbilde von Dr. Legis Glückselig. Prag 1862.

belebt, indem er ein Abbild des Edessenischen Heiligthumes nach Deutschland brachte, welches im Original einst Konstantin der Purpurgeborne nach der eigenhändigen Denkschrift und der noch bestehenden griechisch-slavischen Kalenderfeier am 16. August 944 im Triumphe nach Konstantinopel übergeführt hatte, worauf es 1204 in die Hände der Kreuzfahrer fiel und über Venedig nach Rom gelangt, in titulo S. Salvatoris zur Verehrung ausgestellt ward. Auch die Genuesen rühmen sich, durch Leonardo von Montalto 1384 das Christus ähnliche Bildniß von Byzanz erhalten zu haben und in ihrer Stadt in der armenischen Kirche S. Bartolomeo zu verwahren.

Christus wandelte in Palästina unter einem schlechthin aller Kunstanlage entbehrenden Volke. Der Hebräer hat ja nicht einmal ein Wort für Kunst, sondern wendet darauf den Ausdruck: chokmah, „Weisheit" an. So eifersüchtig wachte die Synagoge über die Haltung des Gebotes Exod. XX. 4: „Du sollst dir kein Schnitzbild noch Gemälde machen, weder von dem was oben im Himmel, noch was unten auf Erden und unterhalb der Erde im Wasser sich befindet", daß die kaiserlichen Brustbilder in den Fahnen der Legionen unter Pilatus das ganze Volk in Allarm setzten, und Gamaliel das größte Aergerniß erregte, als er sich eine griechische Petschaft anschaffte.

Josephus Flavius Antiq. VIII. 7, 5. mißbilligt sogar die zwölf ehernen Rinder. Philo*) hält alle Kunst geradezu für verderblich, ja nach seiner und Origenes' Behauptung durfte selbst kein Maler oder Bildhauer unter den Juden wohnen; auch duldete man keinerlei Gemälde. Dieß blieb nicht ohne Nachwirkung; denn auch die ersten christlichen Jahrhunderte gestatteten nicht die Anwendung der Kunst auf heilige Gegenstände. Selbst der gelehrte Clemens von Alex. erklärt Tom. VI. p. 687 jene für Räuber, die durch die Künste der Plastik oder

---

*) Opp. ed. Mangey I, 496. II, 91. 205. 215.

Malerei sich die göttlichen Dinge aneigneten, und sich Schöpfer lebender Wesen und Pflanzen nannten. Noch Kaiser Theodosius II. und Valentinian II. verboten, Bilder von Christus anzufertigen.

Der überstrenge Tertullian verbietet de idol. c. 3. ausdrücklich jegliches Bildniß, sei es von Wachs oder Erz, so wie auch jedes flache Gemälde; ja er stellt sich mit altlutherischem Zorneseifer auf den judaistischen Standpunkt, und sieht in der Anfertigung von Bildern und Gemälden eine Erfindung des Satans. Der Teufel, sagt er, habe die Kunst der Malerei und Plastik in die Welt gebracht. Man macht sich keine Vorstellung, mit welcher Wegwerfung vollends der Kirchenschriftsteller Arnobius adv. gent. III. 16. über bildliche Darstellungen spricht: „Hätten die Esel, Hunde, Schweine irgend eine menschliche Einsicht, könnten sie die bildenden Künste üben, und wollten uns irgend einen Dienst erweisen, uns durch Weihungen von Statuen ehren, welche Zornesflamme, welche Stürme des Unwillens würden sie erregen, verlangten sie, unsere Bildnisse sollten die Form ihrer Körper erhalten? Welche Zornesflammen, sage ich, würden sie anfachen, stände das Bild des Stadtgründers Romulus mit einem Eselskopfe, der heilige (Numa) Pompilius mit einem Hundskopfe da, wäre unter einer Saugestalt Kato's oder M. Cicero's Name eingegraben? Werden eure Götter, wenn anders sie lachen, nicht dergestalt über eure Albernheit sich lustig machen"? Der fanatischste Puritaner könnte sich nicht schroffer ausdrücken, als hier der Lehrer des Laktantius. Dieselbe Sprache führt schon Minutius Felix XIII. 7. in Verbindung mit euhemeristischen Ansichten.

Der nicht minder rigoristische Epiphanius, der von jüdischen Aeltern aus dem Dorfe Bezanduke bei Eleutheropolis stammte, erzählt: er habe in Anablatha bei Bethel selbst den Altarvorhang mit dem Bilde Christi oder eines Heiligen in Stücke zerrissen, und die Leiche eines Armen damit einzuwickeln befohlen. Und dieß geschah noch gegen Ausgang des vierten Jahrhunderts. Er mußte indessen einen neuen Vorhang schaffen (epist. ad Joan. Hieros.). Ebenso fand der judaistische Eifer des Bischofes

Serenus von Marseille gerechten Tadel, wie das Schreiben des erleuchteten Papstes Gregor des Großen ad Seren. IX. 105. XI. 13 zeigt. Auch Johannes Damascenus erklärt epist. II: „die Bilder verwerfen, wie die Gegner und an ihrer Spitze der Kaiser thun, ist eine Eingebung des bösen Feindes, der dem Menschen die Freude mißgönnt, des Herrn Ebenbild zu schauen und sich dadurch zu heiligen."

Aus jenem altjüdischen Geiste entsprang auch die Wuth der Ikonoklasten, wobei Leo der Isaurier zugleich dem Bilderhasse der Islamiten ein Opfer brachte. Ueberhaupt schwankten im Orient die Meinungen, bis endlich die zweite ökumenische Synode zu Nicäa (787) den kirchlichen Gebrauch der Bilder rechtfertigte, nachdem schon 692 auf der Kirchenversammlung zu Konstantinopel verfügt worden war, daß man Christus nicht bloß unter der Figur des Lammes, sondern mit menschlichen Zügen darstellen dürfe.

Anders als jene Judaisten urtheilten über Bilder die *mythologischen* Völker. Nach Plutarch Numa 8 verehrte Rom zwar über 150 Jahre lang seine Götter ohne Bildnisse, indem Numa menschen- und thierähnliche Darstellungen ihres Wesens für unwerth hielt. Inzwischen war den Hellenen die Kunstübung gleichsam zur Tugend geworden. Dio Chrysostomus (orat. XII. p. 405 ed. Reiske) fällt das Urtheil: „Man sage nicht, besser hätte man gar keine Bilder des göttlichen Wesens, indem man bloß auf das Himmlische sehen sollte. Denn dieß ehrt, wer Verstand hat, und glaubt von ferne darin die seligen Götter zu schauen." Libanius nennt es eine bekannte Erfahrung, daß der Anblick der Götterbilder weiser und gesitteter mache (Cicero de leg. II. 11, 26).

So müssen wir denn auch, wie es scheint, auf jede künstlerische Wiedergabe des gottmenschlichen Ebenbildes im Kreise der Judenschaft verzichten, und uns zu den Heiden wenden. Eusebius hist. VII. 18 sah zu Cäsarea Philippi zwei Erzfiguren: den Heiland und zu seinen Füßen eine mit flehender Gebärde vor Ihm knieende Frau nebst einem Heilkraut, welche nach der

bestehenden Sage das blutflüssige Weib zum dankbaren Andenken an ihre wunderbare Heilung in der Stadt der Dekapolis vor der Thüre ihres Hauses hatte errichten lassen. Eusebius macht gelegentlich dieses Standbildes die Bemerkung: „Es ist nicht zu verwundern, daß Heiden, welche vom Heiland so große Wohlthaten empfingen, ein solches Bild aufstellten, da wir auch die gemalten Bildnisse der Apostel Petrus und Paulus, ja selbst gemalte Bilder von Christus auf Tafeln bis auf unsere Zeit erhalten gesehen haben. Denn die Alten pflegten alle um das Volkswesen verdienten Männer ohne Unterschied als Retter (σωτῆρας) solcher Ehren zu würdigen." Als Julian der Apostat die Statue umstürzen ließ, retteten die Christen das Haupt des Herrn nach ihrem Bethause. Der Kirchengeschichtschreiber bemerkt hiebei: „hanc statuam ad similitudinem vultus Jesu formatam tradebant."

Allerdings verirren sich sofort die Berichte über die Würdigung dieses Kunstwerkes. Während Asterius von Amasia*) die Säule schon vor Maximin um 305 weggenommen werden läßt, will Johann Malala (Chronogr. X. 237) das Bild noch zu Justinians Zeit an einem heiligen Orte mitten in der Stadt gesehen haben. Neuere halten die ganze Erzgruppe für eine verstümmelte Antike, sei es für einen Aesculap, sei es, wie Münter (Sinnbilder II. 12 f.) und Ottfried Müller (Archäol. §. 213) annehmen, für einen Hadrian oder Antonin, vor welchem die gerettete Provinz kniete. Eher möchte ich darin die aus dem Paneion, der Grotte an den Quellen des Jordan, entnommene herodische Augustus-Statue sehen. Weiter nördlich bei Abile Lysanias, welches damals zum Vier-Fürstenthum des Herodes Philippus gehörte, kamen Figuren schon häufiger vor, und haben sich namentlich an Felsengrabmälern zum Theil bis heute erhalten, obgleich ihnen die Moslemin die Köpfe herabschlugen.

---

*) homil. in Jairum et mulierem αἱμαῤῥοοῦσαν bei Photius bibl. Cod. 271 p 1507.

Indeß soll eine Büste von Christus neben Abraham, Orpheus und Apollonius von Tyana auch im Sacrarium des Kaisers Alexander Severus gestanden haben, sowie sie neben dem Bildniß Mariens bis auf Muhamed in der Kaaba aufgestellt war. Auch Kaiser Konstantin soll eine Christus-Statue errichtet haben*). Es ist indeß schwer, diese fragmentarischen Notizen in Zusammenhang zu bringen, und wer erklärt vollends das Räthsel, daß wir in Rom unter den Antiken im Palaste des Capitols**) die Marmorbüsten Jupiters und Junos mit den sprechenden Zügen ausgestattet finden, welche fortan für Christus und die Madonna als typisch gelten? Aehnlich in der Villa Albani. Waltet hier ein Mißverständniß ob, daß man ein ursprüngliches Jesus- und Marien-Bild etwa aus der Zeit eines Alexander Severus für Bildnisse des Götterpaares ansah, oder adoptirten die römischen Christen jene plastischen Ebenbilder der Gottheit mit Bezug auf den Weltheiland und die göttliche Mutter? In diesem Falle culminirte die hellenische Kunst, wie ihre Mythologie das Göttliche menschlich, das Menschliche göttlich darstellt, indem sie den Sabbat der Erscheinung des wirklichen Gottmenschen einleitet, in der Schöpfung des charakteristischen Bildes für den Menschensohn.

*) Schon Irenäus adv. haer. I. 24 spricht von alten Bildern der Gnostiker, welche den Heiland vorstellten und angeblich nach einem Bilde gemacht worden, das Pilatus hätte malen lassen. — Auf Sarkophagen um's Jahr 200 wird Christus mit Locken ohne Bart dargestellt, seit der Mitte des 4. Jahrhunderts dagegen immer bärtig.

**) Im Corridor Nr. 42. Die Münzen der Aelia Capitolina zeigen im Reverse meist den Serapis, einige den Tempel mit der Bildsäule der Venus Astarte. Williams The holy City II. 128. Es gibt Gemmen, die zweifelhaft lassen, ob sie Serapis und Astarte mit dem Typus Christi und der Madonna, oder diese beiden im Charakter der ersteren darstellen. Macarii Abraxas Antverp. 1651 tab. 26 Nr. 110, tab. 27. Noch 462 nach Christus fand man es strafbar, Gott in der Weise, wie Jupiter dargestellt wird, zu malen. W. Ranke, Verirrungen der christlichen Kunst, S. 6.

Einige Kirchenväter, vor anderen der tiefsinnige Origenes, behaupten, daß der zweite Adam, welcher Gottes Bild und Gleichniß am vollkommensten wiedergab, sich nicht in seiner Aehnlichkeit fassen ließ, sondern nach der innern Empfänglichkeit eines Jeden, diesem so, jenem anders erschien, und z. B. von den Jüngern zu Emaus erst als der Herr erkannt wurde, nachdem sie aus seiner Hand das ungesäuerte Brod des Abendmahles empfangen. Zugleich bemerkt der Patriarch Photius epist. 64, daß Römer und Griechen, Juden und Aethiopen, kurz alle Nationen voraussetzten, Christus sei auf Erden in Gestalt ihres Volkes erschienen. — Die älteren Kirchenväter machten zudem ihre Auffassung von der persönlichen Erscheinung Christi weniger von einem traditionellen Bilde, als von Stellen der Propheten abhängig, indem es bei Isaias heißt LII. 14, LIII. 2: „Viele werden sich darüber ärgern, denn seine Gestalt ist häßlicher, denn die anderer Männer, und sein Aussehen steht unter dem gewöhnlicher Menschenkinder... Er hatte weder Ansehen noch Schönheit; wir sahen ihn, aber da war keine Gestalt, die uns gefallen hätte."

Hier war der Mann der Schmerzen vorgezeichnet, und das Antlitz des leidenden Christus entworfen. Die Sage von der Häßlichkeit Jesu bei Justin (Trypho §§. 85, 88, 100) entsprang aber eigentlich aus der Opposition gegen die gnostische Faktion der Doketen, welche annahmen, der Herr habe seinen Leib mit vom Himmel gebracht. Gerade weil die Häretiker in diesem Zusammenhang die himmlische Schönheit Christi voraussetzten, getraute sich Clemens von Alex., auf jene Prophezien hin sogar zu behaupten, es sei Tradition, daß Jesus von Nazaret klein und in seinem äußerlichen Auftreten unansehnlich, ja (wie Sokrates) häßlich gewesen. Auch Tertullian erlaubt sich die Aeußerung, oder versteigt sich vielmehr zu der montanistischen Uebertreibung: Ne aspectu quidem honestus; si inglorius, si ignobilis meus erit Christus. — Wider diese Auffassung erhob sich dann Chrysostomus und folgerte aus Psalm XLV. 3: „Du bist der Schönste unter den Menschenkindern, holdselig sind

Deine Lippen!“ vielmehr: Christus sei von vollendeter Lieblichkeit und Liebenswürdigkeit gewesen*). Jenes ist das Bild des leidenden, dieses des triumphirenden Christus, jenes mehr die synoptische, dieß die johanneische Auffassung.

Die morgenländische Kirche hat nun charakteristisch die Darstellung dessen sich angeeignet, der beim Propheten der Allerverachtetste und Unscheinbarste heißt, so daß man das Angesicht von ihm abwendete: „Wahrhaftig, unsere Krankheit hat er getragen und unsere Schmerzen auf sich genommen, und wir hielten ihn für einen Mann, der von Gott geschlagen und heimgesucht sei.“ Dagegen hat die abendländische Christenheit den edlen, ja verklärten Typus erfaßt, und sie stellt den Heiland als den Freudenbringer, nicht aber als enggegürteten, abgehärmten und ausgemergelten Asceten dar, wie den noch auf dem alttestamentlichen Standpunkte weilenden Johannes (vergl. Matth. XI. 18, 19). Jenes begründet die mehr theologische, dieses die philosophische Auffassung.

Den Christusbildern der Veronika und des Königs Abgar von Edessa liegt übrigens beiläufig die gleiche Legende zu Grunde, daß sie *εἰκόνες ἀχειροποίηται*, d. h. nicht von Menschenhand gefertigt gewesen, gleich als ob die abend- und morgenländische Kirche miteinander wetteiferten, durch ein Wunder in den Besitz des gottmenschlichen Antlitzes gelangt zu seyn.

Daß der obengenannte Malala der blutflüssigen Frau von Cäsarea Philippi den Namen „Veronika“ beilegt, und die Christen von Paneas in ihrer Kirche ein getreues Abbild des Herrn in Erz zu besitzen glaubten, läßt uns aber zunächst über den Namen Veronika oder Veronike nachdenken, welcher vorherrschend der herodischen Familie angehörte. So hieß namentlich die Wittwe jenes Aristobulus, den der alte Herodes um die

*) Merkwürdigerweise berichtet auch der berühmte spanische Rabbi Isaak Abravanel: „Jesus sei ein blühender und schöner Jüngling gewesen.“

Zeit des bethlehemitischen Kindermordes als den Sohn der hingerichteten Asmonäerin Mariamne und als gefürchteten Kron-Prätendenten ebenfalls aus der Welt geschafft hatte. Historisch beurkundet ist sodann der bei Joh. XII. 28 angedeutete Asylantrag, welchen nach dem Zeugnisse des armenischen Geschichtschreibers Moses von Chorene Abgar, der Fürst von Edessa, im J. 340 der Aera der Seleuciden, d. i. 782 u. c., also in Jesu Todesjahr dem verfolgten Wunderthäter von Nazaret zukommen ließ; doch gedenkt erst Evagrius, der Scholastikus von Antiochia (593), des Gemäldes, das bei dieser Gelegenheit durch seinen Abgesandten Ananias vom Heilande angefertigt worden sei. Das Salvatorbild, welches Edessa als sein Palladium im Krieg und Frieden betrachtete, und bei der Belagerung unter dem Perserkönige Chosroes siegreich ausstellte, wird auch im angeblichen Briefe des Lentulus aus dem 3. Jahrhundert geschildert; es strahlte von himmlischer Hoheit. Das Vesperbild der Veronika dagegen stellt das Haupt voll Blut und Wunden dar, jenen Ecce homo der aus Liebe zur Welt das Kreuz auf sich genommen, und in der Fülle der Schmerzen uns um Mitleid anfleht. Daß die Deutung des Namens Veronika durch verum εἰκών, „wahres Bild", eine künstliche, nach alttestamentlichem Style dem Ereignisse angepaßte sei, brauchen wir nicht erst zu beweisen.

Seit dem 6. Jahrhundert ist die Rede von dem wunderbar entstandenen Christusbilde, indem der Herr sein Angesicht auf Leinwand abspiegelte, weil Ananias, der von König Abgar gesandte Maler, den Glanz desselben nicht ertrug. Seit dem 8. Jahrhundert heißt es: Jesus habe auf den Schleier, oder das Schweißtuch, der Veronika sein blutiges Antlitz abgedrückt. Das Angesicht mit der Dornenkrone auf dem Schweißtuch kömmt erst im 15. Jahrhundert in Vorschein, und die Abbildungen haben sichtlich gewechselt. In dem weltberühmten Dreifaltigkeits-Kloster Troitza Laura bei Moskau befindet sich ebenfalls ein Christus-Antlitz im Schweißtuche mit der Legende: ein byzantinischer Kaiser habe Christum persönlich zu schauen begehrt;

da sei ihm der Herr in seiner Herrlichkeit im Traume erschienen und habe ein auf dem kaiserlichen Bette gelegenes Tuch an sein Angesicht gedrückt, worauf der Kaiser beim Erwachen es strahlend im Nimbus der Verklärung vor sich erblickte. Daraus ist der Typus für unzählige Christusbilder geworden.

Ferne von aller späteren Sentimentalität stellt das Abgar-Bild Christum mit wallenden Haaren und fließendem Barte nach der Idee des Nasiräerthums dar. Unabhängig davon und nach der Auffassung im Gewande eines heidnischen Philosophen erscheint der göttliche Menschenfreund in dem berühmten Mosaikbilde des Museo christiano im Vatikan, vielleicht aus dem 3. Jahrhundert, mit geistreichem ovalen Gesichte, langem Barte und schlichtem über die Stirne gescheitelten Haare. Eben diesen Typus prägen auch drei Gemälde aus den Katakomben aus, namentlich das edelste davon im Cemeterio Pontiano. Dort im Morgenlande das steife, unveränderlich gleiche, dunkelhaarige Bild, die geisterhaften Züge; hier das milde seelenvolle Auge, der Ausdruck des Geistes und Lebens im Spiele der Mienen, der die Herrlichkeit des Eingebornen vom Vater im Fleische offenbaren sollte.

So hat sich des Heilandes Antlitz in der Kunstvorstellung bis auf Leonardo da Vinci erhalten, bis Michel Angelo Christum im jüngsten Gerichte wieder als zürnenden Jupiter neben Maria, einer christlichen Juno, auffaßte. Das altkirchliche Gepräge trägt noch der edle Christuskopf auf Goldgrund im Prager Dom, welchen Kaiser Karl IV. von Rom mitbrachte. Er ist nach dem Ausspruche Hirt's das schönste Werk, „das uns je von byzantinischer Kunst vorgekommen ist."

Was uns an dem von Herrn Dr. Glückselig mitgetheilten Edessenischen Christusabbilde befremdet, ist die große Weichheit der Formen, die adonisartige Lieblichkeit oder Sanftmuth ohne Energie. Strenger hat ihn Dürer aufgefaßt, und sein Christus in der Boissereischen Sammlung hat für uns noch besondere Bedeutung durch die Anekdote: Göthe habe dieß Bild, das man absichtlich über seine Schlafstelle gehangen,

zu entfernen gebeten, denn es störe seine Ruhe und rufe ihm immer zu: „Alter Heide bekehre dich!“ Noch majestätischer, ja wie ein christliches Medusenhaupt erschrecklich blickt uns Dürers berühmter Holzschnitt, sein Ecce homo-Antlitz auf dem Schweißtuche in Lebensgröße an.

Die Marienbilder nehmen nicht minder unsere Betrachtung in Anspruch, und wir machen dabei eine ähnliche Beobachtung. Die Madonna vom heil. Lukas ist im Orient wie im Occident verbreitet, und die Darstellung eine durchaus stereotype. Die großen mandelförmigen Augen gemahnen auffallend an die Physiognomie der abessinischen Frauen, die im Nillande noch heute den Ruf der Schönheit behaupten, so daß ich überzeugt bin, das Original sei in Aegypten gemalt worden. Auffallend gelangte der Evangelist, den Paulus einen Arzt nennt, nicht bis zu der Ehre des Patronates über die Maler, sondern neuere Forscher wollen behaupten, derselbe sei auch Rechtsanwalt gewesen und zur Abfassung der Vertheidigungsschrift vom Weltapostel nach Rom mitgenommen worden.

Den abgeschlossenen, fast düsteren Madonnen-Typus hat die Slavenwelt sich angeeignet, und das griechische Central-Kloster, der Berg Athos, versieht wie eine Maler-Akademie fortwährend alle Länder der orientalischen und russischen Kirche mit ihren sich selbst gleichen, braunen Cultusbildern. Im Abendland hingegen geht die Kunst ihren selbstständigen Gang. Es ist namentlich Meister Stephan, welcher im Kölner Dombilde die Himmelskönigin mit unnachahmlicher Würde darstellt, wie sie die Huldigung der Könige für ihren göttlichen Sohn empfängt. Dieses Bild voll Anmuth und Größe gehört zu den vorzüglichsten Leistungen der deutschen Malerei; der Künstler schafft, getragen von der Idee des Heiligen, voll höherer Begeisterung, wenn auch ohne historisch gegebene Grundlage. Die mannigfach situirten Madonnen von Dürer haben das Gepräge gewöhnlicher Hausfrauen; dafür überstrahlt Raphaels sixtinische Madonna an Zartheit und Grazie alle ähnlichen Leistungen. Es ist die jungfräuliche Mutter, voll schüchternen Leibreizes und

demüthiger Mutterfreude, welche das wunderbare Geheimniß, die Gebenedeite unter den Weibern zu seyn, in süßer Empfindung erwägt und demüthig im Herzen bewahrt. Es ist die makellose Magd des Herrn, welche zur Himmelskönigin erhöht, über das Wunder staunt, das ihr widerfahren, voll Inbrunst und Entzücken in der Gegenwart Gottes schwebt, und die Seligkeit der ewigen Anschauung uns mitempfinden heißt. Die antiken Schönheitsideale lassen uns kalt gegenüber dieser verklärten Weiblichkeit, die mit von Liebe und Sehnsucht trunkenem Blicke als die Gottbegnadigte sich erhebt, und durch die Geburt des Sohnes die Verheißung des Himmelreiches nahe gekommen weiß.

In der Madonna mit dem Christuskinde*) hat die christliche Kunst die reinste Mutterliebe mit der höchsten göttlichen Liebe darzustellen verstanden. Doch dient ein ausgezeichnetes, d. h. in Zeichnung und Farbe vollendetes, Gemälde und statuarisches Bild selten zum Wallfahrtsthum; die Andacht nimmt *mit minder* edlen Formen vorlieb, und verlangt keinen ästhetischen Vorzug und sinnlichen Reiz. In der Antike ist das Sinnliche in seiner höchsten Vollendung das Bild des Uebersinnlichen; im Christenthume mag das Göttliche in Bild und Gleichniß sich hüllen, aber das Ewige geht über die irdische Erscheinung hinaus, und kann nie einen adäquaten Ausdruck im Zeitlichen finden. Die antike Kunst hat ihr Höchstes in Marmor geschaffen, das ewig Weibliche ist ihr die üppige Aphrodite — im schlagenden Vergleich zur jungfräulichen Madonna der Christenwelt. Barmherzigkeit und Liebe haben zuerst in der christlichen Sculptur und Malerei ihre ideale Darstellung gefunden. Hier gilt das Bild der Jungfrau mit dem Kinde, dargestellt in Farbentönen,

*) Alle Madonnenbilder aus der alten denkenden Zeit haben noch das Christkindlein zur Linken, denn der Sohn Gottes ist der ewige Salomon, der seine Mutter ihm zur Rechten sitzen hieß, daß er ihr Alles gewähre.

für das Blut des Sohnes. [illegible] verleiht von der Madonna im Vergleiche zur Niobe, deren Schönheit im Schmerze ver- steinert [illegible] die Würde ihrer Seele [illegible] Sie [illegible] Inneres ist die [illegible] des [illegible] im [illegible]

Mit dem Steigen und Sinken des Christenthums, be- sonders [illegible], steigt und sinkt auch die Schönheit der [illegible]. [illegible] nicht beizupflichten. Die Meisterwerke der griechischen Plastik gehören zum Theile dem [illegible] an, und die [illegible] Göttin [illegible] auf der [illegible] mit ihrem Antlitz und Gewande von Gold und Elfenbein, wie der [illegible] Zeus zu Olympia, [illegible]. Dagegen hat die erste Kirche [illegible] das plastische Ideal des göttlichen Sohnes [illegible], und noch auf der [illegible] Kunst des [illegible] die Darstellung des ju- gendlichen [illegible] den die Heidenwelt als den „unbekannten Gott" und [illegible] Heiland der Zukunft ver- ehrte, [illegible] nach langer Sehnsucht der Völker die christliche Offenbarung in der Fülle der Zeiten enthüllte.

Fassen wir Alles zusammen, so sind wir bei dem abstra- cten Bekenntnisse des Islamismus angelangt, ohne darum am Anfange der Weisheit zu stehen. Die [illegible] Mittel reichen nicht aus, alle über Vermuthungen hinweg zu heben. Aus- gemacht bleibt, daß von Seite der Semiten keine Effigies Christi oder der Madonna herrühren kann: auch von Muhamed existirt unseres Wissens kein Conterfait, wenn die Parallele in diesem Punkte erlaubt ist, obwohl derselbe über sechs Jahrhunderte später lebte. Das Bekenntniß des abstrakten Dogmas: „Gott ist Einer, ihm gleich ist keiner" schließt zugleich alle Kunstthätig- keit aus. Die Semiten sind zwar die Erfinder der Zahlen und Buchstabenschrift, aber Juden wie Moslemin haben es nie über Buchstaben-Malerei und Blumen-Ornamentik oder Arabesken

in Farben und Stein hinausgebracht*). Was von der Einrichtung der Stiftshütte geschrieben steht, bestätigt vielmehr unsern Satz, statt ihn zu widerlegen. Die figürlichen Cherubim sind ein fremdes Element: die Darstellung wiederholt sich in den assyrischen Tempeln und Reichspalästen, und diese Symbolik geht über die Gränzen Israels weit hinaus. Der Salomonische Tempel selbst ist von Abu Hiram, einem phönizischen Architekten, erbaut.

Daß inzwischen hellenische Kunst im Kreise der herodischen Familie Pflege fand, berichtet der jüdische Geschichtschreiber Josephus Flavius allenthalben, wo er von den Bauten des alten Königs spricht. Von seiner neuen Residenz, dem spätern Prätorium neben der Davidsburg, meldet Josephus bell. V. 4: im Schloßgarten haben χαλκουργήματα, ehernes Bildwerk, zum Wasserspeien gedient, offenbar griechische Arbeit. So errichtete Herodes dem Kaiser Augustus in Samaria einen Tempel, und nannte die Stadt darnach Sebaste, d. i. Augusta. Gleiches that er in Paneas, später Cäsarea Philippi, wo man in der Pansgrotte über den Quellen des Jordan noch die Nischen für die Standbilder, zum Theil mit den erhaltenen Fußgestellen sieht, deren größere zweifelsohne dem Augustus bestimmt war (bell. I. 21, 2. 3. 9). Cäsarea Stratonsthurm war den Juden eben wegen der dortigen heidnischen Bildwerke am meisten verhaßt. Herodes beklagte, wie Josephus Flavius versichert, nichts mehr, als daß seine Unterthanen ihn nicht, wie die Römer den Kaiser und dessen Freund Agrippa, mit Statuen und Tempeln ehren durften. Er konnte sich nicht überwinden, wenigstens einen riesengroßen goldenen Adler als Devise der Staatsgewalt über der hohen Pforte des Jehovatempels auf Moria aufzustellen, und ließ die beiden Schriftgelehrten, welche denselben

---

*) Noch kürzlich ward von der hohen Pforte verfügt, daß bei Einführung der Briefmarken der Namenszug des Sultans die Stelle des in den Christenländern üblichen Herrscherporträtes vertreten solle.

herabstürzten, noch kurz vor seinem Lebensende den Scheiterhaufen besteigen. Seinen hellenischen Kunstsinn hat dieser König namentlich dadurch bethätigt, daß er im stattlichen Augustus-Tempel zu Cäsarea, der Hafeneinfahrt gegenüber, die Copie des kolossalen olympischen Zeus als das Bild des Kaisers, jene der argivischen Juno aber als Figur der Roma aufstellte*). Als die Hafenstadt nachher der Sitz der römischen Statthalter geworden, kam Pilatus mehr als einmal mit dem Volke in Conflikt, da er Nachts die Standarten der Legionen mit den Brustbildern des Kaisers Tiberius von Samaria bringen ließ (bell. II. 9, 2), und als er bloß vergoldete Schilde mit dem Namen des Kaisers und seinem eigenen am Prätorium auf Sion aufhängen wollte. Philo (legat ad Cal. p. 38.) unternahm bekanntlich die Reise nach Rom, um durch bittliche Vorstellungen den Caligula von dem Vorsatze abzubringen, sein Standbild als Hoheitszeichen im Jehovatempel aufstellen zu lassen.

In Tiberias am See Gennezaret ist es der Führer der dortigen Fischerzunft Jesu ben Sapphia, welcher beim Ausbruch des großen Juden-Aufstandes den Palast des Herodes Antipas, des Landesherrn Christi, in der Stadt stürmte und dem Feuer übergab, quod animantium figuris eum exornaverat, so daß Josephus Flavius als Delegat von Jerusalem Mühe hatte, den Prachtleuchter von korinthischem Erz vor der Zerstörung zu retten. Ein Architravstück, worauf zwei Löwen aus-

---

*) Antiq. XVI. 5, 4. XVII. 6, 2. Bell. I. 21, 7. Juba, Mauritaniens König, schmückte seine Hauptstadt mit zahlreichen Standbildern, und das jetzige Museum von Julia Cäsarea (Dscherdschel) zeigt lauter Copien berühmter Antiken, so Venus Anadyomene, den flötenspielenden Faun des Praxiteles, Bachus und Ampelos, selbst eine Nachbildung einer Karyatide des Erechtheions in Athen. Der Marmor scheint dem parischen ähnlich, ist aber von den nahen Steinbrüchen des Berges Felsella (Beule, Ausgrab. in Karthago 39). Aehnlich ließ der vorige Vicekönig Aegyptens sich von Schwindlern Kunstfiguren in Frankreich bestellen, um sie in seinen Sommer-Schlössern aufzustellen.

gehauen sind, die zwei Schafe ergreifen, liegt noch heute auf dem Platze, könnte aber auch von dem Kirchenbau unter Konstantin herrühren. Nach dem Berichte byzantinischer Hofhistoriker (bei Reland s. v. Tiberias p. 1040) war es der Synagogen-Vorstand von da, welcher Leo dem Isaurier seine Thronbesteigung voraus sagte, und ihn zugleich wider die Bilderverehrung einnahm.

Doch genug zum Beweis unseres Satzes, daß die herodische Familie mitten im kunstfeindlichen Judenlande der hellenischen Kunst eine Stätte bereitete. Wie die Herodianer in Jerusalem mit Christus in Berührung kamen, zeigt die Episode mit der Zinsmünze. Bei dieser Frage gaben sich indeß die mitbetheiligten Pharisäer eine Blöße eigener Art, so daß man sie auf ihre Inconsequenz aufmerksam machen konnte; denn während sie eine heilige Scheu vor jedem Schatten von Bildniß zeigten, ließen sie doch die Cirkulation der römischen Münzen mit dem Kopfe des Kaisers sich wohl gefallen, so wie das Geldmachen bei noch so glaubenseifrigen Hebräern in der Diaspora den Sabbat nicht bricht. Die Herodianer für sich zählten allerdings nicht zu den Orthodoxen.

Wir kommen darauf zurück, daß Veronika oder Beronike dem Hause des Herodes angehörte. Die theils privatisirenden, theils noch regierenden Glieder der Dynastie hatten in Jerusalem ihren eigenen Palast auf der Morgenseite des Sion, im alten Makkabäer-Schlosse, gegenüber dem Tempel (antiq. XX. 8, 11.). Die Vermuthung über den fürstlichen Stand der Veronika haben, worauf der Schreiber dieser Zeilen erst später aufmerksam ward, bereits die Bollandisten (zum 4. Februar) aufgestellt, und Raynaldus, der gelehrte Ergänzer des Baronius, ist zu dem gleichen Ergebnisse gelangt. Sehen wir bei Abgar wie bei Veronika von der Wunderlegende ab, sowie noch mehr von der Sage, daß schon Pilatus ein Bildniß des Nazareners besessen: so liegt nichts Befremdendes darin, daß obige Veronika, die Wittwe des zur Zeit des bethlehemitischen Kindermordes hingerichteten Königssohnes, ein Bild des Heilandes bei dessen

Lebzeiten fertigen ließ. Den gleichen Auftrag hatte König Abgar von Edessa auch seinem Sendboten Ananias ertheilt, der seine Skizze während einer Predigt des Herrn entwarf, wie auf Grund der Ueberlieferung auch der gelehrte Johannes Damascenus de orthod. fid. IV. 17, schreibt. Auch über das Erzbild in Paneas oder Cäsarea Philippi, welches die dortigen Christen noch lange als das getreue Contrefait des göttlichen Wunderthäters in ihrer Kirche verehrten, läßt sich schwer absprechen. Eine persönliche Betheiligung des Heilandes war dabei in allen Fällen so wenig erforderlich, wie wenn, beispielsweise gesprochen, Montezuma durch seinen Abgesandten sofort das Porträt des an der Küste gelandeten Cortez aufnehmen ließ, in welchem der Kaiser von Mexiko eine höhere Erscheinung voraussetzte. Ob die Büste von Jesus in der Kapelle des Alexander Severus das wahre Ebenbild wieder gab, und welche Bewandtniß es mit den obigen Marmorbüsten von Zeus und Here in der capitolinischen Glyptothek habe, bleibt uns ein Räthsel. Vielleicht vermag ein späterer Forscher nach den hier gegebenen Anhaltspunkten Weiteres zur Aufhellung beizubringen.

In jüngster Zeit hat der französische Akademiker, Herr Ernst Renan, dessen Leben Jesu allen geistigen Proletariern so gut zu Gesichte steht, auch über das Verhältniß Christi zur Kunstdarstellung die Nase gerümpft. Der Heiland spricht (Matth. XXIII. 29, 38.): „Wehe euch, ihr Schriftgelehrten und Pharisäer, ihr Heuchler! die ihr die Gräber der Propheten erbaut, welche durch eure Väter ermordet wurden, und die Denkmäler der Gerechten schmückt, so gebt ihr ja selber Zeugniß, daß ihr Söhne der Prophetenmörder seid. Erst haben sie dieselben getödtet, dann setzt ihr ihnen Monumente.“ Da aber Einige vom Tempel redeten, wie derselbe mit schönem Gestein und Weihgeschenken geschmückt sei, sprach Er: „Es werden Tage kommen, in welchen von all Dem was ihr seht, kein Stein auf dem Andern gelassen wird“ (Luk. XXI. 5). Als Er nun den Tempel verließ, um hinwegzugehen, traten seine Jünger zu

Ihm, um Ihm die Gebäude des Tempels zu zeigen. Er aber erwiderte: „Seht ihr, dieß Alles wird zerstört werden. Euer Haus wird auch wüste gelassen werden, bis ihr ausrufen werdet: Hochgelobt, der da kömmt im Namen des Herrn"! (Matth. XXIV. 1). Aus all' Dem zieht der schnell berühmt gewordene Atheist den Schluß, Jesus sei von einer Abneigung gegen alle Kunstdarstellung beseelt gewesen, und obige Ausfälle gegen die Denkmale und den im Bau begriffenen Tempel des Herodes beurkundeten diese Geringschätzung und seinen Mißverstand. Wie zart und sinnreich ist einer so bornirten und böswilligen Auffassung gegenüber die Legende der alten Kirche von dem Bildnisse Christi in der Hand Abgars, und auf dem Schweißtuche der Veronika, das der Heiland selber mit seinem Blute gemalt! Der Herr tritt zuerst aus dem beschränkten Kreise des kunstfeindlichen Judenthums heraus, Er ist der Erlöser der Natur, und bricht den Bann, der in den Augen der Juden auf der antiken Kunst gelegen. Er bereitet ihr im Christenthume eine Stätte, die sie im Mosaismus nicht gefunden, und das ganze Blüthleben der kirchlichen Architektur, Skulptur und Malerei, die unermeßliche Entfaltung dieser Wunderblume in der Folgezeit hängt mit dem Anstoße und der neuen Richtung zusammen, den der Sohn der Jungfrau der Völkeranschauung auf allen Gebieten gegeben.

XII.

itläufe.

Zu den Friedensverh[illegible] der deutschen Großmächte mit Dänemark.

Dänemark ist geschlagen und gedemüthigt, sein übel berechneter Trotz ist gebrochen, oder deutlicher die Lage ausgedrückt: der national-dänische Liberalismus hat aufgehört in Kopenhagen zu regieren. So weit wäre nun Alles gut. Leider ist aber damit noch wenig erreicht. Daß Dänemark, wenn es von aller Welt verlassen wurde und ihrer Fünfzig gegen Einen standen, unterliegen müsse, daran hat nie Jemand gezweifelt, und es dahin zu bringen war im Grunde auch keine große Kunst. Erst jetzt, wo es sich fragt: was nun weiter? dürften die rechten Schwierigkeiten angehen. Diese dänische Monarchie war, mit einziger Ausnahme von Lauenburg, nicht etwa ein diplomatisches Geschöpf von 1815, sondern viele Jahrhunderte, ja bis an die Eider ein Jahrtausend, haben an ihrer Consolidirung gearbeitet, und jetzt wo das alte Reich für immer zerschlagen werden soll, muß nicht bloß den unbefangenen Historiker sondern auch den spekulirenden Politiker das Gefühl überkommen, daß die Geschichte jenseits der Elbe denn doch nicht bloß nach vager Willkür und launischen Einfällen gearbeitet hat. Es war mit Einem Wort leichter, den Reichsverband jener nordischen

Völkertrümmer zu zerreißen, als es jetzt ist zu sagen, wie die Stücke neu geordnet werden sollen und die Lücke im europäischen Staatensystem auszufüllen sei.

Täuschen wir uns nicht, so erweckt dieser zweite Theil der Frage, wo die Verknotung eigentlich erst sichtbar wird, vielfach auch bei solchen eine nachdenkliche Stimmung, welche bis dahin rücksichtslos den agitatorischen Fahnen der augustenburgischen Partei gefolgt sind. Die europäische Einmischung ist zu London gescheitert, der Losreißung der gesammten Herzogthümer scheint keine fremde Macht mehr mit Waffengewalt sich widersetzen zu wollen, Dänemark wird sich in sein Schicksal fügen müssen, und bald dürfte es den zwei Großmächten freistehen, wenn sie wollen, einen souverainen Herzog von Schleswig-Holstein zu creiren oder durch den Bund creiren zu lassen. Und trotzdem will keine rechte Siegesfreude in den Gemüthern einkehren! Die Anhänger des Prätendenten sehen den Weg zu ihrem Ziele noch immer mit gefährlichen Klippen besäet, in Anbetracht der geheimen Absichten Preußens vielleicht mehr als je; und Mancher der am Schlusse der Londoner Conferenz den leichten Sieg für gewonnen hielt, spricht jetzt wieder von einer „unendlich gespannten Lage."

So ist es auch. Wir sind an einem Moment der ernstesten Erwägung angekommen, und namentlich für alle Diejenigen, welche dem Streit mit Dänemark keinerlei persönliche Interessen oder Partei-Berechnung untergeschoben haben, sondern nur das Recht und die Macht des großen deutschen Vaterlandes im Auge hatten, könnten schwere Enttäuschungen bevorstehen. Um es kurz zu sagen: nicht nur über die Herzogthümer und über das künftige Verhältniß zwischen Deutschland und Dänemark wird in den Wiener Verhandlungen entschieden werden, sondern inclusive und stillschweigend zugleich über das Schicksal unseres ganzen Großdeutschthums. Es dürfte sehr an der Zeit seyn, auf diesen, so wenig gewürdigten, Nexus aufmerksam zu machen,

in welchem die schleswig-holsteinische Theilfrage mit der deutschen Gesammtfrage unauflöslich steht.

Ein folgenschweres Präjudiz ist gegen die großdeutsche Sache bereits geschaffen durch die Annahme des preußisch-französischen Handelsvertrags, die man so lange für schlechthin unmöglich gehalten hat, und die jetzt doch zur vollendeten Thatsache geworden ist. Wie nun, wenn das zweite Präjudiz aus den Wiener Verhandlungen hervorginge? Es wird aber wirklich aus denselben her[illegible]n die Frage nicht noch im letzten Augenblicke eine [illegible] unerwartete Wendung nimmt. Oesterreich hat di[illegible] s zur entscheidenden Sitzung der Londoner-Co[illegible] gekannt; aber seitdem hat man in Wien de[illegible] n de[illegible]en Politik gänzlich verloren, und es gibt nur [illegible]keit ihn wieder aufzunehmen — eine Möglichk[illegible] r [illegible]hr unwahrscheinlich ist. Darüber haben wir uns im Folgenden näher zu erklären und beziehungsweise anzudeuten, wie nun die politische Kurzsichtigkeit den Streit mit Dänemark auf dem Isolirschemel behandeln zu können glaubt, während vielmehr die Art seiner Lösung unmittelbar auch über die Lösung der großen deutschen Gesammtfrage entscheiden wird und muß.

Wie die Dinge jetzt stehen, so gibt es für Deutschland und Dänemark nur mehr eine einfache Alternative, ihr künftiges Verhältniß zu einander zu ordnen: entweder wird das kleine nordgermanische Volk durch einen radikalen Schnitt von uns, seinen deutschen Vettern, getrennt, oder die zwei streitenden Theile müssen sich wahrhaft aussöhnen und politisch enger vereinigen als je zuvor. Es liegt kein Mittelding mehr zwischen diesem Entweder-Oder; will oder kann nicht ganz Dänemark in dem politischen Verbande Deutschlands aufgehen, so muß letzteres die tausendfältigen und vielhundertjährigen Fäden rein abreißen, die uns mit dem Volke der dänischen Inseln noch vor vierzig Jahren so innig verbunden haben, daß man sich in

Kopenhagen wie mitten in Deutschland befand. In diesem Falle, den die augustenburgische Partei als den rechtlich und politisch allein zulässigen darstellt, müssen wir Dänemark in die Arme unserer Todfeinde treiben, und wir müssen sofort den innerdeutschen Streit um die Beute mit seiner unabsehbaren Perspektive auf uns nehmen. Begreiflich, daß die Mächte, welche nie mit gutem Willen eine Politik gestatten werden, die der deutschen Gesammtnation wahrhaft zu innerer Befestigung und äußerer Machterhöhung gereichen könnte — daß sie gegen jene zweite Alternative höchlich eingenommen sind, und daß insbesondere Frankreich der Zerstückelung Dänemarks zwischen den streitenden Parteien in Deutschland lächelnd zusieht, während es kaum von der Möglichkeit vernahm, daß der Eintritt Dänemarks in den deutschen Bund in Vorschlag kommen könnte, als auch schon das auswärtige Amt in Paris seine drohenden Proteste dagegen ausschüttete. Ab hoste consilium; was Frankreich uns am wenigsten zugestehen will, das ist sicher immer das Beste für uns!

Man wünscht in Paris, daß die Sonderconferenz in Wien auf demselben Wege fortgehe, den die europäische Conferenz in London zuletzt betreten hat. Ganz natürlich! Könnte dabei das Gespenst der Theilung Schleswigs wieder auftauchen und in irgend einer Weise Fleisch und Blut annehmen, dann um so besser. Würde aber auch dieser traurigste aller Auswege vermieden, so bleibt doch stets noch der Widerstreit zwischen den preußischen und den augustenburgischen Ansprüchen, wenn wir die oldenburgischen und hessischen vorerst außer Ansatz lassen, übrig. Am äußern Krieg hat sich der Bund nicht betheiligt, aber er wird sich um so tiefer in den vorderhand unblutigen innern Krieg stürzen. Dänemark tritt, wenn es dazu kommt, die drei Herzogthümer natürlich nur an die zwei kriegführenden Mächte ab, und diese sollten sich vor Allem untereinander darüber einigen, was mit ihrer Eroberung geschehen solle. Schon haben sich

drei Kläger um das Recht der Erbsuccession gemeldet; der vierte und gewichtigste hat kein Klagerecht, aber er sitzt in der Macht des Richters und Exekutors. Er wird die Sache durch Erhebung endloser Schwierigkeiten zu verschleppen suchen. Mit Einem Wort: die schleswig-holsteinische Frage wird sofort eine preußische Frage werden. Preußen hat es in seiner Gewalt, kein Tribunal für die Entscheidung der Successionsansprüche anzuerkennen, und somit, da es keine unbestrittene Autorität für die Entscheidung zwischen den streitenden Parteien gibt, in Schleswig solange sitzen zu bleiben, als es will. Preußen hat überdieß den Ersatz seiner Kriegskosten und des Blutpreises seiner schönen Siege zu fordern, und es wäre eine fast übermenschliche Bescheidenheit, wenn man sich dafür in Berlin mit der Abtretung des kleinen Lauenburger Ländchens, oder gar mit dem nationalen Ehrendank begnügte.

Im Interesse Oesterreichs liegt es allerdings, die Krisis baldmöglichst zu beendigen, und zwar fast um jeden Preis. In Berlin aber dürfte das dringende Bedürfniß des Gegentheils herrschend seyn. Preußen kann bei der Verschleppung nur gewinnen, nichts verlieren. Je länger die Preußen, unter dem Titel des schwebenden Erbfolgestreits und der ausstehenden Kriegskosten, in dem eroberten und abgetretenen Lande sitzen bleiben, und fortfahren sich häuslich einzurichten wie bisher, desto mehr wird die Bevölkerung sich an den Gedanken der preußischen Oberherrschaft gewöhnen. Ohnedieß sprechen dafür, im Falle der Zerreißung Dänemarks, die stärksten politischen Gründe, und es ist mehr als ein künstliches Fabrikat, wenn die resignirte Stimmung für Preußen in Schleswig schon jetzt über Erwarten um sich greift. So dürfte man in Berlin endlich dahin gelangen, daß man die Entscheidung über die Nachfolge und die Modifikationen der staatlichen Neuordnung in Schleswig, wo der Bundestag ohnehin nichts darein zu reden habe, unbedenklich den Ständen des Landes überlassen kann. Unter dem Druck

der Verschleppung müßte inzwischen die augustenburgische Partei mehr und mehr verwildern, wie sie jetzt schon zusehends thut, und aus dem Erbfolgestreit würde ein Principienkampf der Demokratie gegen die conservativen Elemente erwachsen. Die Stellung der Bundestruppen in Holstein und das ausgesprochene Parteiregiment der dortigen Bundescommissäre würde eine weitere Quelle bitterer Händel werden. An Chikanen hat es von Anfang an nicht gefehlt; jetzt greifen aber die Soldaten der Exekution auch schon auf eigene Faust ein, und liefern den Siegern von Düppel und Alsen in den Straßen der künftigen Bundesfestung ihre Treffen. Herr von Bismark mag sich darüber in's Fäustchen lachen. Sobald Dänemark die Herzogthümer an die Alliirten abgetreten hat, wird er den gänzlichen Abzug der Bundestruppen aus Holstein verlangen. Und durch alle diese Stadien wird sich dem hoch aufgeschossenen Preußengefühl die Frage immer näher legen, ob man wirklich nur in den Krieg gezogen sei, um dem „gehässigen Partikularismus" einen neuen Fürsten und den „ohnmächtigen Anmaßungen der Kleinen" eine weitere Operationsbasis zu schaffen.

Wenn wir die geheimnißvolle Spannung der Lage recht verstehen, so rechnen auch die fremden Mächte darauf, daß ja der offene Krieg gegen Dänemark nur aufhören werde, um den unterirdischen in Deutschland beginnen zu lassen. Insbesondere scheint der Imperator auf die guten Dienste der deutschen Erbfeinde zu warten. Es ist ja doch sehr bezeichnend, daß gerade jetzt sich deutsche Stimmen erheben, welche den Mittelstaaten unverholen den französischen Schutz empfehlen. Wenn aber der politische Verstand und das Ehrgefühl in Deutschland schon genug abgestumpft ist, so daß eine solche Sprache erlaubt scheint, könnte dann nicht Preußen seinerseits das Prävenire spielen, wenn es in den Herzogthümern egoistische Plane verfolgt und am Nordostseekanal künftig eine andere Stellung haben will als die gemeinsame am Bund? In ähnlichen Berechnungen scheint

sogar das auffallende Benehmen Englands seine theilweise Erklärung zu finden. Man hat in London keine Aktion gegen ganz Deutschland gewagt, bei der man die gefährlichen Tücken des Imperators im Rücken gehabt hätte: aber man hat wohl dennoch die dänische Sache nicht definitiv verloren gegeben, sondern man wollte dann das Möglichste thun, wenn in Deutschland wieder Zwiespalt und Trennung entstanden seyn würde. Auf das Eine spekuliren jedenfalls beide Höfe, daß die wechselvolle Verwicklung auch dann, wenn der Friede mit Dänemark auf Grund der Losreißung aller drei Herzogthümer geschlossen seyn würde, noch lange nicht zu Ende sei. Und diese Rechnung geht schwerlich fehl. Nur Eines könnte den zweifelhaften Zustand mit einem Male kurz abschneiden: der Friede auf Grund des **Eintritts von ganz Dänemark in den Bund.**

Unsere Meinung war es von Anbeginn: wenn einmal erobert werden solle, so möge am liebsten gleich ganz Dänemark für den Bund erobert werden. Alle die ohnehin einander nächstverwandten Stämme, welche der dänische Reichsverband bisher umfaßt hat, mit einziger Ausnahme Lauenburgs, sind von der Natur und Geschichte aufeinander angewiesen; die nationalen Nuançen liegen nicht mechanisch neben einander, sondern sie durchkreuzen sich manigfach und waren, troß der neuesten Reibungen, seit Jahrhunderten zu einem lebendigen Leibe verwachsen, dessen Auflösung unheilbare Wunden und nie ruhende Schmerzen hinterlassen würde. Den ganzen Organismus unzertheilt in den politischen Verband Deutschlands einzubeziehen, das müßte für die wahren Interessen der Herzogthümer selbst als die zwar am wenigsten zu erwartende, aber denkbar glücklichste Lösung erscheinen. Jede Art von Zerstückelung nimmt sich dagegen aus wie ein grausamer Barbarismus. Eine weitsichtige Politik dürfte auch das nicht übersehen, daß die losgelösten Stücke nothwendig einem scandinavischen Piemontismus verfallen, und unter allen Umständen als die nie schlafenden Vor-

posten der Todfeinde Deutschlands vor unserer Thüre stehen würden. Wie aber die Dinge jetzt liegen, so wäre der Eintritt Dänemarks in den deutschen Bund noch in einer andern Beziehung von der größten Bedeutung, nämlich für den Ausfall der großen deutschen Frage; es wäre mit Einem Wort die vom Himmel gesendete Wunderhülfe für das in tiefster Agonie daliegende Großdeutschthum!

Aber wie stehen die Aussichten auf eine solche Wendung? Man kann es mit wenigen Worten sagen: wenn Gott den Dänen den Verstand gäbe diesen Vorschlag zu machen, so würden alle natürlichen Feinde der deutschen Nation ein drohendes Zettergeschrei dagegen erheben, alle Freunde der kleindeutschen Politik würden desgleichen thun, und die Freunde Großdeutschlands haben sich in unbegreiflicher Kurzsichtigkeit die Hände gebunden; sie würden sich kaum mehr zu einer großartigen Auffassung erschwingen können, sondern auch hier wieder, wie in der Sache des preußisch-französischen Handelsvertrags, an ihrem eigenen Grabe schaufeln müssen. So stehen wir! Nicht weil ich mir irgend welche Illusionen machte, sondern weil die vielbesprochene Eventualität einen Standpunkt darbietet, von dem man wie von einer die weite Umgegend beherrschenden Bergeshöhe herab in die Tiefe unserer deutschen Verwirrungen hineinschauen kann — deßhalb verweile ich des Weitern bei der Hypothese.

Setzen wir also den Fall, es ginge von der Wiener Conferenz morgen die Nachricht in die Welt: der deutsch-dänische Streit sei beigelegt und zwar in folgender Weise. Dänemark tritt mit der Gesammtheit seiner Länder in den deutschen Bund, ausgenommen das Herzogthum Lauenburg welches anstatt der Kriegskosten an Preußen fällt; Preußen wird ferner Rendsburg und Kiel als Bundesfestung und Bundeshafen besetzen; der Nordostsee-Kanal ist zur deutschen Bundessache erklärt; Oldenburg und der Prinz von Hessen haben auf ihre Ansprüche so-

fort verzichtet, nachdem die Grundidee des Londoner Protokolls in verklärter Gestalt wieder auferstanden ist; Augustenburg wird nach der Gewohnheit apanagirter Häuser mit Geld abgefunden; der dänische König wird mit den Landtagen der drei Länder unter der Controlle einer Bundescommission die Verfassungsverhältnisse neu ordnen; dabei soll die Februarverfassung, welche Oesterreich den Ungarn und Kroaten zumuthet, als Maximal-Maß der Gesammtstaatsrechte dienen; die zwei deutschen Großmächte und Dänemark haben sich fest vereint, ihre Vereinbarung nöthigenfalls gegen ganz Europa zu vertheidigen, und Preußen hat sich selbstverständlich unter der Hand der Zustimmung Rußlands versichert. Was würde das übrige Europa zu einer solchen Nachricht sagen? Es würde erstaunen, es würde knirschen, und was die Hauptsache wäre, der Imperator müßte ein gefährliches Spiel wagen oder er müßte, was man so heißt, mit langer Nase abziehen, wenn anders nicht die deutschen Mittelstaaten sich seiner Noth erbarmten und den Bund seinem Willen dienstbar machten.

Aber gerade diejenigen deutschen Staaten, welche nur im großen deutschen Bundesverbande ihre gesicherte Existenz genießen, müßten sie nicht ein solches Arrangement in ihrem eigensten Interesse begrüßen? Was den Bund stärkt, das stärkt sie, und durch jedes neue Loch im europäischen Staatensysteme befahren sie zuerst in den Abgrund zu stürzen. Was könnte aber den Bund, und indirekt die Staatenordnung von ganz Europa, mehr stärken als die Ausdehnung des deutschen Bundes über einen Staat mit so wichtiger Lage an der See, mit Colonien in zwei Welttheilen und der Achtung einer europäischen Macht? Der Bund würde in der öffentlichen Meinung unberechenbar gewinnen. Er würde in seiner neuen Gestalt den Weg zur eigentlichen Weltmacht betreten, und zu unsern Gunsten würde Dänemark seine eigene Bedeutung verfünffachen. Der leidige Dualismus würde sich von selbst abschwächen, und um das

neue europäische Mitglied eine Art Trias sich consolidiren. Allerdings würde so die deutsche Frage in ihrer kleinlichen liberal-juristischen Fassung einfach aus der Welt geschafft werden. Aber mit den neuen Arbeiten würde auch ein neuer Geist in Frankfurt einziehen, der Bund hätte eine zweifellose Lebensversicherung erlangt, und er würde wieder an sich selber glauben lernen. Wenn die Mittelstaaten anders noch eines freien Entschlusses im großen Style fähig sind, so müßten sie um ihrer selbst willen eine solche Wendung nicht nur nachträglich begrüßen, sondern selber mit allen Kräften herbeizuführen suchen. Aber freilich —

Der Schritt ist bis jetzt für eine dänische Unmöglichkeit gehalten worden, weil man der Scandinavisten-Partei viel mehr Stärke und Wurzeln im Volk zugeschrieben hat, als sich nun in Wirklichkeit zeigt. Allerdings wird Dänemark unter allen Umständen manche anderen Auswege zuvor versuchen, aber die Erhaltung der Monarchie in ihrer wesentlichen Integrität ist doch so sehr in der politischen, commerciellen und geographischen Nothwendigkeit begründet, daß endlich auch das einzige Mittel noch versucht werden wird. Ja, die Gerüchte erhalten sich, daß in Kopenhagen der Entschluß schon gefaßt sei, unter Zustimmung der großen Mehrheit des Volkes, und die eilig von Paris ausgegangenen Proteste scheinen zu beweisen, daß dem wirklich so ist oder war. Auf der Londoner Conferenz hat das Parlaments-Kabinet noch seinen verzweifelten Trotz ausgespielt; seitdem aber haben die preußischen Kanonen die scheinbare Allmacht der liberalen Partei gebrochen und ihr Ministerium, das dem König nicht einmal einen Besuch bei der Armee ohne ministerielle Controlle gestatten wollte, ist gestürzt, ohne daß bis jetzt der viel angedrohte Aufruhr in Kopenhagen eingetreten wäre. Schon äußert sich in Paris die heuchlerische Sorge um den „Liberalismus" und die „constitutionelle Staatsform" in Dänemark; bezüglich des französi-

sirenden Scandinavismus aber ist die Besorgniß sehr begründet. Die französischen Winkelzüge haben ihn vorerst zu Grunde gerichtet, und der Verrath Englands und Schwedens hat alles Volk ernüchtert. Auf die dreimaligen Avancen Englands vertrauend hat Dänemark seinen Widerstand auf's Aeußerste getrieben, bis es sich mit kaltem Blut schmählich verlassen sah. Der englische Name ist jetzt auf den Inseln ungleich verhaßter als der deutsche, und ebenso der Name Schwedens, dessen knauserige Erbsch [illegible] lhafter Blöße prostituirt hat. Das neue däni [illegible] es die besonnenen Elemente des Landes repr [illegible] e Zweifel den Schritt wagen, der allein noch [illegible] des Reichs mit oder ohne Theilung Schle [illegible] t vermöchte. Deutschland hat dann die Wahl, [illegible] Dänenkrone in seinem Schooße aufnehmen will; [illegible] d der Scandinavismus mit neuer Wuth err [illegible] est von Dänemark erst recht der Spielball der napoleonischen Intriguen werden.

Freilich ist der Gedanke kühn und groß genug, um von unserer philisterhaften Zeit einfach als eine Phantasterei und politisches Unding abgespeist zu werden. Doch ist er nicht neu. Schon kurz nach 1815 hat Dänemark selber seinen Eintritt in den Bund angeboten; der Bund war aber damals nichts weiter als die deutsche Central-Polizei-Anstalt, und er glaubte nicht, den Wirkungskreis seiner Gensdarmen vergrößern zu müssen. Später hat sich indeß das Schlagwort vom „deutschen Admiralstaat“ förmlich ausgebildet, dessen Rolle eigentlich für Dänemark bestimmt wäre, und eine lange Zeit hindurch war der Eintritt des nördlichen Seestaats in den Bund sogar die Lieblingsidee großdeutscher Politiker. So war es namentlich nach dem unglücklichen Ende, welches der dreijährige Insurrektions-Krieg der Schleswig-Holsteiner vor vierzehn Jahren nahm. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie damals die officiöse „Neue Münchener Zeitung“ in einer Reihe von Artikeln nach-

wies, daß es nur Eine gründliche und für beide Theile glückliche Lösung des traurigen Confliktes gebe, und diese Lösung bestünde in dem Eintritt der dänischen Krone in den deutschen Bund. Auch die Augsb. Allgemeine Zeitung hat damals dieselbe Idee vertreten. Was nun damals wahr gewesen, als die Dänen Sieger waren über die Rebellion und die deutschen Großmächte nicht gegen, sondern für sich hatten — warum soll es heute nicht mehr wahr seyn?

Sagen wir das Warum offen heraus! Weil die großdeutsche Idee, welche damals triumphirte, jetzt am Erlöschen ist wie ein abgebranntes Licht; weil der revolutionäre Nationalitäten-Schwindel, welcher damals niedergeschlagen war, jetzt wieder dominirt; weil der Nationalverein, der damals auf den Festungen consignirt war, jetzt wieder terrorisirt; weil die kleindeutsche Politik Preußens, die damals den Weg nach Olmütz studirte, jetzt auf den grünen Zweig gekommen ist; weil endlich seitdem die Maulwurfsarbeit des Imperators die Grundlagen des europäischen Staatensystems unterwühlt und zerfressen hat, und weil Niemand mehr an gemeinsamen Widerstand, sondern Jeder nur daran denkt, aus dem Einsturz seinen Vortheil zu ziehen. Es ist kurz gesagt die Physiognomie der allgemeinen Auflösung!

Man kann an dem voraussichtlichen Schicksal des dänischen Angebots in der That die wahre Lage der Dinge in Deutschland handgreiflich erproben. Für Preußen z. B. könnte nichts Unangenehmeres passiren als der Antrag Dänemarks, selber in den Bund eintreten zu wollen, und eine kurz angebundene Abweisung wäre in Berlin gewiß. Natürlich! Der Bund darf ja nicht größer, sondern er muß kleiner werden; schon die zwei europäischen Mächte passen nicht in den Bund, geschweige denn drei; weil Oesterreich nicht ein „reindeutsches“ Element ist, so muß es früher oder später aus dem Bund hinausrücken, wie könnte nun vollends Dänemark aufgenommen werden? Der

deutsche Bund der Zukunft muß strikte auf die Grenzen der deutschen Zunge unter preußischer Führung eingeengt seyn, und er darf daher um keinen Preis eine Bedeutung gewinnen, welche dieses Ziel durchkreuzen würde. Mit Einem Wort: der Eintritt Dänemarks in den Bund wäre ein eminent großdeutsches Interesse, wie die Zerstückelung Dänemarks nach der Nationalitäts- und Sprachengrenze oder gemäß eines sogenannten Volkswillens ein eminent kleindeutsches und beziehungsweise napoleonisches In[illegible]ßten sonderbare Bekehrungen in Berlin vor s[illegible]t die letztere Maßregel allein dem Dogma v[illegible] weitern Bund entsprechend gefunden würde, [illegible] von andern, annoch verdeckt gehaltenen Son[illegible] eroberten Lande.

Aber Oeste[illegible]ittelstaaten, sollten sie nicht einer ihren Existe[illegible]in entsprechenden Lösung des Conflikts mit off[illegible]rmen entgegen kommen? Beide Theile haben ein gleich dringendes Interesse an der wesentlichen Erhaltung des europäischen Staatensystems, das durch den Eintritt Dänemarks in den Bund ebenso sehr befestigt, wie es durch die Zerstückelung der alten Monarchie an einer empfindlichen Stelle neuerdings durchlöchert und untergraben würde. Oesterreich ist mit Preußen, aber nicht mit denselben Absichten in den Kampf gezogen, in Wien hat man die herrschende Kopenhagener Partei, in Berlin hat man den König Christian selber bekriegt; beide Mächte wollten die Beseitigung des Augustenburgers, aber Oesterreich wollte dieß um die alte Monarchie am Sund zu erhalten, Preußen wollte es um seiner Sonderabsichten willen. Es ist sonach unverkennbar, daß in der Zerstückelung Dänemarks das gerade Widerspiel der europäischen Politik Oesterreichs triumphiren würde. Für beide Theile ist es ferner eine Lebensfrage, daß der Bund als solcher gestärkt aus der schweren Krisis hervorgehe. Dieß geschieht und die Lösung erfolgt im großdeutschen Sinn, wenn der Bund

um einen europäischen König, es geschieht nicht und die Lösung erfolgt im kleindeutschen Sinn, wenn der Bund um einen Nationalvereins-Herzog oder um eine preußische Provinz oder um beides zumal reicher wird. Der Imperator, der National-Verein, und Alles was der Fahne des heidnischen Nationalitäten-Schwindels folgt, beweist durchaus richtigen Takt in der Verhöhnung der Idee vom Eintritt Dänemarks in den Bund; werden auch Oesterreich und die Mittelstaaten ihrerseits richtigen Takt beweisen? Wer kann noch daran glauben!

Vielleicht denken sie im Herzen ganz correkt, aber correkt zu handeln hindert sie die Furcht. Die öffentliche Meinung hat sich nun einmal für das angebliche Recht des Augustenburgers in den Harnisch geworfen, und diesem Schreckbild der „ganzen Nation" weiß nur der starke Egoismus Preußens zu trotzen oder unter Umständen sich damit abzufinden. Seitdem aber unser Großdeutschthum von Popularitätssucht verblendet und unverständig genug war, seinen Todfeinden eine „öffentliche Meinung" gegen sich selber und gegen die eigene Existenz schaffen zu helfen, seitdem hat bei uns im Grunde alle Freiheit der Entschließungen aufgehört. Wollte Oesterreich auch einen letzten Versuch machen, seiner bessern Einsicht Nachdruck zu verleihen, so würde es von den Mittelstaaten von vornherein verlassen seyn. Das weiß man in Wien, und man wird den Versuch lieber gar nicht machen; man wird in Geduld Alles hinnehmen, was da kommen mag.

Ja, nicht einmal der Eintritt Schleswigs dürfte von Preußen dem Bunde vergönnt werden. Naheliegende Sonderinteressen Preußens können es erheischen, daß Schleswig, sei es ganz oder getheilt, nicht deutsches Bundesland werde; und sollte sich gegen ein solches Verfahren doch selbst die öffentliche Meinung bei uns empören, so wird man sie in Berlin auf das zweite eherne Gesetz hinweisen, das wir uns auf den Hals geladen haben: auf das Stirnrunzeln des Imperators. Wenn der

Eintritt von ganz Dänemark in den deutschen Bund eine schreiende Verletzung der Verträge von 1815 wäre, so wäre es der Eintritt Schleswigs natürlich nicht viel weniger. Und merkwürdig verstößt auch in dieser Hinsicht nur die großdeutsche Idee gegen die Ansicht des Imperators, die kleindeutsche aber keineswegs.

Wie dann schließlich die Sache des Bundes und die der Mittelstaaten als [illegible] nach geschehener Zerstückelung Dänemarks [illegible] hat man jetzt schon einen Vorgeschmack. [illegible] gehenden Absichten Preußens auf Schleswig [illegible] einmal erklärt, und schon vernimmt man [illegible] prache gegenüber dem „dritten Deutschland“, [illegible] erhört worden ist. Freilich ist diese Sprach[illegible] e, meisterhaft kurz angebundene Verfahren [illegible] struppen in Holstein zugleich ein beruhigender [illegible] daß die schreckhaften Gerüchte über die Herstellung der „heiligen Allianz“ zu Kissingen und Karlsbad hohle Fabeleien waren. Preußen könnte nicht so auftreten, wenn es auch nur mit Oesterreich allein, weiter als die äußerste Noth gebietet, einig und intim wäre. Wenn man aber in Wien dem Allem ruhig zuschaut, so liegt darin der weitere Beweis, daß dort das neue Präjudiz, das aus den deutsch-dänischen Friedensverhandlungen hervorgehen wird, zum voraus niederdrückend wirkt. Ja, man empfängt den Eindruck, als ob der preußische Einfluß jetzt schon auf allen Punkten triumphire, und als ob Oesterreich jetzt schon darauf verzichtet habe, diesem Einflusse das deutsche Terrain ferner streitig zu machen. Das und nichts weiter hat aber Bismarks unvergeßliche Note vom 24. Januar verlangt.

Daß eine Vorahnung dieses österreichischen Rückzugs auch bereits in weiteren Kreisen sich fühlbar macht, scheint die Thatsache zu bezeugen, daß plötzlich wieder wie 1859 die Herolde der Trias auftauchen, dießmal aber mit der bemerkenswerthen

Modification, daß sie als die oberste Voraussetzung des „dritten Deutschland" dessen Anlehnung an die französische Allianz verkünden. Davon hat freilich von 1859 bis zur schleswig-holsteinischen Krisis nie ein Sterbenswörtlein sich verrathen. Erst jetzt wagt sich die wahre Herzensmeinung an's Licht, zum Beweis daß wir bereits in einem Taumel leben, der an die alte Sentenz erinnert: quem Deus vult perdere, eum dementat. In diesem Taumel vergißt man sogar die Thatsache, daß Napoleon III. ja vollständig bereit war, für die dänische Integrität gemeinsam mit England in Aktion zu treten. Er hat sich dafür in London, neben der Bürgschaft des ernstlichen Vorangehens von Seite Englands, als Lohn nur das linke Rheinufer oder wenigstens die berühmten Grenzen von 1814 ausbedungen. England hat sich zurückgezogen, weil es nicht mit seiner eigenen Flotte dem Imperator die Rheingrenze und die Anwartschaft auf Belgien zu erkämpfen helfen wollte, und deßhalb ist auch Er zu Hause geblieben. Indem aber England die dänische Sache sich selbst überließ, und allmählig zu der Cobden'schen Lehre übergeht, wornach man in London außer dem Geld unserer Länder und außer dem großen Garibaldi weiter kein Interesse an den politischen Händeln des Continents besitzt, ist von der englischen Politik nicht nur Dänemark, sondern eventuell doch auch unser Rhein aufgegeben.

Das hätte man bei uns aus den berüchtigten Debatten des Parlaments über den Verrath an Dänemark lernen können. Anstatt dessen träumt nicht bloß die Fröbel'sche Schule, deren Meister am Ellenbogen des Wiener Ministeriums sitzt, von einer ernstlichen Aenderung, die seit 1859 in der Politik des Imperators zu unsern Gunsten sich vollzogen habe. Man glaubt ihm heißen Dank dafür zu schulden, daß er uns die Zerstückelung Dänemarks ungestört erlauben will; und man übersieht in gutmüthiger Vertrauensseligkeit, daß dieselbe eben insoferne mit seinem Wunsche und seiner unverrückbaren Absicht

übereinkommt, als es ihm völlig gleichgültig ist, ob er mit Hülfe Englands oder Preußens oder der deutschen Mittelstaaten zu seinem Ziele gelangt, wenn ihm nur der Weg zum Ziele nicht verlegt wird.

Durch den Eintritt Dänemarks in den Bund geschähe diese Verlegung, und allein nur dadurch. Vorbei wäre es dann mit dem napoleonischen Lieblingsgedanken einer scandinavischen Union, vorbei mit der Aussicht auf Einmischung in eine deutsche Sonderbündelei. [illegible] n Weise kann die Wiener Conferenz es h[illegible] Schluß des ersten Aktes bringen; der Kampf [illegible], um auf den innern Grimm sich zurückzuziehe[illegible]sten Drehung des europäischen Windes wieder l[illegible]n ist die napoleonische Presse so einstimmig in [illegible] „politische Unding", wovon schlechthin keine [illegible]; sie schämt sich sogar nicht die Verträge vo[illegible]egen anzurufen! Ohne Zweifel ist es mit dieser drohenden Sprache auch wirklich ernst. Die nebelhaften Velleitäten von Kissingen und Karlsbad fürchtet man in Paris nur zum Schein, man benützt sie bloß, um England aus seiner fauligen Geldsack-Ruhe aufzuscheuchen; aber wenn von Deutschland, unter dem Beifall Rußlands und dem verlegenen Zunicken Englands, ein erster realer Versuch ausginge, der europäischen Verwirrung einen Damm zu setzen und das europäische Staatensystem neu zu befestigen — dann würde man denselben allerdings sehr ernstlich fürchten. Wir machen uns, wie gesagt, keine Illusion, um so weniger als sich ja bei uns seit einigen Monaten die öffentliche Meinung über den Imperator auf den Kopf zu stellen beginnt. Aber eine Erinnerung verdient die Thatsache doch, daß auch bei den Wiener Verhandlungen wieder die „napoleonische Frage" mit entschieden werden wird.

Und ebenso die große deutsche Frage! Findet Oesterreich den seit der Londoner Conferenz verlorenen Faden seiner Politik

nicht unerwartet wieder, dann können die tiefgreifendsten Folgen für alle deutschen Verhältnisse nicht ausbleiben. Nach zwei so gewaltigen Niederlagen, wie die Annahme des Handelsvertrags und die Zerstückelung Dänemarks, kann Oesterreichs Stellung zu Deutschland unmöglich noch dieselbe seyn wie vorher. Man wird das preußische Uebergewicht wohl oder übel anerkennen müssen, und da die Bekämpfung des preußischen Einflusses seit sechszehn Jahren die eigentliche Seele der österreichischen Politik war, so würde die Veränderung nothwendig eine gründliche seyn müssen.

Daß Oesterreich sich im Beginne der Krisis mit Preußen vereinigt hat, war ein unschätzbares Verdienst — denn wer weiß, wie es sonst in Deutschland und Europa jetzt aussähe; und heute noch wäre es das größte deutsche Misere, größer als der entschiedenste Sieg des Hrn. von Bismark, wenn die zwei Großmächte sich wieder veruneinigten. Daß dann Oesterreich im Verlauf die strenge Linie nicht einzuhalten vermochte, war ein Unglück, an dem die dänische Bockbeinigkeit die eigentliche Schuld trägt. Kann jetzt die Calamität nicht im letzten Augenblicke noch gut gemacht werden, dann werden unsern Großdeutschen über das was sie seit acht Monaten gethan haben, die Augen aufgehen, wenn es zu spät ist.

Den 25 Juli 1864.

XIII.

Aus meinem Tagebuch.

Die Debatte der Freiburger Charakterköpfe.

(Schluß.)

Das lebhafter werdende Gespräch brachte mich von Gfrörers Grab zu den Lebendigen zurück. Die Unterhaltung drehte sich um die Presse, besonders um die Tagespresse. Außer den Herren Bader, Herder, Buß, Stolz, Doktor Braun, Alzog und einigen mir noch Unbekannten, führte das große Wort ein alter Herr mit schneeweißen Hauptharen und einem eisgrauen Schnurrbärtchen, mit hellem Auge und einer so mildfreundlichen Physiognomie, wie nur ein im Dienste Christi zugebrachtes langes Leben sie zu verleihen vermag. Der Greis sprach lebhaft; jeder Satz, jede Geberde beurkundete den Mann von feiner Erziehung, und — was mindestens in meinen Augen noch mehr bedeutet, — den Mann von klaren, scharf ausgeprägten Grundsätzen. Auch ihn kennen die Katholiken Deutschlands und der Schweiz als einen Ritter ohne Furcht und Tadel, sie kennen ihn seit Jahrzehnten, den alt gewordenen aber jugendlichen Herzens gebliebenen — Freiherrn Heinrich von Andlaw.

„Meine Herren", erwiderte er, auf ein Klagelied des Verlagsbuchhändlers eingehend, „meine Herren, es ist wohl sehr natürlich und begreiflich, daß die Gegner Christi und der heiligen

Kirche ihr Möglichstes leisten, um ihrem Hasse, ihren Irrthümern und ihren Vorurtheilen auch auf literarischem Wege in den Häusern und Herzen des Volkes Eingang zu verschaffen. Und die Macht der Gegner Christi ist größer, als in einem der verflossenen Jahrhunderte. Am zahlreichsten sind sie vertreten in den Reihen der Bourgeoisie, bei dem allerdings zusehends untergehenden, derzeit aber noch etwas behäbigen Mittelstande. Gerade diese Classe der Gesellschaft hat die politische Gewalt in ihren Händen; im engen Bunde mit der verschollenen, aber faktisch nur allzu fühlbar vorhandenen Büreaukratie, herrscht sie in den Kammern, in Beamten-Collegien, in den Gemeindevertretungen; sie gebietet über die Kassen des Staates und der Gemeinden, sie maßregelt und bevormundet das Volk in allen Sphären des öffentlichen Lebens. Sie gebietet über den größern Theil der Presse, insbesondere über die Tagespresse. Wie diese Presse beschaffen ist, was sie im Dienste der Lüge und des Irrthumes anstrebt, dieß wissen wir Alle, meine Herren. Wir erleben z. B. bei uns Tag für Tag, mit welchem Ingrimme wider alle positive Religion sie das Projekt befürwortet, die Geistlichkeit selbst aus der Volksschule hinauszudrängen, das heißt, dem christlichen Geiste der Jugenderziehung ein Ende zu machen. Aus den Zöglingen unserer sogenannten höheren Bürgerschulen, unserer Gymnasien, Lyceen und Universitäten rekrutirt sich die Loge; nunmehr soll ganz Baden gleichsam eine enorme Loge werden, in welcher das Wuthgeheul der Majorität mit der Zeit jede Stimme des positiven Glaubens erstickt. Der Presse des Maurerthums, vor allem der Tages- und der Unterhaltungspresse derselben müssen wir nicht bloß abwehrend entgegentreten, sondern sie durch entgegengesetzte Leistungen überflügeln. — Dieß muß geschehen!"

„Billigen Sie solch ein feudales und ultramontanes Gerede"? fragte flüsternd mein Nachbar. „Herr Rath Blech! man muß auch entgegengesetzte Meinungen hören können. Ich bin tolerant". „Tolerant? Ja, das bin ich auch", replicirte der Rath, „das bin ich in vielen Fällen sehr; ich muß es seyn, Sie wissen schon warum. Erst vorgestern habe ich einem bedrängten Bruder zwei Louisdors Verzugszinsen nachgelassen, war das keine Toleranz? Ich bin und bleibe tolerant, nur nicht gegen Andersdenkende, nicht gegen Ul-

sirenden Scandinavismus aber ist die Besorgniß sehr begründet. Die französischen Winkelzüge haben ihn vorerst zu Grunde gerichtet, und der Verrath Englands und Schwedens hat alles Volk ernüchtert. Auf die dreimaligen Avancen Englands vertrauend hat Dänemark seinen Widerstand auf's Aeußerste getrieben, bis es sich mit kaltem Blut schmählich verlassen sah. Der englische Name ist jetzt auf den Inseln ungleich verhaßter als der deutsche, und ebenso der Name Schwedens, dessen knauserige Erbschleicherei sich in eckelhafter Blöße prostituirt hat. Das neue dänische Kabinet, welches die besonnenen Elemente des Landes repräsentirt, kann ohne Zweifel den Schritt wagen, der allein noch die Zerstückelung des Reichs mit oder ohne Theilung Schleswigs zu verhindern vermöchte. Deutschland hat dann die Wahl, ob es die uralte Dänenkrone in seinem Schooße aufnehmen will; wo nicht, so wird der Scandinavismus mit neuer Wuth erwachen und der Rest von Dänemark erst recht der Spielball der napoleonischen Intriguen werden.

Freilich ist der Gedanke kühn und groß genug, um von unserer philisterhaften Zeit einfach als eine Phantasterei und politisches Unding abgespeist zu werden. Doch ist er nicht neu. Schon kurz nach 1815 hat Dänemark selber seinen Eintritt in den Bund angeboten; der Bund war aber damals nichts weiter als die deutsche Central-Polizei-Anstalt, und er glaubte nicht, den Wirkungskreis seiner Gensdarmen vergrößern zu müssen. Später hat sich indeß das Schlagwort vom „deutschen Admiralstaat“ förmlich ausgebildet, dessen Rolle eigentlich für Dänemark bestimmt wäre, und eine lange Zeit hindurch war der Eintritt des nördlichen Seestaats in den Bund sogar die Lieblingsidee großdeutscher Politiker. So war es namentlich nach dem unglücklichen Ende, welches der dreijährige Insurrektions-Krieg der Schleswig-Holsteiner vor vierzehn Jahren nahm. Ich erinnere mich noch sehr wohl, wie damals die officiöse „Neue Münchener Zeitung“ in einer Reihe von Artikeln nach-

wann wird der vierte Stand, das Proletariat jeglicher Sorte, herfallen über die Raubritter und Burgenbesitzer der modernen Welt, nämlich über die Capitalisten und Fabrikanten, wann, wie und wo? — Wann? vielleicht bälder als man ahnt; laßt nur ein paar Jährlein Mißwachs eintreten. Wie? wie Lassalle selbst in seiner Wuth über Schulze-Delitzsch mit seinen nationalökonomisch erlogenen Abschlagszahlungen. Wo? jedenfalls in Frankreich und jedenfalls eher in Nordeuropa, wo der Magen stärkere Forderungen macht, als in Südeuropa. Wird nun kein Halt geboten, dann bringt der vierte Stand durch Blutströme und Flammenmeere zum Siege vor, um einen fünften Stand nur zu bald sich gegenüber zu sehen. Das alte Spiel erneuert sich, es dauert so lange fort, bis der letzte Proletarier den letzten Bourgeois der Zukunft erwürgt, und bis unser Herrgott einmal genug hat und das gesammte irdische Jammerthal mit einem Fußtritte in die Rumpelkammer des Weltalls schleudert"!

„Beachten Sie doch um Gotteswillen diese gemeinen Ausdrücke", flüsterte Rath Blech mir zu. „Ist es nicht arg, in der Nähe eines so ungebildeten und pöbelhaften Menschen auch nur zu athmen"?

„Numero Zwei", schloß der heimlich Gebrandmarkte, „wird dem hereinbrechenden Gräuel der Verwüstung ein dauerhaftes Halt entgegengerufen von keiner Armee der Welt, von keinem Monitor, keiner Gußstahlkanone. Nur Eine Macht kann und wird Halt gebieten, nur Eine hat eine sichere Zukunft für sich: die Kirche. Durchdenken Sie die Volksernährungsfrage in all ihren Höhen und Tiefen, die Ahnungen der richtigen Lösung weisen alle auf das Kreuz hin, auf dasselbe Kreuz, welches unseren dem Untergange geweihten Geldsackseelen als eine Thorheit erscheint. Die Kirche wird die Gesellschaft retten, wie schon mehrmals; schon jetzt muß die Aufgabe der christlichen Presse zumeist den Volkszuständen der Gegenwart und den Gefahren der Zukunft gewidmet seyn. Der edle Freiherr hat Recht: wir müssen der schlechten Presse eine bessere entgegensetzen. Wir werden um so eher siegen, je eifriger jeder Gutgesinnte in seinem Kreise und für sein Vermögen auch die Presse unterstützt. Darum, meine Herren: haltet christliche Zeitungen und Zeitschriften, verbreitet dieselben in allen

deutsche Bund der Zukunft muß strikte auf die Grenzen der deutschen Zunge unter preußischer Führung eingeengt seyn, und er darf daher um keinen Preis eine Bedeutung gewinnen, welche dieses Ziel durchkreuzen würde. Mit Einem Wort: der Eintritt Dänemarks in den Bund wäre ein eminent großdeutsches Interesse, wie die Zerstückelung Dänemarks nach der Nationalitäts- und Sprachengrenze oder gemäß eines sogenannten Volkswillens ein eminent kleindeutsches und beziehungsweise napoleonisches Interesse ist. Es müßten sonderbare Bekehrungen in Berlin vor sich gehen, wenn nicht die letztere Maßregel allein dem Dogma vom engern und weitern Bund entsprechend gefunden würde, ganz abgesehen von andern, annoch verdeckt gehaltenen Sonderabsichten mit dem eroberten Lande.

Aber Oesterreich und die Mittelstaaten, sollten sie nicht einer ihren Existenzbedingungen allein entsprechenden Lösung des Conflikts mit offenen Armen entgegen kommen? Beide Theile haben ein gleich dringendes Interesse an der wesentlichen Erhaltung des europäischen Staatensystems, das durch den Eintritt Dänemarks in den Bund ebenso sehr befestigt, wie es durch die Zerstückelung der alten Monarchie an einer empfindlichen Stelle neuerdings durchlöchert und untergraben würde. Oesterreich ist mit Preußen, aber nicht mit denselben Absichten in den Kampf gezogen, in Wien hat man die herrschende Kopenhagener Partei, in Berlin hat man den König Christian selber bekriegt; beide Mächte wollten die Beseitigung des Augustenburgers, aber Oesterreich wollte dieß um die alte Monarchie am Sund zu erhalten, Preußen wollte es um seiner Sonderabsichten willen. Es ist sonach unverkennbar, daß in der Zerstückelung Dänemarks das gerade Widerspiel der europäischen Politik Oesterreichs triumphiren würde. Für beide Theile ist es ferner eine Lebensfrage, daß der Bund als solcher gestärkt aus der schweren Krisis hervorgehe Dieß geschieht und die Lösung erfolgt im großdeutschen Sinn, wenn der Bund

Presse besteht, und dreifach wahr, daß wir Alles daran setzen müssen, um auch auf dem literarischen Gebiete über das moderne Heidenthum den Sieg davon zu tragen. Wir müssen Alles daran setzen, im Interesse der streitenden Kirche auf Erden, im wohlverstandenen Interesse des Volkes. Hören Sie mein ganzes Laiencredo. Auch in der Presse muß Tag für Tag darauf hingearbeitet werden, daß die Kirche überall und allenthalben vom Polizeistaate und Absolutismus jeder Art sich emancipirt, daß sie überall und allenthalben mit der ächten Freiheit, mit dem Rechtsstaate marschirt, dessen Idee wahrhaft über all die vorhandenen Nachtwächter-Ideen vom Staate hinausgeht. Man muß dem Volke zunächst den Staar stechen, damit es Worte von Thaten, seine aufdringlichen Führer und angeblichen Beglücker von seinen ehrlichen Freunden unterscheiden lernt. Statt Hie Welf, Hie Ghibellinen lautet das Feldgeschrei heutzutage immer deutlicher: Hie Capital, Hie Christus. Wenn" —

„Allein das wird doch zu lang; ich liebe die Gespenster des Socialismus nicht, schon der Vorredner hat solche heraufbeschworen!" erklärte Professor Stolz etwas spitzig. „Das erste vernünftige Wort, das ich in meinem Leben von Alban Stolz vernommen!" raunte mir Herr Rath Blech ins Ohr und machte ein geistreiches Gesicht.

„Was aber wollen denn Sie, Herr Professor?" näselte ein baumlanger, als Journalist durch Witz und Bosheit sich bedeutend auszeichnender Repetitor: „Sie, der mit wirklichen Gespenstern auf vertrautem Fuße steht, sollten die Gespenster des Socialismus scheuen? Dieser Widerspruch wäre unbegreiflich, unverzeihlich. Für Ihre Person hätten Sie selbst den plumpsten Communismus nicht zu fürchten, und wissen Sie auch weßhalb? Weil Sie selber das Urbild eines Lumpen darstellen, eines Lumpen im christlichen Sinne, der für seine Person nicht einmal einen ordentlichen Hut aufbringt!" Die Herren lachten, der Abgetrumpfte lachte mit, Direktor Maas vollendete seine Rede:

„Gut, meine Herren, ich will kurz seyn und mich darauf beschränken, mein Laiencredo nur bezüglich der Presse auszusprechen. Ich glaube, daß die Apostel selbst Leitartikel, Flugblätter und ächte Volksschriften in Masse abgefaßt und colportirt hätten, falls die Presse Anno 63 eine so respectable Macht gewesen wäre wie jetzt

Eintritt von ganz Dänemark in den deutschen Bund eine schreiende Verletzung der Verträge von 1815 wäre, so wäre es der Eintritt Schleswigs natürlich nicht viel weniger. Und merkwürdig verstößt auch in dieser Hinsicht nur die großdeutsche Idee gegen die Ansicht des Imperators, die kleindeutsche aber keineswegs.

Wie dann schließlich die Sache des Bundes und die der Mittelstaaten als ihrer Vertreter nach geschehener Zerstückelung Dänemarks dastehen wird, davon hat man jetzt schon einen Vorgeschmack. Noch sind die weiter gehenden Absichten Preußens auf Schleswig und Holstein nicht einmal erklärt, und schon vernimmt man aus Berlin eine Sprache gegenüber dem „dritten Deutschland“, wie sie zuvor kaum erhört worden ist. Freilich ist diese Sprache und das parallele, meisterhaft kurz angebundene Verfahren mit den Bundestruppen in Holstein zugleich ein beruhigender Beweis, daß die schreckhaften Gerüchte über die Herstellung der „heiligen Allianz“ zu Kissingen und Karlsbad hohle Fabeleien waren. Preußen könnte nicht so auftreten, wenn es auch nur mit Oesterreich allein, weiter als die äußerste Noth gebietet, einig und intim wäre. Wenn man aber in Wien dem Allem ruhig zuschaut, so liegt darin der weitere Beweis, daß dort das neue Präjudiz, das aus den deutsch-dänischen Friedensverhandlungen hervorgehen wird, zum voraus niederdrückend wirkt. Ja, man empfängt den Eindruck, als ob der preußische Einfluß jetzt schon auf allen Punkten triumphire, und als ob Oesterreich jetzt schon darauf verzichtet habe, diesem Einflusse das deutsche Terrain ferner streitig zu machen. Das und nichts weiter hat aber Bismarks unvergeßliche Note vom 24. Januar verlangt.

Daß eine Vorahnung dieses österreichischen Rückzugs auch bereits in weiteren Kreisen sich fühlbar macht, scheint die Thatsache zu bezeugen, daß plötzlich wieder wie 1859 die Herolde der Trias auftauchen, dießmal aber mit der bemerkenswerthen

Neutralisation, daß sie als die oberste Voraussetzung des „dritten Deutschland“ dessen Anlehnung an die französische Allianz verkünden. Davon hat freilich von 1859 bis zur schleswig-holsteinischen Krisis nie ein Strebenswörtlein sich verrathen. Erst jetzt wagt sich die wahre Herzensmeinung an's Licht, zum Beweis daß wir bereits in einem Taumel leben, der an die alte Sentenz erinnert: quem Deus vult perdere, eum dementat. In diesem Taumel vergißt man sogar die Thatsache, daß Napoleon III. ja vollständig bereit war, für die dänische Integrität gemeinsam mit England in Aktion zu treten. Er hat sich dafür in London, neben der Bürgschaft des ernstlichen Vorangehens von Seite Englands, als Lohn nur das linke Rheinufer oder wenigstens die berühmten Grenzen von 1814 ausbedungen. England hat sich zurückgezogen, weil es nicht mit seiner eigenen Flotte dem Imperator die Rheingrenze und die Anwartschaft auf Belgien zu erkämpfen helfen wollte, und deßhalb ist auch Er zu Hause geblieben. Indem aber England die dänische Sache sich selbst überließ, und allmählig zu der Cobden'schen Lehre übergeht, wornach man in London außer dem Geld unserer Länder und außer dem großen Garibaldi weiter kein Interesse an den politischen Händeln des Continents besitzt, ist von der englischen Politik nicht nur Dänemark, sondern eventuell doch auch unser Rhein aufgegeben.

Das hätte man bei uns aus den berüchtigten Debatten des Parlaments über den Verrath an Dänemark lernen können. Anstatt dessen träumt nicht bloß die Fröbel'sche Schule, deren Meister am Ellenbogen des Wiener Ministeriums sitzt, von einer ernstlichen Aenderung, die seit 1859 in der Politik des Imperators zu unsern Gunsten sich vollzogen habe. Man glaubt ihm heißen Dank dafür zu schulden, daß er uns die Zerstückelung Dänemarks ungestört erlauben will; und man übersieht in gutmüthiger Vertrauensseligkeit, daß dieselbe eben insoferne mit seinem Wunsche und seiner unverrückbaren Absicht

übereinkommt, als es ihm völlig gleichgültig ist, ob er mit Hülfe Englands oder Preußens oder der deutschen Mittelstaaten zu seinem Ziele gelangt, wenn ihm nur der Weg zum Ziele nicht verlegt wird.

Durch den Eintritt Dänemarks in den Bund geschähe diese Verlegung, und allein nur dadurch. Vorbei wäre es dann mit dem napoleonischen Lieblingsgedanken einer scandinavischen Union, vorbei mit der Aussicht auf Einmischung in eine deutsche Sonderbündelei. In jeder andern Weise kann die Wiener Conferenz es höchstens zu einem Schluß des ersten Aktes bringen; der Kampf wird unterbrochen, um auf den innern Grimm sich zurückzuziehen und bei der nächsten Drehung des europäischen Windes wieder loszubrechen. Darum ist die napoleonische Presse so einstimmig in der Furie über das „politische Unding“, wovon schlechthin keine Rede seyn könnte; sie schämt sich sogar nicht die Verträge von 1815 dagegen anzurufen! Ohne Zweifel ist es mit dieser drohenden Sprache auch wirklich ernst. Die nebelhaften Velleitäten von Kissingen und Karlsbad fürchtet man in Paris nur zum Schein, man benützt sie bloß, um England aus seiner fauligen Geldsack-Ruhe aufzuscheuchen; aber wenn von Deutschland, unter dem Beifall Rußlands und dem verlegenen Zunicken Englands, ein erster realer Versuch ausginge, der europäischen Verwirrung einen Damm zu setzen und das europäische Staatensystem neu zu befestigen — dann würde man denselben allerdings sehr ernstlich fürchten. Wir machen uns, wie gesagt, keine Illusion, um so weniger als sich ja bei uns seit einigen Monaten die öffentliche Meinung über den Imperator auf den Kopf zu stellen beginnt. Aber eine Erinnerung verdient die Thatsache doch, daß auch bei den Wiener Verhandlungen wieder die „napoleonische Frage“ mit entschieden werden wird.

Und ebenso die große deutsche Frage! Findet Oesterreich den seit der Londoner Conferenz verlorenen Faden seiner Politik

Winzigkeit selbst vollkommen überein, nämlich im begeisterten Lobe des Doktors Janssen in Frankfurt, dieses rasch sich emporarbeitenden ächten Priesters der Klio. Janssen zählt zu den noch wenig Zahlreichen, von welchen es dereinst heißen wird, sie hätten in unserer zerfahrenen und tendenzwüthigen Zeit der deutschen Geschichtschreibung ihre Ehre gerettet. Schon Janssens jüngste Schrift: „Schiller als Historiker" wäre hinreichend, dem Verfasser einen ehrenvollen Namen zu sichern; allein er ahmt dem Fleiß seines Meisters nach und seine Leistungen werden durchgreifen, mögen die heute noch tonangebenden Geschichtsbaumeister und Hofdemagogen des Gothaismus ihr Ja und Amen dazu sprechen oder nicht sprechen.

Wir stießen an auf Janssens Wohl und waren fröhlich mit den Fröhlichen. Plötzlich rief an einem Tische eine köstliche Schnurre, welche Direktor Unmaaß zum Besten gegeben, ein schallendes Gelächter hervor. Unter den Lachenden fiel mir ein geistlicher Herr auf, welchen meine, hier der harmlosen Spionage geweihten, Augen sich schon früher zu einem Gegenstande der Beobachtung auserlesen hatten. Der Herr lag nämlich in unaufhörlicher Fehde mit dem „wilden Aschanti", und zwar stets über Punkte der Moral; er vertrat in der gemüthlichsten Weise von der Welt den rigorosesten Rigorismus, während der „wilde Aschanti" zwar nicht für den Laxismus, wohl aber für die Casuisten seine Lanzen dröhnend brach. Der Herr — man nannte ihn gleichfalls Direktor — hatte seine ursprüngliche Amtsmiene vollständig abgelegt und als froher Gesellschafter sich entpuppt. Er scherzte, schmauchte Stinkaderos; die er wahrscheinlich für ächte Havannahs hielt, nahm ungeheure Prisen aus einer silbernen Tabatiere, welche er fleißig herumreichte, und schlürfte dazu manchen guten Schluck aus dem perlenden Glase. Die Schnurre des Doktor Maas brachte ihn um die gemessene Würde, welche er selbst dem heillosen Registrator gegenüber stets in einem gewissen Grade behauptete. Er warf seine langen Arme wie die Flügel einer Windmühle herum und schnalzte mit den Fingern; sein Oberleib wogte auf und ab und hin und her gleich einer von der Windsbraut erfaßten Pappel; er lachte dermaßen herzlich, wie man es selten zu sehen und zu hören bekommt.

„Bitte, wer ist denn dieser so fröhliche Claqueur?" fragte ich leise meinen Nachbarn. „Ein Hauptmann", flüsterte Rath Blech

XIII.

Aus meinem Tagebuch.

Die Debatte der Freiburger Charakterköpfe.

(Schluß)

Das lebhafter werdende Gespräch brachte mich von Gfrörers Grab zu den Lebendigen zurück. Die Unterhaltung drehte sich um die Presse, besonders um die Tagespresse. Außer den Herren Bader, Herder, Buß, Stolz, Doktor Braun, Alzog und einigen mir noch Unbekannten, führte das große Wort ein alter Herr mit schneeweißen Haupthaaren und einem eisgrauen Schnurrbärtchen, mit hellem Auge und einer so mildfreundlichen Physiognomie, wie nur ein im Dienste Christi zugebrachtes langes Leben sie zu verleihen vermag. Der Greis sprach lebhaft; jeder Satz, jede Geberde beurkundete den Mann von feiner Erziehung, und — was mindestens in meinen Augen noch mehr bedeutet, — den Mann von klaren, scharf ausgeprägten Grundsätzen. Auch ihn kennen die Katholiken Deutschlands und der Schweiz als einen Ritter ohne Furcht und Tadel, sie kennen ihn seit Jahrzehnten, den alt gewordenen aber jugendlichen Herzens gebliebenen — Freiherrn Heinrich von Andlaw.

„Meine Herren", erwiderte er, auf ein Klagelied des Verlagsbuchhändlers eingehend, „meine Herren, es ist wohl sehr natürlich und begreiflich, daß die Gegner Christi und der heiligen

Kirche ihr Möglichstes leisten, um ihrem Hasse, ihren Irrthümern und ihren Vorurtheilen auch auf literarischem Wege in den Häusern und Herzen des Volkes Eingang zu verschaffen. Und die Macht der Gegner Christi ist größer, als in einem der verflossenen Jahrhunderte. Am zahlreichsten sind sie vertreten in den Reihen der Bourgeoisie, bei dem allerdings zusehends untergehenden, derzeit aber noch etwas behäbigen Mittelstande. Gerade diese Classe der Gesellschaft hat die politische Gewalt in ihren Händen; im engen Bunde mit der verschollenen, aber faktisch nur allzu fühlbar vorhandenen Büreaukratie, herrscht sie in den Kammern, in Beamten-Collegien, in den Gemeindevertretungen; sie gebietet über die Kassen des Staates und der Gemeinden, sie maßregelt und bevormundet das Volk in allen Sphären des öffentlichen Lebens. Sie gebietet über den größern Theil der Presse, insbesondere über die Tagespresse. Wie diese Presse beschaffen ist, was sie im Dienste der Lüge und des Irrthumes anstrebt, dieß wissen wir Alle, meine Herren. Wir erleben z. B. bei uns Tag für Tag, mit welchem Ingrimme wider alle positive Religion sie das Projekt befürwortet, die Geistlichkeit selbst aus der Volksschule hinauszudrängen, das heißt, dem christlichen Geiste der Jugenderziehung ein Ende zu machen. Aus den Zöglingen unserer sogenannten höheren Bürgerschulen, unserer Gymnasien, Lyceen und Universitäten rekrutirt sich die Loge; nunmehr soll ganz Baden gleichsam eine enorme Loge werden, in welcher das Wuthgeheul der Majorität mit der Zeit jede Stimme des positiven Glaubens erstickt. Der Presse des Maurerthums, vor allem der Tages- und der Unterhaltungspresse desselben müssen wir nicht bloß abwehrend entgegentreten, sondern sie durch entgegengesetzte Leistungen überflügeln. — Dieß muß geschehen!"

„Billigen Sie solch ein feudales und ultramontanes Gerede"? fragte flüsternd mein Nachbar. „Herr Rath Blech! man muß auch entgegengesetzte Meinungen hören können. Ich bin tolerant". „Tolerant? Ja, das bin ich auch", replicirte der Rath, „das bin ich in vielen Fällen sehr; ich muß es seyn, Sie wissen schon warum. Erst vorgestern habe ich einem bedrängten Bruder zwei Louisdors Verzugszinsen nachgelassen, war das keine Toleranz? Ich bin und bleibe tolerant, nur nicht gegen Andersdenkende, nicht gegen Ul-

tramontane. Solches vertrüge sich auch nimmermehr mit meinem Charakter, mit der Auktorität meiner Stellung". „Sie sind ein Ehrenmann"! versicherte ich ernsthaft mit einer Verbeugung. Der Geschmeichelte sah mich verklärt an.

„Donner und Doria"! fuhr plötzlich der bisher stumme Aschanti auf wider einen Herrn, welcher die Aeußerung gethan, die Macht der Presse scheine sehr bedeutend überschätzt zu werden, ebenso die Macht der liberalen Partei. — „Donner und Doria, lernen Sie distinguiren, repetiren Sie Hofrath Gockels Logik! Nur zwei Worte — mit Erlaubniß der verehrten Herren"? fragte er, sich besinnend und sehr gemäßigt.

„Grobianus hat das Wort"! erklärte der Kirchenhistoriker. „Nun der bin ich", lachte der beispiellose Registrator und erklärte mit wilder Lebendigkeit: „Numero Eins: die Haupt- und Generalfrage der Gegenwart hat bereits aufgehört, eine rein politische zu seyn, sie ist vorherrschend eine sociale. Die sociale Frage, im vulgärem Deutsch keineswegs nur die Arbeiter-, sondern die Volksernährungsfrage, kurz die Bauch- oder Magenfrage bestimmt die Minister des stolzen England, die Welt en gros zu betrügen, sie zumeist leitet unsere Bürger und Bauern, wenn Deputirte, Gemeinderäthe oder Ausschußmänner fabricirt werden sollen. Nur mittelbar herrschen die Fetten im Lande, welche sich das Privilegium der Intelligenz und Bildung anmaßen — die unmittelbare Entscheidung liegt darin, wem die Abhängigen, die Gemeindediener und Stadttaglöhner ihre Stimmen geben. Rascher als irgendwo eilt in Baden die Auflösung der alten Gesellschaft voran. Bereits haben wir keine eigentlichen Corporationen, keinen Corporationsgeist mehr außer beim geistlichen Stande und — cum grano salis — beim Militärstande. Das Volk löst sich in Individuen auf, und der Nordpolarstern des Individuums ist der Brodkorb. Die sogenannte liberale Partei betrachte ich nicht trotz, sondern wegen ihres Bündnisses mit der Büreaukratie und unächten Demokratie bereits als ein Plusquamperfectum; es lohnt sich jeden Tag weniger, das leere Stroh ihrer Redensarten zu dreschen, sie mag es selber thun. Die schreckliche, aber wahre Zeitfrage hat bereits Fleisch und Bein, auch einen ja nicht zu unterschätzenden Propheten bekommen, nämlich den Attila der Bourgeoisie: Lassalle. Sie lautet:

nämlich hier nicht bloß unter Mitgliedern des „düstern Corps der Rache“, nicht bloß unter lachenden Kopfhängern und fidelen Heuchlern, nein, mein guter Herr Rath, wir sitzen mitten unter schwarzen Freimaurern und ich, — ich bin ein Bruder des höchsten Grades — Sie sehen vor sich keinen Geringern als den fünffach lebenden Gull von Ghulistan mit der brennenden Narrenpeitsche. Der bin ich, Herr! Jetzt verrathen Sie mich nicht!“ Blech schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an, ich fixirte ihn mit einer Miene voll ernster Majestät; er erschauerte und bewunderte mich zugleich, befahl laut Champagner und kämmte heftiger als je seinen schönen Backenbart.

Der Geistliche, welcher ein so herzliches Gelächter zum Besten gegeben, heißt Kübel. Derselbe ist Vorstand des theologischen Convictes und zugleich einer der tüchtigsten Arbeiter des erzbischöflichen Ordinariates. Neben ihm saß ein sehr jugendlich aussehender Dorfpfarrer, der unaufhörlich beweisen zu wollen schien, wie wenig er mit jener Menschensorte gemein habe, welche nur dann zu lachen pflegt, wenn der Nachbar das Bein bricht oder wenn ein Haus einfällt. Der gute Mann redete und hörte kein Wort, ohne zu lachen oder mindestens zu lächeln; meine Wenigkeit vermag sich diesen Pfarrer nur lachend und lächelnd vorzustellen, mag er auf der Kanzel stehen oder eine Hiobspost empfangen. Doch ihm gegenüber saß ein anderer Herr, welcher selbst in Augenblicken der allgemeinsten Zwerchfellerschütterung höchstens den Mund ein wenig verzog, um sofort in den gewohnten Ernst zurückzusinken, und ganz nahe ein zweiter, der nur hie und da lautlos lachte, wie etwa Coopers Pfadfinder gelacht haben könnte. Der Erstere war ein hochgewachsener, noch junger Mann mit ziemlich langen blonden Haaren und ernstem Antlitz, dessen Farbe auf große Anhänglichkeit an die Studierstube hindeutete. Er lachte nicht bloß selten, sondern redete auch wenig; was aber der Herr in seiner langsamen und wohlgesetzten Weise vorbrachte, war stets treffend, gelehrt, geistreich. Baron von Schäzler scheint der ernsten, sinnigen Eule der Minerva selbst in der Gesellschaft der ausgelassensten Spottvögel getreu bleiben zu können. Man sagte mir, der Herr gehöre dem gleichnamigen Augsburger Banquierhaus an, sei ursprünglich Jurist und vor fünfzehn Jahren noch Reiteroffizier gewesen, in Rom

Katholik, dann Priester geworden und nunmehr Privatdocent der theologischen Fakultät; er soll bedeutende Gelehrsamkeit besitzen und man prophezeit ihm eine hervorragende Stellung in der theologischen Welt. — Der lautlose Lacher wurde mir von Herrn Blech gleichfalls als ein „Kamatriller" denuncirt; dagegen muß der erste Blick Jeden belehren, daß der Denuncirte wohl kein Aederchen von einem Kamarillamanne im eigentlichen Sinne des Wortes in sich trägt. Er führt den Namen eines der bekanntesten Marschälle Napoleons I., erscheint jedoch in seinem ganzen Auftreten und Gebahren als das frappanteste Gegenstück eines Franzosen. Dunkel ist das Haar, gebräunt die bärtige Wange, lebhaft und unruhig das Auge des ächten Franzosen; dagegen ist der geistliche Rath Marmon ein ziemlich beleibter, blonder Herr mit einem friedlichen vollen Schwabengesichte, aus welchem ein Paar ruhiger, grundgescheidter Augen herausschaut. Der Franzose lacht viel, schwatzt noch mehr und gesticulirt dazu wie ein halber Italiener — unser „Kamatriller" aber ist die Ruhe selbst und dabei so wortkarg, daß man in Versuchung gerathen könnte, ihn zu fragen, wieviel denn ein Wort von ihm eigentlich koste. Doch — lassen wir die Parallele fahren, zumal weder die byzantinischen noch die augusteischen Geschichtsbaumeister uns als Muster vorschweben. Wir fügen nur noch bei, Herr Marmon sei Referent in den Kirchenangelegenheiten der Hohenzoller'schen Lande, Dompräbendar, Superior der barmherzigen Schwestern und Gott weiß was noch, allgemein anerkannt aber als einer der unermüdlichsten und tüchtigsten Priester der weiten Erzdiöcese

Die Unterhaltung hatte wiederum einen ernsten Ton gewonnen. Sie drehte sich um das Verhältniß der Kirche zum Staate, ein Thema welches selbst die schweigsamen Herrn v. Schäzler und Marmon zum Mitsprechen bewog. Der Zuhörer konnte hinsichtlich der Auffassung vom Wesen und der Aufgabe des Staates ziemlich weit auseinander gehende Meinungen herausfinden. Die im Ganzen herrschende schien die des Baurathes Bader zu seyn, welcher auch das letzte Wort behielt und etwa mit folgenden Sätzen schloß: „Wir beklagen nimmermehr, daß der Staat sich von der Kirche getrennt hat; wir wünschen vielmehr, daß die Trennung eine vollständige sei, denn nur in solcher wird auch die Kirche ihre Frei-

Presse besteht, und dreifach wahr, daß wir Alles daran setzen müssen, um auch auf dem literarischen Gebiete über das moderne Heidenthum den Sieg davon zu tragen. Wir müssen Alles daran setzen, im Interesse der streitenden Kirche auf Erden, im wohlverstandenen Interesse des Volkes. Hören Sie mein ganzes Laiencredo. Auch in der Presse muß Tag für Tag darauf hingearbeitet werden, daß die Kirche überall und allenthalben vom Polizeistaate und Absolutismus jeder Art sich emancipirt, daß sie überall und allenthalben mit der ächten Freiheit, mit dem Rechtsstaate marschirt, dessen Idee wahrhaft über all die vorhandenen Nachtwächter-Ideen vom Staate hinausgeht. Man muß dem Volke zunächst den Staar stechen, damit es Worte von Thaten, seine aufdringlichen Führer und angeblichen Beglücker von seinen ehrlichen Freunden unterscheiden lernt. Statt Hie Welf, Hie Ghibellinen lautet das Feldgeschrei heutzutage immer deutlicher: Hie Capital, Hie Christus. Wenn" —

„Allein das wird doch zu lang; ich liebe die Gespenster des Socialismus nicht, schon der Vorredner hat solche heraufbeschworen!" erklärte Professor Stolz etwas spitzig. „Das erste vernünftige Wort, das ich in meinem Leben von Alban Stolz vernommen!" raunte mir Herr Rath Blech ins Ohr und machte ein geistreiches Gesicht.

„Was aber wollen denn Sie, Herr Professor?" näselte ein baumlanger, als Journalist durch Witz und Bosheit sich bedeutend auszeichnender Repetitor: „Sie, der mit wirklichen Gespenstern auf vertrautem Fuße steht, sollten die Gespenster des Socialismus scheuen? Dieser Widerspruch wäre unbegreiflich, unverzeihlich. Für Ihre Person hätten Sie selbst den plumpsten Communismus nicht zu fürchten, und wissen Sie auch weßhalb? Weil Sie selber das Urbild eines Lumpen darstellen, eines Lumpen im christlichen Sinne, der für seine Person nicht einmal einen ordentlichen Hut aufbringt!" Die Herren lachten, der Abgetrumpfte lachte mit, Direktor Maas vollendete seine Rede:

„Gut, meine Herren, ich will kurz seyn und mich darauf beschränken, mein Laiencredo nur bezüglich der Presse auszusprechen. Ich glaube, daß die Apostel selbst Leitartikel, Flugblätter und ächte Volksschriften in Masse abgefaßt und colportirt hätten, falls die Presse Anno 63 eine so respectable Macht gewesen wäre wie jetzt

im Herbste 1863. Ich glaube ferner, daß eine gute Organisation der Presse, eine zweckmäßige locale Vertheilung christlicher Buchhandlungen einem Staate, wie z. B. gerade Oesterreich, wenig Kosten verursachen und nützlicher seyn, jedenfalls nachhaltiger wirken würde, als die todesmuthige Aufopferung eines ganzen Armeecorps. Ich glaube endlich, die Macht der bereits vorhandenen und noch heranrückenden Weltverhältnisse, voran die Noth, welche aus der unnatürlich geschraubten Lage zwischen dem modernen Staate und der Weltkirche Jesu Christi entspringt, wird noch Solche zwingen, die christliche Presse aus allen Kräften zu unterstützen, welche im hintersten Schreine ihres Herzens die Kunst Guttenbergs sammt Allem, was sie gebracht hat und was an ihr hängt, nach Cayenne verwünschen. Summa Summarum: ich glaube, der antichristlichen Presse muß positiv entgegengearbeitet, und derselben in allen Zweigen der Literatur eine christliche mehr und mehr entgegengesetzt werden. Somit bin ich ganz derselben Meinung wie die geehrten Herren Vorredner und — wie Pius der Neunte selbst".

„Bravo, Bravissimo"! — Direktor Maas setzte sich und zündete ruhig wiederum seine Cigarre an. Er gehört neben Professor Stolz zu denjenigen Persönlichkeiten, gegen welche die badischen „Speitröglein der Intelligenz" ihren Inhalt von Zeit zu Zeit batterienweise loslassen und — so Gott will — noch recht lange loslassen werden. Stolz schaut grundsätzlich niemals in diese Speitröglein, allein er thut sich auf den Haß derselben nicht wenig zu Gute. Direktor Maas soll sie fleißig durchmustern, um von Herzen lachen zu können. Wir selbst hörten zu, wie er mit vielem Humor Punkt für Punkt Alles aufzählte, was die großen Geister der servil-liberalen Journalistik ihm bis jetzt vorgeworfen haben. Er bedauerte unendlich, daß sein Stammbaum bereits zur Zeit Christi verloren gegangen sei, weil er mit ihm der „Badischen Landes-Zeitung" neuen Stoff für obligate Herzensergüsse hätte übersenden können. Das einzig Erhebliche, was die Gegner dem Manne mit Grund vorzuwerfen vermögen, liegt in der Thatsache, daß er unbestreitbar unter die tüchtigsten Juristen Deutschlands zählt, und seine sehr hervorragende praktische und literarische Thätigkeit ausschließlich der Sache der Kirche widmet. Hinc illae lacrymae!

Bereits wurden die Lichter angezündet. Die Herren waren

lebhaft und fröhlich geworden, das früher so ernste Gespräch wich nun einem Kreuzfeuer von Fragen und Antworten, Anekdoten und Bonmots. Auch meine Nachbarn mit Ausnahme meines neuen Freundes, der sich offenbar sehr wenig heimisch fühlte und sich für den Zwang durch Essen und Trinken zu entschädigen suchte, wurden lauter als bisher. Mein Nachbar zur Linken, ein Sohn der deutschen Kaiserstadt, war ein schlanker, junger Mann mit kastanienbraunen Haaren, bleichem länglichen Gesichte und mit einem Paar Augen, wie solche dichterischen Naturen eigen zu seyn pflegen. Ein minder prosaischer Menschenkenner, als meine Wenigkeit einer ist, würde aus meinem Nachbar nicht bloß eine für seine Jahre außergewöhnliche Lebenserfahrung und Menschenkenntniß, sondern auch einen gewissen Zug jener Schwermuth, die aus den Thränen des Herzens in die Welt hineinlachen kann, bald herausgelesen haben. Gerade mein Nachbar zur Linken zählt zu den Wenigen, welche das Zeug in sich haben, die christliche Literatur und zwar den so unendlich wichtigen socialen Roman so sehr in die Höhe zu bringen, als dieß gegenüber einer der Sinnlichkeit schmeichelnden, aller Bande los und ledig gewordenen Unterhaltungsliteratur eben angeht. Wer daran zweifeln möchte, dem entgegne ich einfach, daß Karl Landsteiner neben mir saß, der Verfasser des Buchs „Aus dem Leben eines Unbekannten“ und neuerlich des höchst anziehenden, beweglichen und nervenspannenden Romans: „Edmund Fröhlich der Abenteurer“. Landsteiners Schriften sollten in keiner ordentlichen Leihbibliothek, in keiner Lesegesellschaft, die wirkliche Freunde der deutschen Literatur unter sich zählt, sowie bei keinem Seelsorger fehlen, der in die Lage kommt, erwachsenen Leuten unterhaltende Schriften leihen zu müssen. Er versteht es in tief christlichem Sinne zu schreiben, ohne das Weihrauchfaß zu schwingen und ohne uns durch theologische Ausbrüche zu langweilen; seine Charaktere holt er aus den höchsten Höhen und aus den tiefsten Abgründen des socialen Lebens und führt dieselben mit dichterischem Tiefblicke durch; seine Schilderungen sind drastisch, die Erzählung so lebendig und fesselnd, daß man zu Ende lesen muß und bedauert, schon zu Ende zu seyn. Gerade die Wuth, womit manche Recensenten über den flügge gewordenen Dichter herfielen, spricht lauter und besser für ihn, als dieß hyperbolische Lobhudeleien aus dem christlichen

Lager je vermöchten. Als vor beiläufig 15 Jahren Oskar von Redwitz zum erstenmal auftrat, da ließen z. B. die Grenzboten kein gutes Haar an seiner „Amaranth". Das schüchterne, fromme Kind wurde förmlich in kleine Stücke zerrissen, die Stücke stellte man als angeblich gestohlenes Eigenthum einem Rudel von Dichtern und Dichterlingen zurück. Das Blatt hat sich gewendet, die Sache ist anders gekommen, als die unberufenen Preisrichter des deutschen Parnaß beabsichtigten: Redwitz steht als deutscher Dichter vor der Nation und hat glänzende Genugthuung obendrein erhalten. Wer wüßte nicht, wie hingegen der ehemalige Redakteur der Grenzboten „Herr Julian Schmidt der Literarhistoriker", als ein Inbegriff aller Arroganz und Ignoranz erst vor Kurzem durch Lassalle förmlich abgeschlachtet, literarisch wirklich getödtet wurde? Möge Redwitzens Glückssonne dereinst auch unserm Landsteiner scheinen!

Voll Vergnügen hörte ich zu, mit welchem Feuer das Wienerkind sein Oesterreich, das Europa im Kleinen, herausstrich, unser Gegenüber dagegen den classischen Fleck unseres gemeinsamen Vaterlandes, nämlich Schwaben. Der Oesterreicher bekam einen harten Stand und mußte sich mitunter sogar auf geniale Staatsmänner, Feldherrn und Gelehrte der Zukunft berufen; desto leichteres Spiel ward dagegen dem Schwaben zu Theil. Er konnte beliebig in die graue Vergangenheit wie in die lebendige Gegenwart hineingreifen, um schon durch bloße Herzählung von Namen unwiderlegbar darzuthun, wie aus seinem Volksstamme unvergleichlich zahlreicher tüchtige Männer in allen Gebieten des Wissens und Lebens hervorgegangen sind, als aus irgend einem andern deutscher Nation. Der Urschwabe mir gegenüber that dieß auch redlich und ist persönlich mehr dazu berechtigt als Tausende seiner Landsleute. Ist doch der kurze stämmige Mann mit dem breiten, ernsten und bestimmten Gesichte, dessen stark ausgebildete untere Hälfte ruhige Entschlossenheit und Charakterstärke verkündiget, selbst ein ganz ausgezeichneter Schulmann und derzeit im besten Zuge, durch ein zeitgemäßes Gegenstück zur Rotteck'schen allgemeinen Geschichte auch als wissenschaftlicher Historiker sich einen bleibenden Namen zu erwerben. Mir gegenüber saß nämlich Dr. Johannes Bumüller. In Einem kam der nüchterne, kalt urtheilende Mann mit dem poetisch überschwänglichen Wienerkind sowie zugleich mit meiner

scheiden, zu den grimmigsten Gegnern der sogenannten „ultramontanen“ und damals noch angeblich „im Finstern schleichenden Partei des Jesuitismus.“ Mir ist sehr erinnerlich, mit welcher Wuth dieser Mann auftrat, als der Plan zur Einführung der barmherzigen Schwestern in die Spitäler der Stadt auftauchte. Selten las man eine Nummer des Blattes, in welcher nicht der Orden des hl. Vincentius sammt allen Jesuiten und Orden, oder Hofrath Buß, der als „Doktor Eremites“ für denselben kämpfte, so gut verläumdet und mißhandelt wurden, als die nachsichtsvolle Censur dieß zuließ. Also vor 20 Jahren. Heute aber? Die barmherzigen Schwestern kamen nach Freiburg und sitzen wohl fester als je darin, Hofrath Buß ist munterer als je, dagegen liegt der damalige Redakteur der lichtströmenden „Oberrheinischen Zeitung“ von Unglück aller Art gebeugt, arm, krank, vielleicht auch reuig — im Mutterhause der barmherzigen Schwestern, wo er endlich ein Asyl gefunden. Das ist die Rache des Christen!

Rath Blech brachte mich fast zur Verzweiflung, indem sein Verstand mir in diesem Augenblicke vollkommen beistimmte, im nächsten aber sein Gerede wieder bewies, wie sehr sein Herz für das Gegentheil davon eingenommen sei. Wir gelangten zum Ende des Waldes, vor uns lag die Musenstadt in dunkeln Umrissen, über welchen ein von der Gasbeleuchtung herrührender Dunstkreis schwebte. Ein Gedanke durchblitzte mich, der letzte, welchen meine Wenigkeit im Interesse des Herrn Blech zu verwerthen hatte. Zahlen nämlich schienen weit größern Eindruck auf ihn zu machen, als alle vernunftgemäßen oder gar christlichen Gründe; ich unternahm den letzten verzweifelten Versuch, ihn durch Zahlen zu besserer Besinnung zu bringen.

„Mein lieber Herr Rath, was liegt denn da vor uns?“ — Nun, Freiburg! — „Wie viel Einwohner zählt denn jetzt die Stadt?“ — Alles in Alles gerechnet beiläufig 17,000. — „Und Paris?“ — Man sagt, bald 3 Millionen! — „Gut, Herr Rath, jetzt schenken Sie mir einen Augenblick Ihre ganze Aufmerksamkeit. Ich sage Ihnen vielleicht mein letztes Wort, denn morgen in aller Frühe muß ich abreisen und kehre erst Sonntags zurück, um am Montag Baden zu verlassen.“ — Reden Sie, mein Bester! — „Ihre Stadt verhält sich mit ihren 17,000 Einwohne[illegible]

mit unglaublich wichtiger Miene mir entgegen, „ein Hauptmann vom düstern Corps der Rache, welches die Freiheit des Jahres 1860 als Aprilfreiheit anfeindet und mit ohnmächtiger Wuth für das Wohlergehen des Pöbels schwärmt (so predigt unser Stuhlmeister), ein Erzdunkelmann, ein Hauptklerikaler, ein unverbesserlicher Ultramontaner, kurz ein — Kamatriller!“ „Kamatriller? Was sind denn dieß für Leute?“ „Mein Gott, so foppen Sie doch nicht, Foppen und Spott kann ich nicht ertragen. Wie sollten Sie, ein so anständiger und intelligenter Herr, dieß nicht wissen!“

Meine Wenigkeit schaute den Herrn Blech sehr ehrlich und treuherzig fragend an, und er erklärte: „Nun, ein Kamatriller ist, wer es mit der Kamatrilla hält.“ „Ah' jetzt geht mir ein Licht auf!“ „Die Zahl der Kamatriller ist sehr klein, ihr Anhang noch weit kleiner, allein es sind gefährliche Leute, welche es verstehen, das ganze Land in Verstimmung und Allarm zu setzen. Was der Herr Erzbischof will, das wollen seine Kamatriller niemals, dagegen was er nicht will, das setzen sie stets durch. Deßwegen hat der alte Herr sie auch sehr lieb und glaubt diesen Finsterlingen und Dunkelmännern, anstatt der Freiburger Zeitung, der Landeszeitung oder doch mindestens der Karlsruherin, die alle das rechte Licht haben. Und Zusammenkünfte haben wir herausgebracht, Zusammenkünfte im erzbischöflichen Palais sowie im Convikt, allabendliche. Zusammenkünfte von 6 bis halb 8 oder von 8 bis 10 Uhr. Da wird Bier getrunken, Karte gespielt und frech gelacht über uns Ehrenmänner, aber Alles nur zum Scheine, denn in Wahrheit wird das Land durchwühlt und unsere Freiheit mit Koth beworfen und gegen sie gearbeitet!“ ...

„Bruder“, fuhr Rath Blech fort und schmunzelte mit unnachahmbarer Schlauheit, „wir haben Quellen, Freunde auch mitten im feindlichen Lager .. Ja, der Leibkutscher, ein prächtiger Mensch!.... dann der Portier, der Lukas, der ist bei weitem nicht so dumm, wie er aussieht und leider selbst glaubt! ... Aber um Gotteswillen, keinen Verrath nicht!“ — „Verrath? wofür schauen Sie mich an, Herr Blech?“ schnurrte ich mit halblauter Entrüstung. „Verrath? Glauben wir nicht Alle an denselben Weltenbaumeister? Haben wir nicht Alle dasselbe Ziel? Sie mögen für Ihr Geheimniß noch ein ganz anderes aus meinem Munde vernehmen, hören Sie! Wir sitzen

nämlich hier nicht bloß unter Mitgliedern des „düstern Corps der Rache", nicht bloß unter lachenden Kopfhängern und fidelen Heuchlern, nein, mein guter Herr Rath, wir sitzen mitten unter schwarzen Freimaurern und ich, — ich bin ein Bruder des höchsten Grades — Sie sehen vor sich keinen Geringern als den fünffach lebenden Gull von Ghulistan mit der brennenden Narrenpeitsche. Der bin ich, Herr! Jetzt verrathen Sie mich nicht!" Blech schaute mich mit weit aufgerissenen Augen an, ich fixirte ihn mit einer Miene voll ernster Majestät; er erschauerte und bewunderte mich zugleich, befahl laut Champagner und kämmte heftiger als je seinen schönen Backenbart.

Der Geistliche, welcher ein so herzliches Gelächter zum Besten gegeben, heißt Kübel. Derselbe ist Vorstand des theologischen Convictes und zugleich einer der tüchtigsten Arbeiter des erzbischöflichen Ordinariates. Neben ihm saß ein sehr jugendlich aussehender Dorfpfarrer, der unaufhörlich beweisen zu wollen schien, wie wenig er mit jener Menschensorte gemein habe, welche nur dann zu lachen pflegt, wenn der Nachbar das Bein bricht oder wenn ein Haus *einfällt*. Der gute Mann redete und hörte kein Wort, ohne zu *lachen* oder mindestens zu lächeln; meine Wenigkeit vermag sich diesen Pfarrer nur lachend und lächelnd vorzustellen, mag er auf der Kanzel stehen oder eine Hiobspost empfangen. Doch ihm gegenüber saß ein anderer Herr, welcher selbst in Augenblicken der allgemeinsten Zwerchfellerschütterung höchstens den Mund ein wenig verzog, um sofort in den gewohnten Ernst zurückzusinken, und ganz nahe ein zweiter, der nur hie und da lautlos lachte, wie etwa Coopers Pfadfinder gelacht haben könnte. Der Erstere war ein hochgewachsener, noch junger Mann mit ziemlich langen blonden Haaren und ernstem Antlitz, dessen Farbe auf große Anhänglichkeit an die Studierstube hindeutete. Er lachte nicht bloß selten, sondern redete auch wenig; was aber der Herr in seiner langsamen und wohlgesetzten Weise vorbrachte, war stets treffend, gelehrt, geistreich. Baron von Schäzler scheint der ernsten, sinnigen Eule der Minerva selbst in der Gesellschaft der ausgelassensten Spottvögel getreu bleiben zu können. Man sagte mir, der Herr gehöre dem gleichnamigen Augsburger Banquierhaus an, sei ursprünglich Jurist und vor fünfzehn Jahren noch Reiteroffizier gewesen, in Rom

Katholik, dann Priester geworden und nunmehr Privatdocent der theologischen Fakultät; er soll bedeutende Gelehrsamkeit besitzen und man prophezeit ihm eine hervorragende Stellung in der theologischen Welt. — Der lautlose Lacher wurde mir von Herrn Blech gleichfalls als ein „Kamatriller“ denuncirt; dagegen muß der erste Blick Jeden belehren, daß der Denuncirte wohl kein Aederchen von einem Kamarillamanne im eigentlichen Sinne des Wortes in sich trägt. Er führt den Namen eines der bekanntesten Marschälle Napoleons I., erscheint jedoch in seinem ganzen Auftreten und Gebahren als das frappanteste Gegenstück eines Franzosen. Dunkel ist das Haar, gebräunt die bärtige Wange, lebhaft und unruhig das Auge des ächten Franzosen; dagegen ist der geistliche Rath Marmon ein ziemlich beleibter, blonder Herr mit einem friedlichen vollen Schwabengesichte, aus welchem ein Paar ruhiger, grundgescheidter Augen herausschaut. Der Franzose lacht viel, schwatzt noch mehr und gesticulirt dazu wie ein halber Italiener — unser „Kamatriller“ aber ist die Ruhe selbst und dabei so wortkarg, daß man in Versuchung gerathen könnte, ihn zu fragen, wieviel denn ein Wort von ihm eigentlich koste. Doch — lassen wir die Parallele fahren, zumal weder die byzantinischen noch die augusteischen Geschichtsbaumeister uns als Muster vorschweben. Wir fügen nur noch bei, Herr Marmon sei Referent in den Kirchenangelegenheiten der Hohenzoller'schen Lande, Dompräbendar, Superior der barmherzigen Schwestern und Gott weiß was noch, allgemein anerkannt aber als einer der unermüdlichsten und tüchtigsten Priester der weiten Erzdiöcese

Die Unterhaltung hatte wiederum einen ernsten Ton gewonnen. Sie drehte sich um das Verhältniß der Kirche zum Staate, ein Thema welches selbst die schweigsamen Herrn v. Schäzler und Marmon zum Mitsprechen bewog. Der Zuhörer konnte hinsichtlich der Auffassung vom Wesen und der Aufgabe des Staates ziemlich weit auseinander gehende Meinungen herausfinden. Die im Ganzen herrschende schien die des Baurathes Bader zu seyn, welcher auch das letzte Wort behielt und etwa mit folgenden Sätzen schloß: „Wir beklagen nimmermehr, daß der Staat sich von der Kirche getrennt hat; wir wünschen vielmehr, daß die Trennung eine vollständige sei, denn nur in solcher wird auch die Kirche ihre Frei-

heit behaupten. Wenn die deutschen Staaten die kirchlichen Verhältnisse durch staatliche Gesetzgebung, gewissermaßen auf Widerruf, *regeln*, so ist dieß nur ein Bekenntniß, daß der Zustand der bisherigen Bevormundung ein unmöglicher sei, und es ist ein letzter Versuch der büreaukratischen Allmacht, um ihren Grundsatz zu halten, daß es kein Recht gebe, welches nicht von der Staats-Gewalt verliehen wird. Dieser Grundsatz wird gänzlich fallen und die Folge wird für die Kirche ein Zustand der Freiheit seyn, wie er in England, in den Vereinigten Staaten, in Belgien und auch in Preußen wirklich besteht, und wie er durch Concordate nimmer durchgeführt werden könnte".

Stolz war der Erste, welcher sich seiner Gewohnheit gemäß erhob und still aus dem frohen Kreise fortmachte. Gleichzeitig mit ihm verabschiedete sich ein ältlicher Herr, dessen mildernste, in sich beruhigten Züge meiner Wenigkeit vorschweben, wie einem Maler etwa das Bild des altgewordenen Lieblingsjüngers unsers Erlösers. Der liebenswürdige Mann soll ein pensionirter Oberforstmeister, Convertit und zugleich ein Muster der Frömmigkeit und Herzensgüte seyn. Die stumme Beredtsamkeit des einsamen Waldes hat schon mehr als einem lustigen Jägersmann Lebensernst und Religiosität in's Herz hineinpredigen helfen. Bald schieden Ritter Bayard, der Kirchenhistoriker, Freiherr von Andlaw, Herr v. Schäzler, die Herren Herder, Bumüller und Andere mehr. Die Zurückgebliebenen rückten näher zusammen, doch das Beispiel wirkte ansteckend, die Gesellschaft wurde noch mehr gelichtet. Direktor Kübel seufzte beständig nach frischen Socken. Direktor Maas schilderte mit den lebhaftesten Farben die Sehnsucht seiner zweifelsohne sehr liebenswürdigen Gemahlin nach seiner Person. Domcapitular Weikum scheute die Nachtluft und wollte eine Unsumme dringlicher Amtsgeschäfte noch zu erledigen haben. Doktor Brauns unwirsch gewordene Miene verrieth deutlich, wie er einen fulminanten Artikel für die nächste Nummer des Kirchenblattes bereits innerlich verarbeite. Auch diese Herren empfahlen sich.

Rath Blech war während der allerdings etwas zu langen Rede des Dr. Bader sanft eingeschlummert; ich würde nicht daran gedacht haben ihn zu wecken, wären nicht sehr drohende Vorzeichen laut geworden, daß er der Gesellschaft einen dröh-

nenden Contrebaß vorzuschnarchen gedenke. Ein Solo solcher Art schien mir des Charakters und vielleicht gar der amtlichen Stellung meines neuen Freundes unwürdig. Ich weckte ihn. Die gelichtete Gesellschaft bestand nunmehr mit wenigen Ausnahmen aus jüngern Männern, worunter mehrere Künstler. Es währte keine fünf Minuten, so wurde für den Domprädendar Schweizer eine Violine, für dessen Bruder, der ein Steuerbeamter ist und deßhalb auch „Publikan“ genannt wird, eine Cither gebracht. Der erste Bogenstrich schon ließ die Fertigkeit eines Virtuosen hören, der Publikan klimperte auf seinem Wehmuthskasten die prächtigsten Ländler. Herr Schweizer soll eine Menge Instrumente mit Meisterschaft spielen, als Kirchencomponist hat er sich durch seine Lieder und Messen bereits Ruf verschafft. Das innig fromme Lied: „Es blüht der Blumen eine“ lebt in dem Munde des Volkes, und wird zu Ehren der Gottesgebärerin noch gesungen werden, wenn der Tonsetzer schon irdische Jahrhunderte hindurch als Dirigent irgend eines himmlischen Chores funktionirt. Vorläufig ist der junge Domprädendar Adjunkt und präsumtiver Nachfolger des als Componist und Chordirigent hochverdienten geistlichen Rathes Lumpp; er gedenkt eine Dommusikschule zu errichten, aus welcher tüchtige Organisten hervorgehen sollen, und hat sich zu diesem Zwecke mit dem württembergischen Orgelvirtuosen Belz und andern Künstlern verbündet. In meiner Nähe unterhielt sich Landsteiner mit dem Bildhauer Knittel, einem in Freiburg ansässigen Tyroler, der Treffliches leisten, in neuerer Zeit aber an den gleichfalls anwesenden Herrn Walliser, Andelfinger und Eckert gefährliche Rivalen bekommen haben soll. Aber nur herbei mit Rivalen, die Kunst kann durch Wetteifer nur gewinnen! Längere Zeit unterhielt ich mich mit einem Herrn Hofmaler Dürr aus Villingen, einem anerkannt tüchtigen Künstler und liebenswürdigen Manne. Plötzlich aber sollte ich der Gesellschaft auf eine höchst unangenehme Weise entrissen werden.

Schweizer stimmte eben wieder seine Geige, der Publikan präludirte jetzt auf einer Guitarre, als es dem wilden Aschanti einfiel, den Herrn Rath aufzufordern, er möge mit ihm eine Polka tanzen. Alle belachten den schlechten Witz, Herr Rath Blech dagegen erbleichte zusehends und gerieth förmlich außer sich. Er

Gesetz Gottes hinzuweisen und ihre Ausschweifung zu rügen. Dadurch wurde das Verlangen gesteigert, die Macht der abendländischen Kirche zu brechen und sie in die erbärmliche Stellung der griechischen Kirche herabzudrücken. Da nun aber die gelehrtesten Männer der abendländischen Welt der Kirche aus innerer Ueberzeugung anhingen und die Schule und die Wissenschaft vom kirchlichen Geiste erfüllt und durchdrungen war, da die gelehrtesten Männer die kirchliche Macht nicht als Usurpation sondern als göttliches Werk anerkannten und sie gegen jeden Angriff vertheidigten, so war der Kampf gegen die Kirche und ihre Macht auf die Gewissen so lange erfolglos, als die Wissenschaft und die Schule der Kirche getreu waren. Auch hier wußten die griechischen Schmeichler Rath zu schaffen: es waren viele unter ihnen, die in ihrer Heimath als hohe oder niedere Schulmeister sich mit den griechischen Classikern lange Jahre beschäftigt und die Jugend darin unterrichtet hatten. Diese „Grammatiker" nun gaben sich im Abendland den Anschein großer Gelehrsamkeit, rühmten und verherrlichten die griechische Literatur, recitirten die reizendsten Gedichte der Griechen, übersetzten deren schlüpfrigen Inhalt und erweckten so an den Höfen einen ganz außerordentlichen Respekt vor der griechischen Sprache und Wissenschaft. Einige dieser Grammatiker hatten sich die technische Gewandtheit erworben, griechische Verse nach dem Muster der classischen Dichter zusammenzuschmieden, und wurden darob als große Meister der Wissenschaft angestaunt und weit über alle abendländischen Gelehrten erhoben. So entwickelte sich — als höchst wichtige Folge der griechischen Einwanderung — eine neue Richtung der Wissenschaft und der Kunst. War bisher die Wissenschaft und zwar nicht die Theologie allein, sondern auch die Philosophie, Philologie, Jurisprudenz und Naturwissenschaft von dem christlichen Geiste durchdrungen und in vollkommener Harmonie mit der Kirche als göttlicher Institution, so erhebt jetzt eine Wissenschaft keck ihr Haupt, die von Christenthum und Kirche und von allen Resultaten der christlichen Forschung nichts wissen

und selbst das Haus Erzeugnisse vom inländischen Markte zu verdrängen. Begreifen Sie nun, warum ich nicht bloß den Umgang, sondern Empfehlungen, gute Freunde von Seite der Ultramontanen brauche?"

„Ich begreife Sie vollkommen, Herr Rath; allein könnten Sie bei einigem guten Willen von Ihrer Seite der eigenen Qual nicht ein Ende bereiten? Wäre es nicht sehr klug, dieß mindestens zu versuchen, da die Unannehmlichkeiten sonst doch unvermeidlich bleiben?"

Davon wollte Rath Blech aber wenig hören. Seine an sich ganz unhaltbaren Vorurtheile waren bei ihm leider in Fleisch und Blut übergegangen und zu förmlichen Glaubensartikeln geworden, blinden Haß hielt er ganz aufrichtig für Gesinnungstüchtigkeit Er bedauerte tief, daß seine Partei nicht im Stande sei, mindestens die Häupter der Gegenpartei im Interesse der Humanität zu ruiniren. Der innerlich zerrissene und unglückliche, verblendete Mann erregte mein Mitleid. Stimmt die Thatsache, wie sehr die Menschenkinder während der kurzen Spanne ihres Erdenlebens sich selbst und Anderen eine Hölle bereiten, eine Hölle oft um Nichts und wieder Nichts, nicht zur Wehmuth und Trauer? Meine Wenigkeit trachtete darnach, die schiefen und total falschen Meinungen des Rathes Blech bezüglich des Charakters der Ultramontanen und ihrer Kampfweise mindestens in einigen Punkten zu unterminiren. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, wie die Angriffe der Freiburger Zeitung und ähnlicher Blätter schwerlich im Stande seien, auch nur die Haut eines Mannes von Charakter und Bildung im entgegengesetzten Lager zu ritzen, wohl aber Gegenangriffe provocirten, für deren oft sehr herb einschneidende Wirkung gerade die antikirchlichen Blätter selbst die vollgültigsten Zeugnisse auszustellen pflegen. Durch Thatsachen wies ich nach, es sei zu Freiburg wie anderwärts ein schwieriges und je nach Umständen äußerst verfehltes Unterfangen, mit Leuten anzubinden, welche voll Begeisterung für ihre religiös-kirchliche Ueberzeugung einstehen, Grundsätze verfechten und oft Beweise liefern, wie wenig sie für ihre Person und ihre zeitlichen Interessen wollen oder fürchten. Was ist mitunter das Ende? Hiefür Ein Beispiel. Vor 20 Jahren gehörte zu Freiburg der Redakteur der „Oberrheinischen Zeitung" zu den offen sich aussprechenden

Atheisten, zu den grimmigsten Gegnern der sogenannten „ultramontanen“ und damals noch angeblich „im Finstern schleichenden Partei des Jesuitismus.“ Mir ist sehr erinnerlich, mit welcher Wuth dieser Mann auftrat, als der Plan zur Einführung der barmherzigen Schwestern in die Spitäler der Stadt auftauchte. Selten las man eine Nummer des Blattes, in welcher nicht der Orden des hl. Vincentius sammt allen Jesuiten und Orden, oder Hofrath Buß, der als „Doktor Eremites“ für denselben kämpfte, so gut verläumdet und mißhandelt wurden, als die nachsichtsvolle Censur dieß zuließ. *Also* vor 20 Jahren. Heute aber? Die barmherzigen Schwestern kamen nach Freiburg und sitzen wohl fester als je darin, Hofrath Buß ist munterer als je, dagegen liegt der damalige Redakteur der lichtströmenden „Oberrheinischen Zeitung“ von Unglück aller Art gebeugt, arm, krank, vielleicht auch reuig — im Mutterhause der barmherzigen Schwestern, wo er endlich ein Asyl gefunden. Das ist die Rache des Christen!

Rath Blech brachte mich fast zur Verzweiflung, indem sein Verstand mir in diesem Augenblicke vollkommen beistimmte, im *nächsten* aber sein Gerede wieder bewies, wie sehr sein Herz für das Gegentheil davon eingenommen sei. Wir gelangten zum Ende des Waldes, vor uns lag die Musenstadt in dunkeln Umrissen, über welchen ein von der Gasbeleuchtung herrührender Dunstkreis schwebte. Ein Gedanke durchblitzte mich, der letzte, welchen meine Wenigkeit im Interesse des Herrn Blech zu verwerthen hatte. Zahlen nämlich schienen weit größern Eindruck auf ihn zu machen, als alle vernunftgemäßen oder gar christlichen Gründe; ich unternahm den letzten verzweifelten Versuch, ihn durch Zahlen zu besserer Besinnung zu bringen.

„Mein lieber Herr Rath, was liegt denn da vor uns?“ — Nun, Freiburg! — „Wie viel Einwohner zählt denn jetzt die Stadt?“ — Alles in Alles gerechnet beiläufig 17,000. — „Und Paris?“ — Man sagt, bald 3 Millionen! — „Gut, Herr Rath, jetzt schenken Sie mir einen Augenblick Ihre ganze Aufmerksamkeit. Ich sage Ihnen vielleicht mein letztes Wort, denn morgen in aller Frühe muß ich abreisen und kehre erst Sonntags zurück, um am Montag Baden zu verlassen.“ — Reden Sie, mein Bester! — „Ihre Stadt verhält sich mit ihren 17,000 Einwohnern zur Welt-

stadt Paris, welcher wir nur zwei und eine halbe Million zuerkennen wollen, ziemlich genau wie Eins zu Hundertsiebenundvierzig. Ist dieß wahr oder nicht?" — Nun 17,000 : 2,500,000 = 1 : 147, es ist richtig! — „Gut, was läßt sich aus diesem Zahlenverhältniß schließen?" — Daß ich nicht wüßte! — „Ich aber schließe Folgendes daraus: Es ist vielleicht billig und vernünftig, wenn ein Rath der schönen Hauptstadt des Breisgaues 147mal bescheidener, 147mal leutseliger ist als ein Rath der Stadt Paris. Nicht minder dürfte es billig und vernünftig seyn, daß ein Freiburger Rath sich 147mal mehr hütet, etwa große Politik treiben oder in Angelegenheiten des Erzbischofs und der Diöcese sich einmengen zu wollen, als ein Rath der guten Weltstadt Paris. Man kann noch weiter schließen; z. B. gäbe es hier etwa einen hochmüthigen Rath, so wäre der Hochmuth dieses Mannes ziemlich genau 147mal lächerlicher und unberechtigter als der Hochmuth eines Rathes von Paris. Begreifen Sie dieß?" — Ich muß es wohl begreifen, es ist zu klar! — „Sehen Sie, dieß habe ich gelernt aus Doktor Wingeraths Christlicher Urphilosophie, verlegt bei Hamacher zu Frankfurt am Main; man lernt eben niemals aus!"

Nachdenklich schritt Rath Blech neben mir her, bald mußten wir scheiden und thaten dieß von Herzen, natürlich auf Wiedersehen bei besserer Gelegenheit. Vorläufig aber, mein guter Rath Blech:

Behalte froh, was dir beschieden,
Genieße still, was du nicht hast.

XIV.

Zur Universitätsfrage.

II.

Der Abfall der Universität von der Kirche veranlaßt auch den Fall der Universität selbst.

Als die Römer ihre Herrschaft über Griechenland und Kleinasien ausgedehnt hatten, da rächten sich die Besiegten an ihren Siegern dadurch, daß sie zu Tausenden nach Italien strömten, hieher ihre Schwelgerei, ihren Unglauben, ihre Blasirtheit und ihre Spottsucht verpflanzten und die römische Welt dadurch ansteckten. Vergebens war der Kampf der Altrömer gegen die gefährlichen Neuerer: die Feinheit griechischer Bildung, der Reiz neuer Genüsse, das Bestechende der griechischen Kunst wirkte zu mächtig auf die reiche römische Jugend, als daß die Verbote des strengsten Censors die Ansteckung hätten verhindern können. Eine zweite große Einwanderung der Griechen geschah in der Mitte des 15. Jahrhunderts: im Jahre 1453 eroberte der gewaltige Sultan Mohammed II. Konstantinopel und gab dem schon lange Zeit morschen Gebäude des oströmischen Reiches den Todesstoß; der Halbmond herrschte nun statt des Kreuzes, die Barbarei hielt ihren Einzug in die prächtige Weltstadt und die Wissenschaften und Künste

wurden zu Boden getreten. Da flohen Tausende der feingebildeten Griechen aus der verlorenen Heimat in die westlichen Länder und fanden wohlwollend Aufnahme und Unterhalt bei geistlichen und weltlichen Großen, bei Gemeinden und reichen Privaten. Aber auch sie brachten, wie die alten Griechen, gefährliche Gaben mit sich und richteten große Verheerungen an unter ihren abendländischen Wohlthätern. Die ausschweifenden Sitten der Griechen, die Weichlichkeit ihres Lebens, die Sinnlichkeit ihrer Poesie, ihre knechtische Denkweise, alle diese Schattenseiten der griechischen Cultur brachten sie in das Abendland mit und verbreiteten sie bald an den Höfen der Fürsten und im Schooß der blühenden Städte. Die Fürsten zumal fanden weit mehr Geschmack an dem Knechtssinn der Griechen, als an dem männlichen Freiheitsstolz der abendländischen Völker, welche dem Willen der Herrscher überall das alte Recht und die vielfach bestätigten Privilegien als Schranke entgegensetzten. So entstand nach und nach eine Abneigung der Machthaber gegen die Freiheiten der Bürger und Corporationen, und die Sehnsucht durch Beseitigung dieser Schranken die dynastische Macht zu vergrößern, um unabhängig von allem Widerspruch in dem Lande zu herrschen mit der Allmacht, die der oströmische Kaiser bis zu seinem Untergange besaß. Es entwickelte sich allmälig der despotische Geist bei den abendländischen Fürsten, der mit Verachtung alles Rechts, aller Verträge, aller Privilegien, aller Communal- und Corporationsfreiheit einzig auf die Unabhängigkeit und Schrankenlosigkeit der Territorialgewalt ausging und jedes Mittel der List, der Drohung und der brutalen Gewalt dazu benützte. In Italien schlug dieser Geist zuerst feste Wurzeln: hieher hatten sich die meisten flüchtigen Griechen gewandt, hier gab es die meisten fürstlichen Höfe, die ihnen glänzende Aufnahme gewährten, und hier war auch bei der allverbreiteten politischen Spaltung der Städte und Bürger die Aussicht am größten, die Fürstenmacht auf den Trümmern der bürgerlichen Freiheit zur Herrschaft zu bringen. In diesem Lande wurde auch der Mann geboren, der die Lehre von der

fürstlichen Allmacht, diese durchaus byzantinische Idee, wissenschaftlich zu begründen versuchte und die Mittel und Wege angab, zu diesem Ziel zu gelangen. Es ist Machiavelli der Florentiner. So sehr auch sein berüchtigtes Buch „il Principe“ die Entrüstung der abendländischen Welt hervorrief, und von den edleren Fürsten aufrichtig verabscheut wurde: es war dennoch bald der einzige Codex, der von vielen Dynasten zu Rath gezogen und pünktlich befolgt wurde, und wenige Jahrzehnte vergingen, so wurde die Politik der meisten abendländischen Fürsten vom Geiste Machiavelli's beherrscht. Darum nimmt Alles eine andere Gestalt an: statt bestehende Rechte zu achten, werden sie mit Füßen getreten, sowie der Eigennutz oder vermeintliches Staatswohl sich dagegen erklärt; statt die Selbstständigkeit der Communen und Corporationen zu schützen als die Grundbedingung aller Blüthe des bürgerlichen und gewerblichen Lebens, wird sie bekämpft, untergraben, vernichtet und der Wille des Landesherrn als einziges Gesetz ihnen aufgezwungen; statt dem ächt germanischen Geist der selbstständigen und freien Kraftentwicklung etwaige Hindernisse aus dem Weg zu schaffen und durch die freieste Thätigkeit jeder individuellen Kraft das Wohl des Ganzen um so rascher zu fördern, wird der altrömische Centralisationsgeist neu eingeführt, der Einzelne verliert seinen persönlichen Werth, wird zu einer Maschine herabgewürdigt, die Geist, Bewegung und Leben allein von dem Fürsten bekommt. Der Landesherr ist nicht mehr damit zufrieden, die Sicherheit und das Wohl des Ganzen zu fördern, sondern glaubt auch jede individuelle Kraftäußerung leiten und regeln zu müssen; daß der ganze Staat eine geist- und formlose Masse blinder Maschinen darstellt, die nach den Gedanken und Wünschen des allmächtigen Landesherrn zu leben, zu handeln und zu sterben verpflichtet sind. So war die Stellung der Unterthanen im byzantinischen Reiche, so sollte es auch werden im Abendland.

Die moralische Würde ist die kräftigste Stütze der Freiheit und ein moralisch tüchtiges Volk wird nie ein servilеs Volk seyn. Die alten Römer waren so lange ein freies und unab-

hängiges Herrschervolk, als sie die altrömische Einfachheit des Lebens beobachteten, die Reinheit und Würde ihres häuslichen Lebens bewahrten; erst nachdem sie, von den griechischen Lehrmeistern verführt, sich in die raffinirteste Sinnlichkeit und Genußsucht hineingestürzt hatten, waren sie reif zur Cäsarenherrschaft. Die abendländischen Völker aber waren christliche Völker; das staatliche, bürgerliche und Familienleben war von dem Geiste der Kirche durchdrungen, die christliche Zucht und Sitte wurde aus innerer Ueberzeugung befolgt, und die Häupter der Kirche, der Papst und die Bischöfe wachten über die Vollziehung der Kirchengesetze in der abendländischen Christenheit. So lange also die katholische Kirche Macht und Einfluß besaß, war die moralische Würde der abendländischen Völker gesichert; sie konnten nicht gänzlich in Sinnenlust und Weichlichkeit fallen; in ihrem aufrichtigen Glauben an die Religion Jesu Christi und in ihrem Gehorsam gegen die Kirche hatten sie das kräftigste Schutzmittel gegen alle Verführung: es blieb ihnen ein klares Bewußtseyn der höhern Bestimmung des Menschen und ein Gefühl für höhere Güter als Wollust und Gelderwerb. So lange sie aber dieses Bewußtseyn und ein solches Gefühl in sich trugen, konnten sie nicht als willenlose Knechte wie die feigen Byzantiner behandelt werden. Sollte also die fürstliche Allmacht im Abendlande durchgeführt werden, so war der Kampf gegen die Kirche und ihre Auktorität unvermeidlich.

Der Reichthum und die Muße des Hoflebens fand die Strenge der christlichen Moral lästig und wünschte einen raffinirteren Lebensgenuß. Diese Stimmung wußten die eingewanderten Griechen sehr gewandt zu benützen: sie erzählten von der ausgesuchten Pracht des byzantinischen Hofes, in den reizendsten Farben schilderten sie die Abwechslung und Mannigfaltigkeit der dortigen Genüsse, sie erinnerten an die zügellose Freiheit der byzantinischen Herrscher, denen kein göttliches und kein menschliches Gesetz irgend einen Genuß wehren konnte, und wiesen zugleich hin auf die Unmacht des byzantinischen Klerus, der sich nicht unterstehen dürfte, die Großen der Erde auf das

Gesetz Gottes hinzuweisen und ihre Ausschweifung zu rügen. Dadurch wurde das Verlangen gesteigert, die Macht der abendländischen Kirche zu brechen und sie in die erbärmliche Stellung der griechischen Kirche herabzudrücken. Da nun aber die gelehrtesten Männer der abendländischen Welt der Kirche aus innerer Ueberzeugung anhingen und die Schule und die Wissenschaft vom kirchlichen Geiste erfüllt und durchdrungen war, da die gelehrtesten Männer die kirchliche Macht nicht als Usurpation sondern als göttliches Werk anerkannten und sie gegen jeden Angriff vertheidigten, so war der Kampf gegen die Kirche und ihre Macht auf die Gewissen so lange erfolglos, als die Wissenschaft und die Schule der Kirche getreu waren. Auch hier wußten die griechischen Schmeichler Rath zu schaffen: es waren viele unter ihnen, die in ihrer Heimath als hohe oder niedere Schulmeister sich mit den griechischen Classikern lange Jahre beschäftigt und die Jugend darin unterrichtet hatten. Diese „Grammatiker" nun gaben sich im Abendland den Anschein großer Gelehrsamkeit, rühmten und verherrlichten die griechische Literatur, recitirten die reizendsten Gedichte der Griechen, übersetzten deren schlüpfrigen Inhalt und erweckten so an den Höfen einen ganz außerordentlichen Respekt vor der griechischen Sprache und Wissenschaft. Einige dieser Grammatiker hatten sich die technische Gewandtheit erworben, griechische Verse nach dem Muster der classischen Dichter zusammenzuschmieden, und wurden darob als große Meister der Wissenschaft angestaunt und weit über alle abendländischen Gelehrten erhoben. So entwickelte sich — als höchst wichtige Folge der griechischen Einwanderung — eine neue Richtung der Wissenschaft und der Kunst. War bisher die Wissenschaft und zwar nicht die Theologie allein, sondern auch die Philosophie, Philologie, Jurisprudenz und Naturwissenschaft von dem christlichen Geiste durchdrungen und in vollkommener Harmonie mit der Kirche als göttlicher Institution, so erhebt jetzt eine Wissenschaft keck ihr Haupt, die von Christenthum und Kirche und von allen Resultaten der christlichen Forschung nichts wissen

will, sondern an die byzantinische Gelehrsamkeit anknüpft und ebendamit auf den rein heidnischen vorchristlichen Standpunkt sich stellt. War bisher die Wissenschaft als ein Heiligthum behandelt, zu dessen Dienst sittliche Reinheit und heiliger Ernst als unentbehrlich erschien, so ist die neue Wissenschaft eine freche Buhlerin, die nur profane und frivole Menschen zu ihrem Dienst verlangte. Waren die Künste bisher vom christlichen Geist durchdrungen und dadurch geadelt und zur Verherrlichung des wahren Gottes berufen, so sinken sie jetzt wieder herab in den Dienst der nackten Materie und beschäftigen sich wieder wie zur Zeit des sinkenden Heidenthums mit sinnlicher Lust-erregung; die Musik, die Malerei, die Plastik, die Architektonik müssen den Prachtbau der Kirche verlassen, wo sie bisher so Großes und Ewiges geleistet haben, und als arme Bettlerinen mit der ärmlichen und vergifteten Kost des vorchristlichen Heidenthums sich begnügen.

Zuerst waren die leichtfertigen Höfe italienischer Fürsten die Patrone der importirten Geistesströmung: ihre sittliche Fäulniß fühlte sich von dieser sinnlichen und unchristlichen Literatur angezogen und ihre Scheu vor ernsten und anstrengenden Studien, welche die christliche Wissenschaft des Abendlandes verlangte, fand in diesem geistreichen Spiel mit griechischen und römischen Versen volle Befriedigung. Wie nun aber jede Verirrung hochstehender Menschen eine große Menge von Nachahmern findet, so fand auch diese von den Fürsten begünstigte neue Richtung der Wissenschaft und Kunst bald eine Menge von Anhängern zunächst im Kreise der fürstlichen Umgebung, nach und nach aber auch in immer weitern Kreisen des hohen und niedern Adels; von da verbreitete sie sich unter den reichen und den Adel wie immer so auch damals nacheifernden Bürgern der durch den Schutz und die Macht der Kirche zu größter Blüthe gelangten Städte Italiens. Von Italien kam sie nach Deutschland, wo reiche und mächtige Fürsten, ein zahlreicher unbeschäftigter Adel und blühende Städte miteinander wetteiferten, der eitlen Byzantinerin die Thore zu öffnen und sie mit wahrer

Schwärmerei zu verherrlichen. Wie jede dem Christenthum feindliche Neuerung mit Keckheit und gewaltiger Selbstgefälligkeit auftritt und eben dadurch auf die große Menge der unselbstständigen und unwissenden Menschen großen Einfluß ausübt, so trat auch die neue Richtung der Wissenschaft und Kunst mit unerhörter Anmaßung im christlichen Abendland auf und gab sich selbst den glänzenden Namen „Humanismus", offen damit bekennend, daß alle bisherige Wissenschaft und Kunst dem menschlichen Wesen und der wahren Bildung entgegengesetzt sei. Schon durch diesen Namen bewies die Neuerung ihren hochmüthigen und intoleranten Charakter; aber sie machte bald einen neuen Schritt vorwärts und ging zum offenen Angriff auf die bestehenden Weltschulen, den Sitz und Pfeiler der christlichen Wissenschaft, über.

Die fortwährend nach größerer Macht strebende Fürstengewalt hatte sich nach und nach Einfluß auf die bisher durchaus selbstständigen Corporationen zu erringen gewußt. So konnte sich auch die Weltschule gegen Ende des 15. Jahrhunderts der Einmischung der Territorialgewalt nicht gänzlich erwehren; theils durch neue Gründung einer Weltschule aus landesherrlicher Gnade, theils durch Erweiterung der schon bestehenden Schule mittelst landesherrlicher Schenkungen gelang es dem Fürsten, auf das größte Privilegium der Gelehrtenrepublik, die Besetzung der Lehrstühle, Einfluß zu üben und solche Männer bei der Wahl durchzusetzen, die den Wünschen des Hofes angenehm waren. Dieß war die erste große Bresche in der bisher unantastbaren Burg der christlichen Wissenschaft; durch diese Bresche drang die Uneinigkeit in den Lehrkörper und die Zuchtlosigkeit unter die Schüler. Die durch landesherrlichen Einfluß berufenen Lehrer standen ihren Collegen lieblos und fremd gegenüber, bekümmerten sich weder um die bisher befolgte Methode, noch um die Statuten der Corporation, betrachteten sich zu Neuerungen berechtigt und berufen, und stützten sich bei allen ihren Eingriffen in die bisherige Ordnung auf die Huld des mächtigen Landesherrn. War nun vollends der vom Landes-

herrn dem Lehrkörper aufgedrungene Professor ein Anhänger des Humanismus — und die Humanisten sind es gerade, welche als Speichellecker der Fürsten durch deren Einfluß auf akademische Lehrstühle erhoben wurden — so war sein Wirken um so zerstörender: die neue Methode des Vortrags, die bestechenden und einschmeichelnden Lehren die er verkündete, die spöttischen Ausfälle die er sich im Wahn seiner Ueberlegenheit gegen die bisherige Methode und Wissenschaft erlaubte, die leichtfertige Nachsicht die er den Schülern gewährte, machten nothwendig großes Aufsehen unter den Zuhörern; es entstanden Parteien unter ihnen, die einen blieben, weil sie das Wehen eines unchristlichen und oberflächlichen Geistes aus seinen Vorträgen erkannten, ihren bisherigen Lehrern und den ehrwürdigen Traditionen der Schule getreu; andere aber wurden von den modernen und fließenden Phrasen bezaubert und erklärten sich für ihn. So ist die bisher von dem Geist strenger Wissenschaftlichkeit und sittlicher Würde durchdrungene Weltschule in sich zerrissen, Parteiung und Feindschaft herrscht unter den Lehrern wie unter den Schülern; die Kraft der Disciplin ist gebrochen und die Studirenden fangen an, sich um die strengen Statuten der Schule und der Collegien wenig mehr zu bekümmern. Bald werden neue Lehrer von der Staatsgewalt in den Lehrkörper eingedrängt, diese schließen sich an den ersten an, unterstützen seinen Kampf gegen die Corporationsrechte und gegen die überlieferte Ordnung und Zucht; und auch ihnen fällt ein Theil der Studirenden zu, so daß nach und nach der Geist der Weltschule durchaus umgewandelt erscheint. Statt ernster und rastloser Anstrengung, um den Verstand an strenges syllogistisches Denken zu gewöhnen und so tief als möglich in die Wissenschaft und in die christliche Wahrheit einzudringen, herrscht jetzt bei Lehrern und Schülern die eitle Sucht, durch schöne Redensarten zu glänzen und statt mit kräftigen und tiefen Gedanken, mit leeren Formen und mit leichtfertigen lateinischen und griechischen Versen den Geist anzufüllen; statt Ehrfurcht und Hochachtung vor der großartigen christlichen Wissenschaft

herrscht Geringschätzung und Verachtung gegen dieselbe; statt fortzuarbeiten an dem großen Bau der Wissenschaft, den die vorangegangenen Jahrhunderte mit größter Mühe aufgeführt hatten, und die Theologie, Philosophie, Jurisprudenz und Naturwissenschaft, welche Gebiete des menschlichen Forschens die früheren Generationen auf breitester und festester Grundlage angebaut und zu staunenswerther Höhe gebracht hatten, wissenschaftlich zu vollenden und in der ganzen Welt das Licht der christlichen Erkenntniß leuchten zu lassen, verlassen sie diese großartigen Werke, so daß sie wie unvollendete gothische Dome noch jetzt auf Vollendung harren; und ohne Rücksicht auf die Arbeit der Vorzeit beginnen sie einen neuen wissenschaftlichen Bau, jeder nach eigener Weisheit, jeder erfüllt von dem Wahn genialer Schöpferkraft, jeder voll Kälte gegen das Christenthum und von Begeisterung glühend für die heidnischen Classiker und die olympischen Götter. Es wiederholte sich nur der Thurmbau von Babel: weil keiner den andern verstand noch sich um ihn bekümmerte, weil jeder nur von seiner eigenen Unfehlbarkeit überzeugt war, so war ihre Arbeit eitel und fruchtlos; die Schüler wurden mit vielversprechenden Phrasen, mit schönen Reden und leeren Gedanken erfüllt und von diesem Wind aufgeblasen glaubten sie wirklich etwas gelernt zu haben, während ihr Geist und Gemüth vollkommen verwilderte. So waren im Anfang des 16. Jahrhunderts die Universitäten theils vollkommen vom Humanismus beherrscht und gegen Christenthum und Kirche feindlich gesinnt und erfüllten die Welt mit einer Fluth von Schriften zur Verherrlichung heidnischer Kunst und heidnischer Wissenschaft; andere waren durch innere Kämpfe zwischen den Anhängern des Humanismus und den Verehrern der überlieferten christlichen Wissenschaft in ihrer Thatkraft gelähmt; Haß und Feindschaft und Ausgelassenheit herrschte in den sonst einem heiligen Schweigen und ernstem Studium gewidmeten Räumen. Nur wenige Schulen waren frei geblieben von diesem entsetzlichen Unglück: es waren die Universitäten jener Staaten, deren Fürsten frei blieben von dem eitlen Ver-

langen nach byzantinischer Allmacht, die daher auch nicht störend und eigenmächtig in die Rechte der Gelehrtenrepublik eingreifen wollten.

Als nun der theologische Streit ausbrach zwischen Luther und Tetzel und Eck u. s. w., da waren es jene Universitäten gerade, in denen der Humanismus ausschließlich oder größtentheils herrschte, welche die ganze Sache vergifteten. Die Humanisten in ihrem Haß gegen die Kirche und Alles was zur Kirche gehörte, griffen mit beiden Händen nach dieser Gelegenheit, der Kirche durch Luther einen großen Schlag zu versetzen; daher wurden sie seine eifrigsten Lobredner, besangen ihn als Helden der Freiheit durch lateinische und griechische Verse und ohne sich nur die Mühe zu geben, die eigentliche Streitfrage zu prüfen, gaben sie Luther unbedingt Recht, verhöhnten seine Gegner als Finsterlinge und dadurch gerade machten sie Luther zu einem vollständigen Häretiker, der im unglücklichen Glauben an seine humanistischen Lobredner jede Belehrung durch die kirchliche Auktorität hartnäckig von sich wies und sich selbst die Unfehlbarkeit anmaßte. Fast in jedem Jahrhundert hat es Theologen gegeben, die in dem einen oder andern Punkt von der kirchlichen Lehre abwichen; aber die gründliche und leidenschaftslose Erörterung des Streitpunkts durch die Meister der Wissenschaft verhinderte eine größere Spaltung, und wenn die höchste kirchliche Auktorität in milder und väterlicher Weise sich aussprach über das Dogma und über das was der freien Forschung überlassen ist, so unterwarfen sich die streitenden Parteien und die Sache blieb im Kreise der Fachmänner ohne die christliche Welt zu erschüttern. So wäre es auch mit der Irrlehre Luthers gegangen: das Wesen der kirchlichen Lehre über Ablaß und Bußdisciplin wäre im Kreise der Theologen erörtert und die eingeschlichenen Mißbräuche als solche erwiesen und gerügt worden; wenn sodann der päpstliche Stuhl sich über die Sache aussprach und die Mißbräuche verbot, so wäre der wenn auch noch so heftige Streit geschlichtet und beide Parteien der Kirche erhalten worden. Allein die der

Kirche feindlichen Universitäten sorgten mit regstem Eifer dafür, den Streit in die weitesten Kreise zu verbreiten und Luther so viel Weihrauch zu streuen, daß er davon berauscht zu ruhiger und gründlicher Erörterung unfähig wurde, und ihn theils durch Schmeichelei theils durch Drohungen weiter und immer weiter zu treiben, bis er endlich vollkommen mit der Kirche, ihrer Auktorität, Lehre und Wissenschaft zerfallen war. Nun erst begann die Erntezeit der fürstlichen Herrschsucht: was der Humanismus vorbereitet und Luther vollbracht hat, die Zerstörung der kirchlichen Auktorität, das trägt allein der landesherrlichen Allmacht die glänzendsten Früchte.

Luther glaubte an den Humanisten, weil sie ihn, so lange er mit der Kirche noch nicht vollständig zerfallen war, so lebhaft unterstützt hatten, aufrichtige Freunde zu haben; dem war aber nicht so. Luther wurde von ihnen bloß als Sturmbock gegen die verhaßte Kirche benützt; so wie er aber anfing eine eigene Kirche zu gründen mit einer bestimmten Anzahl christlicher Dogmen, so zog sich der Humanismus von ihm zurück und verhöhnte ihn ob seines thörichten Wahns, als wollten die Humanisten, nachdem die Herrschaft der katholischen Kirche durch ihn gebrochen, sich einer neuen von Luther geschaffenen Kirche und kirchlichen Auktorität unterwerfen. Während sie bisher die Mißbräuche in der katholischen Kirche, die Finsterniß des Klerus, die Unterdrückung des christlichen Volks durch die Hierarchie als Schlagworte benützt und Tausende damit gefangen und von der Kirche abgewandt hatten, werfen sie jetzt, nachdem ihr nächster Zweck erreicht und durch Luther der Bruch mit der Kirche vollbracht ist, die Maske ab und zeigen sich in ihrer wahren Gestalt als moderne Heiden, die das Christenthum als solches hassen, gleichgültig ob der Papst oder Luther es lehrt. Dadurch allein findet einerseits der bittere Haß Luthers gegen die Universitäten seine Erklärung, andererseits aber auch die außerordentliche Verwilderung der Sitten an den damaligen Hochschulen: nachdem die Auktorität der Kirche gestürzt war, hatten die modernen Heiden keine Macht mehr zu fürchten, die

zur Beobachtung christlicher Sitte aufforderte und über die akademische Zucht wachte. Der päpstliche Kanzler und die letzten kirchlich gesinnten Lehrer wurden verjagt und frei von aller Oberaufsicht konnten die humanistischen Lehrer ihre heidnischen Grundsätze entwickeln und den christlichen Glauben und die christliche Moral verhöhnen. Wenn die Studirenden aber diese Lehren praktisch befolgten und sich frech und schamlos allen Ausschweifungen hingaben: wie konnten die frivolen Lehrer, die täglich jede Auktorität auf dem Katheder verhöhnten, von den zuchtlosen Studenten Gehorsam gegen ihre Befehle oder gegen die akademischen Statuten verlangen; wie konnten Lehrer, die täglich den heidnischen Sinnengenuß griechischer und römischer Dichter als höchsten Lebenszweck hinstellten, die abscheulichsten Excesse ihrer gelehrigen Schüler verdammen*)?

Luther war nun, da er sich von den Humanisten verlassen und verhöhnt und von den Anhängern der Kirche bekämpft sah, genöthigt bei den Territorialherrn Zuflucht und Hilfe zu suchen für die Vollendung seines Werks. Sollte sein Werk nicht alsbald wieder untergehen, sondern sich auf die künftigen Geschlechter forterben, so mußten die Schulen im Sinn Luthers

---

*) Die Wildheit und Zuchtlosigkeit der Studenten geht schlagend aus der Geschichte des Ulrich von Hutten hervor, cfr. Huttens Lebensbeschreibung von Dr. D. F. Strauß, und wird durch eine Menge hieher gehöriger Aeußerungen in Luthers und Melanchthons Schriften bezeugt. Luther nennt die vom Humanismus beherrschten Universitäten „große Pforten der Hölle" und „Hurenanstalten"; und selbst Melanchthon sagt in seiner „Wittenbergischen Reformation" von den Universitäten: „es wäre hoch von Nöthen, daß geistliche und weltliche Obrigkeit die Studien und die Zucht der Jugend sich ließen besser empfohlen seyn, daß das junge Volk nicht so wild aufwüchse und in dem freien unordentlichen Wesen lebte wie jetzund leider in Universitäten zu sehen, wo sie leben wie müssige muthwillige Landsknechte, und die Jugend nicht allein nicht zu geistlichen Uebungen gehalten wird, sondern auch weltliche Tugenden wenig achtet."

organisirt werden; denn wenn die neue Lehre nicht dem Geist und Gemüth des heranwachsenden Geschlechts durch beharrliche und consequent durchgeführte Herabsetzung der katholischen Kirche einerseits, andererseits durch endlose Verherrlichung des lutherischen Werks tief und unauslöschlich eingeprägt wurde, so war ein rascher Untergang unvermeidlich. Darum waren Luther und seine eifrigsten Anhänger so sehr darauf bedacht, die Schulen in ihre Gewalt zu bekommen. Dieß konnte aber nur mit Genehmigung der Territorialherrn geschehen: dadurch nun erklärt sich die abgeschmackte Schmeichelei Luthers und seiner Freunde gegen die seiner Neuerung huldigenden Fürsten Europa's. Er gab der Welt das Schauspiel des kolossalsten Widerspruchs: während er den Namen der Freiheit im Mund führt und durch dieses Wort Tausende an sich lockt, kriecht er im Staub vor der Fürstenmacht und wirft ihr wie ein wahnsinniger Verschwender alle Güter in den Schooß, welche die früheren Generationen zur Unterhaltung der Schulen und Kirchen und zur Pflege der Armen und Kranken angesammelt und sorgfältig aufbewahrt hatten. So sind die Landesherrn plötzlich am Ziel ihrer heißesten Wünsche angelangt: die fürstliche Allmacht, welche von den eingewanderten Griechen als reizender Köder ihnen vor Augen gestellt wurde, die aber so lange die katholische Kirche noch Macht hatte, nie ausgeführt werden konnte, ist nun verwirklicht. Durch Luther ist jeder Landesherr ein byzantinischer Kaiser, seine Macht hat keine Schranken, er ist höchster und unumschränkter Herr seiner Unterthanen nicht bloß in zeitlichen Dingen, sondern auch in Sachen des Glaubens, der Sitte, der Erziehung und Bildung der Unterthanen. Nicht mehr im Namen einer über die ganze Erde verbreiteten Kirche, sondern im Namen und mit der Vollmacht des Territorialherrn traten die Prediger auf die Kanzel, um die ewige Wahrheit und die Gnade Christi zu predigen; nicht mehr den über die Welt verbreiteten katholischen Glauben lehren die neuen Diener des Worts, sondern den Glauben welchen Luther unter Genehmigung seiner fürstlichen Patrone

vorzuschreiben für gut fand; nicht im Bewußtseyn einer durch die Priesterweihe erhaltenen höheren Würde und Mission treten die Prediger vor ihre Gemeinde, sondern als Mandatare des Landesherrn, welcher ihnen nur das zu lehren und nur die Gebote der christlichen Moral einzuschärfen erlaubt, die ihn selbst in seiner fürstlichen Allmacht nicht hindern. So ist das ganze Werk Luthers vollständig von der Gnade oder Ungnade des Landesherrn abhängig; von Freiheit, Selbstständigkeit, höherer Weihe der Kirche und ihrer Diener ist keine Spur mehr vorhanden. Wie konnten sich nun, wenn die Kirche selbst in ihrer ganzen Lebensthätigkeit von dem Territorialherrn abhängig ist, die Schulen von dieser Gewalt frei erhalten, die Schulen die doch aufs engste mit der Kirche verbunden sind? Nicht bloß die niedern, auch die höhern und höchsten Unterrichtsanstalten des protestantischen Landes sind vollständig vom Landesherrn abhängig, zunächst in ihrer materiellen Existenz. Denn nachdem Luther den Fürsten erlaubt hatte, alle kirchlichen Güter und Stiftungen, welchen Zweck sie auch haben mochten, sich anzueignen, so fehlte es der Schule durchaus an den Mitteln zu einer selbstständigen Existenz; sie mußte sich dieselben beim Landesherrn erbetteln und natürlich auch nur das lehren, was dem gnädigen Spender genehm war. Alles wurde nun bis in's Einzelnste vom Landesherrn vorgeschrieben: Lehrbücher, Lehrziel, Methode und Stundenzahl, und wehe dem Lehrer, der in einem einzigen Punkte von dem landesherrlichen Schulplane abwich! Nachdem so die niedern und mittleren Schulen durch Luther der Staatsgewalt überantwortet waren, konnten sich auch die höchsten Schulen, die Universitäten, dem gleichen Loos unmöglich entziehen.

Die neue Lehre sollte die von der katholischen Kirche abgefallenen Völker vollständig beherrschen und für alle Zukunft die Aussöhnung mit derselben unmöglich machen; eine freie Wissenschaft hätte aber nothwendig bald die Irrthümer der „Reformatoren“ und die kolossalen Verleumdungen der katholischen Kirche aufgedeckt und dadurch die Fortdauer des Prote-

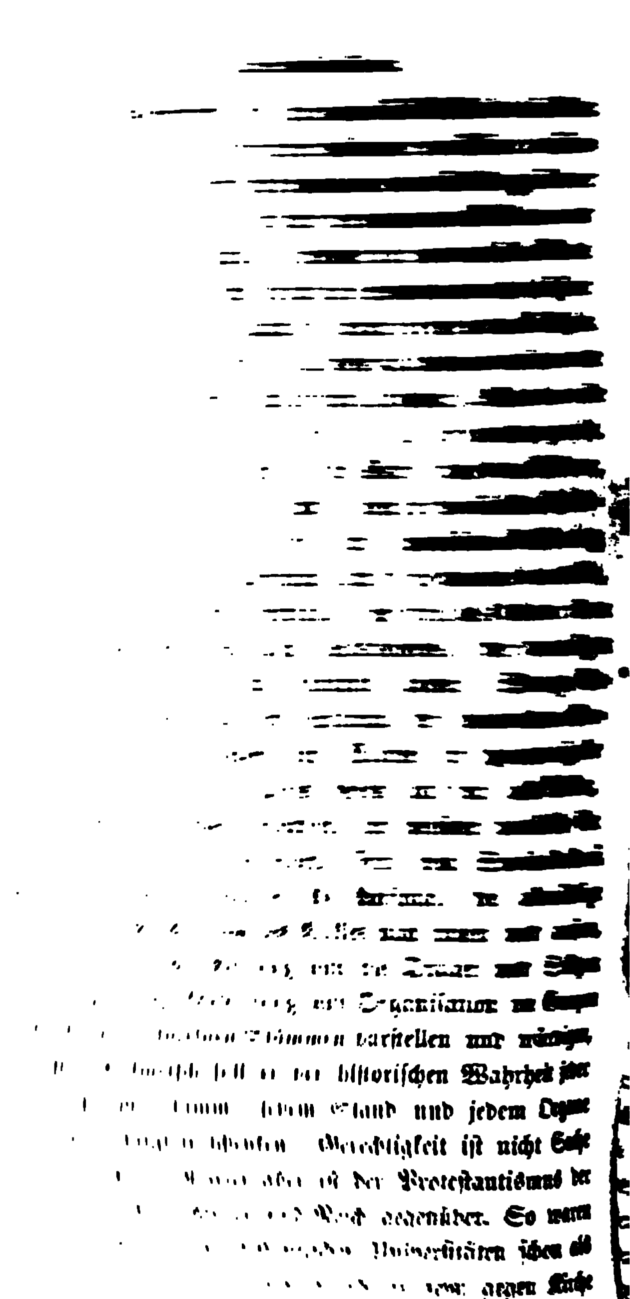
stantismus untergraben; darum mußte schon im Interesse der Selbsterhaltung die Universität in protestantischen Ländern ihre Freiheit verlieren und in eine Confessionsschule verwandelt werden, um für alle Zukunft nur im Sinn der religiösen Neuerung die Wissenschaften zu lehren und auch die gebildetsten Klassen und Stände des Volkes der Häresie zu erhalten. Da zudem durch Luther die höchste Auktorität der Kirche zerstört war, so war der Gehorsam gegen jede Auktorität, sie mochte heißen wie sie wollte, damit vernichtet; die Empörung des Individuums gegen jede über ihm stehende Gewalt war durch Luther's Beispiel gewissermaßen gerechtfertigt, daher im unmittelbaren Gefolge von Luther's Empörung gegen die Kirche der Bauernkrieg ausbrach, in welchem die abhängigen Bauern die Auktorität ihrer Herrn abzuschütteln versuchten, und der schmalkaldische Krieg, durch welchen die lutherischen Fürsten von der höchsten politischen Auktorität, dem Kaiser, sich frei machen wollten; von dem furchtbaren 30jährigen Krieg gar nicht zu reden, in welchem die Fürsten ihr Verlangen nach Abschüttlung der kaiserlichen Auktorität durch Hilfe der Franzosen und Schweden durchsetzten und sich zu unumschränkten Herrn ihrer Territorien emporschwangen. Wie konnte die Universität allein ihre Unabhängigkeit und Würde als höchste Auktorität der Wissenschaft in den protestantischen Ländern behaupten? Auch sie verlor, wie jede andere Auktorität, ihre Würde und Selbstständigkeit. Ihr reiches Vermögen wurde vom Landesherrn eingezogen und so war sie wie jede andere Schule in ihren Existenzmitteln von der Gnade des Landesherrn abhängig. Eine nothwendige Folge hievon war der Verlust des Rechtes der Selbstergänzung; der Landesherr, der die Universität unterhielt, ernannte die Lehrer mit unumschränkter Gewalt, entfernte die mißliebigen Elemente aus dem Lehrkörper, zerstörte die akademische Selbstständigkeit von Grund aus, die alten Statuten wurden beseitigt, selbst die Erhaltung der Disciplin wurde der Schule entzogen und von den Organen des Staats, die der Universität auch äußerlich fern standen, gehandhabt, die Me-

thode, das Lehr- und Lernziel, die Lehrfächer und Lehrbücher, die Zahl und die Art der Prüfungen genau vorgeschrieben und controlirt wie in der niedersten Dorfschule.

Aber nicht genug, die Universität total ihrer Freiheit und Selbstständigkeit in der äußern Existenz zu berauben: es wurde ihr sogar durch landesherrlichen Machtspruch der Geist vorgeschrieben, der die Vorlesungen, die Handbücher, die Prüfungen und alle Zweige der Wissenschaft durchdringen sollte. Nun war aber der Geist, der die Fürsten zur Unterstützung Luthers bewog, der byzantinische Geist fürstlicher Allmacht sowohl den Unterthanen als dem Kaiser und Reich gegenüber; dieser Geist durchdringt daher auch alsbald sämmtliche Fakultäten der protestantischen Universität. Theologen, Juristen, Philosophen und Philologen wirken zusammen, um alle Erinnerung an Kaiser und Reich zu zerstören: „römisches Reich" und „römischer Kaiser deutscher Nation" erinnerte zu lebhaft an die Einheit der Religion und an die allgemeine Anerkennung des päpstlichen Stuhls im deutschen Volk, als die wissenschaftlichen Pfeiler des Protestantismus ertragen konnten. Zudem war der Kaiser der alten Kirche getreu, und im Reichstag saßen katholische Fürsten und Bischöfe ebenbürtig und gleichberechtigt neben den fürstlichen Bekennern der neuen Lehre: wahrlich Grund genug für die protestantischen Gelehrten, Kaiser und Reich durch Wort und Schrift zu bekämpfen und den Territorialherrn beharrlich ihre absolute Fürstengewalt, die sich um Kaiser und Reich nicht zu kümmern habe, in's Gedächtniß zurückzurufen gestützt auf das römische, besser gesagt byzantinische Recht, welches eben aus diesem Grund an die Stelle des deutschen Staats- und Privatrechts gesetzt wurde. Nur diejenigen Glieder des Reichs wurden als Mitbürger und Kinder der großen Nation anerkannt, welche dem Protestantismus anhingen; alle anderen Staaten und Stämme aber, die der alten Kirche getreu blieben, waren ihnen nicht nur gleichgiltig und fremd, sondern positiv zuwider und verhaßt als Anhänger des „römischen Antichrists", und kein nationales

Band galt ihnen so viel, um gegen diese Kinder der Finsterniß irgend welche Rücksicht und Gerechtigkeit walten zu lassen. Die Dänen und Schweden, die Holländer und Engländer, ja selbst die schismatischen Griechen und Russen standen ihrem protestantischen Herzen weit näher als die katholischen Rheinländer und Franken, Bayern und Oesterreicher. So wurde von den protestantischen Universitäten systematisch alles Nationalbewußtseyn gründlich zerstört, die Anhänglichkeit an das Reich untergraben und die Pflicht für die Erhaltung des Reichs Opfer zu bringen, als Ammenmärchen verhöhnt. An die Stelle des bisher alle Stämme deutscher Nation umschlingenden und alle Gefahren kräftig abwehrenden Reiches trat ein flacher kraftloser Internationalismus, der kosmopolitisch alles Bürgergefühl und allen Patriotismus zerstörte, das große Reich theilnahmlos allen Gefahren überließ, egoistisch nur für das eigene Territorium sorgte, zur Vergrößerung desselben auf Kosten des Nachbars selbst eine verrätherische Allianz mit dem Reichsfeind nicht scheute und endlich den Untergang des ganzen Reiches herbeiführte. Aber nicht bloß dem Kaiser und Reich, auch seinen eigenen Unterthanen gegenüber befreite die protestantische Universität den Landesherrn von allen gesetzlichen Schranken und Rücksichten. Die Unterthanen werden in ächt byzantinischer Weise als rechtlos dem Staat gegenüber dargestellt; jeder fürstlichen Willkür wird Thür und Thor geöffnet; das alte ächt deutsche Recht der Selbstständigkeit in Corporation und Gemeinde, die Befragung der Stände in allen wichtigen Staatsangelegenheiten, bei Gesetzgebung und Steuerumlage wird höhnisch beseitigt und wie ein orientalischer Sultan darf unter Zustimmung seiner willfährigen Universität der protestantische Landesherr über Gut und Blut seiner Unterthanen nach Laune verfügen.

Wie also der den protestantischen Universitäten eingeimpfte Geist fürstlicher Allmacht das deutsche, dem freien Volksgeist entstammende Recht verdrängt und das römische (d. i. byzantinische) eingeführt hat, ebenso wurde auch die Geschichte vollständig von diesem Geiste beherrscht. Als erhabener Richter



hängigkeit von dem Geist der ganzen Schule und von dem autokratischen Willen des Landesherrn, der eine historisch wahre Darstellung der Entstehung der Territorialgewalt und ihres Verhältnisses zu dem Kaiser und den Mitständen des Reichs nicht dulden konnte. Wer mag sich nun wundern, daß diese dem innern und äußern Zwang unterworfenen Geschichtslehrer die Geschichte der deutschen Nation, ihrer Entwicklung zu einem Reich und ihrer organischen Gliederung im Kaiserthum, geistliches und weltliches Fürstenthum, Adel und Bürgerthum in einer der historischen Wahrheit durchaus widersprechenden Weise darstellten! Was zu allen Zeiten der Stolz und die Größe der deutschen Nation und das mächtigste alle Stämme zu einer weltbeherrschenden Macht vereinigende Band war, das Kaiserthum, welches als höchste weltliche Auktorität von allen Völkern verehrt und gefürchtet war — es wurde geschmäht, seines ehrwürdigen Charakters beraubt, als Anmaßung und Eingriff in die nach protestantischer Darstellung allein berechtigte Territorialmacht gebrandmarkt. Das deutsche Fürstenthum aber, welches so oft Bürgerkrieg und Lähmung der deutschen Machtentwicklung nach außen verursacht und sich nicht selten mit den Feinden des Reichs und selbst des christlichen Glaubens verbunden hatte zum Zweck eigener Vergrößerung, das deutsche Fürstenthum das die durch die Fortschritte der Bildung, der christlichen Sitte und der Reichsmacht gemilderten Gegensätze der Volksstämme immer aufs neue schärfte und steigerte und dadurch das Bewußtseyn der Einheit der deutschen Nation immer wieder zurückdrängte, dieses wurde als die Stütze der deutschen Freiheit und aller deutschen Entwicklung gepriesen, alle Eingriffe desselben in die Rechte des Kaisers und der andern Reichsstände vertheidigt, alle Rebellen der früheren Jahrhunderte, die gegen den Landfrieden, gegen Kaiser und Reich sich freventlich auflehnten, Kirchen und Klöster beraubten und unermeßliches Elend über weite Länder verbreiteten, wurden zu großen Helden gestempelt und die durch das Uebergewicht der Fürstenmacht herbeigeführte Schwächung der Kaisergewalt, worin jeder ächtdeutsche Mann

soll der Geschichtsforscher die großen Thatsachen darstellen, welche die Menschheit in ihrer politischen, religiösen, wissenschaftlichen, künstlerischen und industriellen Entwicklung gefördert oder gehemmt haben; Lob darf er spenden den Männern und Völkern, die Großes gedacht, erfunden und ausgeführt, Tadel aussprechen über jene, welche durch Selbstsucht und Herrschgier ganze Generationen in's Unglück gestürzt oder durch Trägheit und Indolenz die Gelegenheit zu großen Thaten verscherzt und die Pflichten ihrer Mission nicht erfüllt haben. Aber das erste und höchste Gesetz hiebei ist daß er billig sei und gerecht, daß er eindringe in den Geist der Völker und der Männer, von denen er spricht, daß er nicht seinen persönlichen Standpunkt der Bildung, der religiösen und politischen Anschauung den Männern der Vorzeit aufzwinge und sie darnach beurtheile, sondern sie so darstelle und würdige, wie sie als Kinder ihrer Zeit, als Träger des damaligen Volksgeistes, der damaligen Begriffe und Ideen gelebt und gehandelt haben. Strenge Berücksichtigung von Zeit, Ort und Stellung der handelnden Personen und Gerechtigkeit gegen ihre Motive ist Hauptaufgabe aller Geschichtswissenschaft. Dieses Gesetz gilt für alle Völker, welche der Geschichtsforscher behandelt, am meisten natürlich für das Volk, dem er selbst angehört. Frei von Speichelleckerei gegen Fürst und Partei soll er die Anfänge, die allmählige Entwicklung, das Wachsthum des Volkes nach innen und außen, die religiöse und sittliche Bildung und die Träger und Stützen derselben, die politische Gestaltung und Organisation im Ganzen sowohl als in den einzelnen Stämmen darstellen und würdigen, als getreuester Dolmetsch soll er der historischen Wahrheit jeder Periode und jedem Stamm, jedem Stand und jedem Organe des Staats Gerechtigkeit schenken. Gerechtigkeit ist nicht Sache der Parteileidenschaft, Partei aber ist der Protestantismus der Kirche sowohl als dem Kaiser und Reich gegenüber. So waren die Geschichtsforscher der protestantischen Universitäten schon als Männer einer Partei unfähig um gerecht zu seyn gegen Kirche und Reich; dazu kam ihre totale Unselbstständigkeit und Ab-

hängigkeit von dem Geist der ganzen Schule und von dem autokratischen Willen des Landesherrn, der eine historisch wahre Darstellung der Entstehung der Territorialgewalt und ihres Verhältnisses zu dem Kaiser und den Mitständen des Reichs nicht dulden konnte. Wer mag sich nun wundern, daß diese dem innern und äußern Zwang unterworfenen Geschichtslehrer die Geschichte der deutschen Nation, ihrer Entwicklung zu einem Reich und ihrer organischen Gliederung im Kaiserthum, geistliches und weltliches Fürstenthum, Adel und Bürgerthum in einer der historischen Wahrheit durchaus widersprechenden Weise darstellten! Was zu allen Zeiten der Stolz und die Größe der deutschen Nation und das mächtigste alle Stämme zu einer weltbeherrschenden Macht vereinigende Band war, das Kaiserthum, welches als höchste weltliche Auktorität von allen Völkern verehrt und gefürchtet war — es wurde geschmäht, seines ehrwürdigen Charakters beraubt, als Anmaßung und Eingriff in die nach *protestantischer* Darstellung allein berechtigte Territorialmacht *gebrandmarkt*. Das deutsche Fürstenthum aber, welches *so oft* Bürgerkrieg und Lähmung der deutschen Machtentwicklung nach außen verursacht und sich nicht selten mit den Feinden des Reichs und selbst des christlichen Glaubens verbunden hatte zum Zweck eigener Vergrößerung, das deutsche Fürstenthum das die durch die Fortschritte der Bildung, der christlichen Sitte und der Reichsmacht gemilderten Gegensätze der Volksstämme immer aufs neue schärfte und steigerte und dadurch das Bewußtseyn der Einheit der deutschen Nation immer wieder zurückdrängte, dieses wurde als die Stütze der deutschen Freiheit und aller deutschen Entwicklung gepriesen, alle Eingriffe desselben in die Rechte des Kaisers und der andern Reichsstände vertheidigt, alle Rebellen der früheren Jahrhunderte, die gegen den Landfrieden, gegen Kaiser und Reich sich freventlich auflehnten, Kirchen und Klöster beraubten und unermeßliches Elend über weite Länder verbreiteten, wurden zu großen Helden gestempelt und die durch das Uebergewicht der Fürstenmacht herbeigeführte Schwächung der Kaisergewalt, worin jeder ächtdeutsche Mann

ein schweres nationales Unglück erblickte, wurde als ein Fort-
schritt und Gewinn dargestellt. Und die Kirche, welche durch
Jahrhunderte lang fortgesetzte rastlose Anstrengung die deutschen
Barbaren dem Christenthum und der Civilisation gewonnen,
ihre Sitten gemildert, Frieden und Ruhe und ein sorgfältig
gegliedertes Staatsleben unter ihnen geschaffen, Künste und
Wissenschaften unter ihnen verbreitet und dieselben zu außer-
ordentlicher Höhe der Vollkommenheit gebracht hatte, so daß
Deutschland beim [illegible] ahrhunderts von allen Na-
tionen der Erde bi [illegible] stescultur zuerkannt wurde,
diese Kirche wurd [illegible] stantischen Geschichtslehrern
nicht weniger gesch [illegible] etzt als von den rasendsten
Lehrern der lutheri [illegible] Während schon die Hörsäle
in denen sie lehrten [illegible] die sie benützten, und die
Collegien in denen [illegible] die großartige Thätigkeit
der Kirche für Ver [illegible] senschaft in allen deutschen
Gauen erinnerten, deklamirten die Undankbaren mit fanatischer
Leidenschaft über Finsterniß, Unwissenheit und Lichtscheu der
„Römlinge", ignorirten oder verkleinerten die gewaltigen Heroen
der Wissenschaft früherer Zeiten, schmähten über Glaubenszwang
und Verketzerungssucht der römischen Päpste, während sie selbst
jeden Zweifel an ihrer eigenen Unfehlbarkeit und Wahrheits-
liebe als todwürdiges Verbrechen betrachteten. Und während
ihre Hörsäle vom Lichte der Scheiterhaufen erhellt wurden, auf
denen unglückliche Mädchen und Frauen als „*Hexen*" den
schrecklichsten Tod litten, triumphirten die Apostel der protestan-
tischen Toleranz über den Sieg „evangelischer Freiheit" und
wahrer Bildung. — Aber nicht bloß in ihrer Behandlung der
deutschen Geschichte waren die Historiker des Protestantismus
unwahr und ungerecht: die Geschichte aller Zeiten und Völker
wurde von ihnen durch die Brille ihres Parteistandpunkts be-
trachtet. Ihr befangener Geist, *der durch die engen Grenzen
der Territorialmacht noch mehr beschränkt* wurde,
war zur Würdigung großer Männer, großer Ereignisse, welt-
beherrschender Staaten und Völker unfähig; wie Pygmäen

standen sie vor den gewaltigen Geistesriesen der Vorzeit, die neue Staaten geschaffen, neue Reiche gegründet oder durch ihre großen Ideen der Welt auf Jahrhunderte hinaus eine neue Richtung und gewaltigen Fortschritt gegeben. Die kleinlichen Menschen wagten es sogar, deren Werke zu benagen, ihr kritisches Messer an sie zu legen und ihre Verdienste, die wie die Sonne am Mittagshimmel glänzen, in Zweifel zu ziehen. Als ächte Lutheraner ohne Verständniß der sittlich-religiösen Freiheit des Menschen waren diese Historiker blind gegen das Ringen und Kämpfen der vorchristlichen Zeit nach Wahrheit in Religion und Wissenschaft; die gewaltige Anstrengung der größten Geister der Griechen und Römer, die Tugend und Weisheit und dadurch die Glückseligkeit zu finden, war ihren Augen verborgen und der tiefe Zerfall, die Verzweiflung und Trostlosigkeit der Völker vor Christus und ihre heiße Sehnsucht nach einem vom Himmel gesandten Erlöser, um sie aus ihrem religiösen, sittlichen, politischen und socialen Elend herauszuziehen, war ihnen unverständlich. Und so wenig sie die vorchristliche Zeit verstehen, ebenso wenig die Geschichte nach Christus: die wunderbare Schöpferkraft der von Christus gegründeten Kirche, welche als Trägerin seiner Verheißung und als Verwalterin seiner Gnade die Welt umgestaltet, Heidenthum und Judenthum und die Cäsarenherrschaft besiegt, in Wissenschaft und Kunst neue Bahnen gebrochen, dem Geist neuen Schwung, dem Gefühl Ruhe und Wärme gegeben, die Sinnlichkeit in freiwillige Entsagung und Abtödtung verwandelt, Tausende zur Dahingabe ihres Vermögens und zur Aufopferung aller körperlichen und geistigen Kräfte für die Bekehrung heidnischer Völker begeistert und in dem ganzen Abendland das regste Leben in Staat und Gemeinde, in Handel und Gewerbe, in Kunst und Wissenschaft geschaffen und beschützt hat — sie hatten kein Verständniß dafür, noch weniger ein Wort dankbarer Anerkennung: Luther hat ja gesagt, das Papstthum ist vom Teufel gestiftet; so muß denn alles Große, was die katholische Kirche geschaffen, grundsätzlich geleugnet oder was nicht zu

leugnen ist, auf die Motive des Ehrgeizes, der Herrschsucht, der Völkerverdummung zurückgeführt werden, denn Luther hat es gesagt und Luther muß Recht behalten!

Hatten sie aber dem ächtlutherischen Glauben abgesagt und waren Rationalisten geworden, so zeigten sich die protestantischen Geschichtslehrer, weil ohne Glauben an einen persönlichen Gott, auch unfähig Gottes Walten in der Geschichte zu erkennen. Wie der Blinde von Farben spricht aber keinen Begriff hat von ihrer Anmuth und Schönheit, so spricht der rationalistische Historiker von einem Princip und einem Plane der Weltgeschichte; mitten in dem Walten der Vorsehung, bei den gewaltigsten Ereignissen welche unerwartet eintraten und ganze Länder und Völker erschütterten, bleibt er kalt und gefühllos; nicht eine höhere Macht, sondern der blinde trostlose Zufall, dieser Götze des verkommensten Heidenthums, tritt ihm entgegen; die menschlichen Leidenschaften erscheinen ihm als die einzigen Triebfedern aller Ereignisse; wie er selbst ohne Begeisterung ist für Ideen, so glaubt er auch nicht an ideale Motive bei den Schöpfungen großer Männer in der Geschichte. Ohne inneres Band, ohne großes einheitliches Ziel folgt ihm Jahrhundert auf Jahrhundert, Volk auf Volk, Reich auf Reich; alle kommen und gehen, aber wenn sie vorüber sind, sieht er weder was sie geleistet noch warum Gott sie verworfen hat. Der große Plan Gottes, alle Völker zu Christus zu führen und durch ihn zeitlich und ewig selig zu machen, die Völker aber, die das Christenthum gar nicht annehmen oder nachdem sie es angenommen, wieder von sich zurückstoßen, vom Angesicht der Erde verschwinden zu lassen: dieser die Weltgeschichte durchdringende und sie mit Geist und Leben erfüllende göttliche Weltplan ist ihm ein ewiges Räthsel. Sollte es aber durch tiefes und unbefangenes Studium einem rationalistischen Historiker gelingen, diesen Weltplan zu erkennen — und die neuere Geschichte hat mehrere Männer dieser Art in ihre Blätter gezeichnet — so glaubt er mit klarer Erkenntniß, daß ein vernünftiger persönlicher Gott, nicht aber blinder Zufall und

menschliche Leidenschaft die Welt lenkt und regiert, Alles erscheint ihm in hellem Licht, nach Einem Ziele sieht er alle Ereignisse und alle Werke genialer Männer hinstreben. Diese Erkenntniß duldet aber den bisher auch in ihm herrschenden Wahn der Verworfenheit der katholischen Kirche nicht länger, er sieht ihr großartiges, völkerbeglückendes Wirken und Schaffen, er erkennt die Falschheit der gegen sie verbreiteten Verleumdungen, und endlich entschließt er sich, seine bisherige Stellung seiner Ueberzeugung zum Opfer zu bringen, von der Religionspartei, die durch Unwahrheit und Verleumdung gegen die Kirche Jesu Christi sich zu erhalten sucht, sich loszusagen und in den Schooß der altehrwürdigen vielgeschmähten Mutterkirche zurückzukehren. Und das eben ist das eigentliche Verhängniß des Protestantismus, zu dem er durch unmittelbaren göttlichen Rathschluß verurtheilt zu seyn scheint, daß nur diejenigen Geschichtsforscher aus seiner Mitte, welche entweder im altgläubigen Lutherthum befangen oder dem completen Unglauben *verfallen sind*, die Geschichte so darzustellen vermögen, wie der *Geist des* Protestantismus verlangt; jeder andere Protestant aber, welcher sich der historischen Wahrheit nicht absichtlich verschließt und das Walten des göttlichen Geistes in der Geschichte erkennt, gerade durch diese Erkenntniß der katholischen Kirche gewonnen wird.

Nicht bloß die Rechtswissenschaft und die Geschichte, sogar die Theologie und der Grad und das Maß protestantischer Orthodoxie ist von dem Träger der Territorialgewalt abhängig. So lange der Landesherr dem Altlutherthum anhängt, so lange ist die Universität streng orthodox und die theologischen Docenten verdammen nicht bloß die Anhänger der alten römisch-katholischen Kirche, sondern auch jeden Protestanten, der eine andere Ansicht über das Christenthum sich zu bilden erlaubt als Luther gelehrt hat; Zwinglianer, Calvinisten, Wiedertäufer, Anglikaner, Calixtiner trifft ihr lutherischer Bannstrahl ebenso schonungslos wie die Anhänger des „römischen Antichrists.“ Wagt es ein Philosoph oder ein

Jurist oder ein Prediger, der unvernünftigen Lehre Luthers von der absoluten Verfinsterung der Vernunft, von der Zerstörung der Willensfreiheit, von der mechanisch sich vollziehenden Rechtfertigung, von der Schädlichkeit der guten Werke, von dem Teufelswerke des Papstthums u. s. w. zu widersprechen, um überhaupt eine Philosophie, eine Wissenschaft, eine vernünftige Erkenntniß und ein sittliches Handeln möglich zu machen, augenblicklich wird er von den Wächtern des reinen lutherischen Gottesworts als Ketzer gebrandmarkt, beim Landesherrn denuncirt, in Untersuchung gezogen und wenn er nicht in Sack und Asche Buße thut, als Frevler gegen den allein wahren Glauben mit Absetzung, Kerker und Verbannung bestraft — im Namen der „evangelischen Freiheit.“ Sobald aber die Hofluft umschlägt und statt strenger Orthodoxie ein leichtfertiger Geist, der sich über Bekenntnißschriften und christliche Sitte hinwegsetzt, am Hofe zur Herrschaft gelangt, alsbald ist auch die Universität von diesem Geist angesteckt, denn Selbstständigkeit und Ueberzeugungstreue ist bei reinen Creaturen des fürstlichen Machtspruchs eine seltene Tugend; und wenn je Einer dem landesherrlichen Beispiel entgegen an dem orthodoxen Bekenntniß festhält und dasselbe in Wort und Schrift zu vertheidigen wagt, so wird er von der servilen Masse des Lehrkörpers gequält und zum Abzug genöthigt. So zeigt sich die Universität rasch total umgewandelt: statt des blind gläubigen lutherischen Bekenntnisses herrscht nun die leichtfertigste religiöse Willkür, statt der Leugnung aller Vernunfterkenntniß herrscht jetzt die grenzenloseste Vergötterung der Vernunft und menschlichen Wissenschaft, statt des Glaubens an den Verlust aller Willensfreiheit durch die Sünde wird jede schädliche Wirkung der Sünde auf die menschliche Freiheit in Abrede gezogen. Unaufhaltsam schreitet die ganze Universität auf der abschüssigen Bahn der Negation vorwärts: die Theologie wird alles dogmatischen Inhalts entkleidet und artet in vollkommenen Rationalismus aus; die Nothwendigkeit der übernatürlichen Offenbarung wird geleugnet und der Mensch als vollkommen nach Vernunft und Freiheit dargestellt;

alle Zweige der Wissenschaft verlieren ihren positiven, historisch überlieferten Charakter, jeder Docent betrachtet sich als unfehlbare Quelle der Weisheit und verachtet jeden Collegen, der anders lehrt als er selbst. Plötzlich ist die bisher so streng alles freie Forschen verdammende Universität eine vollständige Beute der freiesten und schrankenlosesten Forschung geworden und die Philosophie, die bisher gar nichts gegolten, rächt sich jetzt furchtbar für die erlittene Mißhandlung. Da alle Wissenschaften ihren Boden verloren haben, ist sie allein Herr auf dem Kampfplatz, und als Mensch gewordener Gott orakelt der Philosoph vor seinen staunenden Zuhörern, verdammt durch seine Machtsprüche alle theologische, juridische und historische Wissenschaft, sobald sie nicht an seinem Tische sich ihre Nahrung erbetteln, und alles andere Wissen als das philosophische erklärt er für Täuschung und Wahn. — Auf demselben Standpunkt subjektiver Willkür und totaler Entchristlichung steht die protestantische Universität jetzt, wie früher da der Humanismus die Alleinherrschaft führte, und ebenso zerstörend zeigt sich ihr Einfluß auf die Studirenden. Rationalismus und Philosophie befinden sich dem christlichen Sittengesetz gegenüber in der gleichen Lage wie der heidnische Humanismus; auch sie lehren die gänzliche Unverdorbenheit der menschlichen Natur, also gibt es auch für sie keine Nöthigung, den Menschen zum Gehorsam gegen das christliche Sittengesetz von Jugend auf zu gewöhnen, die vorherrschende Neigung des Willens zum Bösen und die Triebe und Leidenschaften durch sorgfältige Erziehung und durch positive Gesetze zu bezähmen und den Menschen so nach und nach zu einem vernünftigen Gebrauch der Willensfreiheit fähig zu machen. Vielmehr betrachten sie den menschlichen Willen als gut und unverdorben, und alle Neigungen, Triebe und Leidenschaften des Menschen als berechtigte Aeußerungen der reinen Naturkraft, die somit durch keine äußere Schranke sondern bloß durch die Vernunft des Individuums zu regeln seien. So war es ihnen ebenso unmöglich wie dem Humanismus, Zucht und Sitte unter den Studirenden zu erhalten; vielmehr überließen sich diese der

freiesten Entfesselung des Fleisches, die unerhörteste Verwilderung der Sitten riß ein und verbreitete sich von der Universität über die ganze Bevölkerung des Landes, so daß das Beispiel des leichtfertigen Hofes, der diese Richtung in's Leben gerufen, durch die Universität nicht bloß wissenschaftlich gerechtfertigt sondern auch praktisch befolgt wurde *).

---

*) Auf den protestantischen Universitäten um's Jahr 1600, also vor der durch den dreißigjährigen Krieg herbeigeführten Verwilderung, sagt C. A. Menzel „Neuere Geschichte der Deutschen" Band 6, Seite 4 und 5: „Die Lehranstalten aber, auf welchen die künftigen Geistlichen 6 bis 7 Jahre mit genauer Entwicklung der hergebrachten lutherischen Kirchenlehre, mit Auflösung aller dabei in Betracht kommenden verfänglichen Fragen, mit Abfertigung aller widersprechenden Systeme und Sätze beschäftigt wurden, waren Sitze einer Wildheit und Freistätten einer Sittenlosigkeit, von welcher das moralische Gefühl wie der gemeine Anstandssinn erschreckt sich abwenden." — Böttiger „Geschichte Sachsens" II. p. 146 gibt folgendes Bild vom damaligen Studentenleben: „die angehenden Studenten (Pennäle) mußten nach Vorschrift der älteren (Schoristen oder Depositoren) zerlumpte Kleider tragen, sich den blutigen Mund mit Brei aus Koth und Scherben vollstopfen lassen, unter dem Tisch wie Hunde heulend oder wie Katzen schreiend den Speichel lecken, die Stiefel putzen" u. s. w. — Nach dem 30jährigen Kriege war dieses zuchtlose Wesen der Studenten auf den protestantischen Universitäten so arg geworden, daß die protestantischen Fürsten im Jahre 1664 sogar die Auktorität des Reichstags zu Regensburg gegen dasselbe zu Hilfe riefen und daselbst ein scharfes Patent dagegen erließen. „Aber trotz aller Verordnungen", sagt C. A. Menzel a. a. O. Band 8, 435, „wurde noch fort und fort mancher Musensohn in den Pennal-Acceß- und Absolvirstuben vom Pennalputzer mit Scheuerfaß als Becken, mit Ziegelstein als Seife und mit einem alten verrosteten Degen als Rasirmesser abgeschunden, oder auf einem Schleifsteine geschliffen und mit einem großen Trichter in die Ohren gestoßen. Die künftigen Prediger des Evangeliums zogen mit langen Mordgewehren in unanständig offenen Beinkleidern umher, hatten ihre stehenden Lager in Kneipen, rauften sich in Zweikämpfen, und die Leipziger vier Nationen lieferten einander förmliche Treffen." Und als 100 Jahre

Während also hier der protestantische Territorialherr die Universität vollkommen beherrscht und ihr sogar den Geist aufzwingt, der allem Unterricht und allen Zweigen der Wissenschaft zu Grund liegen muß, erscheint die protestantische Universität in republikanischen Staaten nicht weniger unselbstständig und abhängig. Dort lehrt die Universität im Interesse des Fürsten, und hier zur Vertheidigung der Volksherrschaft; dort wird der Fürst mit unumschränkter Gewalt über Leib und Leben der Unterthanen bekleidet, hier aber wird die fürstliche Herrschaft principiell verworfen und alle geschichtliche Berechtigung des Fürstenthums und aller Segen der Monarchie in Abrede gestellt. Wie dort jeder Zweifel an der fürstlichen Allmacht als Criminalverbrechen betrachtet und verfolgt wurde, so hier jeder Zweifel an der Gerechtigkeit und Naturgemäßheit der Volksherrschaft: alle Macht, alles Recht, alle Gesetze werden dem Volk zuerkannt; das Volk ist nach dieser Lehre der ursprüngliche Gründer des Staates, das Volk hat die Gewalt den Staatslenkern gegeben; wer des Volkes Macht beschränkt oder sich sogar zum Alleinherrscher aufwirft, der ist ein Feind der Gesellschaft; es gibt „natürliche Rechte" des Menschen, die weder der Einzelne aufgeben, noch der Staat in ihrer Bethätigung lähmen darf, deßhalb haben die Bürger immer das Recht, dem Staat die Form und Verfassung zu geben, die ihnen als die beste erscheint, und da jeder Bürger von Natur aus die gleichen Rechte besitzt wie seine Mitbürger, so ist bei dieser Entscheidung über die Staatsform jeder zur Abstimmung berechtigt und kein historisches, kein politisches und kein religiöses Recht kann sich dieser Abstimmung entziehen. So lehrte die protestantische Universität in republikanischen Staaten und zeigte sich dadurch gegen ihren Herrn, das souveräne Volk, ebenso

---

später der rationalistische Professor der Theologie C. Fr. Bahrdt in und bei Halle seine Orgien feierte, welchen Einfluß muß dieß skandalöse Beispiel eines theologischen Professors auf die Sitten und Grundsätze der Studenten ausgeübt haben!

willfährig und schmeichlerisch, wie die Universitäten monarchischer Staaten gegen ihre fürstlichen Gebieter. Diese republikanischen Theorien wurden aber auch praktisch ebenso pünktlich vollzogen, wie die Theorien der Schmeichler des Fürstenthums. Das souveräne Volk maßte sich bald dieselbe unumschränkte Gewalt an, vernichtete ebenso jede selbstständige Existenz in dem Staate, wie die Träger der fürstlichen Allmacht; das Volk und seine demagogischen Lieblinge verschlangen bald alle geschichtlich berechtigten und auf Recht und Vertrag beruhenden Genossenschaften, Corporationen und Stiftungen unter dem eiteln, aber bestechenden Titel, das Staatswohl und die Gleichheit aller Bürger vor dem Gesetz erfordere dieß. Die Willkürherrschaft des Volkes wurde bald ebenso unumschränkt und ebenso zerstörend für die individuelle Freiheit, wie in den monarchischen Staaten die fürstliche Allmacht. Und wie der von den protestantischen Universitäten monarchischer Staaten gepflegte und wissenschaftlich gerechtfertigte Geist byzantinischer Fürstenmacht die öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und auch in die katholischen Staaten einzubringen und wenn nicht die Religion, doch die politischen und corporativen Rechte der Unterthanen zum Vortheil der Fürstengewalt zu untergraben verstand, so machte auch der auf den republikanischen Universitäten des Protestantismus herrschende demokratische Geist mit größtem Erfolg Propaganda. Begünstigt von den Fehlgriffen der unumschränkten Fürsten und Könige, getragen von der Eitelkeit der wohlhabenden Classen des Volkes, die lieber selbst herrschen wollten als einer höheren Auktorität gehorchen, und verbreitet in zahllosen religiösen und politischen Büchern und periodischen Schriften beherrschte dieser von der Schweiz und von Holland ausgehende Geist der Volksherrschaft und der Auflehnung gegen die monarchische Staatsform nach wenigen Decennien den größten Theil von England und Schottland, führte zu offenem Bruch mit den Trägern der Königsgewalt und scheute sich selbst nicht vor dem Königsmord, bis es ihm endlich im Bund mit dem religiösen Fanatismus gelang, die ganze Staatsgewalt an sich

zu reißen und die Königswürde in ein machtloses Schattenbild zu verwandeln. Von England pflanzte sich dieser Geist fort nach Amerika, welches in seiner nördlichen Hälfte von den Engländern colonisirt, aber politisch geknechtet und finanziell ausgezogen gerade in dem von England und Schottland zuerst praktisch angewandten Geiste der unumschränkten Volksherrschaft die Berechtigung fand, das englische Joch abzuschütteln und sich als souveräne Republik zu erklären. Endlich drang dieser Geist, von der Schweiz, von Holland, von England und zuletzt auch noch von der neuen Republik in Amerika auf zahllosen verborgenen und weltbekannten Wegen importirt, in Frankreich ein, errang sich von der kraft- und sittenlosen Regierung gefördert die Herrschaft, rüttelte in gewaltigen Stößen an der uralten Verfassung, und unter Strömen von Blut, das vor dem neuen Götzen der Volkssouveränität vergossen wurde, fiel auch hier das Haupt des legitimen Monarchen, nachdem zuvor schon die Kirche, dieser kräftigste Pfeiler aller legitimen Gewalt, im *Blut ihrer Diener* erstickt war. Sobald aber Frankreich erobert war, *besaß* der demokratische Geist im größten Theile Europa's die Herrschaft. Wurde auch die blutige Herrschaft der Schreckensmänner in Frankreich durch einen kühnen und glücklichen Soldaten gestürzt und die Cäsarenherrschaft errichtet, die Principien blieben auch unter dem Kaiser die gleichen: byzantinische Allmacht des Staates, Ausbeutung aller materiellen, intellektuellen und moralischen Kraft der Unterthanen im Interesse des sogenannten Staatswohls, Abschaffung und unversöhnlicher Kampf gegen alle historisch berechtigten Institutionen und Corporationen, gegen Kirche und Königthum und gegen jede von der Staatsomnipotenz unabhängige Auktorität. Siegreich und unwiderstehlich drang dieser Geist mit den französischen Adlern von Land zu Land, von Volk zu Volk; zerstörte die auf dem historischen Recht gegründeten Throne, raubte die noch vorhandenen Güter und Stiftungen der Kirchen und Corporationen und betrachtete sich schon als unumschränkten Herrn der europäischen Menschheit und hatte auch schon ein Heer von Lobrednern an

den Universitäten gefunden, die mit Begeisterung und mit einem großen Aufwand von Scharfsinn und Gelehrsamkeit dieses neue, dem Christenthum und dem germanischen Geiste direkt entgegengesetzte Cäsarenthum als die beste Staatsform begrüßten; als plötzlich der höchste Lenker des Weltalls dem Riesenbau einen erschütternden Stoß gab, und die trotz alles Unglücks an ihrem Recht und ihrer göttlichen Mission noch nicht irregewordenen Monarchen ihre Völker aufriefen zum entscheidenden Kampf gegen die Macht, die alle individuelle, geistige und politische Freiheit zerstört und alle Völker Europa's als rechtlose Horden an den Triumphwagen eines übermüthigen Siegers gespannt hatte. Und Gott, der sie zum letzten Kampf aufrief, verlieh ihnen auch den Sieg und erklärte durch dieses Gericht vor der christlichen Welt, daß weder der Geist der schrankenlosen Demokratie noch das heidnische Cäsarenthum der wahre und völkerbeglückende Geist ist. Der Geist der Kirche, der ächt christliche Geist welcher der Staatsgewalt bestimmte Grenzen anweist, die geschichtlichen Rechte achtet und schützt und für die Pflege der edelsten Güter, der Religion und Wissenschaft, vom Staat unabhängige und selbstständige Organe verlangt, dieser Geist war durch das große Gottesgericht als der wahre und göttliche aufs neue bestätigt worden.

Wie also die Universitäten, so lange sie vom ächt christlichen Geiste und von inniger Liebe zur Kirche erfüllt waren, als Pflanzschulen der Wahrheit und Wissenschaft in der ganzen Christenheit unermeßlichen Segen gestiftet haben, so wurden sie durch den Abfall von der Kirche und in Folge davon durch den Abfall vom Christenthum die Quellen unerschöpflichen Unheils unter den christlichen Völkern. Aber sie selbst wurden auch schwer von diesem Unheil getroffen. Durch den heidnischen Humanismus kam der Geist des Hochmuths und der Uneinigkeit über sie und die Buhlerei um Fürstengunst und weltliche Ehre. Dadurch bekam der Träger der Staatsgewalt die erwünschte Gelegenheit, seine Macht auf die bisher der vollkommensten Selbstständigkeit sich erfreuende Gelehrtenrepublik aus-

zudehnen und die Wissenschaft, die Schule und die Heranbildung der künftigen Diener des Staats und der Kirche seinen Zwecken dienstbar zu machen. So wurde nach und nach die öffentliche Meinung für die vollkommene Unumschränktheit der Staatsgewalt gewonnen. Da die Kirche die kräftigste Stütze der Völkerfreiheit ist und die Einführung der byzantinischen Staatsomnipotenz zu allen Zeiten bekämpft, um den christlichen Völkern die freie Entwicklung in Staat und Gemeinde, in Kunst und Wissenschaft zu erhalten, so wurde sie von den nach unumschränkter Gewalt strebenden Fürsten gehaßt, von den Humanisten verhöhnt und endlich von leidenschaftlichen Theologen direkt bekämpft und ihr der Gehorsam verweigert. Durch diese von den Territorialherrn, von den Humanisten und von den aus den verschiedensten Gründen mit der Kirche zerfallenen Elementen des Volkes mit aller Kraft gesteigerte religiöse und kirchliche Spaltung wurde ein großer Theil der europäischen Christenheit von dem Lebensbaume der Kirche und dadurch von der *Quelle der* Wahrheit und Freiheit abgerissen, und um *ihre Existenz* zu sichern, sahen sich die neuen Religionsgesellschaften in Deutschland, Skandinavien, Holland, Helvetien, England und Schottland genöthigt, sich gebunden an Händen und Füßen der Staatsgewalt zu ergeben. So erlangt diese einen sochen Aufschwung und Umfang, wie noch nie in der christlich-germanischen Welt; die römische Cäsarenmacht ist in jedem protestantischen Fürsten wieder erstanden, der Landesherr ist allmächtiger Cäsar und Pontifex seines Landes. Die unerbittliche Folge hievon war die totale Abhängigkeit aller Organe des Staats, aller Lebensäußerungen der Unterthanen von dem Willen des Landesherrn; somit konnte auch die Schule ihre Freiheit nicht länger behaupten, der Staat beherrschte sie in all ihren Graden: wie es nur Landeskirchen gibt, so gibt's nur Landesschulen. Die Universität hört auf Weltschule zu seyn, die der Wissenschaft als solcher huldigt und unabhängig von geistlichem und weltlichem Einfluß die Resultate der wissenschaftlichen Forschung lehrt und veröffentlicht, und die Jugend

in ehrlicher und rastloser Arbeit mit Kenntnissen bereichert und durch sorgfältige Erziehung nach christlichen Grundsätzen zu tüchtigen charaktervollen Männern heranbildet, sie mögen diesseits oder jenseits der Berge, im äußersten Westen oder im entferntesten Osten zu wirken berufen seyn. Diese erhabene, für die ganze christliche Welt auktoritative Stellung ist nun, da die Universität von der Universalität der Kirche abgefallen ist, unrettbar verloren: sie sinkt zu einer ärmlichen Landesuniversität herab, welche nicht bloß finanziell vom Landesherrn abhängig ist, sondern auch den Geist und die Richtung der wissenschaftlichen Forschung und alles Unterrichts sich von der Staatsgewalt vorschreiben läßt. Dadurch werden die Resultate der wissenschaftlichen Forschung in allen Gebieten, nicht in der Theologie allein, sondern auch in der Jurisprudenz, in der Philosophie, Philologie und Naturwissenschaft, wesentlich verändert; die bisherigen Forschungen werden schon deßwegen, weil sie mit der kirchlichen Lehre in Harmonie standen, ignorirt oder systematisch bekämpft, und der unglückselige Riß, der die Religion der christlichen Völker Europa's durchschneidet, wird auch in das scheinbar neutrale Gebiet der Wissenschaft und Kunst hinübergetragen, um die Trennung der Geister für alle Zukunft unheilbar zu machen. Doch die rächende Nemesis ereilte sie rasch: weil sie das Heiligthum der Wissenschaft mit parteiischen Sklavenhänden berührten, wurden sie wahrer Schöpferkraft, welche die früheren Priester der Wissenschaft erfüllt hatte, beraubt, zu fruchtloser und ewiger Negation verurtheilt; auf den Standpunkt heidnischer Philosophen vor Christus sanken sie wieder herab, welche durch ihre endlose Polemik und durch die Unfruchtbarkeit ihres Philosophirens neben dem grenzenlosesten Philosophenhochmuth sich zum Gespött der heidnischen Welt machten. Dazu kam, daß die christliche Welt, sobald sie diesen Knechtssinn der Universität gewahr wurde, den Glauben an die Wahrheit ihrer Forschungen und an die Objektivität ihres Unterrichtes verlor. So wurde das Censurrecht, das sie früher zum Segen der christlichen Völker besaß und ausübte,

zwecklos und ging an den Staat über. Die Hörsäle, die zur Zeit der Blüthe der Weltschule die Zahl der lernbegierigen Jünglinge kaum fassen konnten, wurden von Jahr zu Jahr leerer; denn die Angehörigen auswärtiger Staaten oder gar anderer Religionsgesellschaften zogen sich aus dem nahe liegenden Grund von der „Landesuniversität" zurück, weil sie nicht statt objektiver Wahrheit und allgemein anerkannter Erkenntniß nur eine von der Staatsgewalt approbirte Parteiwissenschaft lernen wollten, und die Söhne des eigenen Landes fühlten, weil sie bei der Auflösung der Reichseinheit auf die engen Grenzen des Territoriums in ihren Hoffnungen auf Staats- und Kirchenämter angewiesen waren, kein besonderes Verlangen nach dem so geringe Bürgschaft für die Zukunft gewährenden wissenschaftlichen Beruf. So waren die akademischen Lehrer, wenn sie gleich als Professoren zum Rang von Staatsdienern erhoben und reichlicher als früher besoldet und nicht selten sogar mit Orden und Ehrentiteln von Territorialherrn geschmückt wurden, doch beim Lichte betrachtet, in einer weit isolirteren und unwürdigeren Stellung als früher, da sie als Glieder der in der ganzen christlichen Welt anerkannten und verehrten Gelehrtenrepublik vor Tausenden von Schülern ihre Gelehrsamkeit zeigen, bis in die entferntesten Kreise hinaus wirken und die ganze Christenheit mit ihrem Ruhm erfüllen konnten. Um die wenigen Schüler zu erhalten und andere herbeizuziehen, sahen sich die Professoren genöthigt, denselben die ausgedehntesten Rechte und Freiheiten einzuräumen, alle Aufsicht über ihr religiöses und sittliches Leben zu unterlassen und die gröbsten Excesse zu dulden; dadurch wurde die durch das altlutherische Princip einerseits, und durch den Rationalismus andererseits bedeutend gelockerte Zucht und Sitte noch mehr mit Füßen getreten; die Professoren vergaßen es nach und nach völlig, daß nicht bloß der Unterricht, sondern auch die Erziehung der studirenden Jünglinge zu sittlichen, ehrbaren und charaktervollen Männern wesentlich zum Lehramt gehört. Wie die Aufsicht über die Sitten, so wurde auch die Ueberwachung der Studien ver-

nachlässigt, die Disputationen und Prüfungen theils abgeschafft theils erleichtert, um die Studirenden nicht durch Strenge und Menge der Prüfungen abzuschrecken und zu vertreiben. Wurde hiedurch das wissenschaftliche Streben überhaupt gelähmt und das von den Schülern zu erreichende Maß gelehrter Bildung bedeutend herabgesetzt, so mußten nothwendig auch die Prüfungen zur Erlangung der akademischen Würden ihre frühere Strenge verlieren und sanken nach und nach zu einer kaum mehr als formellen Disputation der Fakultätsprofessoren mit dem Candidaten herab. Während früher der Candidat Jahre lang sich vorbereiten, durch praktische Uebung unter Leitung eines ordentlichen Professors für das Lehramt sich befähigen und den strengsten Prüfungen und Disputationen unterwerfen mußte, ertheilte die Universität jetzt nach einer im höchsten Fall einige Stunden dauernden Prüfung dem Candidaten ihre höchste akademische Würde. Während früher die sittliche Unbescholtenheit und die christliche Gesinnung des Candidaten ebenso sorgfältig geprüft wurde wie das Maß und der Grad der Gelehrsamkeit, wurde jetzt auf den religiösen und moralischen Charakter gar keine Rücksicht genommen; während endlich die ganze Handlung in früherer Zeit vor der ganzen Corporation, vor sämmtlichen Lehrern und Schülern vor sich ging und als ein akademisches Freudenfest mit einem Dankgottesdienste beschlossen wurde, zogen sich jetzt die Fakultätsprofessoren mit dem Candidaten in irgend ein abgelegenes Gemach der Aula zurück, nahmen die Prüfung daselbst vor und überraschten dann Professoren und Studenten durch die feierliche Ankündigung am „schwarzen Brett", daß die Universität um einen Doktor reicher geworden sei. Wer mag sich wundern, daß die in solcher Weise erworbene höchste akademische Würde nach und nach ihren Werth in den Augen der christlichen Völker verlor, daß alle Privilegien und Würden, die früher von Kirche und Staat derselben zuerkannt waren, erloschen und daß selbst der Staat, der durch seine Beherrschung der Universität auch diesen Zustand herbeigeführt hatte, in dem Besitz der akademischen Würden

keine genügende Garantie für die wissenschaftliche Befähigung erkannte und für die Candidaten des Staats- und Kirchendienstes noch besondere Prüfungen anordnete!

So ist die Universität, diese herrliche Schöpfung des kirchlichen Geistes, durch den Abfall von der Kirche eine willenlose Magd des Staates geworden. So lange sie der Kirche getreu war, genoß sie die höchste Achtung und Liebe der christlichen Welt, und die Auktorität der Kirche wachte wie eine liebende Mutter über die Freiheit der herrlich aufblühenden Tochter. Durch den Abfall von der Mutterkirche ist die Tochter eine Beute Fremder geworden, welche sie ihres kindlichen Glaubens, ihrer Reinheit und Schamhaftigkeit beraubten und sie, das edelste Kind des heiligen Geistes, in schimpfliche Fesseln schlugen. Kein anderer Weg führt sie zur Freiheit, der Quelle des wissenschaftlichen Fortschritts, wieder zurück, als die aufrichtige Rückkehr zur verlassenen Kirche, und wenn nicht alle Zeichen trügen, so erscheint am Himmel schon das Morgenroth schönerer Tage.

XV.

Friedrich Windischmanns iranische Forschungen*).

Vor ungefähr ein und einem halben Jahre wurde in Moy's und Vering's „Archiv für Kirchenrecht“**) ein Vortrag veröffentlicht, welchen Windischmann im Kampfe für das Recht und die Freiheit der Kirche am 4. Juni 1858 gehalten hat. Er hatte hier die Pflichten der Bischöfe und Capitel für die Gegenwart, wie die drohenden Folgen jeder Untreue für die Zukunft in markigen Zügen gezeichnet, so daß die Rede in der That als der Schwanengesang des edlen Kämpfers gelten kann für Freiheit und Recht der Kirche gegen despotische Vergewaltigung des modernen Staates wie gegen die grassirende abergläubische „Ultramontanen“-Furcht der Gegenwart.

In dem oben angeführten Werk erscheint ein anderes

---

*) Friedrich Windischmann, Zoroastrische Studien. Abhandlungen zur Mythologie und Sagengeschichte des alten Iran. Nach dem Tode des Verfassers herausgegeben von Friedrich Spiegel. Berlin bei Dümmler. 1863.

**) Bd. 8, 395 — 460.

Posthumum des heimgegangenen Gelehrten mit einem Inhalte der fern abliegend von der Gegenwart, auch wohl eine Superstition, wenn man so will — denn es ist eine heidnische Religion — zum Vorwurfe hat, welche aber mit allen übrigen heidnischen Religionen vor dem modernen gottflüchtigen Aberglauben das voraus hat, daß sie centripetal Gott suchte, „ob sie ihn tasten und finden möchte.“ Insoferne ist es auch erklärlich, wie der Verfasser in diesen „Studien“ eine Erholung finden konnte gegenüber dem politischen und kirchlichen Misere, zu dem die Dinge bei uns gekommen waren, abgesehen von dem großen Interesse, das sie für die vergleichende Sprachwissenschaft, wie für älteste Völker- und Religionsgeschichte haben. War auch W. als Gelehrter auf dem von ihm speciell vertretenen Gebiete der arischen Sprach- und Alterthumskunde den Lesern dieser Zeitschrift wohl minder bekannt — wie denn katholischerseits diese Studien noch ziemlich vernachlässigt sind — konnte er noch weniger sich rühmen, von der bayerischen Wissenschafts-Propaganda, trotz des Ruhmes, daß diese nirgends „eine Partei bevorzugt“ habe, daß sie durchweg nur vom reinen objektiven Sinne für das, was „der Wissenschaft wahrhaft frommt“, geleitet worden, eine Anerkennung gefunden zu haben: so war W.'s Name der gelehrten Welt außerhalb Bayerns und im übrigen namentlich protestantischen Deutschland um so rühmlicher bekannt. So in England, wo der bekannte Sanscritgelehrte Muir ihn zum Preisrichter in einer von ihm gestellten Preisfrage über die Vedanta-Philosophie ernannt hat; so in Frankreich durch Burnouf und Eug. Jaquet, in Belgien durch Felix Nève*).

Dieser sein Name war bereits seit 1833 durch seinen Çancara begründet, in welchem Werke er zunächst die Theologie der Vedanta-Philosophie besprach, sodann durch seine Ueber-

*) Der letztere hat im jüngsten Sommer im Pariser Correspondant eine ausführlichere Besprechung der wissenschaftlichen Thätigkeit Windischmanns seinem Andenken gewidmet: „Fr. W. et la haute Philologie en Allemagne par Félix Nève.“

setzungen aus dem Sanscrit in dem Werke seines Vaters: „Die Philosophie im Fortgang der Weltgeschichte“, die durchgehends die indischen Systeme der Philosophie betrafen, dann durch seine Besprechung von Burnoufs Yaçna, einem heiligen Buche der Parsen, in der Jenaischen Literaturzeitung. „In Fr. W.“, sagt bei Gelegenheit der Anzeige obigen Buches in Zarnckes Centralblatt Nr. 14 l. Jrs. der berühmte Sanscritgelehrte Albr. Weber, „ist einer unserer ausgezeichnetsten Forscher auf dem Gebiete des iranischen Alterthums dahingeschieden viel zu früh für die Wissenschaft, die ihm bereits viele treffliche Arbeiten verdankte und noch mehr von ihm zu hoffen berechtigt war.“ Nachdem W. früher besonders den Schleier der indischen Philosophie zu heben gesucht, nachdem er das Armenische als ein Glied des indogermanischen Sprachstamms und speciell dessen nähere Verwandtschaft mit dem Zend und Sanscrit nachgewiesen hatte, widmete er sich mehr den Zendstudien und veröffentlichte nach und nach eine Reihe von Abhandlungen, die im genannten Centralblatt gleichfalls als Muster für alle ähnlichen Arbeiten gepriesen wurden*). Eine Reihe von Abhandlungen über die zarathustrische Religion fand sich in seinem Nachlasse vor, von denen einige begonnen, andere weitergeführt und wieder andere bis zur letzten Durchsicht vollendet waren. Hr. Prof. Spiegel in Erlangen, der erste jetzt lebende Kenner der Zendsprache und Literatur**), welcher dem Verstorbenen bei Lebzeiten sehr nahe gestanden, hat der Herausgabe dieses Nachlasses mit aller Liebe und Hingabe sich angenommen.

---

*) Dazu gehören: die Abhandlung über den „Somakult der Arier“; „Ursagen der arischen Völker“; „die persische Anahita“; „Mithra“.

**) Die vorzüglichsten Werke desselben sind: 1) Einleitung in die traditionellen Schriften der Parsen, 2) die Herausgabe der Avesta im Urtext und in der Huzvaresh-Uebersetzung, 3) Avesta aus dem Grundtext in's Deutsche übersetzt (3 Bde.), 4) die persischen Keilinschriften, 5) Eran oder das Land zwischen Tigris und Indus. Das letztere ist auch für weitere Kreise vom höchsten Interesse.

Allerdings bot es für Hrn. Spiegel manche Schwierigkeiten. War schon „die Ausscheidung der zum Drucke bestimmten Abhandlungen aus gelegentlichen Excerpten und andern Papieren nicht leicht", so erschwerte die Mühe noch der Umstand, daß manche Abhandlung noch einer letzten Handanlegung von Seite des Verfassers bedurft hätte, „daß nicht ein Plan vorlag, nach welchem die einzelnen Abhandlungen aneinander gereiht werden konnten." Um so mehr verdient der Herausgeber Dank, daß er die Schwierigkeiten nicht gescheut und seine Aufgabe so treffend gelöst hat. Daß er auch die Uebersetzung des Bundehesh*) aufgenommen, kann nur gebilligt werden, wenn dieselbe auch sicher manche Verbesserungen, ja vielleicht eine Ueberarbeitung von Seite des Verfassers selbst erfahren hätte. Sagt ja auch Albr. Weber, daß „die Uebersetzung dieses schwierigen und zum Theil höchst abstrusen Buches von der hervorragendsten Bedeutung sei, und wie viele Mängel auch vielleicht Spiegels tiefe Vertrautheit mit dem Pehlvi darin bereits erkennen mag, für uns Andere ist ein solches Hülfsmittel, ein solcher primus conatus ganz unschätzbar." Mit Recht bemerkt der Herausgeber, daß auf einem Gebiete, wo die Unsicherheit noch so groß ist und größere Sicherheit nur durch das Zusammenwirken vieler Kräfte erreicht werden kann, es gilt, den Versuch zu wagen und Anderen die Möglichkeit zu gewähren, auf dem Gewonnenen fortzubauen, das Irrthümliche aber zu berichtigen, wie denn auch W. im gleichen Sinne in der Vorrede zu seinem „Mithra" sich ausgesprochen.

Was den Werth der hier gebotenen Abhandlungen betrifft, so möge der Herausgeber, den W. als den sachkundigsten Be-

---

*) Der Bundehesh ist ein Buch aus der nachsassanidischen Zeit in der Huzvaresh- oder Pehlvi-Sprache geschrieben (Spiegel Avesta I, 282), einer wesentlich iranischen aber mit fremden namentlich semitischen Elementen aus falscher Eleganz gemischten Hofsprache der Sassaniden, die als Gelehrtensprache sich noch längere Zeit erhalten hat.

urtheiler auf diesem Gebiete bezeichnet hat, selbst reden. „Trotz der kleinen Uebelstände, sagt derselbe, welche durch die Verhältnisse bedingt sind, stehe ich nicht an, das vorliegende Werk als ein höchst bedeutendes zu bezeichnen, welches immer einen hohen Rang unter den Schriften einnehmen wird, welche zur Aufklärung des iranischen Alterthums geschrieben worden sind ... Vor Allem aber ist die gründliche Durchführung des iranischen Stoffs selbst nicht genug zu preisen. Mich zum wenigsten hat das Buch durch die vielfache Belehrung und Anregung, die es mir geboten hat, reichlich für die Mühe entschädigt, die ich durch dasselbe gehabt habe.“ In seinem Buche „Eran“ hat Hr. Spiegel auch vielfach im Einzelnen auf die Wichtigkeit dieser Abhandlungen hingewiesen. Allerdings hat der Inhalt derselben für einen größeren Leserkreis nicht immer ein unmittelbares Interesse, aber um so mehr in seinen Resultaten für alle jene, welche die Geschichte der alten Welt und besonders ihrer Religionssysteme kennen lernen wollen. Insoferne wollen wir nun den Inhalt von zwei der wichtigeren Abhandlungen analysiren, wobei jedoch es nothwendig ist, vorerst den Charakter der Zendreligion überhaupt kurz zu bestimmen.

Sie ist nämlich „weniger ein mythologisches, als theologisches System.“ Der Name des Ahuramazda „ist nicht einer älteren volksthümlichen Mythologie entlehnt“, schon seine Bedeutung ist eine theologische, „und die Eigenschaften, die ihm beigelegt werden, passen mehr in die Dogmatik als in die Mythologie“*). Ahuramazda ist vor allem „Schöpfer“ und zwar „der bekörperten und unbekörperten, geistigen Welt“, ein Begriff Gottes, den die Mythologie nicht kennt. Ferner zeichnet die persische Religion strenge Systematik aus, zu der es die Mythologien der „Völker“ gleichfalls nicht gebracht haben, was allein schon auf eine bestimmte Persönlichkeit als deren Urheber schließen läßt. So trägt denn auch die Zendreligion wirklich

*) W. l. c. 122; Spiegel Avesta III, LXXVII.

eine historische Persönlichkeit als ihren Propheten und Gesetzgeber an der Spitze, was sie gleichfalls radikal von jeder eigentlich polytheistischen Völkerreligion unterscheidet; denn das Alterthum hat sich auf's Religionmachen noch nicht verstanden, dieß ist erst eine Errungenschaft der neueren Zeit. Ja das zarathustrische System erweist sich seinem ganzen Inhalt nach als eine Reaktion gegen den sich entwickelnden vollständigen Polytheismus, wie dasselbe, wenn auch in anderer Weise und auf späterer Stufe — nämlich gegen die schon völlig entwickelte Vielgötterei — von dem Buddhismus gilt. Diese Reaktion offenbart sich zunächst schon in dem sogenannten Dualismus der iranischen Religion, welcher nichts weniger als ein absoluter von zwei abstrakt entgegengesetzten Principien sich erweist, wie denn ein solcher absoluter Dualismus nur die Ausgeburt krankhafter Spekulation einer ausgelebten Zeit seyn kann. Der persische Dualismus hat vielmehr seine ganze concret historische Voraussetzung im mythologischen Bewußtseyn der Völker und zunächst der Indogermanen, in den das Bewußtseyn im Innersten afficirenden Principien, von denen eines als das den Menschen, der Cultur, dem Leben holde, ein anderes immermehr als das alldem feindliche erscheint; was hier weiter nicht auseinandergesetzt werden kann. Hat nun die Zendreligion die Einzigkeit „des großen Gottes" in gewissem Sinne als Lehre aufgestellt und festgehalten, so fand sie andererseits nichtsdestoweniger jenes in allen mythologischen Systemen, die über die ersten Momente mythologischer Entwicklung hinausliegen, sich geltendmachende, der Cultur und dem Leben feindliche Princip — die Mythologien bezeichnen es als Moloch, Kronos, Typhon, Ahi — faktisch vor, und so mußte dieses nun als der Gegensatz des Einen und großen Gottes sich ausscheiden. Das böse Princip Angromainyus ist daher auch nicht von Anfang an schon böse, sondern es entscheidet sich erst nach der Schöpfung des Ahuramazda hiefür; ebenso steht es immer in einer gewissen Unterordnung und Beschränkung, wie es denn auch nach Ablauf der bestimmten Zeit völlig unterliegt. Daß aber der Polytheismus die historische

Voraussetzung dieser Religion sei, sowie daß dieser nicht völlig vom Monotheismus überwunden erscheint, zeigt sich auch darin, daß neben „dem großen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde" doch noch eine Menge von Baga's und Yazata's (göttliche Wesen und Geister) verehrt wurden, die von Ahuramazda geschaffen worden sind, „hinter deren Wirksamkeit und Cultus aber der große Gott zurücktritt." Namentlich dürfte aber die Stellung, welche „die Anahita" in dieser Religion einnimmt, und die schon Herodot mit der babylonischen Mylitta vergleicht, dafür sprechen.

W. hat nun ein Leben des Zarathustra zu schreiben beabsichtigt, jedoch nicht einmal zwei Capitel ganz vollendet. Hinsichtlich des Namens, der Abstammung und Herkunft hat er das ganze zugängliche Material zusammengestellt, ohne jedoch zu einem festen Resultate zu kommen, was denn wohl nicht möglich war, wie auch Alb. Weber anerkennt. Zu einem besseren Resultat gelangte er hinsichtlich der Zeitbestimmung des Ursprungs dieses Systems. Er unterzog zunächst die äußeren Zeugnisse, sodann die heil. Tradition der Parsen selbst einer eingehenden Untersuchung, widerlegt gründlichst die neueren Meinungen hierüber und gab die Anhaltspunkte zur weiteren Forschung, indem er nach Spiegel „unwiderleglich nachgewiesen, daß Zarathustra's Erscheinung in der heil. Chronologie der Parsen fest bestimmt sei." Man hat nämlich das Zeitalter des Zarathustra in eine verhältnißmäßig ganz späte Zeit herabrücken wollen, indem man den in dem Avesta oft erwähnten König Vistaçpa, unter welchem Zarathustra gelebt und sein Gesetz verkündet hat, für den Hystaspes, den Vater des Darius angenommen. W. hat nun in höchst genialer Weise das weit höhere Alter der zarathustrischen Religion nachgewiesen. Zunächst geht er von der oben genannten Annahme, der Identität der beiden Vistaçpa aus, wie denn auch Vistaçpa und Hystaspes sprachlich identisch sind. Die äußersten Grenzen, über welche die zarathustrische Lehre nicht herabgerückt werden kann, sind aber die Keil-Inschriften des Darius und seiner Nachfolger, welche zeigen, daß Darius

und seine Nachfolger Anhänger dieses Glaubens gewesen, daß Auramazda — so lautet der Name in den persischen Keil-Inschriften — als der Schöpfer des Himmels und der Erde von ihnen verehrt wurde und neben ihm eine Reihe von untergeordneten göttlichen Wesen. Sie zeigen vielfach Reminiscenzen an die heil. Bücher, und reden, „wo sie religiöse Dinge berühren, in der Sprache derselben." Allein Darius spricht vom Glauben an Auramazda, als von einem längst in's Volk übergegangenen, er spricht davon, wie er den Cultus, an welchem Pseudosmerdis gerüttelt, wieder zur alten Ehre gebracht habe, wie denn überhaupt schon die neuere Hypothese dadurch zusammenfällt, daß der Vistaçpa des Avesta der Sohn des Aurvataçpa, der Vater des Hystaspes nach den Inschriften und nach Herodot aber Arshama oder Arsames heißt. Was wir aus dem eigenen Munde des Darius wissen, stimmt in höchst merkwürdiger Weise auch mit dem Buch Esdra überein. Zunächst weist W. nach, daß der Achashverosh des Buches Esdra nicht *Xerxes, sondern* Cambyses sei und Artashashta nicht Artaxerxes *Memnon,* sondern Pseudosmerdis, der Darius des Nehemias nicht Darius Nothus, sondern Darius Hystaspes*).

Aus der Stelle bei Esdra 1, 1 und 4, 5 geht nämlich hervor; daß Cyrus und Darius sich für die Herstellung des Tempels in Jerusalem interessirten. Aber dieß ergibt sich nur leicht, wenn, wie uns die Inschriften bezeugen, beide dem zarathustrischen Systeme anhingen, welches dem mosaischen Monotheism näher stand als irgend eine andere vorchristliche Religion. „Monarchen, welche an Ahuramazda glaubten, den Schöpfer Himmels und der Erde, mußten sich hingezogen fühlen zu jenem wahren Cultus des allmächtigen Gottes, dessen Centrum der Tempel zu Jerusalem war." Indem W. bemerkt, daß das Edikt des Cyrus (Esdra 1, 2) im Vergleich mit den Inschriften ganz ächt sich erweise, fährt er fort: „Ja wir können sagen, gerade weil die in Persien und Medien damals herrschende Religion unter den

*) Vergl M. Niebuhr: Assur und Babel 44.

Voraussetzung dieser Religion sei, sowie daß dieser nicht völlig vom Monotheismus überwunden erscheint, zeigt sich auch darin, daß neben „dem großen Gott, dem Schöpfer Himmels und der Erde“ doch noch eine Menge von Baga's und Yazata's (göttliche Wesen und Geister) verehrt wurden, die von Ahuramazda geschaffen worden sind, „hinter deren Wirksamkeit und Cultus aber der große Gott zurücktritt.“ Namentlich dürfte aber die Stellung, welche „die Anahita“ in dieser Religion einnimmt, und die schon Herodot mit der babylonischen Mylitta vergleicht, dafür sprechen.

W. hat nun ein Leben des Zarathustra zu schreiben beabsichtigt, jedoch nicht einmal zwei Capitel ganz vollendet. Hinsichtlich des Namens, der Abstammung und Herkunft hat er das ganze zugängliche Material zusammengestellt, ohne jedoch zu einem festen Resultate zu kommen, was denn wohl nicht möglich war, wie auch Alb. Weber anerkennt. Zu einem besseren Resultat gelangte er hinsichtlich der Zeitbestimmung des Ursprungs dieses Systems. Er unterzog zunächst die äußeren Zeugnisse, sodann die heil. Tradition der Parsen selbst einer eingehenden Untersuchung, widerlegt gründlichst die neueren Meinungen hierüber und gab die Anhaltspunkte zur weiteren Forschung, indem er nach Spiegel „unwiderleglich nachgewiesen, daß Zarathustra's Erscheinung in der heil. Chronologie der Parsen fest bestimmt sei.“ Man hat nämlich das Zeitalter des Zarathustra in eine verhältnißmäßig ganz späte Zeit herabrücken wollen, indem man den in dem Avesta oft erwähnten König Vistaçpa, unter welchem Zarathustra gelebt und sein Gesetz verkündet hat, für den Hystaspes, den Vater des Darius angenommen. W. hat nun in höchst genialer Weise das weit höhere Alter der zarathustrischen Religion nachgewiesen. Zunächst geht er von der oben genannten Annahme, der Identität der beiden Vistaçpa aus, wie denn auch Vistaçpa und Hystaspes sprachlich identisch sind. Die äußersten Grenzen, über welche die zarathustrische Lehre nicht herabgerückt werden kann, sind aber die Keil-Inschriften des Darius und seiner Nachfolger, welche zeigen, daß Darius

und seine Nachfolger Anhänger dieses Glaubens gewesen, daß Auramazda — so lautet der Name in den persischen Keil-Inschriften — als der Schöpfer des Himmels und der Erde von ihnen verehrt wurde und neben ihm eine Reihe von untergeordneten göttlichen Wesen. Sie zeigen vielfach Reminiscenzen an die heil. Bücher, und reden, „wo sie religiöse Dinge berühren, in der Sprache derselben." Allein Darius spricht vom Glauben an Auramazda, als von einem längst in's Volk übergegangenen, er spricht davon, wie er den Cultus, an welchem Pseudosmerdis gerüttelt, wieder zur alten Ehre gebracht habe, wie denn überhaupt schon die neuere Hypothese dadurch zusammenfällt, daß der Vistaçpa des Avesta der Sohn des Aurvataçpa, der Vater des Hystaspes nach den Inschriften und nach Herodot aber Arshama oder Arsames heißt. Was wir aus dem eigenen Munde des Darius wissen, stimmt in höchst merkwürdiger Weise auch mit dem Buch Esdra überein. Zunächst weist W. nach, daß der Achashverosh des Buches Esdra nicht *Xerxes*, *sondern* Cambyses sei und Artashashta nicht Artaxerxes *Memnon*, sondern Pseudosmerdis, der Darius des Nehemias nicht Darius Nothus, sondern Darius Hystaspes*).

Aus der Stelle bei Esdra 1, 1 und 4, 5 geht nämlich hervor; daß Cyrus und Darius sich für die Herstellung des Tempels in Jerusalem interessirten. Aber dieß ergibt sich nur leicht, wenn, wie uns die Inschriften bezeugen, beide dem zarathustrischen Systeme anhingen, welches dem mosaischen Monotheism näher stand als irgend eine andere vorchristliche Religion. „Monarchen, welche an Ahuramazda glaubten, den Schöpfer Himmels und der Erde, mußten sich hingezogen fühlen zu jenem wahren Cultus des allmächtigen Gottes, dessen Centrum der Tempel zu Jerusalem war." Indem W. bemerkt, daß das Edikt des Cyrus (Esdra 1, 2) im Vergleich mit den Inschriften ganz ächt sich erweise, fährt er fort: „Ja wir können sagen, gerade weil die in Persien und Medien damals herrschende Religion unter den

---

*) Vergl M. Niebuhr: Assur und Babel 44.

heidnischen die reinste war, und weil in ihr Lichtfunken der mosaischen Offenbarung glimmten, darum erhielten die Monarchen dieser Völker von der göttlichen Vorsehung die Mission, Juda und den Tempel wiederherzustellen und so die Vorbereiter des künftigen Heilandes zu werden, den auch sie in Çaoshyanç, erwarteten."

Höchst interessant ist die Herbeiziehung und Erklärung der Stelle des Isaias, in welcher dieser von Koresh redet 44, 24 bis 45, 8, die jetzt eine ganz andere Bedeutung erhält als bisher. Hiebei rügt W. mit Recht einerseits die ungläubigen Exegeten, wegen ihres zum Dogma erhobenen Vorurtheils, als könne es keine Prophezeiungen geben, andererseits die gläubigen wegen ihres schüchternen Zurückweichens, indem beide den Namen „Koresh" bloß als einen Ehrennamen persischer Könige gelten lassen wollen, oder ihn wohl gar als spätere Glosse bezeichnen, um die bestimmte Voraussagung eines Individuums zu umgehen, während doch die Prophezie zweimal ausdrücklich wiederholt, „der ich, Jehovah, dich bei deinem Namen rufe", was allein schon in „Koresh" einen Eigennamen hätte erblicken lassen. „Koresh ist aber gleich dem Kurus der Inschriften, und hat mit zendisch hvare, neupersisch chur gar nichts gemein, vielmehr ist es dem indischen Eigennamen Kuru identisch."

Der vom Isaias ausgesprochene Gegensatz der beiden Religionen, den die Exegeten theilweise wohl geahnt haben, ist von W. trefflich nachgewiesen. Jene so nachdrückliche Hervorhebung der Einzigkeit und Ausschließlichkeit Gottes ist nicht bloß „gegen die Idololatrie des Polytheism, sondern auch gegen die Religion des Koresh" gerichtet, so wenn es heißt, ich bin Jehovah, der Alles schafft, der ausspannt die Himmel allein (44, 24), indem nach iranischer Lehre alles physische wie moralische Uebel eine Schöpfung des bösen Angromainyus ist. „Aber noch eine andere Mahnung verbindet der Prophet an den Monarchen, der dem dualistischen System das Zarathustra anhängt." Wenn es Cap. 45, 7 von Jehovah heißt: „Der bildet Licht und schafft Finsterniß, der macht Heil und schafft Uebel, ich bin

Jehovah, der dieß Alles macht"; so bemerkt W. hiezu: „Der wahre Gott, das ist der Sinn von Vers 7, der dich berufen hat, ist nicht, wie dein Ahurmazda, bloß ein Schöpfer des Lichtes und des Guten, sondern er ist Schöpfer aller Dinge, des Lichtes und der Finsterniß, des Guten und des Uebeln. Hier tritt also das Hauptgeheimniß der Offenbarung: der Ursprung des Bösen trotz des einen Schöpfers der falschen und nur scheinbaren Lösung desselben im Dualismus aufs Entschiedenste entgegen*)." Aus dieser Stelle bei Isaias geht aber für das Zeitalter des Zarathustra wenigstens das hervor, daß zur Zeit des Cyrus und seiner Nachfolger die Religion desselben geherrscht habe, ja sogar, wenn auch noch nicht zwingend, daß Zarathustra vor Isaias fällt, jedenfalls muß er vorerst vor das 6. Jahrhundert v. Chr. gesetzt werden.

Ein fernerer Beweis für das höhere Alter von Zarathustras System ist der Name des Astyages, der zendisch Azhidahaka lautet, „die zerstörende Schlange", der spätere Zohak. Dieser Azhidahaka ist aber bekanntlich eine Geburt des Angromainyus. Wenn es auch noch unerklärt ist, wie es möglich war, daß der Name der bösen Schlange ein Titel eines medischen Königs, ja wie aus Moses von Chorene hervorgeht, der medischen Königsfamilie gewesen sei, so legt doch dieser Name Zeugniß ab für das Alter der magischen Lehre.

Doch auch noch ein anderer Name eines teuflischen Wesens der Zendlehre findet sich vor und zwar im Buche Tobias:

---

*) Am bestimmtesten haben unter den Exegeten wohl Loch und Reischl in ihrer Bibelübersetzung dieß hervorgehoben, ebenso Steinthal in seiner Zeitschrift „Völkerpsychologie" I, 344 auf das entschiedenste geltend gemacht, wenn er sagt: „Diese Männer (die Propheten) übten eine Kritik von nie erhörter Gewalt. Was ist denn der Blitz, der die Eiche spaltet, gegen diesen kurzen Parallelismus, der ein stolzes kosmogenisches System nach dem andern zerschmettert! Wo sind sie denn geblieben, Ahuramazda und Angromainyus vor dem Worte Isaias: „Er bildet Licht und Er schafft Finsterniß, macht Glück und schafft Uebel."

Daselbst kommt bekanntlich der Dämon Asmodäus vor; dieser Asmodäus ist aber dem Namen und der Sache nach kein anderer, als der Aêshma-Daêva des Avesta, wie schon Benfey bemerkt hat. Er ist der Begehrliche, Heftige, daher der Hauptgenosse des Angromainyus, der böse Geist der Begierlichkeit überhaupt und des Zorns, der Gegensatz der Reinigkeit und des Gehorsams, welche auf Seite des Ahuramazda durch Asha-Vahista und Çraosha vertreten sind, die ihn auch fortwährend bekämpfen. Er erscheint in Begleitung des Todes und jener dämonischen Kraft, welche durch Auflösung des Leibes den Tod bewirkt. Ebenso ist aber auch Asmodäus die Ursache des Todes der sieben Bräutigame der Sarah und auch er erscheint als die Menschen in ihrem sexuellen Verhältniß infestirend, wie denn die Traditionen der Juden das Gleiche besagen. Aber wenn auch die Aehnlichkeit des Namens und der Sache eine Parallelisirung dieses Asmodäus mit dem Aêshma-Daêva zu begründen nicht hinreichen würde, so berechtigt hiezu gerade Zeit und Ort der Geschichte des Tobias. Die Zeit ist die des assyrischen Königs Asarhaddon, in welche die Entwicklung der medischen Macht fällt und auch die Blüthezeit des zarathustrischen Wesens gesetzt werden muß. Der Ort ist Medien und zwar Ekbatana und Rages. Rages der Wohnort des Gabelus ist aber ein Hauptsitz der zarathustrischen Religion. Nun fährt W. fort: „Es wäre gewiß einer der seltsamsten Zufälle, wenn der Aêshma-Daêva der Zendschriften und der Asmodäus des Buches Tobias dennoch zwei verschiedene Geister wären, obgleich Name und Wesen des Dämons, sowie Zeit und Ort der religiösen Vorstellung merkwürdig zusammenstimmen. Sind sie aber identisch, so ziehe ich daraus die Folgerung, daß der über ninivitische und medische Zustände wohl unterrichtete Verfasser des Tobias, der offenbar aus Familienquellen schöpfte, für das 7. Jahrhundert die ganz speciell in den zarathustrischen Kreis gehörige Vorstellung von dem Dämon Aêshma bezeugt, während umgekehrt das Vorkommen des Asmodäus in den Zendschriften ein Zeugniß ist für die richtige Kenntniß, die der Verfasser des

Buches Tobias von dem damaligen Medien hatte." Dem Einwurf, daß es anstößig sei, daß die heil. Schrift mit den Zenditerten im Namen eines Dämons gleichlauten soll, begegnet er damit, daß kein Volk der alten Welt mit der Offenbarungslehre von den bösen Geistern so übereinstimmende Anschauungen gehabt habe, als die Medoperser. „Wenn daher durch die öffentliche Meinung unter Juden und Magiern der Tod der Freier Sarah's einem dämonischen Einfluß zugeschrieben wurde, lag es sehr nahe, dem Dämon jenen Namen zu geben, der unter der Gesammtbevölkerung gang und gebe war", wie ja auch „der Heiland zur Bezeichnung eines Dämons des populären Namens Beelzebub sich bedient habe, des Fliegengottes der Ekroniter." Dem weiteren Einwurf, daß das Buch Tobias so spät verfaßt sei, daß es keinen Beweis für jene Periode liefern könne, gegenüber bemerkt W., „daß die Schrift nichts enthält, was nicht in jene Periode vollkommen paßte und was später schwerlich ohne Anachronismen hätte geschrieben werden können." Nachdem W. so aus den äußeren Zeugnissen bis zur Evidenz nachgewiesen hat, daß das zarathustrische System bereits im 7. Jahrhundert v. Chr. geblüht habe, geht er auf die magische Tradition selbst über, und sucht nun die Zeit zu bestimmen, in welche das Auftreten Zarathustras gemäß dem chronologischen Systeme der Parsen fällt. In ebenso kritisch eingehender als höchst sinnreicher Weise erörtert er ihre systematischen Perioden der mythischen, wie der spätern historischen Zeiten, selbst bis auf die Monate, wie sie im Bundehesh enthalten sind, mit stetem Rückblick auf die Urtexte und so erhält er das Jahr 1000 v. Chr. als das Zeitalter, in welches die heil. Chronologie der Parsen den Zarathustra setzt. Dieß im Kurzen der Inhalt der Abhandlung „über das Alter des Systems und der Texte."

Merkwürdig ist auch die Abhandlung „über das Paradies, die zwei Bäume", über die höchst eigenthümliche Gestalt, welche bereits in den Veden vorkommt, „Apanm napâo", vedisch „Apâm napât", worin offenbar das italische Neptun enthalten

ist*). Dann die Abhandlung „über den Urmenschen und den Sündenfall", in welch letzteren nach W. ein Stück von den Weltaltern verwoben ist; ebenso die über „die Pischdadier", auf die wir jedoch nicht weiter eingehen können. Dagegen kann ich nicht umhin, eine andere Abhandlung noch besonders hervorzuheben, nämlich die über „Çaoshyanç und die Auferstehung."

Bereits in seiner Schrift über den Mithra hatte W. als Beigabe einen Aufsatz veröffentlicht über den iranischen Erlöser und den von den Iraniern erwarteten Heiland Çaoshyanç, welcher zur bestimmten Zeit aus dem aufbewahrten Samen Zarathustra's von der Jungfrau: „Gedeihglücklich" geboren, die Auferstehung der Leiber bewirkt. Die Nachricht der Alten, daß Zarathustra die Auferstehung der Todten gelehrt habe, schien durch Anquetil's Uebersetzung der iranischen Texte auf's vollkommenste bestätigt. Aber in neuerer Zeit hat man überhaupt diese Uebersetzung vielfach für irrig befunden und Burnouf wies unter Anderem nach, daß die häufige Redensart in den heil. Büchern, welche Anquetil jusqu' à la résurrection zu geben pflegt, einfach „für immer" heißt. Burnouf selbst starb, bevor er die positive Untersuchung hatte führen können, und so kam es, daß man, zumal der Bundehesh für eine Sammlung späterer parsischer Fabeleien angesehen wurde, auch die Apokatastase als spätere Zuthat ansah, wie auch Spiegel derselben Ansicht war.

---

*) Hiebei möchte ich nur bemerken, daß wie bereits Adalb. Kuhn den griechischen Poseidon etymologisch und sachlich auch in den Veden nachgewiesen hat — womit aber nicht gesagt ist, daß die Griechen ihn von den Indern erhalten hätten, vielmehr setzen die indischen und griechischen Vorstellungen wenigstens gemeinsame indogermanische Urkeime bereits voraus — so hat W. den indogermanischen Ursprung des Neptun und Poseidon unwiderleglich dargethan, oder neuerdings bestätigt, wodurch die auf einem greifbaren Mißverständniß Herodots beruhende neuere Annahme, als sei Poseidon „ein den Griechen fremder Gott barbarischen Ursprungs", wohl für immer abgethan ist. S. Spiegel: Eran S. 238. Kuhn Zeitschrift für vergl. Sprachforschung I. 459 und Spiegel im neuesten Juni-Heft der gleichen Zeitschrift.

W. hat nun den Nachweis dieser Lehre aus den Zendschriften theilweise schon früher und jetzt ausführlicher positiv geliefert und wie Spiegel sagt, „mit Recht.“ Sollte das Alter dieser Lehre dargethan werden, so mußte sie aus den Grundtexten nachgewiesen werden oder aus Zeugnissen, welche auf der alten Lehre der Grundterte beruhen. W. geht nun von den Zeugnissen des classischen Alterthums aus und zwar von Theopomp (geb. 378 v. Chr.), der, wie einstimmig auch Diogenes von Laerta und Aeneas von Gaza sich auf ihn berufen, die parsische Lehre von der Auferstehung der Todten anführt. Bei weitem das Wichtigste von ihm enthält aber Plutarch*), der überhaupt die kostbarsten Fragmente aus derselben Quelle und wohl auch aus anderen älteren Quellen uns aufbewahrt hat, wie er denn auch nach Theopomp ganz genau die Namen der Ameshaçpentas anführt. Plutarch und Theopomp kennen nun diese Auferstehungslehre der Parsen genau und selbst die heil. Chronologie der letztern muß ihnen bekannt gewesen seyn. So wenn *Theopomp sagt*: „nach der Lehre der Magier kommt die *vorbestimmte Zeit*, in welcher Areimanios Pest herbeiführend und Hunger, von diesem ganz und gar zu Grunde gerichtet und verschwinden gemacht werden müsse, und wo, nachdem die Erde eben und glatt geworden, ein Leben und eine Gemeinschaft glückseliger und gleichsprachiger Menschen seyn werde.“ Dieß beweist einmal, daß die späteren Texte, welche die Auferstehung enthalten, deßhalb weil sie spätere sind, nicht unzulässig sind, daß vielmehr dem Theopomp Referate aus Texten vorgelegen, welche denen ähnlich sind, die der Bundehesh vor Augen hatte. Nun führt W. die bekannte Stelle Herodots III, 62 an, wo von der Auferstehung zwar nicht direkt die Rede ist, in der aber der Gedanke der Auferstehung, die den hellenischen Begriffen so ferne lag, wenigstens zur Colorirung der Rede eines persischen Mannes diente. Hierauf geht er auf die Grundterte selbst zurück, in denen von „einer starken Neumachung“ die

*) de Iside et Osiride cap. 47.

Rede ist, indem diese „Neumachung“ namentlich an einer Stelle als Zielpunkt der durch die Bewegung der Gestirne gemessenen Zeit hingestellt wird, nämlich 3000 Jahre nach Zarathustra*). Ebenso wird von den Opferliedern gesagt, daß „sie die frische Welt nach Wunsch machen“; besonders aber ist eine Stelle in Zam-Yasht hervorzuheben: „Wann sie machen werden die neue Welt unalternd, unsterblich, unverweslich, unfaulend, ewig lebend, ewig glücklich, freiherrschend, wann die Todten aufstehen werden, wann kommen wird die lebendige Unsterblichkeit, die nach Wunsch die frische Welt macht.“ Da nun die Abfassung dieser und ähnlicher Texte vor die Zeit der parsischen Könige zurückdatirt, und auch Theopomp nur eine traditionelle, nicht eine erst erfundene Lehre der Magier anführen will, so geht daraus hervor, daß „die Apokatastase und die damit verbundene Auferstehung ein altes, der parsischen Bildungsperiode vorausgehendes zarathustrisches Dogma sei.“ Theopomp erwähnt aber auch übereinstimmend mit den um Jahrhunderte späteren Texten, daß dieser Apokatastase eine große Katastrophe, Hunger und Pest vorangehen werden, in welcher nach dem Bundehesh auch die gefesselte Schlange Dahâk los wird. Nachdem so diese Stellen erörtert sind, geht W. auf die Beschreibung der Auferstehung nach dem Bundehesh selbst über und weist hiebei nach, wie ihr öfters wörtlich Stellen aus den Grundtexten zu Grunde liegen, so daß auch die übrigen, von denen dieses bei dem Verluste vieler Texte nicht nachgewiesen werden kann, alles Vertrauen verdienen.

Merkwürdig ist hiebei, daß, wie nach der parsischen Lehre vom Sündenfall die Menschen dadurch allmählig gefallen sind, daß sie zuerst Wasser, dann Milch, dann Früchte, dann Fleisch genossen haben, sie nun wieder in umgekehrter Ordnung dieselben zu genießen aufhören. Dann wird Çaoshyanç die Todten

*) So erwarteten auch die Magier am Anfang eines jeden Jahrtausends nach Zarathustra einen Propheten, also auch zur Zeit Christi.

herstellen, und es wird nun ein großartiges Gespräch Zarathustras mit Ahura angeführt. Denn als Zarathustra fragt: „von wannen wird der Leib wieder gemacht? die Todtenauferstehung, wie wird sie seyn?" antwortete Ahura: „wenn durch mich der Himmel ist ohne Säulen in geistigem Bestand mit fernen Grenzen, leuchtend von glänzenden Edelsteinen, wenn durch mich die Erde ist, welche die bekörperten Wesen trägt, dieweil kein Träger der Erde ist; wenn durch mich Sonne, Mond und Sterne im Luftraume mit leuchtenden Körpern schweben, wenn durch mich das Getreide geschaffen, welches in die Erde gelegt, neu aufwächst und in Vermehrung wieder entsteht, wenn durch mich in die Bäume die Adern gesetzt sind, je nach der Gattung, wenn durch mich in den Bäumen mancherlei Art das Feuer geschaffen ist, das nicht brennende; wenn durch mich in die Mutter der Sohn geschaffen ist und jedem Einzelnen Haut, Nägel, Blut rc., wenn jedes Einzelne von diesen von mir geschaffen ist, ist es nicht schwerer gewesen, als die Todtenauferstehung machen? Ist nicht in der Todtenauferstehung *eine Hülfe* dieser, welche, als ich diese machte, nicht war? Merke auf: Als dieß nicht war, ist es gemacht worden, und das, was war, wie könnte ich es nicht wieder machen? Denn es werden zu jener Zeit von der geistigen Erde die Knochen und vom Wasser das Blut, von den Bäumen die Haare, vom Feuer der Lebenshauch, wie sie in der Schöpfung ergriffen worden sind, zurückgefordert." Zuerst steht der Urmensch Gayomart auf, dann Mashia und Mashianah, dann die übrigen Menschen, dann folgt die Zusammenkunft aller, wo jeder Mensch seine guten und bösen Werke sehen wird. Die Versammlung selbst erscheint aber als ein geistliches Gericht. Dann werden sich die Frommen von den Gottlosen trennen, die Frommen in den Himmel und die Gottlosen hinab in die Hölle gebracht werden, und dort drei Tage und Nächte körperlich Strafe leiden. Es gibt aber auch Menschen, die nicht gestorben sind und nur an einem verborgenen Orte der Auferstehung harren, so namentlich Çam, der mit den Helfern des Çaoshyanç, deren 15 männliche und

15 weibliche sind, die Auferstehung bewirken hilft. Die Unsterblichkeit selbst aber wird durch ein Opfer vollbracht und zwar durch jenes, welches auch im irdischen Leben das Hauptopfer des arischen Cultus überhaupt war, durch das Opfer des himmlischen Haoma, der sich als Baum des Lebens erweist und ausführlich beschrieben wird. Nach der Auferstehung folgt sodann die Lohnvertheilung von Çaoshyanç, und endlich ist die Rede von dem am Ende der Dinge eintretenden Verhältniß des guten und bösen Princips, gemäß welchem mit Rücksicht auf die Urtexte Angromainyus mit seinen Dämonen im letzten Kampfe vernichtet werden wird.

Den Schluß der gebotenen Abhandlungen bildet, außer einer fragmentarischen Uebersetzung des Hymnus an die Fravashi's, eine ausführliche und wohl die am meisten durchgearbeitete, wenn auch nicht vollendete Abhandlung: „Stellen der Alten über Zarathustrisches", in der die Nachrichten der Alten von den frühesten Zeiten, wo Pythagoras mit den Chaldäern und Magiern — die, wie W. scharf nachweist, wohl zu unterscheiden sind — bekannt wurde, bis auf Dio Chrysostomus herab kritisch erläutert und nach ihrem Inhalte erklärt werden, mit stetem Rückblick auf die iranischen Quellen. Es fehlt dabei nicht an wichtigen Aufschlüssen über einzelne Probleme der alten Geschichte, zumal mancher Punkt, der von der neueren Kritik bestritten wurde, im Zusammenhalt der Quellen als völlig glaubwürdig sich herausstellt.

Damit wollen wir denn auch die Anzeige dieses für die Freunde der Geschichte des Alterthums höchst wichtigen und interessanten Buches schließen. Hiebei können wir aber den Wunsch nicht unterdrücken, daß doch auch katholischerseits und namentlich von den Theologen dieses Gebiet nicht wie bisher größtentheils vornehm ignorirt, sondern mit Ernst betreten werde, ein Gebiet, auf welchem namentlich der deutsche Geist die glänzendsten Eroberungen gemacht, und auf dem noch tausend ungeahnte Quellen für die Urgeschichte der Menschheit sich erschließen. Freilich ist ein wirklicher Erfolg nur sicher, wenn einerseits jener Wissenschaftsdünkel ausgeschlossen ist, der jeden Widerspruch in

welchen allenfalls ein Resultat der Forschung mit den Offenbarungswahrheiten zu stehen zu kommen scheint, kritiklos gegen letztere ausbeutet, anstatt auch hier den weiteren oder noch tiefer liegenden Ursachen des Widerspruchs nachzugehen und die höhere Lösung anzubahnen. Aber andererseits schließt ein erfolgreiches Fortschreiten auch jene engherzige und oft bornirte Sucht aus, jedes Resultat der Wissenschaft sogleich schon und unmittelbar mit den gegebenen biblischen oder Offenbarungswahrheiten zu verbinden, aus ihnen selbes erklären zu wollen, oder Eines in das Andere willkürlich hineinzutragen. Windischmann hat es verstanden, ohne irgendwie den Offenbarungswahrheiten zu nahe zu treten, auch den Forderungen der Wissenschaft vollkommen gerecht zu werden, und doch da, wo die Thatsachen durch sich selbst sprechen, auch die durch diese selbst gebotenen Verbindungsfäden mit den Offenbarungsthatsachen anzudeuten oder zu ziehen, wie er es z. B. hinsichtlich der eben besprochenen Stelle des Isaias und der bei Tobias gethan hat. Freilich ist hiezu ein gewisser Hochsinn und eine allen Seiten Rechnung tragende Anschauung nöthig. Wer aber überzeugt ist von der Wahrheit des Christenthums, der weiß auch, daß die Geschichte nicht aus zusammenhangslosen und zerstreuten Thatsachen besteht, sondern daß ein einheitlicher Plan, der von dem göttlichen Verstande mit Rücksicht auf die menschliche Freiheit gefaßt, von dem göttlichen Willen ins Werk gesetzt ist, ihr unterliege und so in ihr ein einheitlicher Entwicklungsgang walte, in welchem alle Widersprüche ihre objektive Lösung finden. Wer davon überzeugt ist, der ist auch des geforderten Hochsinns fähig, und der kann auch, mit Ausschluß jeder halben nur advokatischen Kritik wie jeder Kleinigkeitskrämerei, der von den historischen Thatsachen wie vom Christenthum erheischten großartigen Weltanschauung sich öffnen!

XVI.

Zeitläufe in Belgien.

I.

Zur Orientirung über den Kampf der Parteien und der zweierlei Begriffe vom Staat.

Der Publicist befindet sich heutzutage wirklich in einem schrecklichen Gedränge. Sonst würde Belgien auch bei uns in viel höherm Grade, als es der Fall ist, der Gegenstand politischer Untersuchung seyn. Aber der grauenhafte Bürgerkrieg in Nordamerika, der in Verbindung mit dem mexikanischen Umschwung eine neue Geschichtsbildung für den westlichen Welttheil anbahnt; die maßlos langwierigen Wehen der Wiedergeburt Europa's nach dem neuen Pariser Recht; das täglich lauter sich anmeldende sociale Problem, hinter dem über kurz oder lang alle völker- und staatsrechtlichen Erschütterungen der Jetztzeit wie ein bloßes Vor- oder Kinderspiel verschwinden werden — man weiß in der That nicht mehr, wohin man zuerst Augen und Ohren wenden soll. Vollends wir Deutsche, aus deren Haut wieder die Riemen zur neuen Weltvertheilung geschnitten werden sollen, haben keine Zeit für die kleineren Fragen der politischen Metaphysik, als welche die Parteikämpfe in Belgien gerne angesehen werden.

Aber sehr mit Unrecht. Staatswissenschaftlich gibt es in ganz Europa kein merkwürdigeres Land als dieses Belgien; denn seine ganze Geschichte ist eigentlich nichts Anderes als ein praktischer Curs über das moderne Staatsrecht. In Belgien beleuchten sich thatsächlich die dunkeln und zweifelhaften Partien desselben; wer sich über den großen Streit orientiren will: was der heutige Staat ist und seyn kann oder soll? der muß durchaus die Erfahrungen in Belgien zu Rathe ziehen. Hier sind mit einer entschlossenen Kühnheit wie nirgends sonst die erforderlichen Experimente gemacht worden. Kein anderer Staat ist so wie das kleine Königreich vor 33 Jahren unmittelbar aus dem Hörsaal der damaligen liberalen Schule in's Leben getreten, und in keinem andern Staat sind die Versuche gründlicher und beharrlicher fortgesetzt worden. Ja, es will mir oft scheinen, als ob dieses Belgien seinen Entstehungs- und Daseynsgrund allein als Experimentalstaat für das moderne Staatsrecht habe.

Insbesondere könnten wir deutsche Katholiken sehr viel von Belgien lernen. Eine Unmasse hohlen Geredes und hinderlicher Mißverständnisse würde uns erspart werden, wenn man bei uns nur immer recht lebhaft der belgischen Erfahrungen eingedenk seyn wollte. Es kann uns im Verhältniß zum Staat schlechthin keine Erscheinung mehr begegnen, von der es in Belgien nicht hieße: „Alles schon dagewesen.“ So ist z. B. jetzt viel davon die Rede, daß in Deutschland sich eine Partei von „liberalen Katholiken“ gebildet habe oder bilden müsse, um die Lage der Kirche auf neuen Wegen günstiger zu gestalten. Nun ja, eine solche Partei besteht und wirkt in Belgien seit mehr als 30 Jahren, sie ist die eigentliche Schöpferin der Verfassung des kleinen Königreichs gewesen, und gewiß wäre nichts erwünschter, als wenn alle deutschen Katholiken von demselben Geist wie die belgischen Vorkämpfer erfüllt würden. Nur sollen wir deßhalb nicht mit dem großen Irrthum anfangen, mit dem diese 1831 angefangen haben, mit dem Irrthum nämlich, als ob man uns je in Anbetracht der liberalen Mittel den katho-

lischen Zweck verzeihen werde, als ob somit jemals zwischen ehrlichem Katholicismus und dem was sich jetzt „Liberalismus" heißt — Friede und Versöhnung möglich sei.

Freilich scheint man in Deutschland nicht wie in Belgien bloß in Einerlei, sondern in zweierlei Sinn von „liberalen Katholiken" zu reden. Das begründet einen gewaltigen Unterschied. Der liberale Katholik in Belgien, wie auch in Frankreich, ist politisch das Widerspiel der Haller'schen Schule, die vor 30 Jahren bei uns die herrschende war; er ist nicht nur Anhänger des Rechtsstaats in parlamentarischer Form, er ist liberaler Doktrinär ohne Scrupel, er ist durchsättigt mit demokratischen Ideen; aber er ist kirchlich völlig correkt, nicht nur im Dogma sondern auch in den Fragen der kirchlichen Politik, und insbesondere führt ihn, gerade weil er politisch sehr freisinnig ist, niemals irgend ein nationaler Schwindel zu National-Kirchen-Ideen. Eine solche Opposition gegen das Centrum der katholischen Einheit erschiene ihm wie der Einzug einer häuslichen Knechtschaft. Selbst in der Kirchenstaats-Frage haben daher die liberalen Katholiken in Belgien und Frankreich keineswegs eine aparte Stellung eingenommen; vielmehr sind gerade aus ihren Reihen die gewichtigsten Apologeten für die weltliche Herrschaft des heiligen Stuhles hervorgegangen, und die belgische Freimaurer-Regierung hat wegen der Anerkennung des italienischen Raubstaats einen schweren Stand in der Kammer gehabt.

In Deutschland ist das Alles ganz anders. Im Volke der Denker ist die Hof- und Regierungs-Schmeichelei zu Hause, von politischem Muth und Selbstgefühl wenig zu finden; wenn hier von katholischem Liberalismus die Rede ist, so handelt es sich unter hundert Fällen neunzigmal keineswegs um eine dornenvolle Oppositionsstellung auf Grund politisch freisinniger Ideen, sondern im geraden Gegentheil um einen niedrigen Servilismus, der sich durch wohlfeile Auflehnung gegen die kirchliche Autorität bei der herrschenden Gewalt des Tages empfehlen will. Solchen Creaturen freilich reicht der moderne Liberalismus sehr gerne

die Hand „zum Frieden und zur Versöhnung." Die liberalen Katholiken in Belgien aber würden einfach sagen: derlei Leute seien eben keine Katholiken mehr. Während man in Deutschland unter „liberalem Katholicismus" immer eine mehr oder weniger unkirchliche Richtung, einen neuen Josephinismus oder Wessenbergianismus redivivus versteht, können die liberalen Katholiken Belgiens nicht begreifen, wie man aufrichtiger Katholik seyn und dennoch dem modernen Staat die Maßregelung der Wissenschaft und überhaupt des Unterrichtswesens zugestehen könne. Das begründet dann den wesentlichen Unterschied: die „liberalen Katholiken" in Belgien fürchtet der moderne Liberalismus, die in Deutschland verachtet er, aber mit gnädig zulächelnder Miene. Jene Belgier haben die berühmte Constitution von 1831 geschaffen, diese Deutschen, wenn es vom Weltlauf ihnen gestattet wäre, würden einen neuen Byzantinismus schaffen, der vor dem alten nur die höhere Geistlosigkeit voraus hätte.

Doch kehren wir jetzt, nachdem der Begriff eines „liberalen *Katholiken*" *in* Belgien durch Vergleichung festgestellt ist, auf *die lehrreiche* Geschichte des Landes in seinen staatswissenschaftlichen Erfahrungen zurück!

Es ist längst sprichwörtlich geworden, daß Belgien an der Spitze der freien Völker Europa's marschiere, daß seine Verfassung den Neid und die Bewunderung des ganzen Welttheils verdiene. Graf Cavour und Lord Palmerston haben einstimmig die belgische Constitution gepriesen, daß sie die liberalste sei auf der ganzen Welt, und als unerreichtes Musterwerk Belgien auf die höchste Stufe der freien Völker erhebe. Und diese Verfassung wer hat sie gemacht? Niemand anders als die liberalen Katholiken Belgiens! Und wer will sie ruiniren? Niemand anders als die antikatholischen Liberalen des Landes!

In der constituirenden Versammlung oder dem sog. Congreß von 1831, aus welchem die belgische Constitution hervorging, saßen nach der Mittheilung des damaligen Präsidenten, Baron von Gerlache, unter 200 Mitgliedern ungefähr 140 katholisch Gesinnte neben einer mannigfach schattirten Minorität

von Libertinern. Das Werk dieses Congresses hat die berühmten Principien von 1789 vollständiger entwickelt und die „modernen Freiheiten" unbeschränkter aufgenommen als die französische Constitution von 1791, und doch ist keine dieser grundrechtlichen Abstraktionen bei den katholischen Abgeordneten auf Widerspruch gestoßen. Dieselben schienen in der That, seitdem das Land von dem Druck des holländischen Oranierthums befreit war, nach dem Grundsatze zu handeln: „man müsse die Staatsallmacht (Dieu-état) in einem Meer von Freiheiten (libertés) ersäufen". Eifrig katholische Staatsmänner führten von da an bis 1847 die Regierung; aber keiner von ihnen hat die constitutionellen Freiheiten im mindesten angetastet. Die „gleiche Freiheit für Alle", auch für ihre maßlosesten Feinde, war ihnen ein Heiligthum; und sie können heute getrost die Gegner auffordern, nur ein einziges reaktionäres Gesetz zu nennen, das von einer katholischen Kammermehrheit und Regierung ausgegangen wäre. Allerdings wurden solche reaktionären Gesetze gemacht, namentlich gegen die Freiheit der Presse, zum Schutz der Minister und Beamten ꝛc.; aber sie alle gingen von liberalen Ministerien seit 1847 und dann wieder seit 1857 aus. „Für die Katholiken", sagt Hr. von Anethan, „ist die Verfassung ihre heilige Arche; sie verlangen nicht mehr als deren redliche und gewissenhafte Anwendung". Aber er fragt die Liberalen auf ihr Ehrenwort: wenn die Constitution heute erst zu machen wäre, und ihr hättet die Mehrheit im Congreß, wie viel von den gepriesenen Freiheiten Belgiens würde dann wohl in den Grundvertrag hineinkommen*)? Die katholische und conservative Partei begehrte und begehrt nur Achtung vor den Entscheidungen der Wahlurne und der parlamentarischen Mehrheiten; die liberale verleugnet das repräsentative System, sobald es ihr widrige Mehrheitsbeschlüsse erzeugt, sie beruft sich dann auf

---

*) Cf. die Abhandlung: De la constitution et des partis in der Zeitschrift la Belgique. Octobre 1859 p. 384.

eine über dem Kammervotum stehende „öffentliche Meinung", und läßt dieselbe wie 1857 durch Pflastersteine reden.

Die liberalen Katholiken Belgiens sind dem Geiste der „Union" treu geblieben, aus der die berühmte Verfassung von 1831 hervorgegangen ist. Immer bereit, auf diesem Boden die Hand zu bieten, sind sie noch 1859 einem vermeintlichen Versuch zur Wiederherstellung der Union freudig entgegengekommen. Die Verfassung, meinen sie, biete ja den freiesten Spielraum zur Entfaltung aller Parteiansichten, und die liberale Partei brauche nur die üble Gewohnheit, alle politischen Fragen auf das religiöse Gebiet zu zerren, und ihren wüthenden Haß gegen den Klerus aufzugeben, um einen ehrlichen Wetteifer für das allgemeine Wohl des Landes zu ermöglichen. Aber das ist es eben. Der ehrliche Wetteifer, die Concurrenz der Parteien ist der Grundgedanke des repräsentativen Systems, aber nicht des belgischen Liberalismus. Er will nicht wetteifern und concurriren, sondern er will herrschen. An der „gleichen Freiheit für Alle" genügt es ihm nicht; er verlangt vielmehr von den Katholiken, daß sie diese Freiheit für ihren Zweck nicht benützen, daß sie politisch abdanken und die Macht ausschließlich der liberalen Partei überlassen. Die Katholiken glauben sich „liberal" nennen zu dürfen, weil sie nur mit ächt liberalen Mitteln ihrem Zwecke nachstreben; aber gerade wegen dieses Zweckes sind sie „antiliberal", „anticonstitutionell", Feinde der „modernen Ideen", unverträglich mit der „Freiheit" und dem „Fortschritt". Sie müssen es aufgeben, einen katholischen Zweck im öffentlichen Leben zu verfolgen, mit andern Worten sie müssen apostasiren, sonst haben sie kein Recht, sich liberal und verfassungstreu zu nennen*). So die liberale Partei; es wird sich gleich erweisen, daß wir keineswegs übertreiben.

---

*) „Les catholiques Belges devaient soit renoncer à leurs droits de citoyens, soit abjurer leur foi religieuse": so sagt ganz richtig Herr von Haulleville in der Schrift: Les catholiques et les libertés constitutionnelles, Paris, 1863. Hr. von Haulleville

Es ist offenbar, daß eine solche Parteistellung den Widerstreit von zwei grundverschiedenen Staatsbegriffen bedingt und voraussetzt. Nicht minder ergibt sich auf den ersten Blick, daß nur Einer von diesen zwei Staatsbegriffen, und zwar der der liberalen Katholiken, mit dem Princip der belgischen Constitution sich verträgt. Sie vertreten den freisinnigsten Begriff des Rechtsstaats oder Rechtsschutzstaats; ihm gegenüber steht der „moderne Staat" der Liberalen. Mit den berühmten Grundrechten der belgischen Verfassung konnte die liberale Partei so lange, aber nicht länger sich begnügen, als sie selber bei ihren neuen Maximen schutzbedürftig war und noch allenthalben in Europa die Reaktion des monarchischen Absolutismus drohte. Die Wendung der Liberalen zum modernen Staat fällt denn auch genau in den Revolutionsfrühling von 1847. Seitdem die Partei den monarchischen Absolutismus nicht mehr zu fürchten hat, will sie ihren eigenen Absolutismus an die Stelle setzen, und seitdem ist ihr die belgische Verfassung, welche die freie Concurrenz der Parteien um das Vertrauen des Volkes voraussetzt, trotz aller schönen Worte innerlich verhaßt. Namentlich steht ihr der Kern und Stern aller belgischen libertés, die Unterrichtsfreiheit, unleidlich im Wege; gegen diese Freiheit ist daher ihr Sturmlauf in erster Reihe gerichtet, denn so lange der Staat nicht monopolisirter Schulhalter ist, kann die Partei sich niemals im Besitz der Staatsmacht sicher fühlen.

Hier eröffnet sich nun ein sehr wichtiger Gesichtspunkt. Die Schulfrage, möchte ich sagen, ist die eigentliche Verfassungsfrage in Europa. Wo der Staat ein ausschließliches Recht auf die Schule hat, da ist die Wahrheit des parlamentarischen Rechts-

---

ist der Verfasser eines meisterhaften Werkes über die Geschichte der lombardischen Communen; er war auch Chefredakteur der Zeitung Universel, des großen Organs der liberalen Katholiken in Belgien, welches leider schon 1861 wieder eingegangen ist. Wir werden auf die Zeitung und ihren Redakteur noch oft zurückkommen.

staats von vornherein nicht möglich. Aus dem einfachen Grunde, weil dieselbe auf der freien Concurrenz der Parteien um das freie Vertrauen des Volkes beruht, ein freies Volksvertrauen aber überall da unmöglich ist, wo eine Partei durch den von ihr beherrschten Staat die Köpfe der Bürger von Kindheit an nach ihrem Zuschnitt dressiren kann Man sieht, warum in allen deutschen Ländern zwar allenthalben viel die Rede war vom parlamentarischen Rechtsstaat, so lange die Liberalen noch die Drohung des monarchischen Absolutismus zu fürchten hatten, warum wir aber trotzdem früher oder später überall in den Absolutismus des modernen Staats hineingerathen müssen. Es konnte und kann nicht anders gehen, weil der Staat in Deutschland sich für einen Selbstmörder ansehen würde, wenn er sein Schulmonopol aufgäbe und den Unterricht und die Erziehung der freien Selbstthätigkeit der Bürger anheimstellte. Nur die belgische Verfassung hat dieß gethan; sie allein hat dadurch ein ehrliches Spiel der repräsentativen Institutionen ermöglicht. Sobald aber eine Partei sich definitiv des Besitzes der Staatsmacht versichern will, muß sie unweigerlich nach dem staatlichen Schulmonopol zurückgreifen, wie es jetzt von den Liberalen in Belgien geschieht. Das signalisirt sodann den Uebergang des Rechtsstaats in den Absolutismus des „modernen Staats“ mit der Spiegelfechterei seiner parlamentarischen Formen. Daraus ergibt sich zugleich, weßhalb die liberale Partei auch in Deutschland überall für den von ihr beherrschten Staat das ausschließliche Recht auf die Schule zu erobern und der Kirche den letzten Einfluß auf den Unterricht zu entziehen sucht.

Ich habe gesagt: den Liberalen in Belgien sei die berühmte Verfassung ihres Landes innerlich verhaßt. Wie man sieht, so kann es nicht anders seyn; aber ich habe hiefür auch einen unverwerflichen Zeugen. Bald nach den Ereignissen von 1857, wo die belgischen Liberalen einen regelrechten Beschluß der Kammer und die liberal-katholische Regierung durch Straßenaufläufe zum Falle brachten, erschien in der Schweiz ein anonymes Büchlein, enthaltend Briefe eines Belgiers an einen Süd-

Deutschen*), der kein anderer als der bekannte Nationalvereins-Leiter Hr. Karl Brater war. Hr. Brater ließ sich von dem belgischen Freunde über den Grund der unleidlichen Zustände Belgiens aufklären. Und was ist denn nun der Grundfehler? Nichts Anderes als die Verfassung von 1831, die freisinnigste Constitution in Europa! Hören wir nur; es ist daraus *viel zu* lernen, auch für unsere deutschen Verhältnisse.

Der Correspondent beginnt mit der Bemerkung: nach Allem was sich in den letzten Jahren ereignet habe, werde die Zahl der belgischen Liberalen klein seyn, die noch nicht wüßten, daß sie im J. 1831 dupirt worden seien; aber freilich dürfe man das in Belgien selbst noch immer nicht laut sagen. „Hätte ich in Belgien das Werk unseres Congresses so bezeichnet, man würde über Blasphemie schreien." „Die Liberalen", fährt er fort, „sind in einer argen Täuschung aufgewachsen und viele von ihnen wollen darin sterben; ... ihnen ist die Freiheit ein Universalmittel für alle Uebel, und manche herbe Lektion muß ihnen noch zu Theil werden, bis sie begreifen, daß unsere Freiheit nichts ist als organisirte Anarchie" (S. 81). „Ja, dupirt sind wir durch die Verfassung, insoferne darin unter dem Einfluß der katholischen Partei Freiheiten festgestellt sind, die zuletzt nur als Werkzeuge der kirchlichen Herrschaft dienen." Diese Freiheit sei nichts Anderes als die Abdankung des Staats, die Aufzehrung des Staats durch die Kirche. „Ich komme nicht auf die kläglichen Sophismen zurück, durch die sich die liberalen Congreßmitglieder verleiten ließen, auf dergleichen Ungeheuerlichkeiten einzugehen; ich schäme mich davon zu sprechen." Genug, daß Dank der Verfassung, die heutige Staatsgesellschaft in Belgien gar keine organisirte Gesellschaft, sondern die Anarchie sei. Unmöglich könne die liberale Partei diesen Zustand auf die Länge ertragen; auch werde sie endlich von der banalen Phrase ablassen müssen: „die Freiheit werde die Fehler der

*) Der Kampf der liberalen und der katholischen Partei in Belgien, eine Warnung für Deutschland. Zürich, Meyer, 1857.

Freiheit verbessern." Was nothwendig sei vielmehr eine Aenderung der Verfassung, in dem Sinne daß der Staat fordern müsse ein Staat zu seyn. Gegenwärtig spiele die Staatsgewalt in Belgien keine andere Rolle als die des Gensdarmen und des Steuereinnehmers; ob aber das die Mission des Staates sei? „Diese Frage aufwerfen heißt auch schon sie entscheiden; verlangt aber der Staat mehr zu thun, verlangt er die bürgerliche Gesellschaft zu leiten, so ist auch seine Collision mit der Kirche da." Nichtsdestoweniger müsse der Staat vor Allem auf dem Gebiet der Schule anfangen seine Mission wieder aufzunehmen; denn „was sollte man von einer Gesellschaft sagen, die ihre Angehörigen von Jugend auf in zwei feindliche Lager theilte, sie in feindseligen Principien und Dogmen großzöge, um hernach aus diesem Geschlecht einen einigen harmonischen Staat zu bilden"? (S. 79 ff.)

Offen, das gesteht der Correspondent selber, darf man eine solche Sprache in Belgien noch nicht führen, sogar viele Liberale würden davor erschrecken; man darf sich nur im Geheimniß der Logen so zuflüstern, und auch die Minister wagten bis jetzt nur stückweise und vermummt die Grundlagen der Verfassung abzutragen, um ihren modernen Staat an die Stelle zu setzen. Der parlamentarische Staat mit der Mission „die bürgerliche Gesellschaft zu leiten", das ist die klare Definition des neuen Staatsbegriffs, welcher allein der Partei conveniren kann. Denn ein solcher Staat kann nicht ohne bestimmte geistige Richtung seyn, dieser Richtung muß eine gewisse religiöse Grundanschauung unterliegen, und den religiösen oder antireligiösen Geist wird diese oder jene Partei einhauchen. Gerade das wollte aber der Congreß von 1831 nicht, er wollte es nicht um des Friedens und der Versöhnung willen. Hätte die damalige Congreßmehrheit dieselbe Tendenz verfolgt, wie jetzt die liberale Partei, so mußte Belgien ein streng katholischer Staat werden, denn seine Bewohner sind bis auf einen winzigen Bruchtheil Katholiken und die Kirche ist eine tiefgewurzelte historische Macht im Lande. Auch hätte dann wohl nicht ein pro-

testantischer Prinz von Koburg König von Belgien werden können.

Um im Frieden für alle Zeit über die schwere Frage vom Verhältniß zwischen Kirche und Staat hinwegzukommen, verzichtete die Congreßmehrheit darauf, dem neuen Staat eine katholische Richtung zu geben. Conform der modernen Doktrin stellte sie eine Staatsform ohne Religion auf, bestimmte aber folgerichtig, daß dieser Staat überhaupt nicht die geistigen Interessen seiner Angehörigen besorgen und „die bürgerliche Gesellschaft leiten" solle. Nach dem wirthschaftlichen Princip der freien Concurrenz sollte die Selbstleitung ganz den Einzelnen und ihren Vereinigungen überlassen bleiben, unter Nicht-Einmischung des Staats. Die Kirche verlangte keine Ausnahmsstellung für sich, sie genießt nur dieselbe gemeine Freiheit, welche jedem Belgier und jeder moralischen Person im Lande zusteht; sie verzichtete auf jede Beihülfe des weltlichen Arms und begnügte sich mit dem gleichen Recht, das die Verfassung auch jeder Sekte in Belgien zuspricht. Gerade wegen dieser separirten Stellung zur Kirche konnte aber auch der Staat keine Mission mehr zum Schulhalten und zur Erziehung haben; denn er hatte nun keine bestimmte geistige Richtung oder religiöse Anschauung mehr, wornach der Unterricht von ihm hätte geleitet werden können. Den Staat von der Kirche trennen, die Schule aber für ihn zurückbehalten wollen, ist eine schreiende Inconsequenz; daß die belgische Verfassung dieselbe vermied, ehrt sie am meisten. Aber gerade diese ihre ehrliche Consequenz wird nun von der liberalen Partei am heftigsten angefochten.

Warum denn? Hat vielleicht die Kirche die allgemeine Freiheit unbenützt gelassen, hat sie das Schulwesen vernachlässigt, den Unterricht dem Volke vorenthalten? Keineswegs. Das ist vielmehr ihr Verbrechen, und darum sollen die verfassungsmäßigen Freiheiten vom Staate confiscirt werden, weil die belgischen Katholiken der freien Concurrenz mit großem Glück und Erfolg sich eifrigst bedient haben. Wenn bei diesem Wetteifer die belgischen libertés zu Gunsten der Logen aus-

gefallen wären, wenn sie die Freimaurerei zur maßgebenden Macht im Staate gemacht hätten, dann wäre die belgische Verfassung in den Augen der liberalen Partei über jeden Tadel erhaben. Da es aber umgekehrt gekommen ist, und die Kirche auch in der freien Concurrenz immer noch Macht genug behielt und erwarb, um der Ueberschwemmung des antichristlichen Geistes Schranken zu setzen; da sie die Gegenpartei fortwährend an der definitiven Besitznahme der Staatsgewalt hindert, indem sie sich im freien Vertrauen eines großen Theils des Volkes erhält: deshalb taugt die berühmte Verfassung mit ihren Freiheiten nichts, deßhalb müssen die letzteren ausdrücklich oder stillschweigend eingezogen, und der Staat mit dem Monopol zur Leitung der bürgerlichen Gesellschaft versehen werden.

Auch darüber äußert sich der belgische Freund des Hrn. Brater mit der wünschenswerthen Offenheit. Daß die Kirche im J. 1831 auf ihre Ansprüche an den weltlichen Arm verzichtet und kein Conkordat verlangt hat, das gefällt ihm ganz *wohl*. Dieß sei, meint er, der von Lamennais entzündeten Bewegung zu verdanken, welche in zahlreichen Katholiken damals den Gedanken einer „Versöhnung des Katholicismus mit der Freiheit“ erweckt habe. Aber die Kirche sollte nicht nur den Staat für ihre Zwecke nicht anrufen, sondern sie sollte überhaupt im Staate nichts bedeuten, und auch nicht durch das freie Vertrauen des Volkes eine politische Macht besitzen wollen. Schon Lamennais habe verlangt, daß der Klerus auf seine Besoldungen verzichten solle, was er aber in Belgien nicht gethan hat. Er bezieht nicht nur Subventionen wie die Diener anderer Culte, sondern „als Entschädigung für die eingezogenen Kirchengüter“ (wie die Constitution wörtlich sagt) besteht ein katholisches Cultusbudget von vierthalb Millionen Franken für 4707 geistliche Personen. Und wenn der Staat dafür nur wenigstens die Besetzung der kirchlichen Aemter in der Hand behalten hätte! Man würde dann wohl nicht den erstaunlichen Mißbrauch der Cultusfreiheit erleben, daß die Bischöfe in Hirtenbriefen gegen das antichristliche Treiben von Professoren

an den Staatsuniversitäten aufzutreten wagen. Auch die Freiheit der Association durfte von der Kirche, wenn es ihr wirklich um den Verzicht auf äußere Macht und um Versöhnung mit dem Liberalismus zu thun war, nicht benützt werden, um das Land mit Klöstern und wohlthätigen Stiftungen zu bedecken. Vollends haben die Katholiken von der Unterrichtsfreiheit einen unerträglichen Gebrauch gemacht! Man könne es, versichert der belgische Freund, nicht oft genug wiederholen, daß „das Unterrichtswesen der Boden sei, auf dem im 19. Jahrhundert der Kampf ausgefochten wird." Wie konnte es nun die katholische Partei wagen, auf diesem Boden durch die von ihr gestifteten und unterhaltenen Schulen aller Art so breiten Raum einzunehmen? Beweist das nicht, daß die Kirche mit liberalen Mitteln immer nur ihre Zwecke verfolgt, daß sie nach äußerer Macht und Herrschaft strebt, und daß sie die liberale Partei im ausschließlichen Vertrauen der Wähler ewig geniren will? Man muß daher, trotz der Verfassung, unabänderlich daran festhalten: daß der Staat allenthalben, außer in Belgien, das Unterrichtswesen in seine Hand genommen hat, daß überhaupt alle Rechte und Interessen die nicht ausschließlich dem religiösen Gebiet angehören, insbesondere die Wissenschaft in allen ihren Zweigen, jetzt säkularisirt sind, und daß stets „die Herrschaft, die Ausübung der Gewalt dem Staate allein zukommt."

So der Brater'sche Correspondent. Wahrscheinlich hat ihn der badische Staatsrath Lamey im Auge gehabt, als er in seiner famosen Kammerrede vor Kurzem äußerte: in Belgien habe die Verfassung der Kirche alle Freiheit gewährt, aber man habe die Erfahrung gemacht, daß dieß nur zur „Auflösung des Staates" führen würde. Der badische Minister hätte sagen sollen: man hat schon in Belgien die Erfahrung gemacht, daß jede ehrliche Freiheit unsere Partei ewig genirt, und daß wir insbesondere die Schule ausschließlich in der Hand behalten müssen, wenn die Herrschaft unserer Partei nicht jeder Garantie der Dauer entbehren soll.

Im Allgemeinen dürften nun die zwei Staatsbegriffe, die

sich in Belgien auf Tod und Leben bekämpfen, hinreichend charakterisirt seyn. Die einzelnen Züge verstehen sich darnach von selbst. Die liberale Partei ist zugleich die bureaukratische Partei, Staatsomnipotenz und Centralisation ist ihr Ideal im schreienden Widerspruch gegen das Grundprincip der belgischen Constitution. Dieser getreu hat sich hingegen die katholische oder conservative Partei ein förmliches System des Selfgovernment und der communalen Freiheit herausgebildet. Ebenso verschieden ist die Praxis der zwei Parteien. Während die katholische sich selbstthätig der gesetzlichen Freiheit bedient, um sich Schulen und andere Anstalten zum Besten des Volkes aus eigener Anstrengung, mit eigenen Kräften und eigenen Geldmitteln zu schaffen, und vom Staate nichts verlangt als daß er ihre Arbeiten nicht störe: rufen die Liberalen fortwährend die Hülfe der Regierung an. Der Staat soll die Schöpfungen ihrer Gegner unterdrücken, paralysiren, überwachen und aus öffentlichen Mitteln selbst solche Anstalten entgegensetzen, die dem *Geiste* des Liberalismus förderlich sind. Wie weit das geht, beweist eine merkwürdige Aeußerung des Brater'schen Correspondenten. Bekanntlich haben die belgischen Logen, nachdem sich die Katholiken ihre freie Universität in Löwen gegründet hatten, auch ihrerseits eine Hochschule in Brüssel errichtet. Das mißbilligt der belgische Freund: „Die Stellung der Liberalen wird dadurch erschwert, daß sie selbst eine freie Universität zu Brüssel errichtet haben, und daß demzufolge ein Theil der liberalen Partei in Fragen des Unterrichtswesens mit den Ultramontanen gleiches Interesse hat. Ich halte die Errichtung dieser Universität für einen Fehler; die Liberalen mußten ihre Kräfte zum Kampf gegen den gemeinsamen Feind zusammenhalten." Das heißt: sie müssen ausschließlich auf den Staat recurriren, und durften nicht selber durch den Gebrauch des Freiwilligkeits-Princips schlechtes Beispiel geben!

Die liberale Partei ist auch die Hegerin der Ueberlast eines Beamtenthums, das in Belgien noch dazu, schon in Folge des parlamentarischen Regimes und der drohenden Wechsel von

oben bis unten, innerlich schlechter als anderswo organisirt ist*). Die Partei verlangt überall die Ueberwachung und Einmischung des Staats, eine überwuchernde Administration ist die Folge davon. Die liberal-katholische oder conservative Partei hingegen vertritt den Grundsatz, daß der Staat nur da positiv einzugreifen habe, wo die Kräfte der Einzelnen oder der *Association* nicht mehr ausreichen. Sie vertheidigt also die Gemeinde-Freiheit gegenüber der Centralisationssucht der Liberalen; darum ist sie auch die ächtnationale Partei im Gegensatz zum importirten Franzosenthum. Belgien war von jeher stolz auf seine Municipalfreiheiten; alle belgischen Revolutionen waren durch administrative Willkür von oben veranlaßt, so unter dem aufgeklärten Despotismus Josephs II. und unter der protestantischen Suprematie des holländischen Oranierthums. Die katholische Partei folgt der altbelgischen Tradition, daß unter allen Umständen die Völker am wenigsten frei seien, bei welchen das administrative Element am meisten entwickelt und am unmäßigsten sei. „Man kann es nicht oft genug sagen: das Gedeihen und die Stärke eines Landes beruht zunächst keineswegs auf der Vollständigkeit, Vielheit und Umfänglichkeit der Attributionen der öffentlichen Gewalt, sondern auf dem Freisinn, dem Unternehmungsgeist, der Entschlossenheit und Energie, der Beständigkeit und moralischen Kraft seiner Bürger"**). Hätte Belgien nicht mit seinen Municipalfreiheiten eine ähnliche Schule durchgemacht wie England im Mittelalter, wäre nicht der gestählte Muth des Selfgovernment bereits vorhanden gewesen, dann

---

*) Wir können auf diesen Punkt hier nicht näher eingehen, sondern müssen auf die höchst interessante Schrift verweisen: Mission de l'état, ses règles et ses limites par ***Ed. Ducpetiaux***. Bruxelles 1861. — Von Herrn Ducpetiaux, ehemals General-Inspektor der Gefängnisse und öffentlichen Wohlthätigkeits-Anstalten, haben wir schon früher (1859. Bd. 44, 24) ausführlich gesprochen.

**) *Ducpetiaux* p. 124. 159. Sein Werk ist eigentlich geschrieben gegen die liberale Vermengung des Staats und der Societät.

hätte sich in Belgien ebensowenig wie in den andern Ländern des Continents das große Princip der Verfassung, welches die Leitung der bürgerlichen Gesellschaft ihrer eigenen freien Concurrenz anheimgibt, auch nur denken, geschweige denn versuchen lassen.

Wie weit aber die Idee der Gemeinde-Freiheit unter dem liberalen Einfluß bereits herabgesunken ist, beweist ein fast komischer Fall, der vor anderthalb Jahren vorgekommen ist. Verhaegen, der gefeierte Großmeister der belgischen Logen und eigentlicher Stifter der Universität Brüssel, hatte vor seinem Tode der Stadt Brüssel ein Legat von 100,000 Fr. für die Zwecke des höhern Unterrichts vermacht. Die Regierung aber erklärte das Vermächtniß für ungesetzlich, und daß sie die Stadt zur Annahme desselben nicht ermächtigen könne. Denn zur Annahme von Volksschulen-Stipendien könnten die Gemeinden wohl vom Staate delegirt werden, der höhere Unterricht aber stehe über dem Communalinteresse und sei ein allgemeines Staatsinteresse, wofür somit die Gemeinden nicht befähigt seien. Das war denn doch selbst manchen Liberalen zu stark. „Viele hochangesehene Juristen fanden eine Uebertreibung darin, daß es verboten seyn solle, der Gemeinde in der man geboren, auf dem Wege des Vermächtnisses oder der Schenkung für Zwecke des höhern Unterrichts eine Summe zur Verfügung zu stellen"*). Allein diese hochangesehenen Juristen waren auch mit dem gleichen Princip des Wohlthätigkeits-Gesetzes völlig einverstanden, welches die liberale Emeute von 1857 mit Straßenkoth niedergearbeitet hat.

Die liberale Partei in Belgien ist endlich wie überall identisch mit der Bourgeoisie. Das heißt: mittelst des Liberalismus regiert ein einzelner Stand oder Kaste, die des reichen Stadtbürgerthums, welche sich gewohnheitsmäßig wie bei uns als den Staat selber hinstellt. Diese moderne Aristo-

---

*) Allgemeine Zeitung vom 28. April 1863.

kratie besorgt ihre einseitigen Standesinteressen, indem sie dafür durch die liberale Partei den ganzen Staat in Contribution setzt. Die Bourgeoisie war es, die mit eigener Hand die Straßenkrawalle von 1857 gemacht und dadurch ihre Partei an's Ruder gebracht hat. Es fehlte dabei sogar, mit Ausnahme der Hauptstadt, an dem bezahlten Pöbel in Blousen, welcher derlei Abstimmungen auf der Straße sonst vorzunehmen pflegt; man hatte absichtlich die Fabriken geschlossen, aber das „Volk" wollte sich doch nicht einfinden, die feinen Herren mußten in eigener Person in die Gosse hinabsteigen und mit den Glacee-Handschuhen zugreifen. Den Dank hat dann die liberale Regierung namentlich in dem Gesetz über die Aufhebung des Octroi dargebracht. Es war ein reiner Betrug am platten Lande zu Gunsten einiger Städte. „Um zu regieren", sagt ein scharfer Beobachter dieses Manövers, „muß man sich einfach der Staatsgewalt bemächtigen, und das geschieht mittelst unserer Wahlgesetze, die etwa zehn Städten das Uebergewicht über das ganze Land verleihen; ist man dann Abgeordneter einer dieser Handvoll Städte, so muß man natürlich um es zu bleiben, die Interessen seiner Wähler pflegen; man muß für die regieren, durch die man regiert" *). Die Gründe liegen hier klar vor, weßhalb die liberalen Katholiken nebst der Emancipation der Gemeinde die Herabsetzung des Wahlcensus verlangen; sie begehren überhaupt eine solche Reform des Wahlgesetzes, welche mehr das ganze Volk zur Vertretung heranzieht und diese von dem Makel befreit, nur eine einzelne dominirende Kaste zu repräsentiren. Auch in Deutschland sind viele Conservativen, welche vor vierzehn Jahren den Census nicht hoch genug schrauben konnten, durch die Anmaßung der Bourgeoisie jetzt gegentheiliger Meinung geworden.

Man kann sagen, daß auch die liberal-katholische Partei in Belgien erst seit 1857 zur vollen Erkenntniß der Lage gekommen

---

*) Examen critique du projet de loi sur l'abolition des octrois communaux. Bruxelles, 1860. pag. 51.

ist und allmählich ein festes System ausgebildet hat. Namentlich entwickelte sie seit 1860 im Universel ihr neues Programm unter dem Titel des „christlichen Liberalismus.“ Treu dem Princip der belgischen Verfassung führt es den Wahlspruch aus: „möglichst wenig Regierung und möglichst viel Freithätigkeit.“ Vor Allem Nicht-Einmischung des Staats in die Geschäfte der bürgerlichen Gesellschaft; der Staat soll nicht unterrichten, nicht in Landwirthschaft experimentiren, nicht den Handelsmann spielen. Die Anhänger des Programms bekennen sich mit Begeisterung zum Gesetz der freien Concurrenz, aber nicht bloß wie unsere Liberalen auf dem volkswirthschaftlichen Gebiet; sie sind entschiedene Anhänger der Freihandels-Doktrin*), aber der ökonomische Liberalismus, den Lassalle mit solcher Meisterschaft als das erlogene Evangelium der Bourgeoisie bekämpft, erhält bei ihnen eine viel höhere und die allgemeinste Anwendung. Folgerichtig verlangen sie die administrative Decentralisation und volles Selfgovernment; im freien Belgien *soll nicht länger* statthaben, was man dem imperialistischen Frankreich so sehr zum Vorwurfe macht, nämlich die Ernennung der Bürgermeister und Schöffen durch die Regierung, sondern freie Gemeindewahl. Auch für nationale und provinziale Autonomie treten sie ein, indem sie gesetzliche Gleichstellung für die flämische Sprache fordern, während die Engherzigkeit des „verfranzosten“ Liberalismus eine gerechte Würdigung für die Beschwerden der Flamänder nicht zuließ**). Sie verlangen endlich, wie gesagt, eine ehrliche Vertretung des ganzen Volkes in der

---

*) Hr. von Haulleville, ihr geistreicher Federführer, beruft sich ausdrücklich auf die Schule der Smith, der Bastiat, der Cobden, „welche so viel gethan haben zur Pacifikation der Geister in unserer Epoche.“ L. c. p. 19.

**) Selbst die Süddeutsche Zeitung (22. Juni 1861) ärgerte sich über diese Intoleranz, welche den Liberalen eine schwere Niederlage bei den Genter Wahlen zuzog. „So sehr man diesen Ausgang bedauern kann, so war doch eine solche Lehre für die „„verfranschten““, verblendeten Liberalen unerläßlich und wohlverdient.“

Kammer, „nicht bloß die Vertretung einer Kaste wie bisher.“ Also Revision des Wahlgesetzes, abgeminderten Census, Erleichterung des Wahlprocesses durch das Mittel gemeindeweiser Abstimmung*).

Was haben die liberalen Ideen an diesem Programm zu vermissen? Nichts! Aber welche Anerkennung fand es bei der heutigen liberalen Partei in Belgien? Wir werden diese entscheidende Frage gleich nachher beantworten; vorher bleibt noch eines andern Umstandes Erwähnung zu thun, der für die politische Bewegung in Belgien höchst wichtig ist.

Wir haben bisher nur von den liberalen Katholiken Belgiens gesprochen, von den Männern, welche an eine Versöhnung des Katholicismus mit dem Liberalismus glauben, die ja durch die belgische Verfassung bereits thatsächlich geworden sei. Diesen Glauben theilen aber weitaus nicht alle Katholiken Belgiens. Viele glauben, daß die liberale Partei aufhören müßte, sie selbst zu seyn, wenn jene Versöhnung möglich seyn sollte, und daß der hochherzige Versuch von 1831 eben eine schöne Utopie geblieben sei. Aber sie gehen noch weiter: sie halten den modernen Staatsbegriff der belgischen Constitution selber für eine wohlgemeinte Abstraktion, die in der rauhen Wirklichkeit eines erbitterten Parteikampfes nicht auszuführen sei. Der Staat, meinen sie, werde auch schon an sich von der Leitung der bürgerlichen Gesellschaft nie ganz auszuschließen seyn; eine inhalt- und richtungslose, religiös indifferente Staatsform sei daher praktisch unmöglich. Der Staat müsse allerdings eine gewisse Richtung haben zur Leitung der bürgerlichen Gesellschaft, und diese Richtung könne der Natur der Dinge nach nicht ohne religiöse Grundanschauung seyn. Wie nun der moderne Liberalismus verlangt, daß der Logengeist dem Staat

---

*) Vgl. Universel vom 15. Sept. 1861. Mit dieser Nummer hörte — man kann es in der gegenwärtigen Krisis nicht genug bedauern — das Organ der „Allianz zwischen der Religion und der Freiheit“ zu erscheinen auf.

die Richtung gebe, so verlangen diese Katholiken natürlich, daß die christliche Moral und Offenbarung die Grundanschauung des Staates sei. Man nennt sie deßhalb, im Gegensatz zu den liberalen Katholiken, in den Publikationen der letzteren die protektionistische Partei, weil sie den Schutz und die Förderung (protectionisme) der christlichen Religion und Kirche zur Pflicht und Aufgabe des Staates machen. Wir wollen die Partei der Kürze halber die „altkatholische Schule“ nennen.

Von Zeit zu Zeit entbrennt zwischen den zwei Schulen heftiger Streit. Der altkatholischen wird von der andern vorgeworfen: ihr Staatsbegriff unterscheide sich nur durch den religiösen Glauben von dem der Pseudoliberalen; wie diese einen Logenstaat aus Belgien machen wollten, so sie einen theokratischen Staat. Die liberal Katholischen klagen die andere Schule an, daß sie ihnen das Spiel bei den Liberalen verderbe und die letzteren kein Vertrauen zu ihnen fassen lasse, sowohl durch ihr ausgesprochenes Mißtrauen gegen die liberalen Ideen überhaupt als insbesondere durch die Behauptung: die belgische Verfassung und ihre Principien seien von der Kirche verurtheilt. Es ist damit die gegen die Lehre Lamennais' gerichtete Encyclika Mirari vos vom 15. Aug. 1832 gemeint. Das obengenannte Büchlein des Hrn. von Haulleville ist ganz dem Nachweis gewidmet, daß die berühmte Encyclika nur über eine moralische, nicht über eine politische Frage urtheile, daß sie allerdings dem Individuum die absolute Freiheit der Culte, der guten oder schlechten Presse, überhaupt das Recht des Indifferentismus absprechen, nicht aber dem Staate. Der Verfasser hält diesen Unterschied sehr energisch aufrecht, nur sollte er sich nicht wundern, wenn seine Schule trotzdem von den Gegnern stets mit gleichem Maße gemessen wird wie die übrigen „Ultramontanen.“ Dieß würde auch dann geschehen, wenn es in Belgien keinen einzigen Anhänger de Maistre's und Veuillots gäbe. Denn der Zweck muß doch immer für beide katholischen Schulen der nämliche seyn. Beide müssen wollen und darnach streben, daß die bürgerliche Gesellschaft in christlichem und katholischem Geiste

geleitet werde. Ob nun dieser Zweck durch die Beihülfe des Staats oder auf dem Wege der freien Concurrenz erreicht wird, das verschlägt den Feinden der Kirche wenig. Der Zweck ist es eben, den sie nicht dulden wollen, und es kann nicht länger bezweifelt werden, daß wirklich ein großer Irrthum im Spiele war, wenn die katholischen Gründer der belgischen Verfassung glaubten, die liberale Partei werde ihnen in Anbetracht der ächt liberalen Mittel die Erreichung eines katholischen Zweckes verzeihen.

Indem hat ein Ereigniß vom Jahre 1856 bewiesen, daß die völlige religiöse Indifferenz des Staats doch auch in Belgien fast übermenschliche Schwierigkeiten hat. Es war der bekannte Fall mit den Professoren Laurent und Brasseur an der Staats-Universität Gent. An sich schon scheint es ein Widerspruch gegen das belgische Verfassungsprincip, daß der Staat doch noch eine Universität oder andere Schulen haben soll, während er thatsächlich sogar zwei Universitäten besitzt, eine in Lüttich und eine in Gent. An der letztern nun traten die genannten Professoren sowohl in ihren Büchern wie in ihren Vorlesungen als fanatische Vorläufer Renans auf. Sämmtliche Bischöfe erhoben Protest, es gab einen öffentlichen Eklat, die Regierung mußte sich entscheiden. Ob sie nun den Staat das antichristliche Gebahren der zwei Lehrer dulden, oder ihn dagegen einschreiten ließ, immer mußte der Staat für eine religiöse Anschauung Partei nehmen. Am Ruder war damals das liberal-katholische Ministerium Dedecker. Es nannte sich das Kabinet der „Vermittlung und Versöhnung", was aber den belgischen Freund des Herrn Brater nicht hindert zu bemerken, daß auch Hr. Dedecker nur „ein Jesuit unter der Maske des Liberalismus" sei. Der Minister verwahrte sich in der Kammer wiederholt und in starken Ausdrücken gegen die altkatholische Schule; er warf ihr Unduldsamkeit vor, die in Belgien nicht einheimisch sei, sondern aus der Fremde komme. Aber die antichristlichen Vorlesungen der zwei Genter Lehrer konnte der Minister doch nicht hingehen lassen; er entschloß sich zu einem Verweis und bedrohte den

fortgesetzten Mißbrauch der Lehrfreiheit gegen die Gewissens-Freiheit der Zuhörer (so lautete der ministerielle Ausdruck) mit Absetzung. Ungeheurer Lärm der Liberalen, daß der Staat sich nun in den Dienst des Ultramontanismus begeben habe! Der Correspondent des Hrn. Brater datirt von da an das Wiedererwachen der liberalen Partei in Belgien, die in Folge der europäischen Reaktion entmuthigt und apathisch geworden war; nun aber habe der Blindeste sehen müssen, wo es hinauswolle, und so seien die Ereignisse von 1857 vorbereitet worden. Im umgekehrten Falle aber, wenn ein liberales Kabinet den zwei Gentern durch die Finger gesehen und heimlich oder öffentlich die Hand gedrückt hätte, wäre natürlich die katholische Partei über die Gewißheit außer sich gerathen, daß der Staat nun förmlich in den Dienst der Logen getreten sei.

Durch die Schandthaten vom Mai 1857 sollte sodann das ehrliche Vertrauen der liberalen Katholiken auf ihre Institutionen am tiefsten beschämt, und das unbesiegliche Mißtrauen der *altkatholischen* Schule am glänzendsten gerechtfertigt werden. In *keinem* andern Staate Europa's ist es dem milden Stifter benommen, für seine Stiftung nach freiem Ermessen die Verwaltung zu bestellen; um so mehr mußte von der liberalsten Verfassung des Continents die gleiche Freiheit erwartet werden. Faktisch bestand sie auch gemäß eines Artikels im Gemeinde-Gesetz, der aber den Liberalen längst ein Dorn im Auge war. Um den Klerus von einem weitern Mittel des Einflusses auszuschließen, sollte das gesammte Stiftungswesen unter den staatlichen Wohlthätigkeits-Bureaus centralisirt werden: so wollten sie, und als ein gegentheils auf das Princip der Selbstverwaltung gegründetes Stiftungsgesetz in der Kammer durchging, da griff die Partei zur Straßenrevolte. Hier spreche sich, sagte sie, eine über der Kammer stehende „öffentliche Meinung" aus. Es habe sich, schreibt der belgische Freund des Hrn. Brater, darum gehandelt, „zu ermitteln, ob die Kammermehrheit wirklich der Ausdruck des Volkswillens sei"; und die Pflastersteine hätten mit Nein geantwortet. Der katholischen Partei wird ihr

Zweck nicht verziehen auch bei den loyalsten und liberalsten Mitteln, für den Logenzweck aber tritt man ungescheut selbst das geheiligte constitutionelle Recht mit Füßen. „Wenn", klagt Hr. von Anethan, „der Respekt vor den Entscheidungen der constitutionellen Mehrheit einmal aufhört, wenn dem gesetzlich ausgesprochenen Willen des Landes eine vorgebliche öffentliche Meinung, ausgedrückt in nicht genug zu beklagenden Demonstrationen, übergeordnet wird, dann ist der parlamentarischen Regierung der Despotismus der Gosse substituirt, die Constitution ist zerrissen und alle Garantien des repräsentativen Systems sind vernichtet" *). So ist es!

Seitdem der König damals, wie er denn stets persönlich zur Logenpartei hinneigt, auf den Straßenkrawall mehr Gewicht gelegt hat als auf einen legalen Beschluß der Kammer, ist die belgische Verfassung eigentlich todt und es handelte sich nur noch um ihr feierliches Begräbniß. Wir werden im zweiten Theile sehen, wie das nachfolgende liberale Ministerium beflissen war, das Begräbniß wenigstens stückweise vorzunehmen. Jeder dieser Akte wies zugleich von neuem die große Selbsttäuschung nach, worin die liberalen Katholiken sich befanden, wenn sie glaubten: in Ansehung ihrer ächt liberalen Mittel, und weil sie nicht anders als auf dem von der Verfassung gewiesenen Wege der freien Concurrenz vorwärts streben — werde der moderne Liberalismus ihnen ihre katholischen Zwecke verzeihen.

Alle diese Thatsachen nun mußten nothwendig der äußerlichen und innerlichen Zunahme der altkatholischen Schule zu statten kommen. Schon vor fünf Jahren hieß es, daß namentlich der jüngern Generation eifriger Katholiken das Vertrauen in die ehrlichen Absichten des Liberalismus und die Hoffnung eines möglichen Zusammengehens auf dem Boden der belgischen Verfassung ganz abhanden gekommen sei. Man nannte mehrere Bischöfe als die Patrone derjenigen Tagesblätter, welche das

---

*) L. c. La Belgique. Oct. 1859. p. 384.

Verfassungswerk von 1831 als einen hochherzigen, aber unbedingt mißlungenen Versuch feierten. Fast nur das Journal de Liège war nicht protektionistisch, oder wie man damals sagte, „veuillotistisch." Das große Journal Universel kam dann noch hinzu; aber schon nach anderthalb Jahren hörte es auf zu erscheinen, weil die Redaktion „keine Spaltung in der conservativen Partei verantworten wollte." Während aber in der Tagespresse die liberalen Katholiken so gut wie nicht mehr vertreten waren, hatte sonderbarer Weise die altkatholische Seite keinen einzigen Repräsentanten in der Kammer. Auf dieser Seite scheint man die constitutionelle Arena ganz den liberalen Kirchengenossen zu überlassen oder überlassen zu müssen. Wenigstens versichert noch die Schrift Haulleville's vom vorigen Jahre: „jene Richtung sei im Parlament gar nicht vertreten."

So ist es auch geblieben. Man liest von einer „jungkatholischen Partei" in der belgischen Kammer, die unter der Führung des talentvollen Hrn. Coomans aus 25 Mitgliedern bestehe. Das ist aber nicht so zu verstehen, als ob die andern conservativen Mitglieder nicht gleichfalls zu den liberalen Katholiken zählten. Es waren ihrer im Ganzen 56 und sie bildeten, wenn man die Stimmen der Minister abrechnet, die Majorität. Soweit hatten seit ein paar Jahren die Neuwahlen ihre Zahl gehoben. Als nun der König die Häupter der Partei zu sich berief, da einigten sich, trotz untergeordneter Verschiedenheiten, alle leicht über ein Programm, gemäß welchem sie die Regierung aus den Händen der Liberalen übernehmen wollten. Das Programm war fast wörtlich das des Universel, das wir oben analysirt haben. Es ist liberal (im guten Sinne des Wortes) durch und durch, es ist die correkteste Entwicklung aus den Principien der belgischen Verfassung. Aber wie wurde es aufgenommen? Das ist die entscheidende Frage.

Nun, der König wies die Vorlage kurz ab, indem er sie nicht nur für unzulässig, sondern für durchaus undiskutirbar erklärte. Er wollte lieber die Kammer auflösen und seine Freimaurer-Minister noch einmal ihr Glück bei allgemeinen

Neuwahlen versuchen lassen. Für diese Minister wirkt nun natürlich die colossale Wucht des ganzen bureaukratischen Personals bei den Wahlen. Aber warum war denn das liberal-katholische Programm durchaus undiskutirbar für die belgische Majestät? Hören wir darüber die liberalen Blätter und das Geschrei, das sie auf Brüssler Commando angehoben haben!

Da ist z. B. der Brüssler Correspondent der Allg. Zeitung*), unterthänigster Sklave der Loge, aber durch eigenthümliche Fäden auch bei Hof nicht weniger gut orientirt. Er meldet wie folgt: das fragliche Programm trete nicht nur den Rechten der Krone zu nahe (nämlich wegen der Bürgermeister, welche bis jetzt von dem — Minister ernannt wurden), sondern es könne auch damit den Katholiken gar nicht Ernst seyn, da es ihre altherkömmliche Farbe ganz verwische. Es verstecke die kirchlichen Tendenzen hinter radikalen Vorspiegelungen, um das Land zu täuschen. Die phrygische Mütze solle einstweilen den dreieckigen Priesterhut ersetzen. Das sei nun eine von der Noth gebotene Taktik, aber die Krone könne dazu die Hand nicht bieten. Die Krone könne mit der katholisch-conservativen Partei nur verhandeln, wenn dieselbe auf ihrem Terrain bleibe, ihre Vergangenheit nicht verläugne (und den populären Ruhm liberaler Absichten ausschließlich den Gegnern überlasse). Nur dann könne die Rechte durch das Spiel der belgischen Institutionen wieder an's Ruder gelangen, um — das sagt man freilich nicht! — durch neue Straßen-Krawalle abermals davongejagt zu werden.

Ob daran die liberalen Katholiken Belgiens endlich genug haben, oder ob sie noch länger an die Loyalität der liberalen Partei glauben werden, das weiß ich nicht. Aber es ist nun doch mit dürren Worten herausgesagt: liberal sich zu nennen habe nur die Logenpartei das Recht, wer liberal und katholisch zugleich seyn wolle, sei ein Lügner und stehe außerhalb der

*) Vgl. die Nummern vom 10. und 19. Mai, 4. und 7. Juni.

belgischen Verfassung. So spricht der moderne Liberalismus, von dessen Versöhnung mit dem Katholicismus und umgekehrt noch auf der Mechelner Katholiken-Versammlung so viel die Rede war!

Die Neuwahlen stehen in diesem Augenblicke bevor. Wie sie auch ausfallen mögen, man darf annehmen, daß das hochherzige Experiment von 1831 definitiv gescheitert sei. In Belgien allein ist der Versuch nach den Regeln der Doktrin, eine gleichgültige Staatsform zwischen die streitenden Parteien hinzustellen und die Leitung der bürgerlichen Gesellschaft der allgemeinen freien Concurrenz zu überlassen, in seiner Reinheit gemacht worden. Ich sage: in seiner Reinheit, denn nirgends sonst hat man auch das Unterrichtswesen der Selbstthätigkeit der Einzelnen überlassen, und nicht bloß das Kirchenmonopol, sondern auch das Schulmonopol zu Gunsten des Freiwilligkeits-Princips abgeschafft. Die Probe für die praktische Möglichkeit dieses Staatsbegriffs wäre jedenfalls dann gekommen, wenn *die sociale Frage* einmal drängend aufgetreten wäre, und sich *nicht mehr* durch das liberale Schema des Gehenlassens abweisen ließe. Der antikirchliche Herrschaftsdrang des modernen Liberalismus hat aber die Frist abgekürzt und die Probe unmittelbar vor die Thüre gerückt. Wo eine Partei unbedingt herrschen will, da muß die freie Concurrenz nothwendig den Monopolen des „modernen Staats" weichen, welcher das Gegentheil vom Rechtsstaat ist, und die constitutionellen Formen nur mehr gelten läßt, um seinen Absolutismus zu maskiren.

Bringen nun die Neuwahlen eine katholische und conservative Mehrheit, so wird die liberale Partei zur Revolution greifen wie 1857; der Minister Frère hat auch schon zum Voraus erklärt: ein aus der katholischen Partei gebildetes Kabinet wäre eine Gefahr für das Land. Siegen hingegen die Liberalen, so werden sie fortfahren wie bisher aus dem freiesten Lande der Welt eine Domaine ihrer Partei zu machen, sei es stückweise oder, wenn ihnen einmal die Zweidrittels-Mehrheit zu Theil würde, auf einmal. Erlangte dann doch wieder die katholische

Partei die Oberhand, so bliebe ihr folgerichtig nichts übrig, als diesen Partei-Staat in einen christlichen und katholischen umzuwandeln, wie die altkatholische Schule meint, daß es von Anfang an hätte geschehen sollen.

Wahrscheinlicher würde aber von einem belgischen Staat dann nicht lange mehr die Rede seyn. Belgien ist durch und durch eine künstliche Schöpfung. Bekanntlich gibt es keine belgische Nationalität; sondern die niederdeutschen oder flämischen Landestheile sind von den wallonischen oder französischen Provinzen fast ebenso verschieden wie die zwei Parteien. An jenen, namentlich an Brabant, hat die katholische Partei ihre Stütze, aus den wälschen Landen kommen die liberalen Wahlen. In diesem von Jahr zu Jahr sich mehr verbitternden Widerstreit wußte der alte König noch so ziemlich das Gleichgewicht zu balanciren, bis 1857 die künstliche Balance in's Wanken kam. Hört sie einmal völlig auf, so hat nicht nur die belgische Verfassung ihre Basis verloren, sondern der Staat selbst dürfte dann aus einander fallen, um seine Bestandtheile einerseits an Frankreich, andererseits an Holland abzugeben. Belgien wird seine Mission vollendet haben, wenn es aufhört unter den Staatsbildungen des Continents einzig dazustehen; denn es wird immer deutlicher, daß das kleine Königreich nur einen Daseynsgrund hat als Experimentalstaat für das moderne Staatsrecht.

Den 7. August 1864.

XVII.

Zur Universitätsfrage.

III.

Die Rückkehr zur Kirche allein gibt der Universität ihre Freiheit und Auktorität wieder zurück.

Beim Hinblick auf die gegenwärtigen Zustände scheint die Behauptung mehr als gewagt, daß sich das Morgenroth besserer Tage schon zeige; und doch dürfte sie sich bei näherer Betrachtung nicht als unbegründet erweisen.

Die zwei von den protestantischen Universitäten ausgegangenen und wissenschaftlich begründeten Theorien, von denen die eine die absolute Fürstenmacht lehrt, die andere für die schrankenlose Demokratie schwärmt, bestehen noch jetzt und bilden die zwei ganz Europa bewegenden und in beständiger Unruhe und fieberhafter Aufregung erhaltenden Geistesströmungen. Von der Empörung gegen die Auktorität der Kirche, der Trägerin der persönlichen Freiheit, ausgehend streben sie nach einem und demselben Ziele hin, welches kein anderes ist, als die kirchliche Auktorität da wo sie noch anerkannt ist, zu stürzen, alle von der Kirche geschaffenen Institutionen zu zerstören und überall auch jede Spur einer vom Staat unabhängigen Existenz zu vernichten. Auch die Mittel, welche beide Geistesströmungen wie früher so jetzt noch benützen, um ihr Ziel zu erreichen, sind

die gleichen: es ist die Entstellung der Wahrheit in Religion, Schule und Wissenschaft, es ist List, Verleumdung und offene Gewalt. Aber die Wege beider gehen weit auseinander: während die eine Strömung dem Territorialherrn alle Gewalt über Staat und Religion, über Schule und Unterricht im ächt lutherischen Geiste förmlich in die Hand drückt und hierin den rechten Weg sieht, um die Fortdauer des Protestantismus zu sichern und alle Reste des Kaiserthums und der kirchlichen Auktorität zu zerstören, will die andere Strömung die Fürstenmacht gänzlich vertilgen und durch die Herrschaft des Volkes, durch die leicht zu bethörenden Massen ihrem Ziele zueilen; die Majorität des unwissenden und von der Leidenschaft und Lüge leicht fortgerissenen Volkes soll unumschränkt herrschen und die Absichten der Führer blindlings vollstrecken. So groß auch die Zahl der jetzt lebenden Menschen ist, die von diesen zwei die Kirche bekämpfenden Strömungen beherrscht sind — in der diametralen Verschiedenheit ihrer Wege liegt auch ihre Unmacht: obwohl sie ein und dasselbe Ziel verfolgen und auch mit den gleichen Waffen kämpfen, sie stoßen doch so oft und so vernichtend aufeinander, daß ihre Offensivkraft gegen die Kirche täglich mehr gelähmt wird und nicht selten werden sie gezwungen, den gemeinsamen Feind gänzlich in Ruhe zu lassen, um sich gegen den verhaßten Kampfgenossen zu wehren. Auch haben beide den Reiz der Neuheit, welcher auf Tausende großen Einfluß ausübt, schon lange verloren, aller Flitter und Glanz, mit dem drei Jahrhunderte lang beide ihre Idole geschmückt und dadurch Anbeter erjagt haben, ist matt und schmutzig geworden und die Priester dieses Götzendienstes finden immer mehr taube Ohren. Denn jeder unbefangene denkende Mensch muß zweifeln an der Wahrheit dieses Evangeliums, wenn er sieht daß, während der eine ruft: ave, Caesar, morituri te salutamus! der andere desto lauter denselben Cäsar verdammt, als einen Usurpator beschimpft und selbst die Dolche gegen ihn zu zücken befiehlt, dagegen überströmt vom Lob und Preis des allmächtigen Volkes. Und wenn sie auf ihre Früchte hinweisen, so werden sie erst recht zu

Schanden. Kann man nicht dem Prediger des Territorial-Absolutismus die schweren Vorwürfe entgegenschleudern: „Unser Deutschland, mit einer Mauerkrone wie mit einem festen Harnisch haben die frühern Geschlechter es umgürtet, ein unbesiegtes Volk von edlen Reisigen schirmte diese Burg, und drinnen regte sich das bunteste freieste Leben: du aber hast die Pforten aufgebrochen, die Thürme gesprengt, die Mauern und Wälle zerstört und das Material zum häuslichen Gebrauch verwendet, daß das Reich ein offenes Dorf geworden ist, von Zöllnern gehütet statt von Rittern; den prächtigen Kaisermantel aber der alle umfing, haben deine Lehensträger zerstückt und du hast ihnen dabei zugejauchzt; und mit den Lappen desselben herausgeputzt prunken sie mit einem Staat, den sie mit der Freiheit ihrer Untergebenen sich erkauft; Deutschland aber, die arme Nation, trauert als verlassene Wittwe und wird von den Nachbarn, die sonst sich glücklich fühlten ihre Hand küssen zu dürfen, mit Faustschlägen beschimpft und sucht vergebens nach einem ritterlichen Gemahl, der die gesegnete Mutter so vieler blühender Kinder in ihre frühern Ehren einsetzen könnte!"

Und dem fanatischen Herold der alleinseligmachenden Demokratie ruft jeder in der Geschichte der neuen und neuesten Zeit nur wenig bewanderte urtheilsfähige Mann energisch entgegen: „Deine Freiheit, die du als Göttin uns anrühmst, sie ist keine Freigeborene sondern eine Freigelassene, die noch die Narben ihrer Ketten fühlt und darum immer zwischen Niedertracht und Frechheit schwankt; ich sehe den Segen, den deine Freiheit und Gleichheit und Brüderlichkeit gestiftet, in allen Völkern, wo du zur Herrschaft gekommen: es sind die rauchenden Trümmer blühender Städte und Dörfer, es sind die Blutgerüste auf denen du Tausende der edelsten Männer, ja Frauen sogar und zarte Jungfrauen hingewürgt hast, weil sie es wagten ihrer heiligsten Ueberzeugung nicht untreu zu werden; ich sehe weite Strecken des schönsten Landes verwüstet und menschenleer, weil die Bewohner nicht so feig waren, vor dem zuchtlosen Pöbel der Hauptstadt im Staube zu kriechen; deine Höllenrotten

hast du gegen die [illegible] [illegible] [illegible] Messer [illegible] [illegible] und den [illegible] Rest aus dem [illegible] gejagt. Ueberall wo du zur Herrschaft kamst, [illegible] und [illegible] des [illegible], sehe ich kein [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] zwischen Fürsten und [illegible], zwischen [illegible] Eigenthum, [illegible] Gewalt und [illegible] [illegible]; überall schufst du eine gährende Bewegung ohne [illegible], ein [illegible] [illegible] und [illegible], ein [illegible] und [illegible], ein ewiges Hadern ohne Kraft und Würde; denn deine Führer [illegible] [illegible] haben am Marke des Volks, sie [illegible] sie dich [illegible] im Stich und du mußt dich andern ebenso [illegible] und [illegible] Menschen in die Arme werfen, und bei all diesem schändlichen Treiben bist du so frech, die Welt an deine segenspendende Mission glauben zu machen. Entferne dich Betrüger! auf Phrasen ist all dein Thun gestellt, wer möchte dir angesichts des Fluches, den du überall verbreitest, fernerhin glauben!"

Eine andere Frucht der protestantischen Universität, die Alleinherrschaft der Philosophie, scheint auch nicht zur Hoffnung auf schönere Tage zu berechtigen, und doch dürfte sich auch hier dem schärfer blickenden Auge ein glänzender Morgenstern zeigen. Nachdem die positive Religion sich in Rationalismus aufgelöst und alle andern Wissenschaften durch die Zerstörung ihrer geschichtlichen Grundlage ihre Festigkeit verloren hatten, war die Philosophie als die Repräsentantin der freien Vernunftforschung allein als Herrin übrig geblieben, die alle Gebiete des menschlichen Wissens vor ihren Richterstuhl zog. Es ist nicht zu leugnen, daß tüchtige Denker dem deutschen Forschergeist am Ende des 18. und in den ersten Decennien des 19. Jahrhunderts Ehre gemacht und die Frivolität des englischen und französischen Atheismus längere Zeit vom deutschen Boden fern gehalten haben. Aber der schon im Alterthum vorgezeichnete Gang der Entwicklung war auch für die moderne Philosophie unvermeidlich: die Wandelbarkeit ihrer Principien, die Subjektivität der ganzen Wissenschaft, die bis an Unfehlbarkeit grenzende Zuversicht ihrer Lehrer, die immer weiter

auseinander gehenden Resultate ihrer Forschung erschütterten nach und nach den Glauben an ihre Wahrheit, mit diesem Glauben verschwand auch die Liebe und der Eifer für sie, und jetzt ist der philosophische Fanatismus so furchtbar erkaltet, daß nicht bloß die Studirenden, sondern sogar viele Lehrer der Hochschule die philosophischen Studien für überflüssig und die denselben gewidmete Zeit für Verschwendung ansehen. Es ist dieß aber unstreitig eine ebenso traurige Verirrung als die frühere Vergötterung der philosophischen Erkenntniß. Allein dabei ist die Gegenwart nicht stehen geblieben: die philosophische Zuversicht, welche nicht bloß alles theologische, historische, juridische und politische Wissen von sich abhängig machte, sondern auch die Natur mit ihren Gesetzen und Kräften ihrem aprioristischen Machtspruch zu unterwerfen und jede abweichende Erscheinung entweder zu leugnen oder als Abweichung der Natur von ihren eigenen Gesetzen darzustellen sich anmaßte, rief *eine so kräftige* Reaktion hervor, daß die ganze Existenz der *Philosophie* dadurch in Frage gestellt wurde. Die Naturwissenschaft nämlich raffte sich energisch auf gegen die philosophischen Machtsprüche und schritt mit ihren chemischen Apparaten bewaffnet an die Erforschung der Natur in allen ihren erreichbaren Wirkungen, machte eine Menge neuer Entdeckungen von Kräften und Stoffen, von Zusammensetzung und Wechselwirkung derselben, und bereicherte die bisher ziemlich arme Wissenschaft der animalischen, vegetabilen und mineralischen Welt mit einer staunenswerthen Menge der nützlichsten und wichtigsten Erfahrungen und Thatsachen. Nun aber fiel sie in denselben Fehler wie früher die Philosophie: weil ihr so Vieles gelungen und weil sie ihre Kenntnisse aus handgreiflichen Untersuchungen und Beobachtungen geschöpft und also eine unerschütterliche Wahrheit für sie beanspruchen konnte, wurde auch die Naturwissenschaft von Selbstüberschätzung erfüllt und zu ungerechter Beurtheilung jedes andern Wissens fortgerissen. Was sich nicht durch chemische Analyse beweisen läßt, das gilt ihr nicht für wahr; daher erscheint ihr das ganze unermeßliche

Reich des religiösen, geschichtlichen und philosophischen Wissens als unsicher und gleichgiltig; das ganze Leben und Wirken des Geistes in der Welt und in dem einzelnen Menschen ist ihr, weil nicht durch Analyse und Sektion nachweisbar, eine pure Hypothese. Die verwegensten Jünger dieser neuen Schule scheuen sich schon seit Jahren nicht mehr vor der selbst dem verkommensten Heidenthum unerträglichen Behauptung: bloß die Materie hat wirkliche Existenz, die man handgreiflich und unwiderleglich nachweisen kann; bloß das Wissen von der Materie ist ein sicheres Wissen; die Existenz des Geistes ist, weil nicht chemisch nachweisbar, auch nicht wahr, und die Schöpfungen des Geistes in der Geschichte und im persönlichen Leben sind willkürliche Annahmen und beruhen auf Selbsttäuschung. — Wie im Anfang des 16. Jahrhunderts der Humanismus durch unerhörte Geringschätzung der kirchlichen Wissenschaft der unwissenden Menge zu imponiren verstand und sich als unfehlbaren Apostel der Bildung und Aufklärung ankündigte und in zahllosen lateinischen, griechischen und deutschen Büchern und Flugschriften die eigene Weisheit verherrlichte, ebenso anmaßend und hochmüthig sucht sich der Materialismus gegenwärtig über alle bestehende und überlieferte Wissenschaft zu erheben, und als erdgeborne Titanen und Giganten erheben seine Jünger ihre massiven Keulen, um jeden Widerspruch niederzuschmettern und die letzten Reste christlichen Glaubens und christlicher Sitte, die der Humanismus, der Rationalismus und die Herrschaftsperiode der Philosophie noch zurückließ, in den christlichen Völkern radikal auszurotten. Denn wie der Humanismus von seinen Anhängern sofort auch in die Praxis übertragen und die leichtfertigen Sitten und Ausschweifungen des gepriesenen Heidenthums an die Stelle der von der Kirche überwachten christlichen Moral gesetzt wurden, um in der sinnlichen Gier des Menschen einen Kampfgenossen gegen die verhaßte Kirche zu finden, ebenso geht auch der Materialismus des 19. Jahrhunderts von der Studirstube und dem chemischen Laboratorium rasch in die Praxis über; er tödtet nicht bloß allen Glauben an einen transcendenten

persönlichen Gott und an die Unsterblichkeit, sondern auch jede aus einem Sittengesetz abgeleitete Schranke der persönlichen Willkür. „Da es keinen Geist gibt, so schließt der gelehrige Schüler des Materialismus, so gibt es auch keinen persönlichen Gott; wenn aber dieser nicht existirt, so ist auch alle Furcht Gottes überflüssig und die Stimme des Gewissens ist eine selbstgemachte Fiktion; also kann der Mensch thun was er will und wozu der Naturtrieb ihn drängt. Der Naturtrieb ist, da es keinen Geist, also auch keine sittliche Freiheit des Menschen gibt, das einzige bewegende Princip in dem Menschen; alle den Naturtrieb hemmenden Schranken müssen fallen; nur ein Gesetz gibt es noch: es ist die durch willkürliche Uebereinkunft der Menschen unter sich gebildete Sitte und Lebensart; was dieser gemäß ist, das ist gut und gerecht, was ihr widerspricht, das allein ist sündhaft und strafbar. Was außerhalb dieser Uebereinkunft liegt, das ist erlaubt und es hängt lediglich von den *materiellen* Mitteln des Individuums ab, sich jeden nur *denkbaren* Genuß zu verschaffen. Diese materiellen Mittel also, *die einzige* Schranke unserer Genußsucht, auf jede mögliche Weise zu mehren, ist die Hauptaufgabe des Lebens.“

Traurig fürwahr ist dieses Resultat der wissenschaftlichen Forschung im 19. Jahrhundert! Aber gerade diese grenzenlose Verirrung muß Hoffnung auf eine bessere Zukunft erwecken. Wie bei einer unerträglichen Schwüle der Himmel von den schwärzesten Wolken bedeckt ist, welche aber dem Menschen willkommen sind als die Vorboten eines Gewitters, wodurch die Schwüle vertrieben, die Luft gereinigt und das holde Sonnenlicht wieder sichtbar wird, so zeigt diese dicke Wolke des Materialismus, die den Himmel der Gegenwart immer weiter und weiter umdüstert, die Nähe eines reinigenden Gewittersturms an, wodurch die Menschheit wieder für höhere Güter und ideale Wahrheit empfänglich gemacht wird. Muß nicht jeder unbefangene Mensch, in dem das Bewußtseyn der Menschenwürde noch nicht erstorben ist, dem Materialismus aus tiefster Ueberzeugung erwidern: „Wie?

Zweitausend Jahre lang soll die Menschheit gearbeitet, gerungen, geforscht haben nach Wahrheit in Religion und Wissenschaft, um schließlich auf den Standpunkt der leichtfertigsten Philosophen des Heidenthums schmachvoll zurückzusinken? Was Epikur schon gelehrt hat, Sinnenlust sei das höchste Gut und der Zweck des menschlichen Lebens, was aber alle andern Philosophen des Heidenthums mit Abscheu zurückwiesen, das soll nun doch wahr seyn! Alle großen Geister vor und nach Christus, welche der Pflege idealer Güter, dem Wohle der Menschheit, dem Kampf gegen Sinnlichkeit und Genußsucht, dem Dienste der Kunst und Wissenschaft ihre Kraft und ihr Leben gewidmet haben, sie alle sollen Thoren und Schwärmer gewesen seyn! Wenn Geld und Wollust des Menschen Aufgabe und Ziel ist, warum reißt man nicht gleich alle Schulen und Kirchen, alle Staaten und Reiche zusammen? Im Schlamm sich wälzend neben den übrigen Bestien kann der Mensch weit leichter seine Lebensaufgabe erfüllen als wenn er durch lange Mühe und Arbeit erst zu dieser Erkenntniß gebracht werden soll!"

Hilflos steht die Universität diesem neuen Götzen gegenüber. So sehr auch die Mehrzahl der akademischen Lehrer in dem Materialismus die radikale Vernichtung aller geoffenbarten und aller Vernunftwahrheit, aller philosophischen und aller geschichtlichen Wissenschaft erblickt und ihn aus tiefster Ueberzeugung als ein schweres Unglück beklagt: es ist ihr kein Mittel gegeben, seinen verderblichen Einfluß auf die weitesten Kreise zu hindern. So lange die Universität als freie Gelehrtenrepublik in der ganzen civilisirten Welt verehrt und als höchste wissenschaftliche Auktorität allgemein anerkannt war, da hatte sie auch das mit ihrer hohen Stellung nothwendig verbundene Censurrecht und wenn sie von diesem Recht gegen ein der Wissenschaft, dem christlichen Glauben und christlicher Sitte und den Grundpfeilern des politischen und socialen Lebens verderbliches Buch oder einen derartigen Lehrer Gebrauch machte und die christliche Welt davor warnte, so fand sie Glauben und Gehorsam, weil Jedermann von der Unparteilichkeit ihres Urtheils und

von ihrer Liebe zur Wahrheit in jeder Richtung der Wissenschaft überzeugt war. Seitdem aber die Universität zur Landesuniversität herabgesunken ist und sich den Geist ihrer Forschung und Lehre von der sei es monarchischen oder demokratischen Staatsgewalt vorschreiben lassen mußte, seither hat sie dieses Vertrauen verloren, so daß sie selbst da, wo ihr Urtheil frei und objektiv ist, nur bei einem kleinen Theile des Volkes Glauben und Gehorsam findet. Das Censurrecht aber hat derselbe Staat, der zum Zweck seiner Allmacht die Universität ihrer Unabhängigkeit entkleidete, alsbald auch an sich gezogen. Während er aber hiedurch seine Macht zu befestigen glaubte, indem er jedes gegen seine wirklichen oder vermeintlichen Interessen gerichtete Schriftwerk mit dieser Waffe zu vernichten im Stand war, hat er eine giftige Schlange unbemerkt an seinem Busen herangezogen. Denn nur darauf bedacht, die ihm selbst schädlichen Schriften und Bücher zu unterdrücken, war er vollkommen gleichgiltig dagegen, wenn täglich die wahren Grundlagen des socialen Lebens, Religion und Moral, Erziehung und Unterricht, und die verschiedenen Organe des staatlichen Lebens, Kirche, Adel und Bürgerthum mit Gift und Galle besudelt wurden. Dieser ebenso grenzenlose als kurzsichtige Egoismus der Staatsgewalt hatte die Folge, daß nach und nach eine ganze Fluth von Büchern, Zeitschriften und Tagblättern entstand, welche die systematische Bekämpfung bald nur eines dieser Grundpfeiler des socialen Lebens, bald aller zusammen sich zur Aufgabe machten. Während sie der allmächtigen Staatsgewalt, ihrer hohen Patronin, den Weihrauch der Heuchelei streuten, untergruben diese Schriften und Blätter mit allen Mitteln der Lüge und Verläumdung, der Verhöhnung und Verspottung die Religion, ihre Diener und Anhänger, die christliche Sitte, das christliche Recht, die Stellung und den Einfluß des Adels, die alten Rechte des Bürgerthums und die Freiheit der Communalverwaltung. Alle Begriffe von Recht und Gesetz, Sitte und Herkommen wurden total umgestürzt und eine Verwirrung der Geister erzeugt. Und

wie am Ende des 15. Jahrhunderts der Humanismus sich hauptsächlich an die wohlhabenden und üppig gewordenen Bürger und halbgebildeten Klassen wandte und da seine Anhänger suchte und fand, und wie ihm in den charakter- und brodlosen Literaten adeliger und bürgerlicher Abkunft ein zahlreiches Söldnerheer zu Gebot stand, um durch ein Meer von poetischen und prosaischen Schriften, durch Zeichnungen und Carricaturen die nach pikanter Kost lechzenden Gaumen zu befriedigen, ebenso wendet sich die moderne, aller Religion, Zucht und Sitte und jeder höher stehenden Auktorität feindliche Presse vorzugsweise an die durch langen Frieden reich gewordenen Männer der Industrie und an die große Menge jener Menschen, die einige Bildung sich erworben haben und darauf pochend über alle Fragen des Staats, der Religion und Sitte zu urtheilen sich anmaßen. Bei der Menge gelehrter Schulen ist die Zahl der Literaten erschreckend groß geworden, die aus ihren Kenntnissen keinen andern Nutzen ziehen wollen und können, als im Dienste dessen der den größten Gewinn bietet, ihre Wissenschaft zu verwerthen ohne Rücksicht auf persönliche Ueberzeugung und Würde. So hat denn die Presse, die nicht auf Verbreitung der Wahrheit und wirkliche Aufklärung, sondern auf schnöden Gelderwerb ausgeht, kein anderes Streben, als ihrem ebenso eingebildeten als unwissenden Publikum täglich zu schmeicheln und Weihrauch zu streuen; täglich bekämpft sie daher Alles was dem üppigen „Bourgeois" lästig und unangenehm ist, verherrlicht dagegen das was seiner Eitelkeit und Genußsucht gefällt. Daher ist jetzt eine unzählbare Menge von Schriften und Büchern verbreitet, die auf der Oberfläche herumflattern, alle gründliche Tiefe aus Grundsatz vermeiden und mit einem leichten Anstrich von Gelehrsamkeit prunken; eine Literatur die alle Auflehnung gegen Religion Sitte und Zucht mit den schönsten Farben verherrlicht und zur Nachahmung auffodert, dagegen allen Ernst des Lebens, des Glaubens und der Sitte und alle begeisterte Thätigkeit für Erforschung der Wahrheit und Pflege der Kunst, alle Aufopferung für das

Staatswohl und für die Vervollkommnung der Menschheit mit empörendem Spotte behandelt. Und von dieser Literatur angefüllt glauben Tausende, die wahre Wissenschaft zu besitzen und sehen mit Geringschätzung auf die Universitäten herab, in denen sie nur „Abrichtungsanstalten“ für die künftigen Staats- und Kirchendiener und Tummelplätze gelehrter Eitelkeit und unfruchtbarer Polemik erblicken, während sie selbst in weit angenehmerer Weise aus ihren Büchern, Zeitschriften und Tagblättern die volle Wahrheit und Wissenschaft schöpfen zu können meinen. — Also hat der Staat, indem er das Censurrecht der Universität entzog und sich selbst angeeignet hat, eine Literatur geschaffen, die alles Bestehende und Ehrwürdige in allen Sphären des menschlichen Lebens zerstört, den unwissenden Bürger mit einem Wind scheinbarer Gelehrsamkeit aufbläht und total unfähig macht, vor tiefer und gründlicher Wissenschaft irgend welche Achtung zu fühlen. Wenn nun, wie die Gegenwart täglich deutlicher zeigt, die schlechtesten Theorien, in denen der Staat selbst seinen Untergang sehen muß, mit erschreckender Schnelligkeit sich verbreiten und die tiefsten Schichten der Gesellschaft durchdringen und in zuchtlose Horden verwandeln, und wenn die Universität als Auktorität der Wissenschaft nichts dagegen vermag — hat nicht der Staat die Hauptschuld sich selbst zuzuschreiben, da er die Universität ihres Einflusses beraubt hat?

Was thut nun aber die Universität zur Herstellung ihrer Würde und Auktorität? Muß man nicht erwarten, daß sie die Unantastbarkeit der religiösen Wahrheit zu wahren sucht gegen die Angriffe des Materialismus, und die Ehre der gründlichen Forschung und Wissenschaft gegen die wie Unkraut wuchernde Literatur der frivolen Sinnlichkeit und des oberflächlichen Leichtsinns? Muß man nicht erwarten, daß die Universität wohlwissend, daß sie durch die Abhängigkeit von der Staatsgewalt ihren Einfluß verlor, sich mit aller Kraft und Energie der unwürdigen Bande zu entledigen und zu vollkommener Freiheit emporzuringen bestrebt sei, um ohne

Rücksicht auf Fürstengunst oder Parteiherrschaft die Wahrheit zu suchen und die gefundene durch Lehre und Schrift zu verbreiten? Sollte man nicht erwarten, daß die Professoren, von der Erhabenheit ihres Berufes durchdrungen, gegen den gemeinsamen Feind ehrlich und standhaft zusammenstehen und durch sorgfältige Erziehung und Ueberwachung der ihrer Obhut übergebenen Jünglinge die wissenschaftliche und zugleich die sittliche Ehre der Schule heben und fördern, um den Eltern zu zeigen, daß die alle Religion und Sitte untergrabenden Theorien der Neuzeit auf ihre Söhne keinen schädlichen Einfluß ausüben können? Doch dem ist häufig nicht so: statt Harmonie in dem Lehrkörper zeigt sich Zwietracht und Feindschaft, wodurch alles energische Wirken der Gesammtheit zerstört wird. Statt dem Unglauben und der Flachheit den Krieg zu erklären und ernstes gründliches Forschen der ganzen Schule zur Aufgabe zu machen, um ein charaktervolles und die Oberflächlichkeit der blasirten Menge verachtendes Geschlecht heranzuziehen, macht sich die wissenschaftliche Leichtfertigkeit bis in das höchste Collegium hinauf geltend und wird nicht selten von moralischer Fäulniß begleitet, die wie an der eigenen Person, so auch an den Studirenden jeden Exceß gegen Tugend und Sitte vornehm geringschätzt. Statt sich von der Staatsgewalt mehr und mehr zu befreien, um durch Freiheit wieder zu Macht und Würde in der christlichen Welt zu gelangen, ist das Buhlen gar mancher akademischer Lehrer um Einfluß bei Hof oder bei einem mächtigen Minister jetzt nicht weniger lebhaft als in den Flitterwochen des Humanismus oder des neuentstandenen Lutherthums; und gestützt auf die besondere Gunst seines Fürsten glaubt mancher Professor eine exceptionelle Stellung in Anspruch nehmen, die ganze Schule beherrschen und seinen politischen und religiösen Standpunkt zur Alleinherrschaft bringen zu dürfen. Leuchtet nun gar mehreren Professoren die Gnadensonne des Fürsten oder des herrschenden Ministers, so bilden sie einen „Staat im Staate"; in ihrem bevorzugten Kreise werden alle wichtigen Fragen berathen und entschieden und der akademische

Senat hat seine Bedeutung verloren; die „Clique" wählt die Männer ihrer Partei auf alle wichtigen Posten; die Bibliothek kommt in ihre Hand und wird ihren Zwecken dienstbar; die Prüfungen kommen in ihre Gewalt und sie ernennt die Examinatoren aus ihrer Mitte und wehe dem Candidaten, der sich nicht durch ein Privatissimum oder wenigstens durch strengste Einübung der Lehre und Grundsätze der Herrn Examinatoren den Weg gebahnt hat! Die Besetzung der Lehrstühle kommt in die Hand der allmächtigen Clique, darum seht ihr sie immer von einem Schwarm ehrgeiziger junger Männer respektvoll begleitet; ja selbst der Goldregen der fürstlichen Gnade geht durch ihre Hand, darum werden sie und ihre Freunde mit Zulagen und Auszeichnungen förmlich überschüttet, während die Nichteingeweihten, als wären sie lästige Bleigewichte an dem Aufschwung der Schule, systematisch vernachlässigt und unaufhörlich gekränkt werden. Was ist die Folge eines solchen Parteiwesens? Jeder charaktervolle und seines Werthes bewußte Mann zieht sich von dieser Schule zurück, so daß zuletzt nur die Schmeichler und Parteimänner die Universität repräsentiren, alle Aemter und Würden unter sich theilen und die Jugend in demselben Geist der Partei und Speichelleckerei heranziehen ohne alle Rücksicht auf Charakter und sittliche Würde!

Es ist dieß fürwahr ein trauriger Zustand: die ganze Universität dem Ehrgeiz und der Habgier weniger Parteimänner zum Opfer gebracht und jede freie männliche Kraft unterdrückt! Aber gerade die Thatsache, daß es so kommen kann und daß es auch in der Gegenwart nicht nur an einer Universität wirklich so gekommen ist, muß in jedem Freunde der Wahrheit und Wissenschaft die Ueberzeugung erwecken, daß die Universität einer radikalen Reform dringend bedarf. Denn da sie in diesen 300 Jahren, in welchen sie bei der Staatsgewalt zu Lehen geht, trotz aller Prahlerei mit Blüthe und Fortschritt der Wissenschaft doch thatsächlich in der öffentlichen Meinung immer tiefer gesunken ist und den launenhaften Strömungen der Hofluft oder der herrschenden Partei auch in

ihren wissenschaftlichen Leistungen und in ihrer Lehre gehuldigt hat und noch jetzt zu huldigen fortfährt, so folgt mit Nothwendigkeit, daß das Fundament der Schule faul und morsch ist und daß, wenn nicht ein neues solides Fundament gelegt wird, alle andern Heilmittel eitel und fruchtlos sind.

Im 10. und 11. Jahrhundert hatten die Bisthümer und Klöster reiche Einkünfte und die Herrschaft über Land und Leute, die Bischöfe und Aebte waren große Herrn und saßen im Rath der Könige und Kaiser: und doch war bei allem Reichthum und Glanz kein Segen in ihrer Wirksamkeit, die Kirchen zerfielen, die Schulen standen leer, der Clerus verwilderte und das christliche Volk überließ sich den größten Lastern. Was war der Grund dieses Zerfalls? Es war die Knechtschaft. Der Geist des Christenthums ist der Geist der Freiheit und nur da wo freie Begeisterung wirken und schaffen darf, faßt christlicher Glaube und Sitte in tiefem Grund Wurzeln. Die Kirche aber war damals geknechtet und der Staat, der die Kirche beherrschte, fürchtete die energische Thätigkeit begeisterter Männer und erhob folgsame und unselbstständige Creaturen auf die wichtigsten Stellen; während nun diese sich glücklich fühlten und einem behaglichen Lebensgenusse sich hingaben, sank die Kirche, der sie vorstanden, mehr und mehr und verlor alle Kraft und Auktorität. Die Helden von Clugny aber erkannten die Quelle des Unheils und erhoben ihre Stimme und schwangen das Schwert ihres Geistes und ihrer sittlichen Entrüstung gegen den hundertarmigen Riesen der Staatsgewalt und endlich gelang es ihnen nach schwerer Arbeit, die edle Braut Jesu Christi aus dieser gräßlichen Umarmung zu befreien, und kaum war sie frei, so strahlte sie in himmlischer Schönheit und erfüllte selbst ihre bisherigen Feinde mit Liebe und Verehrung; wie mit einem Zauberstab eröffnete sie alle Quellen der bürgerlichen und staatlichen Wohlfahrt, aller Blüthe der Kunst und Wissenschaft und alle christlichen Völker erfreuten sich des reichsten geistigen und materiellen Segens. Ohne Freiheit also konnte selbst die von Christus mit göttlicher Kraft ausgerüstete Kirche weder blühen

noch Segen verbreiten, mit der Freiheit aber zeigte sie sich wie das Samenkorn, das hundertfältige Frucht bringt. So ist es auch mit der Schule und Wissenschaft: wie der zarte Blumenkelch nur bei ruhiger und ununterbrochener Einwirkung der Sonne sich öffnet, seine Farbenpracht zeigt und seine süßen Düfte verbreitet, wie aber der Kelch sich sofort wieder schließt oder die Farben wieder blaß werden, wenn die geringste Störung eintritt, die Einwirkung der Sonne verhindert oder wenn gar die zarte Blume von plumper Hand berührt wird, ebenso kann auch die Schule und Wissenschaft nur dann, wenn sie vom Geiste der Wahrheit und Liebe geleitet ist und ruhig wie der sich erschließende Blumenkelch sich öffnen und entfalten kann, Segen und himmlischen Wohlgeruch verbreiten. Wird dagegen mit irdischen und fremdartigen Mitteln auf sie eingewirkt, wird Weg und Ziel von außen ihr vorgeschrieben, so zieht sich der Geist der Wahrheit und Liebe, der sich nun einmal nicht bannen und zwingen läßt, alsbald aus der Schule und Wissenschaft zurück und was ohne diesen Geist in Schule und wissenschaftlicher Forschung gearbeitet wird, ist unfruchtbares Lohndienergeschäft.

Die Hauptaufgabe der Gegenwart ist also die Befreiung der Schule, um ihr die Würde und segenspendende Kraft wiederzugeben, die sie früher besaß und zugleich mit der Freiheit verloren hat. Mögen sie wieder aufstehen die Helden von Clugny, um die seit 300 Jahren geknechtete und zu einer Magd herabgewürdigte Schule und Wissenschaft zu erlösen aus der Umarmung des hundertarmigen Riesen der Hofgunst und Staatsgewalt! Die Ueberzeugung ist verbreitet in den Kreisen der besten und wohlmeinendsten Männer*), daß

*) Diese Ueberzeugung ist seit dem J. 1848 wiederholt ausgesprochen worden, z. B. auf der Versammlung der katholischen Bischöfe Deutschlands zu Würzburg im J. 1848, auf einer Reihe von Versammlungen des katholischen Pius-Vereines. In der Presse hat diese Nothwendigkeit am kräftigsten anerkannt und vertheidigt

für Schule und Wissenschaft der Tag der Freiheit endlich anbrechen muß; es bedarf bloß des energischen Schlags auf die alten Fesseln und Bande, um sie endlich zu zerbrechen. Daß aber von den Universitäten selbst dieser Schlag nicht ausgehen wird, das kann nicht bloß aus dem oben geschilderten Zustande derselben geschlossen werden, sondern es ist auch durch Ereignisse der neuesten Zeit unwiderleglich dargelegt worden. Im Parlamente zu Frankfurt wurde kostbare Monate lang über die Grundrechte berathen und der Abschnitt der Unterrichtsfreiheit wurde nach allen Seiten erörtert, aber nur wenige unter den vielen im Parlament sitzenden Universitätsprofessoren dachten ernstlich daran, die seltene Gelegenheit zu benützen und die Freiheit der Schule von der Staatsgewalt und für die Universität die Unabhängigkeit ihrer frühern corporativen Stellung zu reclamiren. Ebenso war es auf dem Professorentage zu Jena: auch da ergriffen nur die wenigen katholischen Deputirten das Wort für die Trennung der Universität von der Staatsgewalt und für die Herstellung ihrer corporativen Selbstständigkeit; sie wurden aber von der überwiegenden Majorität protestantischer Professoren theils gar nicht begriffen, theils mit Hohn abgewiesen, denn diese hatten kein anderes Streben als die Universität entweder zu demokratisiren, so daß die schrankenloseste Willkür den Lehrern und Schülern gewährt und absolute Lehr- und Lern-

---

Prof. Dr. Buß durch drei sehr zu beachtende Schriften: „Der Unterschied der katholischen und der protestantischen Universitäten Deutschlands, die Nothwendigkeit der Verstärkung der sechs katholischen Universitäten gegenüber den 16 protestantischen" u. s. w. Freiburg. Herder 1846. „Die nothwendige Reform des Unterrichts und der Erziehung der katholischen Weltgeistlichkeit Deutschlands." Schaffhausen. Hurter 1852. „Die Reform der katholischen Gelehrtenbildung in Deutschland an Gymnasien und Universitäten; ihr Hauptmittel — die Gründung einer freien, katholischen Universität deutscher Nation." Schaffhausen. Hurter 1852.

Freiheit eingeführt werden sollte, oder, wie die ältern Herrn wollten, sie in eine Domäne der Ordinarii zu verwandeln und jeder jungen Lehrkraft den Weg zum Katheder fast unmöglich zu machen. An diesem innern Zwiespalt scheiterte damals alle und jede Reform und über diesen Zwiespalt kommt die protestantische Universität nie hinaus; denn der Sinn für corporative Selbstständigkeit und für wirkliche Freiheit der Universität ist dem Protestantismus versagt, welcher noch jetzt, so sehr er auch vom altprotestantischen Dogma abgefallen seyn mag, in seinem innersten Wesen und Geiste dem Territorialismus huldigt und huldigen muß, weil er darin die Wurzeln seiner Kraft findet.

Nur der katholische Geist ist im Stande, die Schranken des Territoriums zu brechen; der katholische Geist kann also allein der Universität ihre Auktorität für die Universalität der christlichen Welt wieder erwerben. Da zugleich der katholische Geist immer und überall *die Uebergriffe* der Staatsgewalt, der Staat mag monarchisch oder republikanisch gestaltet seyn, bekämpft und die persönliche und corporative Freiheit beschützt, so ist auch der Katholicismus allein bereit und fähig, der Universität ihre Freiheit zurückzuerobern. Die nämlichen Helden, welche im Mittelalter die kirchliche Freiheit erkämpften, haben auch für die Freiheit der Schule gekämpft und auf dem fruchtbaren Boden der kirchlichen Freiheit sind die großen Universitäten des Mittelalters, jene ruhmvollen Fackelträgerinen der christlichen Wissenschaft, erwachsen. Der katholische Geist entwickelt aber nur dann seine Energie und segenspendende Schöpferkraft, wenn er sich auf alle Gebiete des menschlichen Wissens und Handelns ausdehnen darf, wenn er seine ewig wahren und fruchtbaren Principien nach allen Richtungen entfalten und bethätigen kann. So wie er nach einer Seite zwar frei, nach einer anderen aber gebunden ist und nur bis auf einen gewissen Punkt vordringen darf, so ist seine ganze Thätigkeit gelähmt und es geht ihm wie der Knospe, wenn sie im Drang sich zu öffnen und Blüthen zu treiben, von Regen-

schauern und rauhen Lüften zurückgedrängt wird. So ist denn auch die Vermischung katholischer und protestantischer Elemente an einer und derselben Universität weder dem katholischen Geist noch dem katholischen Bedürfniß entsprechend. Mit Dank und Freude soll hier anerkannt werden, daß die katholischen Gelehrten an den paritätischen Hochschulen glänzende Früchte ihrer Studien geliefert, die katholische Wahrheit nach allen Seiten beleuchtet und zur Befestigung derselben in den Herzen von Millionen wesentlich beigetragen haben; und nicht bloß in der Theologie, sondern in allen Zweigen der Wissenschaft haben sie dem katholischen Forschergeist große Ehre bereitet. Es verdient diese Produktionskraft um so größere Bewunderung, da die ganze katholische Welt weiß, wie häufig und wie empfindlich diesen Gelehrten Hindernisse und Kränkungen aller Art an dem Sitze ihrer Thätigkeit widerfuhren, und doch haben sie den Muth nicht verloren, für die katholische Wahrheit durch Wort und Schrift Zeugniß zu geben und die Angriffe der Gegner aus allen Heerlagern zurückzuweisen. Aber bei dem edelsten Willen ist es ihnen nicht möglich, die ganze Schule, an der sie zu wirken berufen sind, mit dem katholischen Geist zu durchdringen, die Disciplin und Erziehung der Studirenden nach katholischen Principien zu regeln und durch Einführung eines wahrhaften akademischen Gottesdienstes in den katholischen Angehörigen der ganzen Universität auch praktisch die Liebe zur Kirche zu pflegen und zu erhöhen. In all diesen Punkten sind sie an die Zustimmung ihrer protestantischen Collegen gebunden, welche, wie sie in ihren Vorlesungen ohne Rücksicht auf die katholischen Zuhörer vom protestantischen Geiste der Subjektivität und Polemik sich leiten lassen, auch weit entfernt sind in der Universitäts-Disciplin und Erziehung dem katholischen Princip Concessionen zu machen. Wie in der Frage der Disciplin so ist es auch bei der Besetzung jener Lehrstühle, die einem scheinbar neutralen Gebiet angehören: der Kampf beider Confessionen tritt überall zu Tag und da die protestantische Partei in letzter Instanz sich auf die Protektion der Regierung berufen kann, so

fallen mit Ausnahme der theologischen Lehrkanzeln gewöhnlich alle andern Lehrstühle den Protestanten zu. Die Katholiken haben also an den paritätischen Universitäten in Wahrheit nicht nur keinen Gewinn, sondern positiven Schaden; denn da die katholischen Jünglinge, die eine wissenschaftliche Laufbahn ergreifen, als Angehörige des betreffenden Landes zum Besuch der paritätischen Universität fast gezwungen sind und bei Protestanten die meisten Vorlesungen hören, so werden sie ihrem Glauben entfremdet, die Anhänglichkeit an die Kirche ihrer Väter wird untergraben, eine Geringschätzung gegen katholische Wahrheit, Geschichte und Wissenschaft wird in ihnen erzeugt und sie huldigen nun ihr ganzes Leben hindurch, wenn sie nicht durch glückliche Zwischenfälle oder Privatstudien sich wieder zurechtfinden, einem verwerflichen Indifferentismus, der im Grunde nur dem Protestantismus Gewinn bringt, da solche indifferente Katholiken an jedem kräftigen Aufschwung der Kirche sich ärgern und bei jedem Schlag, den der protestantische Staat der Kirche zu versetzen für gut findet, hilfreiche Hand zu bieten bereit sind*).

Aber noch ein anderer großer Nachtheil ist mit den paritätischen Universitäten verbunden: der Charakter der „Landes-Universität." Dieses eigenste Kind des Protestantismus prägt sich unwillkürlich auch den katholischen Elementen der paritätischen Hochschule auf. Damit soll nicht gesagt werden, die ka-

*) Wie sehr die katholischen Interessen auf den paritätischen Universitäten hintangesetzt werden, darüber geben den besten Aufschluß zwei im J. 1862 bei Herder in Freiburg erschienene Schriften: „Beleuchtung der Parität in Preußen auf dem Gebiet des hohen und mittleren Unterrichts." Und: „Denkschrift über die Parität an der Universität in Bonn mit einem Hinblick auf Breslau und die übrigen preußischen Hochschulen. Ein Beitrag zur Geschichte deutscher Universitäten im 19. Jahrhundert. Nebst Beilagen." — cfr. Histor.-polit. Blätter 50. Bandes 6. Heft, S. 500 ff.

tholischen Lehrer lassen sich den Geist der Vorlesungen von der Staatsgewalt aufzwingen — vielmehr hat die neueste Geschichte manche Beispiele von edler Charakterfestigkeit katholischer Lehrer an solchen Schulen aufgezeichnet, wie sie in protestantischen Kreisen selten gefunden werden. Aber das kann nicht geleugnet werden, daß das Bewußtseyn der Universalität der *katholischen* Kirche und Wissenschaft in dem Schooße der Landesuniversität nicht so lebhaft erstarken kann, wie an der großen Weltschule früherer Jahrhunderte. Für die engen Grenzen des Territoriums wird Lehrplan und Unterricht eingerichtet, die Prüfungen angeordnet, die Institute geschaffen und dotirt*). Es ist dieß eine dem Protestantismus, der ohne den Schutz der Territorialmacht seine Existenz schon längst verloren hätte, ganz nothwendige Einrichtung; aber der Katholicismus, dessen Stärke gerade in der Universalität besteht, fühlt sich in solch engen und nur für die Landeskinder bestimmten Grenzen des Unterrichts und der Erziehung nicht heimisch, abgesehen davon daß die landsmannschaftlichen Eigenthümlichkeiten, an denen die deutsche Nation nur allzu reich ist, durch die Eigenthümlichkeit und den specifischen Charakter der „Schule" und der Erziehung noch mehr geschärft werden. Daher kommt es auch, daß die katholische Wissenschaft Deutschlands, die doch in den drei letzten Decennien wahrhaft Großes geleistet und eine ansehnliche Zahl der größten Zierden der gelehrten Welt hervorgebracht hat, doch jene auktoritative Stellung in der katholischen Welt sich bisher noch nicht erwerben konnte, die ihr dem innern Werth nach gebührt. Weil die katholischen Gelehrten an so vielen Landesuniversitäten

*) Es will damit im entferntesten kein Tadel gegen die betreffenden katholischen Fakultäten ausgesprochen werden; sie können nicht anders, und es wäre unvernünftig, die vom Staate gebotene Unterstützung spröde abzuweisen; aber die Thatsache muß constatirt werden, daß auch die katholisch-theologischen Fakultäten an den gemischten Universitäten von den beengenden Fesseln des Territorialismus nach dieser Seite umschlungen sind.

zerstreut sind und jeder nach seiner individuellen Umgebung seine Studien und seinen Lehrplan einrichten muß, wodurch Zeit und Kraft auf manche rein lokalen Gesichtspunkte verschwendet wird, und weil kein anderes Band sie verbindet als die Einheit des Glaubens, deßhalb ist es ihnen so schwer, als ein lebendiger Organismus zusammenzustimmen, einander zu ergänzen und zu unterstützen und so Baustein auf Baustein herbeizuschaffen, um den großen Dom der katholischen Wissenschaft immer höher und höher zu wölben, daß die ganze Welt ihn mit Bewunderung zu betrachten gezwungen werde. So groß daher auch die Fortschritte der katholischen Wissenschaft in Deutschland gewesen sind — weil die Träger derselben nicht als geschlossene Phalanx auftreten, deßhalb haben sie noch nicht jene unbedingte Anerkennung in der Kirche gefunden, welche der katholischen Wissenschaft Deutschlands vor der Reformation von der höchsten kirchlichen Auktorität zuerkannt war.

So sind die gemischten Hochschulen, weil der katholische *Geist auf* denselben gebunden ist und überall auf Schranken stößt, die ihm theils von der dominirenden Staatsgewalt, theils von der Rivalität der andern Confession gesetzt werden, nicht im Stande, den alten Glanz der Universität und die allgemeine Anerkennung ihrer wissenschaftlichen Auktorität herzustellen. Aber auch bischöfliche Seminarien, wenn sie noch so reich mit Lehrkräften ausgestattet sind, werden schwerlich den Einfluß erlangen können, den die alten Universitäten in der christlichen Welt hatten. Denn einerseits sind sie nur für einen kleineren Kreis von wissenschaftlichen Fächern bestimmt, so daß sie nie von einer bedeutenden Zahl studirender Jünglinge verschiedener Berufskreise besucht werden, andererseits sind die finanziellen Kräfte derselben nicht genügend, um die verschiedenartigen Erfordernisse zu einer großen Schule herbeischaffen zu können. Zugleich ist die unmittelbare Abhängigkeit von dem Diöcesanbischof, wenn auch nicht wirklich störend für die freie Entwicklung der Schule, doch für die ferner Stehenden ein Anlaß zur Besorgniß, es möchte von demselben mehr oder weniger auf den Unterricht

und wissenschaftliche Forschung eingewirkt und dadurch die Freiheit der Wissenschaft beeinträchtigt werden. — Es sollen aber durch diese Bemerkung die Verdienste der Seminarschulen nicht bloß um die Erziehung eines tüchtigen Diöcesanklerus, sondern auch um die katholische Wissenschaft keineswegs in Frage gestellt werden; allein hier handelt es sich um die Frage, ob die Seminarschulen im Stande sind, sich zu wissenschaftlichen Auktoritäten für die ganze christliche Welt emporzuarbeiten, und diese Frage wird wohl zu verneinen seyn.

Nur eine wahre und vollständige Universität, welche eine Gelehrtenrepublik im ächten Wortverstand ist, so wie sie im Mittelalter bestanden, kann der Wissenschaft und der gelehrten Forschung jene allgemeine Anerkennung wieder erwerben, welche durch die Abhängigkeit von der Staatsgewalt, durch die Herrschaft des Rationalismus, der Philosophie und des Materialismus der Universität geraubt wurde. Nur eine über alle Flachheit und Laune der Tagesmeinung erhabene, einzig und allein dem heiligen Dienst der Wahrheit hingegebene Universität, deren vollständige Unabhängigkeit von jedem äußern und fremdartigen Einfluß absolut gesichert ist, die sich selbst ergänzt aus den tüchtigsten und gelehrtesten Männern der ganzen christlichen Welt, die nach eigenen, aus dem katholischen Geiste geschöpften Statuten sich organisirt und regiert und ein in sich geschlossenes, reich gegliedertes und von einem Geiste belebtes Ganzes darstellt — nur eine solche Universität hat die Kraft, die Herrschaft der Geister sich zu erobern und Licht und Wahrheit in der Welt leuchten zu lassen. Wird sie auch anfangs, wie es nicht anders seyn kann, angefeindet und bitter bekämpft, sie wird sich dennoch rasch die Achtung und Anerkennung in weitern und immer weitern Kreisen erwerben, da die Welt immer vor wirklicher Unabhängigkeit und charakterfester Ueberzeugung Respekt hat. Und da die neue Universität als lebendiger Organismus alle ihre Organe, Lehrer und Schüler, und alle Fakultäten zu einer Einheit verbindet, so wird sie der Welt ein ganz

anderes Schauspiel darbieten, als die Universitäten bis jetzt. Während diese in sich zerrissen und Fakultät von Fakultät, Lehrer von Lehrer, Schüler von Schüler getrennt und durch kein anderes Band als die Gleichheit des Wohnsitzes zusammengehalten sind, bilden hier alle Organe die vollkommenste Harmonie, wirken in edlem Wetteifer zusammen, unterstützen und fördern sich, und nicht bloß Lehrer und Lehrer, sondern auch Lehrer und Schüler sind von dem Bande der edelsten und würdigsten Freundschaft und Achtung umschlungen. Während auf den Universitäten bisher jeder Lehrer, selbst wenn er kaum dem Kreise der Schüler entwachsen ist, in der Methode des Vortrags und in der Behandlung des Stoffes ganz allein seinem eigenen Willen folgt, ohne reifere und erprobtere Männer darüber zu fragen; während der eine Lehrer diese, der andere jene Grundlage der christlichen Gesellschaft angreift und nur wenige die christliche Wahrheit aus Ueberzeugung und Liebe vertheidigen; während die Erziehung der Schüler vollständig vernachlässigt und die ganze Aufgabe des Lehrerberufs in dem Halten der Vorlesungen und in der Ausarbeitung von gelehrten Werken erblickt wird, herrscht auf der neuen Weltschule ein ganz anderes System. Da erfahrungsgemäß der Lehrvortrag und die Unterrichtsmethode nicht bloß an niedern und mittlern, sondern auch an den höchsten Schulen von größter Bedeutung ist und selbst der gelehrteste und fleißigste Mann bei schlechtem Vortrag und unpraktischer Methode weder den Geist der Zuhörer überzeugen und das Gemüth erwärmen, noch den Lehrstoff in der zugemessenen Zeit erschöpfend behandeln kann, wodurch der Schule ein wesentlicher Schaden erwächst: so wird das Lehrercollegium diese Punkte scharf in's Auge fassen und die Candidaten des Lehramts durch jahrelange Uebung unter Aufsicht eines erprobten Meisters vorbereiten, die Mängel des Vortrags bekämpfen und abschaffen, und wie die Methode so wird auch die Auswahl des Lehrstoffs und die Aufeinanderfolge der Fächer nicht der freien Willkür jüngerer Lehrer überlassen seyn. Eine planmäßige Continuität der Studien muß

herrschen, wenn anders ein tüchtiges Resultat erzielt werden soll. Der Lehrkörper wird also diese Aufeinanderfolge der Fächer für jede Fakultät unabänderlich feststellen und den Schülern verbieten, von einem Fach nach Belieben auf ein anderes hinüberzuspringen; die Erfahrung und Weisheit der Lehrer wird der Laune und Unwissenheit der Schüler eine heilsame Schranke setzen. Da ferner die Weltschule nicht ein Tummelplatz jugendlicher Willkür und Vergnügungssucht seyn will, sondern ein wahrer Musentempel, in welchem feierlicher Ernst und tiefes Eindringen in die Wissenschaft herrschen muß, so wird das Lehrercollegium auch die Prüfungen und Disputationen anordnen und pünktlich und gewissenhaft halten als die erprobtesten Mittel, den wissenschaftlichen Eifer zu steigern, den Scharfsinn und die Gewandtheit des Sprechens und Denkens zu üben. Die Leichtfertigkeit anderer Universitäten, welche um die Schüler nicht abzuschrecken, die Prüfungen und Disputationen zu einer leeren Form herabgedrückt haben und diese weichliche Nachgiebigkeit mit dem Namen „Lernfreiheit“ beschönigen wollen, wird der neuen Schule nicht nachahmungswürdig erscheinen. Doch nicht bloß die Schüler, auch die Lehrer selbst werden sich gewissen, als unentbehrlich anerkannten Gesetzen zu unterwerfen bereit seyn. Es gibt Wahrheiten, die sozusagen in die Menschenbrust eingegraben sind, die dem Menschen allen Werth und Würde sichern, deren Umsturz also den Menschen zum Thiere herabsetzt. Dahin gehört z. B. die Wahrheit, daß der Mensch nicht bloß ein sinnliches sondern auch ein geistiges Wesen ist, daß er das ewige Sittengesetz, dessen Stimme er in sich vernimmt, zu befolgen hat und daß er für die Ewigkeit geschaffen ist. Dahin gehört ferner die Wahrheit, daß dem Menschen der Gottesbegriff angeboren ist, daß der Mensch also ein Geschöpf Gottes und zwar eines persönlichen Gottes ist, den anzubeten und dessen Gebote er zu erfüllen hat, um seine Lebensaufgabe zu lösen. Dahin gehört endlich die Wahrheit, daß der Mensch als ein der Gesellschaft angehöriges Wesen gewisse unerläßliche Pflichten gegen diese Gesellschaft zu erfüllen

hat. Da nun die Gesellschaft civilisirter Menschen ohne Staat und Kirche nicht bestehen kann, so darf der Mensch die Grundpfeiler dieser zwei größten und nothwendigsten Organismen auf Erden nicht untergraben, weil er dadurch aller moralischen, religiösen, politischen und wissenschaftlichen Entwicklung der Menschheit den Boden entziehen und einen Krieg Aller gegen Alle herbeiführen würde. Solche Grundwahrheiten nun wird die neue Weltschule als unbedingt feststehend anerkennen und der Lehrkörper wird sich verpflichten, weder in Vorlesungen noch in Schriften und Büchern gegen sie anzukämpfen, sondern sie durch alle Waffen der Wissenschaft zu vertheidigen; denn nicht in unfruchtbarer und oberflächlicher Negation wird er seinen Ruhm suchen, sondern in dem Aufbau einer auf feststehende Vernunftwahrheiten, unangreifbare Resultate der Naturforschung und auf kritisch geprüfte Thatsachen der Offenbarung und der Geschichte gegründeten Wissenschaft. Und alle Fakultäten werden in diesem Geiste wirken und schaffen, so daß sie bei aller Verschiedenheit der Fachstudien doch einander nicht bekämpfen und in ihren Resultaten sich widersprechen und aufheben, sondern das große Gebiet des menschlichen Forschens und Wissens mit einem unauflöslichen Bande umschlingen und innerlich durchdringen. Denn wie die ganze Welt des Geschaffenen, so millionenfach sie auch gegliedert ist, doch von Einem Princip durchdrungen und getragen wird, dem schöpferischen Willen des dreipersönlichen Gottes, so muß dieses Princip in jedem Gebiet des menschlichen Forschens, sei es in der leblosen Natur oder in der Geschichte oder in der Philosophie oder Staatswissenschaft den Ausgangspunkt und das Ziel bilden, wenn anders die wissenschaftliche Forschung auf Tiefe und Gründlichkeit Anspruch machen will. Denn die Wahrheit bedarf wohl keines Beweises, daß derselbe Gott, welcher die materielle Welt schuf, auch die geistige erschaffen hat, somit kann die wissenschaftliche Forschung, wenn sie die geistigen Kräfte und Denkgesetze richtig anwendet, in der materiellen Welt kein anderes Princip finden als in der geistigen; ist aber dieses der Fall, so hat der auf d[illegible]

wärtigen Universitäten so zerstörend auftretende Materialismus auf der neuen Weltschule alles Gefährliche verloren. — Durch die Anerkennung genannter Grundwahrheiten wird die Freiheit der Wissenschaft nicht zerstört, mit welchem Schlagwort bisher so großer Mißbrauch getrieben wurde. Dieselben Professoren, welche sich zu wahren Leibeigenen der Staatsgewalt oder einer herrschenden Partei oder Tagesmeinung gemacht haben und kein Wort gegen diese Mächte zu sprechen oder zu schreiben wagen, um ihre Popularität nicht zu verlieren, entschädigen sich für diese Knechtschaft dadurch, daß sie recht tapfer gegen Kirche, Religion und Moral und gegen jede Lebensäußerung eines dem ihrigen widersprechenden Geistes ihre Ausfälle machen, und dieses pathetische Schmähen über einen Gegner, der ihnen weder Amt noch Besoldung und Popularität zu nehmen im Stande ist, nennen sie Freiheit der Lehre und Wissenschaft! Weit erhabener wird sich die Freiheit der Wissenschaft auf der neuen Weltschule zeigen: diese Lehrer werden es wagen, die Unwahrheit, wenn sie auch an mächtigen Höfen oder in tausend Zeitschriften und Tagblättern und in ganzen Völkern zur Herrschaft gelangt ist und allen Widerspruch durch Kerker und Hinrichtung zu Boden schlägt, energisch und ohne Furcht zu bekämpfen und den wahrheitsuchenden Menschen aller Nationen das Licht der religiösen aber auch der politischen Wahrheit zu zeigen, und wahrlich mehr Muth erfordert es, einer aufgeregten Menge oder einer selbstsüchtigen Partei, die an's Ruder gelangt ist, unerschrocken die feststehenden Resultate der Wissenschaft entgegenzuhalten und sie zur Besinnung und Vernunft zurückzurufen, als derselben Partei alle wissenschaftliche Forschung, die ihr nicht angenehm ist, unter die Füße zu legen und den Bau einer neuen populären Wissenschaft auf ihr Geheiß zu beginnen. Nicht in schrankenloser Willkür und leichtfertiger Negation aller bisherigen Resultate des religiösen, politischen und wissenschaftlichen Strebens der Menschheit besteht die wahre Freiheit der Wissenschaft, sondern in der gewissenhaften Prüfung des von der Vergangenheit Errungenen, in der unerschrockenen Verthei-

digung des als wahr Anerkannten und in dem Fortbau des von den Vätern hinterlassenen Werkes, ohne sich von irgend einer äußern Macht in der durch gewissenhafte Prüfung gewonnenen Ueberzeugung erschüttern zu lassen.

Die neue Weltschule wird sich aber nicht damit begnügen, die Wissenschaft nach allen Seiten zu entwickeln und zu erweitern, Zusammenhang und Harmonie in die verschiedenen Disciplinen zu bringen und den großartigen Beweis zu liefern, daß der katholische Geist die wahre wissenschaftliche Forschung nicht nur nicht hindert, sondern sie unterstützt und mit den erhabensten Ideen befruchtet. Sie wird auch damit noch nicht zufrieden seyn, ihre reiche und vielseitige Wissenschaft den Studirenden mit rastlosem Eifer mitzutheilen und sich durch mündliche und schriftliche Prüfung und durch regelmäßige Disputation zu überzeugen, ob und inwieweit die vorgetragenen Wahrheiten von denselben erfaßt worden sind: die Weltschule ist auch überzeugt, daß die Schüler als Jünglinge der Erziehung und sittlichen Vervollkommnung bedürfen und wird diesem Theil ihrer Aufgabe mit keinem geringeren Eifer zu entsprechen suchen als der Lehr- und Unterrichtspflicht. Denn von dem verderblichen Wahn, der von den Zeiten des Humanismus her die meisten Universitäten beherrscht, daß Jünglinge die soeben der strengen Gymnasialdisciplin entwachsen sind, sofort aller und jeder religiösen und moralischen Erziehung und Leitung entbehren können, ist die neue Schule, im Hinblick auf die traurigen Erfahrungen, sehr weit entfernt. Es wird also der studirende Jüngling durch vernünftige Aufsicht und regelmäßiges Studium, durch fleißigen Besuch des akademischen Gottesdienstes und Empfang der christlichen Gnadenmittel, durch Theilnahme an den gemeinschaftlichen Festen, Spielen und Erholungspartien, durch Gründung zweckmäßiger Lokale zu geselliger Unterhaltung, zur Lektüre und zu musikalischen Genüssen, durch häufige Zusammenkunft mit den Lehrern und durch liebevolle Ermahnung, Belehrung und Aufmunterung von diesen, ebensosehr von düsterem mißvergnügten Ernst und Kopfhängerei, als von derber selbstgefälliger

und Ausschweifung bewahrt werden. Ja der Schüler wird nach und nach von einer innigen Liebe und Anhänglichkeit an den Musensitz erfüllt werden; in seinen Lehrern wird er edle Priester der Wahrheit und Wissenschaft, aber auch Männer der That und festen Charakters bewundern, die für die Wahrheit, welche sie lehren, gegen jede feindliche Gewalt mit ihrer ganzen Persönlichkeit einstehen. So werden die studirenden Jünglinge nicht bloß zu wissenschaftlich gebildeten und in jedem Berufskreise brauchbaren Männern, sondern auch zu wahren Christen, zu ehrenhaften und zuverlässigen Charakteren herangezogen und jeder wird in seiner künftigen Berufsthätigkeit ein Herold der christlichen Wahrheit und Wissenschaft, ein unerschrockener Feind aller Lüge und Flachheit, sie mag ihm begegnen bei seinen Amtsbrüdern, in der Gesellschaft oder in Büchern und Tagblättern, und ein das ganze Leben hindurch dankbarer Verehrer der Schule seyn, die ihn so liebevoll geleitet, in die Wahrheit eingeführt und vor den schweren Gefahren bewahrt hat, denen seine Altersgenossen, wie er immer klarer erkennt, an andern Schulen zu ihrem großen moralischen und physischen Schaden unterlegen sind. In diesem Geiste wirkend und schaffend muß die neue Universität für die deutsche Nation ein zweites Clugny werden. Wie die Cluniacenser nach und nach, obwohl sie nur wenige waren gegen eine große feindliche Welt, an deren Spitze zudem noch mächtige Bischöfe und Aebte standen, dennoch die Herrschaft der Geister eroberten, weil sie als großartige Charaktere sich vor keiner Gefahr scheuten und die großen Ideen, von deren Wahrheit und heilbringender Kraft sie auf's tiefste durchdrungen waren, mit ihrer ganzen persönlichen Kraft der Staatsgewalt und Simonie gegenüber zum Sieg führen wollten; und wie sie durch ihren Heldenmuth und im Vertrauen auf Gottes Beistand bei der Gerechtigkeit ihrer Sache den Sieg wirklich errangen und die Kirche frei und mächtig gemacht haben: ebenso muß auch die neue Weltschule durch die Wahrheit die sie verkündigt in allen Zweigen der Wissenschaft, durch die Erziehung der Jugend im ächt kirchlichen Geiste, und durch die Begeisterung

die sie erweckt in den Herzen der Schüler, in wenigen Decennien die Herrschaft erobern über den Geist der gegenwärtigen Zerrissenheit, des Unglaubens, der Flachheit und der Parteileidenschaft. Denn die Lüge und Leidenschaft kann der Wahrheit in Religion und Wissenschaft und der aus dem Bewußtseyn, für die Errettung der deutschen Nation zu kämpfen, erwachsenden Begeisterung auf die Dauer nicht widerstehen. Wie der Humanismus und nach ihm der Protestantismus sich energisch angestrengt hat, die Universitäten in seine Gewalt zu bekommen, um durch Lehre und Bücher seine Principien verbreiten und sämmtliche Zweige der Wissenschaft in seinem Sinn bearbeiten zu lassen, und so die Herrschaft nicht bloß über das niedere Volk, sondern auch über die gebildete Welt zu erringen, was ihm bis auf den heutigen Tag wenigstens negativ, d. h. durch Fortpflanzung der Vorurtheile und Verleumdungen gegen die katholische Kirche vortrefflich gelungen ist: so muß auch der katholische Geist die Universität vollständig in seine Gewalt bringen, um *nicht bloß* die Theologen im kirchlichen Glauben und katholischer Wissenschaft zu erziehen, sondern alle Jünger der Wissenschaft, sie mögen sich der Jurisprudenz, Medicin, Philologie, Finanz- oder Staatswissenschaft, Naturkunde, kurz welchem Studium immer hingeben, während ihrer akademischen Studienzeit der Kirche zu erhalten, im Glauben zu befestigen und von der Harmonie der katholischen Lehre mit jeder wahren und gründlichen Wissenschaft zu überzeugen. Es ist dieß eine Schuld der katholischen Kirche gegen die deutsche Nation, die schon längst hätte bezahlt werden sollen, und viele Tausend katholische Indifferentisten, die auf den protestantischen oder vom protestantischen Geiste beherrschten paritätischen Universitäten Schiffbruch am Glauben gelitten haben, wären eifrige und glaubenstreue Katholiken geblieben. Ein Blick auf Belgien zeigt, was in Deutschland eine große katholische Universität wirken könnte. Seitdem die freie katholische Universität in Löwen besteht — und es sind kaum dreißig Jahre — welche Kraft, welche Entschiedenheit erfüllt die katholischen Bel-

gier! Nicht bloß der Adel, dessen katholische Gesinnung seit Jahrhunderten ruhmvoll dasteht, nicht bloß der Klerus, sondern auch die wissenschaftlich gebildeten Privatmänner und Beamten aller Klassen zeigen sich von Begeisterung für die Kirche erfüllt und erkämpften gegen die Freimaurer und Radikalen einen Sieg nach dem andern; ihre freie Universität ist für sie der Mittelpunkt des regsten und geistigen Lebens und bringt Einheit in das katholische Volk! Noch weit großartiger müßte die Wirksamkeit der freien katholischen Universität in Deutschland werden, wenn sie, da ihre Nothwendigkeit schon wiederholt ausgesprochen worden ist und in immer weiteren Kreisen anerkannt wird, endlich einmal durch eine rasche That in's Leben gerufen würde. —

Die Sache liegt einfach so, wie aus Obigem hervorgeht: die Universitäten sind ächte Kinder des katholischen Geistes und aus freier Begeisterung der katholischen Welt für Schule und Wissenschaft hervorgewachsen und durch freiwillige Gaben, Schenkungen und Vermächtnisse materiell sichergestellt worden. So lange sie vollkommene Freiheit genossen, waren sie der katholischen Kirche treu und ergeben, zugleich als höchste Auktoritäten der Wissenschaft in der ganzen christlichen Welt anerkannt und verdienten auch diesen Ruhm durch ihre großartigen Schöpfungen in allen Gebieten der Wissenschaft. Sobald diese vollkommene Freiheit aufhörte und die Staatsgewalt Einfluß auf sie bekam, fällt die Weltschule zuerst in die Arme des Humanismus und dann des Protestantismus, wird nun ihrer Freiheit vollständig beraubt und sinkt zu einer Landesuniversität und zur Vasallin des monarchischen oder republikanischen Parteistaates herab. Von jetzt an ist sie wie materiell, so auch geistig und wissenschaftlich von der Territorialgewalt abhängig und dadurch die wissenschaftliche Lehre und Forschung selbst ihrer Freiheit beraubt; sie muß fremdartigen religiösen und politischen Zwecken dienen. So wurden alle Zweige der Wissenschaft von ihrem festen historischen Boden losgerissen und eine Beute des Subjektivismus, der sich im Rationalismus, in der Philosophie und im Materialismus vorzüglich ausgeprägt hat. Durch diese sub-

seine [illegible] wurde der Herrschaft und allen Richtungen einer [illegible] [illegible] [illegible] die Universität [illegible] [illegible] auf die [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] unabhängig [illegible] [illegible] ist, weil sie alle [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] werden, so muß man [illegible] die [illegible] des Uebels [illegible], d. h. die Abhängigkeit der Universität von einer äußeren Macht, die [illegible], [illegible] auf sie einwirken könnte, muß [illegible] abgeschafft werden. Dieß ist das erste [illegible], das zu [illegible] ist. Ist die vollständigste Unabhängigkeit einmal [illegible] [illegible] und kann die Welt gar nicht mehr [illegible] [illegible], so wird die Universität in ihrem [illegible] [illegible] [illegible] [illegible] und als [illegible] der Wahrheit und Wissen[illegible] von allen Seiten [illegible] werden. Durch die Berufung der besten und gelehrtesten Männer in Folge der [illegible] des Corporationsrechts wird sie ihren wissenschaftlichen Ruhm schnell begründen, und in desselben Corporationen hat sie die Bürgschaft, daß auch in der Zukunft ihr Ruhm fortdauern wird. Vom Protestantismus kann und wird aber diese freie Universität nicht geschaffen werden, weil er unauflöslich mit der Staatsgewalt verwachsen ist und ohne Staatshilfe in zahllose Parteien sich auflösen würde; also käme eine Harmonie in dem Lehrkörper der freien Universität nie zu Stande, da der Geist der Subjectivität und Autoritätslosigkeit aus dem innersten Wesen des Protestantismus hervorgeht. Es würde somit die freie Universität, wenn vom Protest[illegible] aus

geschaffen, dasselbe Schauspiel der Zwietracht unter den Lehrern, des Schwankens der wissenschaftlichen Forschung, des Widerspruchs unter den Fakultäten und der Vernachlässigung der Erziehung darbieten wie die Universitäten bis jetzt. Uebrigens wird der Protestantismus, der bei weitem die meisten Universitäten Deutschlands theils ausschließlich theils vorherrschend in seinem Dienst hat, nicht daran denken, diesen Besitzstand durch Gründung einer vom Staat unabhängigen Universität in Frage stellen zu wollen. Der Katholicismus aber hat die wichtigsten Gründe, seinen Einfluß auf die deutsche Nation durch eine neue Universität energisch zu steigern und der katholische Geist hat auch allein die Kraft, eine große und freie Universität zu schaffen, da er weit über die engen Territorialgrenzen hinausreicht, also in seiner Existenz nicht von dem Schutz der Territorialgewalt abhängt. Die katholische Kirche ist zugleich, wie sie selbst frei seyn will und es seyn muß, ebenso auch die kräftigste Vorkämpferin für die Freiheit der zur Pflege geistiger und sittlicher Vervollkommnung geschaffenen Institute, muß also auch die Freiheit der Universität als Pflanzstätte der Wissenschaft auf's kräftigste unterstützen. Da der katholische Glaube ferner eine von Gott gesetzte Auktorität anerkennt und dieser sich freiwillig in Sachen des Glaubens und der christlichen Moral unterwirft, so ist er auch im Stande, gerade durch die gemeinschaftliche Anerkennung dieser Auktorität eine aufrichtige und dauernde Harmonie unter den katholischen Gelehrten zu erzeugen: so sehr auch ihre Studien verschieden sind und sich in ganz getrennten Gebieten bewegen, der gemeinsame Glaube und die gemeinsame Anerkennung der kirchlichen Auktorität bildet auch ihren gemeinschaftlichen Ausgangs- und Schlußpunkt bei ihrem wissenschaftlichen Streben. In dieser Anerkennung der kirchlichen Auktorität als einer von Gott gesetzten Lenkerin der Geister hat der Katholicismus auch die Kraft, einerseits der Subjektivität und Selbstüberschätzung, diesem Erbübel des Protestantismus, eine feste Schranke zu setzen und dadurch Stetigkeit und Consequenz

in die wissenschaftliche Forschung zu bringen, andererseits der Geschichte, der kirchlichen nicht minder als der profanen, ihr Recht widerfahren zu lassen. Der katholische Gelehrte bleibt nämlich von dem unglücklichen Wahn frei, als ob alle früheren Generationen in Irrthum und Finsterniß gelebt hätten und in ihm und seinen Geistesverwandten erst der Geist der Wahrheit und der Erkenntniß erwacht wäre; vielmehr weiß und bekennt er, daß der Geist Gottes schon vor Christus in der Welt thätig war und die Völker nach Gottes Rathschluß regierte, daß die Kirche Christi immer vom heiligen Geiste geleitet war, daß daher bei jedem christlichen Volk und in jedem Jahrhundert die Kirche Großes und Nützliches schuf zum Heile der Menschheit und Männer erweckte, die Großes gedacht, gelehrt, geschrieben oder in Thaten vollbracht haben. In dieser Ueberzeugung wird der katholische Gelehrte mit heiligem Ernst die Geschichte behandeln und alles Edle, Wahre und Schöne, was die Vorzeit in jedem Gebiet der menschlichen Thätigkeit, in Staat und Religion, in Kunst und Wissenschaft, Schule und Unterricht geschaffen hat, freudig anerkennen und zur Grundlage seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung machen. — Endlich hat der Katholicismus ganz allein in seiner Lehre von der Erbsünde den richtigen und natürlichen Boden zur Erziehung der studirenden Jünglinge und kann diese Erziehung vollkommen organisch mit Lehre und Unterricht verbinden; weil dieses beim Altprotestantismus, der durch die Erbsünde die sittliche Freiheit gänzlich zerstört werden läßt, beim Rationalismus, der alle schädlichen Folgen der Sünde negirt, und beim Materialismus, der die Existenz des Geistes also auch der sittlichen Freiheit geradezu läugnet, nicht der Fall ist, deßhalb ist auf den von ihnen beherrschten Universitäten die Erziehung so sehr vernachlässigt.

Ueber die Möglichkeit und Ausführbarkeit dieses großen Werkes mögen nur noch wenige Worte hier Platz finden. Der ächte kirchliche Geist, wenn er von der Noth[illegible] einer Unternehmung überzeugt war, hat sich durch [illegible] lichkeit nie abschrecken lassen. Die Apostel

haben die Bekehrung des Heidenthums unternommen, so unmöglich die Sache auch dem profanen Blicke erschien, und mit Gottes Gnade und durch ihren todverachtenden Heldenmuth ist es gelungen. Die englischen und irischen Missionäre haben Deutschlands Christianisirung unternommen, so roh und barbarisch auch die Sitten und Religionsgebräuche der heidnischen Deutschen waren, und mit Gottes Kraft haben sie gesiegt. Die edlen Cluniacenser haben die Reform der Kirche unternommen, so gewaltig auch der Kampf gegen die weltliche und geistliche Macht den Sieg zu erschweren schien, und die Energie ihres Heldenmuths hat mit der göttlichen Gnade das Ziel glücklich erreicht. Und doch ist die Sache, um die es sich jetzt handelt, durchaus nicht so schwierig: die weltliche Macht wird, wenn sie den wahren Werth einer großen und freien katholischen Universität in's Auge faßt und bedenkt, daß die wahre und tiefe Wissenschaft nicht destruktiv, sondern im edelsten Sinn conservativ ist, alles Edle und Wahre und Nützliche fördert und befruchtet, und daß die freie Wissenschaft allein im Stande ist, der großen Gefahr durch die oberflächliche und radikale Tagesliteratur gründlich zu wehren, der Gründung einer freien Universität endlich nicht nur kein Hinderniß in den Weg legen, sondern sie sogar unterstützen. Sollte aber dieß auch nicht der Fall seyn, so hat die deutsche Kirche so viele edle Bischöfe, die von der Nothwendigkeit und dem Segen einer freien katholischen Universität überzeugt sind, und so viele einflußreiche und alles Gute fördernde Fürsten, Grafen und Barone, und so viele reiche und zur Unterstützung jedes edlen patriotischen Werkes bereite Bürger in allen Stämmen und Gauen, daß es bei ernstlicher Inangriffnahme der Sache wahrlich an den materiellen Mitteln nicht fehlen wird. Das Erste und Nothwendigste aber ist der feste und auf Gott vertrauende Wille und der Uebergang zur That. Die lange Periode der Negation und der Zerstörung im politischen und wissenschaftlichen Leben muß endlich ihren Schluß finden, die Zeit des Schaffens wieder beginnen: möge die Kirche Deutschlands diesen Wächterruf nicht überhören!

Nachschrift der Redaktion.

Der verehrte Herr Verfasser ersucht uns, am Schlusse seiner Abhandlung zu bemerken, daß er rein im Interesse der Sache ohne irgendwelche Parteirücksicht seine Stimme erhoben habe. Wer die vorstehenden Aufsätze bedachtsam durchgelesen hat, wird daran ohnehin nicht zweifeln; auch befindet sich der Herr Verfasser in einer Stellung, welche allem Hader der theologischen Gelehrten-Republik sehr ferne liegt. Aber er gehört zu den Männern, welchen die Gnade offener Augen nicht versagt ist. Für diese Männer ist die Universitäts-Frage eine Sache kirchlich-politischer Nothwendigkeit, und gerade das Faktum, daß aus ihr ein Parteistreit gemacht werden konnte, ist die Krone aller Beweise für die Wahrheit des Satzes: der protestantische Geist des Landeskirchenthums habe auch die deutschen Katholiken viel tiefer angefressen, als man gewöhnlich zugibt. Das hat nicht erst die Aachener Versammlung instinktiv gefühlt, und anderen Beanstandungen als denen der praktischen Schwierigkeit, hätte der Gedanke unter den Stimmführern des katholischen Deutschlands billigerweise nie unterliegen sollen. Wenn nicht die Universitäts-Frage, dann um so gewisser die Universitäten-Frage ist nun einmal eine Existenz-Frage für die katholische Kirche in Deutschland.

Den 16. August 1864.

Die Redaktion.

…ovitäten.

Kirchengeschic… zur Zeit der Hohenstaufen, von Dr. Sauter, Caplan. Nördlingen 1864.

Der Verfasser dieser compendiösen Bearbeitung der älteren Kirchengeschichte Schwabens äußert sich im Vorworte: es werde von der Aufnahme abhängen, welche seine Arbeit finde, ob auch die bereits im Manuscript vorliegende und bis zur Zeit der Reformation reichende Fortsetzung im Drucke erscheine. Wir wünschen der nicht unverdienstlichen Schrift eines strebsamen Anfängers die beste, nachsichtigste Aufnahme und Beurtheilung, können aber doch einige Bedenken nicht verschweigen. Gerade weil der Verfasser offenbar guten Willen und Fleiß besitzt, möchten wir ihm, durch Hinweisung auf dasjenige was uns an seinem Buche mißfällt, einen guten Dienst erweisen.

Daß wir zuerst die Form berühren, geschieht gewiß nicht deßhalb, weil man jetzt insgemein die bestgeschriebene Geschichte für die beste zu halten pflegt. Gleich die ersten Seiten in Dr. Sauter's Schrift sind denn doch gar zu unbehülflich, daß wir nicht sagen fehlerhaft stylisirt. Und auch im weiteren Verlaufe begegnen wir oftmals jenen bekannten Copulativsätzen und Recapitulationen, deren man sich bedient, wenn man den

gier! Nicht bloß der Adel, dessen katholische Gesinnung seit Jahrhunderten ruhmvoll dasteht, nicht bloß der Klerus, sondern auch die wissenschaftlich gebildeten Privatmänner und Beamten aller Klassen zeigen sich von Begeisterung für die Kirche erfüllt und erkämpften gegen die Freimaurer und Radikalen einen Sieg nach dem andern; ihre freie Universität ist für sie der Mittelpunkt des regsten und geistigen Lebens und bringt Einheit in das katholische Volk! Noch weit großartiger müßte die Wirksamkeit der freien katholischen Universität in Deutschland werden, wenn sie, da ihre Nothwendigkeit schon wiederholt ausgesprochen worden ist und in immer weiteren Kreisen anerkannt wird, endlich einmal durch eine rasche That in's Leben gerufen würde. —

Die Sache liegt einfach so, wie aus Obigem hervorgeht: die Universitäten sind ächte Kinder des katholischen Geistes und aus freier Begeisterung der katholischen Welt für Schule und Wissenschaft hervorgewachsen und durch freiwillige Gaben, Schenkungen und Vermächtnisse materiell sichergestellt worden. So lange sie vollkommene Freiheit genossen, waren sie der katholischen Kirche treu und ergeben, zugleich als höchste Auktoritäten der Wissenschaft in der ganzen christlichen Welt anerkannt und verdienten auch diesen Ruhm durch ihre großartigen Schöpfungen in allen Gebieten der Wissenschaft. Sobald diese vollkommene Freiheit aufhörte und die Staatsgewalt Einfluß auf sie bekam, fällt die Weltschule zuerst in die Arme des Humanismus und dann des Protestantismus, wird nun ihrer Freiheit vollständig beraubt und sinkt zu einer Landesuniversität und zur Vasallin des monarchischen oder republikanischen Parteistaates herab. Von jetzt an ist sie wie materiell, so auch geistig und wissenschaftlich von der Territorialgewalt abhängig und dadurch die wissenschaftliche Lehre und Forschung selbst ihrer Freiheit beraubt; sie muß fremdartigen religiösen und politischen Zwecken dienen. So wurden alle Zweige der Wissenschaft von ihrem festen historischen Boden losgerissen und eine Beute des Subjektivismus, der sich im Rationalismus, in der Philosophie und im Materialismus vorzüglich ausgeprägt hat. Durch diese sub-

jektive Willkürherrschaft wurde die Wissenschaft nach allen Richtungen einem steten, unheilvollen Wechsel unterworfen, und hiedurch sowohl als durch die Thatsache ihrer Abhängigkeit verlor die Universität den Glauben und das Vertrauen der Völker auf die Wahrheit und Objektivität ihrer wissenschaftlichen Resultate, und es bildete sich eine von der Universität durchaus unabhängige und sie vollständig ignorirende Literatur, die ebenso oberflächlich und leichtfertig als sittlich und politisch gefährlich ist, weil sie alle Pfeiler der Religion und des Staats unterwühlt. Soll nun diesem täglich wachsenden Uebel des wissenschaftlichen Schwankens und unfruchtbaren Experimentirens der Subjektivität einerseits, und des unheilvollen literarischen Dilettirens und alle Volksklassen ansteckenden Wühlens der belletristischen und politischen Presse andererseits Einhalt gethan werden, so muß man nothwendig die Quelle des Uebels verstopfen, d. h. die Abhängigkeit der Universität von einer äußeren Macht, die irgendwie, sei es direkt oder indirekt, auf sie einwirken *könnte*, muß total abgeschafft werden. Dieß ist das neue *Fundament*, das zu legen ist. Ist die vollständigste Unabhängigkeit einmal faktisch hergestellt und kann die Welt gar nicht mehr daran zweifeln, so wird die Universität in ihrem Ansehen rasch und unaufhaltsam wachsen und als Fackelträgerin der Wahrheit und Wissenschaft von allen Parteien verehrt werden. Durch die Berufung der besten und gelehrtesten Männer in Folge der Wiedererlangung des Cooptationsrechts wird sie ihren wissenschaftlichen Ruhm schnell begründen, und in derselben Cooptation hat sie die Bürgschaft, daß auch in der Zukunft ihr Ruhm fortdauern wird. Vom Protestantismus kann und wird aber diese freie Universität nicht geschaffen werden, weil er unauflöslich mit der Staatsgewalt verwachsen ist und ohne Staatshilfe in zahllose Parteien sich auflösen würde; also käme eine Harmonie in dem Lehrkörper der freien Universität n i e zu Stande, da der Geist der Subjektivität und Auktoritätslosigkeit aus dem innersten Wesen des Protestantismus hervorgeht. Es würde somit die freie Universität, wenn vom Protestantismus

geschaffen, dasselbe Schauspiel der Zwietracht unter den Lehrern, des Schwankens der wissenschaftlichen Forschung, des Widerspruchs unter den Fakultäten und der Vernachlässigung der Erziehung darbieten wie die Universitäten bis jetzt. Uebrigens wird der Protestantismus, der bei weitem die meisten Universitäten Deutschlands theils ausschließlich theils vorherrschend in seinem Dienst hat, nicht daran denken, diesen Besitzstand durch Gründung einer vom Staat unabhängigen Universität in Frage stellen zu wollen. Der Katholicismus aber hat die wichtigsten Gründe, seinen Einfluß auf die deutsche Nation durch eine neue Universität energisch zu steigern und der katholische Geist hat auch allein die Kraft, eine große und freie Universität zu schaffen, da er weit über die engen Territorialgrenzen hinausreicht, also in seiner Existenz nicht von dem Schutz der Territorialgewalt abhängt. Die katholische Kirche ist zugleich, wie sie selbst frei seyn will und es seyn muß, ebenso auch die kräftigste Vorkämpferin für die Freiheit der zur Pflege geistiger und sittlicher Vervollkommnung geschaffenen Institute, muß also auch die Freiheit der Universität als Pflanzstätte der Wissenschaft auf's kräftigste unterstützen. Da der katholische Glaube ferner eine von Gott gesetzte Auktorität anerkennt und dieser sich freiwillig in Sachen des Glaubens und der christlichen Moral unterwirft, so ist er auch im Stande, gerade durch die gemeinschaftliche Anerkennung dieser Auktorität eine aufrichtige und dauernde Harmonie unter den katholischen Gelehrten zu erzeugen: so sehr auch ihre Studien verschieden sind und sich in ganz getrennten Gebieten bewegen, der gemeinsame Glaube und die gemeinsame Anerkennung der kirchlichen Auktorität bildet auch ihren gemeinschaftlichen Ausgangs- und Schlußpunkt bei ihrem wissenschaftlichen Streben. In dieser Anerkennung der kirchlichen Auktorität als einer von Gott gesetzten Lenkerin der Geister hat der Katholicismus auch die Kraft, einerseits der Subjektivität und Selbstüberschätzung, diesem Erbübel des Protestantismus, eine feste Schranke zu setzen und dadurch Stetigkeit und Consequenz

in die wissenschaftliche Forschung zu bringen, andererseits der Geschichte, der kirchlichen nicht minder als der profanen, ihr Recht widerfahren zu lassen. Der katholische Gelehrte bleibt nämlich von dem unglücklichen Wahn frei, als ob alle früheren Generationen in Irrthum und Finsterniß gelebt hätten und in ihm und seinen Geistesverwandten erst der Geist der Wahrheit und der Erkenntniß erwacht wäre; vielmehr weiß und bekennt er, daß der Geist Gottes schon vor Christus in der Welt thätig war und die Völker nach Gottes Rathschluß regierte, daß die Kirche Christi immer vom heiligen Geiste geleitet war, daß daher bei jedem christlichen Volk und in jedem Jahrhundert die Kirche Großes und Nützliches schuf zum Heile der Menschheit und Männer erweckte, die Großes gedacht, gelehrt, geschrieben oder in Thaten vollbracht haben. In dieser Ueberzeugung wird der katholische Gelehrte mit heiligem Ernst die Geschichte behandeln und alles Edle, Wahre und Schöne, was die Vorzeit in jedem Gebiet der menschlichen Thätigkeit, in Staat und Religion, in Kunst und Wissenschaft, Schule und Unterricht geschaffen hat, freudig anerkennen und zur Grundlage seiner eigenen wissenschaftlichen Fortbildung machen. — Endlich hat der Katholicismus ganz allein in seiner Lehre von der Erbsünde den richtigen und natürlichen Boden zur Erziehung der studirenden Jünglinge und kann diese Erziehung vollkommen organisch mit Lehre und Unterricht verbinden; weil dieses beim Altprotestantismus, der durch die Erbsünde die sittliche Freiheit gänzlich zerstört werden läßt, beim Rationalismus, der alle schädlichen Folgen der Sünde negirt, und beim Materialismus, der die Existenz des Geistes also auch der sittlichen Freiheit geradezu läugnet, nicht der Fall ist, deßhalb ist auf den von ihnen beherrschten Universitäten die Erziehung so sehr vernachlässigt.

Ueber die Möglichkeit und Ausführbarkeit dieses großen Werkes mögen nur noch wenige Worte hier Platz finden. Der ächte kirchliche Geist, wenn er von der Nothwendigkeit einer Unternehmung überzeugt war, hat sich durch scheinbare Unmöglichkeit nie abschrecken lassen. Die Apostel und ersten Christen

haben die Bekehrung des Heidenthums unternommen, so unmöglich die Sache auch dem profanen Blicke erschien, und mit Gottes Gnade und durch ihren todverachtenden Heldenmuth ist es gelungen. Die englischen und irischen Missionäre haben Deutschlands Christianisirung unternommen, so roh und barbarisch auch die Sitten und Religionsgebräuche der heidnischen Deutschen waren, und mit Gottes Kraft haben sie gesiegt. Die edlen Cluniacenser haben die Reform der Kirche unternommen, so gewaltig auch der Kampf gegen die weltliche und geistliche Macht den Sieg zu erschweren schien, und die Energie ihres Heldenmuths hat mit der göttlichen Gnade das Ziel glücklich erreicht. Und doch ist die Sache, um die es sich jetzt handelt, durchaus nicht so schwierig: die weltliche Macht wird, wenn sie den wahren Werth einer großen und freien katholischen Universität in's Auge faßt und bedenkt, daß die wahre und tiefe Wissenschaft nicht destruktiv, sondern im edelsten Sinn conservativ ist, alles Edle und Wahre und Nützliche fördert und befruchtet, und daß die freie Wissenschaft allein im Stande ist, der großen Gefahr durch die oberflächliche und radikale Tagesliteratur gründlich zu wehren, der Gründung einer freien Universität endlich nicht nur kein Hinderniß in den Weg legen, sondern sie sogar unterstützen. Sollte aber dieß auch nicht der Fall seyn, so hat die deutsche Kirche so viele edle Bischöfe, die von der Nothwendigkeit und dem Segen einer freien katholischen Universität überzeugt sind, und so viele einflußreiche und alles Gute fördernde Fürsten, Grafen und Barone, und so viele reiche und zur Unterstützung jedes edlen patriotischen Werkes bereite Bürger in allen Stämmen und Gauen, daß es bei ernstlicher Inangriffnahme der Sache wahrlich an den materiellen Mitteln nicht fehlen wird. Das Erste und Nothwendigste aber ist der feste und auf Gott vertrauende Wille und der Uebergang zur That. Die lange Periode der Negation und der Zerstörung im politischen und wissenschaftlichen Leben muß endlich ihren Schluß finden, die Zeit des Schaffens wieder beginnen: möge die Kirche Deutschlands diesen Wächterruf nicht überhören!

Nachschrift der Redaktion.

Der verehrte Herr Verfasser ersucht uns, am Schlusse seiner Abhandlung zu bemerken, daß er rein im Interesse der Sache ohne irgendwelche Parteirücksicht seine Stimme erhoben habe. Wer die vorstehenden Aufsätze bedachtsam durchgelesen hat, wird daran ohnehin nicht zweifeln; auch befindet sich der Herr Verfasser in einer Stellung, welche allem Hader der theologischen Gelehrten-Republik sehr ferne liegt. Aber er gehört zu den Männern, welchen die Gnade offener Augen nicht versagt ist. Für diese Männer ist die Universitäts-Frage eine Sache kirchlich-politischer Nothwendigkeit, und gerade das Faktum, daß aus ihr ein Parteistreit gemacht werden konnte, ist die Krone aller Beweise für die Wahrheit des Satzes: der protestantische Geist des Landeskirchenthums habe auch die deutschen Katholiken *viel tiefer* angefressen, als man gewöhnlich zugibt. Das hat *nicht erst* die Aachener Versammlung instinktiv gefühlt, und anderen Beanstandungen als denen der praktischen Schwierigkeit, hätte der Gedanke unter den Stimmführern des katholischen Deutschlands billigerweise nie unterliegen sollen. Wenn nicht die Universitäts-Frage, dann um so gewisser die Universitäten-Frage ist nun einmal eine Existenz-Frage für die katholische Kirche in Deutschland.

Den 16. August 1864.

Die Redaktion.

XVIII.

Historische Novitäten.

Kirchengeschichte Schwabens bis zur Zeit der Hohenstaufen, von Dr. Sauter, Caplan. Nördlingen 1864.

Der Verfasser dieser compendiösen Bearbeitung der älteren Kirchengeschichte Schwabens äußert sich im Vorworte: es werde von der Aufnahme abhängen, welche seine Arbeit finde, ob auch die bereits im Manuscript vorliegende und bis zur Zeit der Reformation reichende Fortsetzung im Drucke erscheine. Wir wünschen der nicht unverdienstlichen Schrift eines strebsamen Anfängers die beste, nachsichtigste Aufnahme und Beurtheilung, können aber doch einige Bedenken nicht verschweigen. Gerade weil der Verfasser offenbar guten Willen und Fleiß besitzt, möchten wir ihm, durch Hinweisung auf dasjenige was uns an seinem Buche mißfällt, einen guten Dienst erweisen.

Daß wir zuerst die Form berühren, geschieht gewiß nicht deßhalb, weil man jetzt insgemein die bestgeschriebene Geschichte für die beste zu halten pflegt. Gleich die ersten Seiten in Dr. Sauter's Schrift sind denn doch gar zu unbehülflich, daß wir nicht sagen fehlerhaft stylisirt. Und auch im weiteren Verlaufe begegnen wir oftmals jenen bekannten Copulativsätzen und Recapitulationen, deren man sich bedient, wenn man den

Uebergang vom vorhergegangenen zum folgenden nicht recht zu finden weiß. Der Verfasser hat einen größeren Leserkreis im Auge. Das hätte ihn dazu bestimmen müssen, uns seine Darstellung in möglichst formgerechter Weise zu geben. Wir Katholiken unter den Schriftstellern — das dürfen wir uns nicht verbergen — sind nicht die Schooßkinder jener spitzigen Federn, die, im Dienste des Leipziger Meßkataloges und der Sosii fratres, öffentliche Meinung machen. Unsere Ansichten und Ueberzeugungen können dort nicht Gnade finden, und oft müssen formelle Verstöße als Motive zur summarischen Verurtheilung herhalten. Daher sollten wir schon im Interesse der guten Sache jener enggeschlossenen Phalanx, welche jeder Kundgebung katholischen Sinnes principiell entgegentreten muß, nicht die Freude gönnen die einem wohlgeschulten Magisterlein zu Theil wird, wenn es uns das Pensum corrigiren darf. Hieher gehören insbesondere die mangelhaften oder ganz und gar verkehrten Citate, die zur Ungebühr verwendeten Fremdworte und die Druckfehler. Es *ist ein Verstoß* gegen wissenschaftliche Methode, wenn man *Quellen* und Hülfsmittel nicht gehörig unterscheidet und unter allen Umständen vom Uebel, wenn man den citirten Büchern nicht ihre richtigen Titel gibt. So bemerken wir S. 12 Monumenta Germaniae historia, S. 57 Neug. Art l. c. (i. e. Neugart l. c.), S. 136 Feyerbrand statt Feyerabend, S. 144 Mon. Boie, S. 211 Sunig Scicileg eccl. statt Lünig spicileg. eccl., S. 212 Cardinal von Prävestе u. s. w. Solche Druckfehler sollten vermieden werden. Unschön ist es auch, wenn man sich nicht einer constanten Orthographie befleißigt und z. B. bald die Zäringer, bald auch die Zähringer, und abwechselnd Ramschwag oder Ramschwang schreibt. Wegen solcher Gebrechen wollen wir aber die guten Seiten der Arbeit nicht verkennen, und nun zum Inhalt übergehen.

Auf S. 1 — 16 wird eine Einleitung gegeben, die allgemeine Bemerkungen über die ältesten Bewohner Schwabens, ihre Sitten und religiösen Gebräuche enthält. Eine neue, selbstständige Forschung ist, nach den bekannten Werken von Hefele,

Mone und Stälin, für diesen Abschnitt zumal in einer populären Geschichte nicht mehr nöthig. Dr. Sauter war daher vollauf berechtigt sich kurz zu fassen. Der erste Abschnitt (S. 17—108) behandelt die Zeit von 496 — 918, oder von der Schlacht bei Zülpich (Toul?) bis zu Herzog Burkhard I. Recht gelungen scheint uns die Nachweisung der Anknüpfungspunkte, welche der heidnische Cult der Alemannen, wie überhaupt der Germanen, dem Christenthume darbot. Weniger dagegen können wir uns damit einverstanden erklären, daß der Verfasser seinen kirchenhistorischen Versuch in den Rahmen der schwäbischen Adelsgeschichte gestellt hat. Weit davon entfernt die Verdienste des schwäbischen Uradels verkennen zu wollen, würden wir es doch für ungleich zweckmäßiger, für historischer halten, die Kirchengeschichte Schwabens nach den hiebei in Betracht kommenden Sprengeln und Gotteshäusern zu gliedern. Es würde sich die Arbeit, nach unserem Dafürhalten, von einer mehr der Scholle verwachsenen Suevia sacra, wie sie seiner Zeit durch Petrus wenn auch in unvollkommener Weise gegeben wurde, insbesondere dadurch unterscheiden, daß der Verfasser danach streben müßte, ein die verschiedenen Organe des kirchlichen Lebens und deren Wechselwirkung stets im Auge behaltendes, anschauliches Gesammtbild der religiösen Entwicklung unseres schwäbischen Heimathlandes in fortlaufender Erzählung darzubieten. Dr. Sauter scheint es übrigens selbst gefühlt zu haben, daß es nicht möglich sei strikte an die schwäbische Adelsgeschichte anzuknüpfen, denn er wendet sich schon auf S. 26 zu den ersten Anfängen des Bisthums Constanz und des Klosters St. Gallen, um dann S. 38 ff. die Lex Alamannorum vom kirchlichen Standpunkte zu würdigen. Daß diesem wichtigen Gesetze die gebührende Aufmerksamkeit geschenkt wurde, kann nur gebilligt werden. Man kann dasselbe als ein Werkzeug zur völligen Christianisirung des Schwabenlandes auffassen, aber auch als einen Maßstab für die bereits vollzogene Bekehrung unserer Altvordern. Hinsichtlich der Dagobert'schen Diöcesaneintheilung, die wir indessen nur aus einer Urkunde K. Friedrichs I. vom

Jahre 1152 kennen, erlauben wir uns die Bemerkung, daß der Herr Verfasser nur Neugart's Codex diplomaticus citirt hat, während der beste Abdruck in Kauslers trefflichem Wirtembergischen Urkundenbuche steht. Man wird indessen nicht übersehen dürfen, daß Dr. Sauter in Niederstotzingen wohnt, also ferne von einer größeren Bibliothek. Aus diesem Grunde dürfen wir es auch nicht betonen, daß verschiedene Quellenschriftsteller nach veralteten Ausgaben citirt werden und daß die Nachweisung der vorhandenen Literatur etwas zu wünschen übrig läßt.

Auf S. 48 wird die Reihenfolge der Alemannischen Herzoge wieder aufgegriffen, obgleich von Chrodebert, Leuthar und Gotefrid keine kirchengeschichtlich relevante Thatsache berichtet werden kann. Unter Herzog Nebi wird Veranlassung genommen, auf die Gründung des Klosters Reichenau einzugehen. Wie kömmt es wohl, daß Mone's Quellensammlung für die badische Landesgeschichte nicht benützt worden ist? Konnte die Schrift von F. X. Staiger genannt werden, so durfte auch *Ottmar* Schönhuth's Arbeit einige Beachtung finden; sie scheint uns das Beste zu seyn, was dieser unkritische Polygraph geschrieben hat.

Hätte sich Dr. Sauter nicht mit der Reihenfolge der Alemannischen Herzoge belastet, so würde er für ausführlichere Nachrichten über einzelne kirchliche Stiftungen den nöthigen Raum gewonnen haben, deßgleichen auch für die nach unserem Dafürhalten etwas zu kurz gehaltenen Angaben über das Leben der vielen Heiligen und Seligen des Schwabenlandes. Den an und für sich nicht unverdienstlichen Abschnitt über den heil. Bonifacius (S. 62 — 81) würden wir in Rücksicht auf die einer Kirchengeschichte Schwabens gesteckten Grenzen etwas abgekürzt haben, obgleich sich nicht verkennen läßt, daß die Auszüge aus den Beschlüssen des Concilium Liftinense und dem Indiculus superstitionum auch für solche Leser lehrreich sind, in deren Händen sich weder größere Conciliensammlungen, noch Hefele's ausgezeichnete Conciliengeschichte, oder die betreffenden Werke von Binterim, Grimm und Mone voraussetzen lassen.

Wir wollen indessen weder eine kritische Analyse, noch ein summarisches Inhaltsverzeichniß des Buches geben und beschließen also unser Referat, indem wir der mit Lust und Liebe gearbeiteten Schrift von Herzen eine günstige Aufnahme wünschen. Sie enthält in der That viele recht nützliche Angaben und ist sichtbar das Ergebniß eines höchst achtbaren Strebens. Wäre nur das stofflich in ihr Vorhandene etwas übersichtlicher gruppirt, so würde die Wirkung jedenfalls eine ungleich größere seyn. So würden wir z. B. gewünscht haben, die über die kirchlichen Schulanstalten gegebenen Notizen in einem besonderen Abschnitte beisammen zu finden. Leser, denen es um die Sache zu thun ist, lassen sich durch formelle Mängel nicht sofort abschrecken. Möge sich auch der Herr Verfasser nicht abschrecken lassen.

XIX.

Studien über die Honorius-Frage*).

Das Interesse, das die Honorius-Frage während der verflossenen zwei Jahrhunderte in der theologischen Welt aufs

*) Von G. Schneemann, Priester der Gesellschaft Jesu. Freiburg bei Herder 64 S. — Wir haben in diesen „Blättern" (Bd. 52 S. 265 ff.) Döllingers „Papstfabeln" und seine Meinung über Honorius besprochen. Die vorstehende Schrift sucht eine andere Meinung mit wissenschaftlichen Gründen geltend zu machen, und für diese letztere entscheidet sich der verehrte Hr. Referent. Die Leser werden mit Interesse von diesem Versuch Notiz nehmen, wie wir mit Vergnügen der Pflicht des Audiatur et altera pars nachkommen. Anm. d. Red.

...t für sich in Anspruch nahm, entsprang weniger aus dem Gegenstande, als aus gewissen allgemeineren Folgerungen für die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes, welche damit in Verbindung gebracht wurden. In diesem Sinne ließen sich hier Protestanten vornehmlich, aber mehr oder minder auch Gallikaner und Jansenisten von der Absicht leiten, die Walch in seiner Ketzerhistorie in die Worte kleidet, zu zeigen: „in welche Chikanen, Widersprüche, Blößen sich diejenigen verwickeln, welche die Unfehlbarkeit des Papstes mit der Unfehlbarkeit der Concilien zu vereinigen suchen." Und das schien leichte Arbeit zu seyn; das sechste ökumenische Concil hat doch offenbar Honorius, den Papst, wegen seiner Schreiben an den Patriarchen Sergius in der Sache der monotheletischen Wirren neben Theodor von Pharan, den Patriarchen Sergius, Cyrus, Pyrrhus u. A. verdammt; er erscheint in der Reihe dieser Monotheleten als „Mitketzer, Mitläufer und Bestätiger der Ketzereien" *), wie sich *Kaiser Constantin* und das Edikt an der großen Kirche der *Hauptstadt* ausdrücken; diese Verurtheilung aber ist mit dem von Baronius, Bellarmin und einigen andern entwickelten Systeme (von der Unfehlbarkeit des Papstes) unvereinbar **); es scheint also klar, daß nur die Wahl bleibt, entweder den Aussprüchen eines ökumenischen Concils Gewalt anzuthun, oder aber auf das genannte System zu verzichten. Daß der gelehrte Verfasser der „Papstfabeln", der neuestens wieder die Honorius-Frage auf die Tagesordnung gesetzt hat, dieser Alternative folgt, ist bekannt; auf welche Seite er schließlich neigt, ist gleichfalls angedeutet mit den Worten: „wenn der Begriff einer Entscheidung ex cathedra gehörig erweitert, und nur diejenige dogmatische Erklärung dahin gerechnet wird, welche ein Papst nicht

---

*) Die Papstfabeln des Mittelalters. Ein Beitrag zur Kirchengeschichte von Joh. Jos. Ign. von Döllinger. München 1863. S. 133.

**) Papstfabeln S. 145.

in seinem Namen und für sich, sondern im Namen der Kirche, mit dem sichern Bewußtseyn der in der Kirche herrschenden Lehre, also nach vorausgegangener Umfrage oder conciliarischer Erörterung erläßt, dann — aber auch nur dann läßt sich sagen, daß Honorius nicht ex cathedra geurtheilt habe." Das heißt aber offenbar nichts anderes als man muß die Unfehlbarkeit des Papstes, wie sie gewöhnlich verstanden wird, die in Frankreich sogenannte „ultramontane" Auffassung preisgeben, um den Verlegenheiten der Honorius-Frage auszuweichen. Mit andern Worten, man müßte offen in das Lager der Gallikaner übergehen, soferne diese die bekannte Proposition aufstellten: das Urtheil des Papstes ist nicht unverbesserlich, wenn nicht die Zustimmung der Kirche hinzutritt. Denn ob dieser Consens vorhergehe oder nachträglich sich erkläre, ist, wie auch Natalis Alexander bemerkt, einerlei; und wie die Gallikaner, gehen die Papstfabeln in der ausgehobenen Stelle von der Supposition aus, daß wenn der Papst „für sich" definire, ohne conciliarische Erörterung oder Umfrage, er nicht im Namen der Kirche spreche.

Bevor wir nun aber zu einem solchen Sprung uns entschließen, werden wir gut thun, genau zu prüfen, ob die Vordersätze, auf welche der fatale Schluß gebaut ist, sich in Richtigkeit befinden. Die Vorfrage mit andern Worten ist nicht zu umgehen: gesetzt, Honorius wäre wirklich in die monotheletische Häresie gefallen, und es wäre wirklich kein Zweifel möglich über die Absicht des sechsten Concils, „den Honorius wegen wirklicher Häresie, und nicht bloß wegen Schwäche oder Nachlässigkeit und Unvorsichtigkeit in Bekämpfung der Häresie zu verurtheilen" *), ist es dann schon so gewiß, als Hr. von Döllinger anzunehmen scheint, daß die unparteiische Geschichtsforschung mit der Vertheidigung der Unfehlbarkeit des Papstes in Conflikt gerathe? Die Antwort hängt von zwei Dingen ab;

*) Papstfabeln S. 135.

einmal, wie die Entscheidung ex cathedra zu verstehen sei; sodann ob in den Schreiben von Honorius eine solche Entscheidung vorliege?

„Was verstand Bellarmin“ (auf dessen „System“ sich die Papstfabeln beziehen) „unter einer Entscheidung ex cathedra? Etwa jedes Dekret, das der Papst als Papst erläßt? Durchaus nicht. Der Papst wird tausendmal als Papst gefragt und antwortet ebenso oft als Papst, ohne auch nur eine einzige definitio ex cathedra zu geben. Eine solche Erklärung ist zu unbestimmt, als daß man sie einem Manne, wie Bellarmin, zumuthen könnte; er spricht vielmehr die Meinung, daß der Papst auch als Papst in gewissen Punkten irren könne, als die allgemeine Ansicht aller Katholiken aus“ *). (Nach Walch freilich genügt zur Entscheidung ex cathedra, „daß der Papst als Papst gefragt wird und als Papst antwortet.“). „Wann ist denn nach der Meinung Bellarmins der Papst unfehlbar? Der *Papst kann nicht*, erwidert der große Gelehrte, etwas Häretisches definiren in dem, was er der ganzen Kirche zu glauben befiehlt. Bellarmin hält sich strenge an diese Erklärung, darum unterscheidet er selbst in den Bullen die Definition von dem, was der Papst nebenbei, ohne etwas zu definiren vorbringt.“ Nach dieser Erläuterung stellt sich P. Schneemann die Frage: Hat Honorius zur Entscheidung der monotheletischen Streitigkeiten der Kirche etwas zu glauben vorgestellt? Und er antwortet unseres Dafürhaltens vollkommen richtig: „Nein, durchaus nicht. Seine Absicht war offenbar, den Streit nicht durch eine Definition zu schlichten, sondern durch das Gebot des Stillschweigens zu unterdrücken. Dieß blickt aus beiden Schreiben heraus“ **).

Also gesetzt auch, Papst Honorius hätte in seinen Schreiben an Sergius den häretischen Meinungen dieses Patriarchen beigepflichtet, gesetzt ferner, ein ökumenisches Concil hätte ihn

*) De Romano Pontifice IV. c. 11.

**) Studien S. 34 f.

dieserhalb als Häretiker verurtheilt, gegen das „System", d. h. gegen die Lehre von der Unfehlbarkeit des Papstes würde daraus schlechterdings nichts abgeleitet werden können. Ebendamit ist für diese berühmte Frage der historischen Forschung ihre volle Freiheit gesichert, oder der Papst Honorius wird in das Recht einer vorurtheilsfreien, unparteiischen Beurtheilung, dessen ihn vielmehr schismatische, als dogmatische Befangenheit alsbald nach seinem Hingange verlustig werden ließ, wieder eingesetzt.

Es erübrigt nun, den Gang des Verfassers in dieser so rein historisch gewordenen Untersuchung zu verfolgen. Sein Endurtheil hat er an die Spitze der Abhandlung gestellt. Er erklärt, daß er sich in dieser die Aufgabe gestellt habe, „die Rechtgläubigkeit eines der kirchlichen Lehre treu ergebenen, wenn auch in Beschützung derselben nicht glücklichen Papstes zu vertheidigen." Zu diesem Behufe ist sein Leben (S. 1—16) sowie das von der Kirche und der Wissenschaft über ihn gefällte Urtheil in kurzen Zügen dargestellt (S. 16 — 38) und eine Exegese jener Stellen hinzugefügt (S. 38 — 58), auf welche man die Anklage gegen ihn zu begründen pflegt. Den Schluß bildet eine Beleuchtung über die Bedeutung des Anathems der sechsten Synode gegen Honorius.

Das Pontifikat Honorius des Ersten zeigt uns einen für die Ausbreitung des Evangeliums (in Britannien, Gallien), für die Einigung und das Wohl der Kirche eifrigst besorgten Kirchenfürsten, der bei dem Ausbau des Werkes, das sein Lehrer der heil. Gregor der Gr. grundgelegt, von Seiten seiner Umgebung, wie der Frömmsten seiner Zeitgenossen eines wohlverdienten Ansehens genießt und selbst durch seine Schwäche den Orientalen gegenüber, die für seine Ehre so nachtheilig werden sollte, unser Mitgefühl erregt. Wäre je der Verdacht formell häretischer Gesinnung erhoben worden, so würde er durch das Leben und Wirken des Papstes hinreichend widerlegt. Was ihm zunächst zur Last fällt, ist der Mangel an Wachsamkeit gegen jenen hauptsächlich politischen Bedürfnissen der Byzantiner entsprungenen falschen Unionsversuch zwischen der Kirche und den Jakobiten oder Monophysiten, an

welche sich Reste der apollinaristischen Häresie angeschlossen hatten. Das dem Kaiser Heraclius so erwünschte Auskunftsmittel, welches die Lehre von dem Einen Willen und Einer gottmenschlichen Thätigkeit in Christus zu bieten schien; dieser Vermittlungsversuch, von dem man sich goldene Berge versprach, wurde von dem verschlagenen Patriarchen Sergius an den friedliebenden, dem Kaiser ergebenen Papst auf eine Weise gebracht, daß Täuschungen und Mißgriffe nur durch das höchste Maß von Vorsicht abgewendet werden konnten. Es schien ein Weg gefunden, die mächtige Partei der Monophysiten zur Kirche zurückzuführen; der Patriarch von Alexandrien Cyrus, in dessen Diöcese sie ihren Hauptsitz gefunden, wollte bereits Wunderdinge ausgerichtet haben; die Katholiken, welche erst Bedenken erhoben, dann sich offen gegen das Mittel als Häresie enthaltend erklärten, wurden als unruhige Menschen geschildert, die man zum Schweigen bringen müsse; und um dieses vom *Papste zu erreichen*, wird die Maßregel auf den ganzen neu *entzündeten* dogmatischen Streit, über Einen oder zwei Willen, Eine oder zwei Energien in Christus, ausgedehnt. Die katholische Lehre, die Sophronius geltend machte, enthält wirklich in ihrer Formulirung Neues, und so verfing die List: Honorius ging in die Falle, er pflichtete dem Sergius bei, daß man weder von Einer noch zwei Energien in Christus reden und unnütze Wortklaubereien den Philosophen und Grammatikern überlassen solle, weil er nicht genau genug untersucht hatte; die Monotheleten aber mißbrauchten seine Zustimmung, um die neue Irrlehre, begünstigt durch das den Katholiken auferlegte Schweigen zu verbreiten; die Kaiser, in der Irreleitung bestärkt, erlassen die Ekthesis und den Typus, welche die Verwirrung im Reiche steigern, statt sie zu mindern. Selbst als die Katholiken im Orient das Stillschweigen brachen, das ihre Gegner mißbrauchten, beharrte der Papst Honorius dabei, den Streit durch äußeres Eingreifen niederzuhalten, statt sich ernstlich in dogmatische Entscheidung einzulassen.

Ist nun Honorius in diesem schuldhaften Verhalten dem

monotheletischen Inhalte jener Unionsversuche selber beigetreten? Die „Papstfabeln" suchen die Bejahung dieser Frage hauptsächlich aus Blößen und Widersprüchen, in welche sich die Vertheidiger seiner Rechtgläubigkeit verwickeln, darzuthun. Die „Studien" holen deßhalb aus der Beurtheilung in der *Kirche*, namentlich der wissenschaftlichen, in der theologischen *Literatur* des 17. und 18. Jahrhunderts, einen der Entlastungsbeweise für Honorius. Sie unterscheiden in jener überhaupt drei Perioden. Die erste beschreibt die Untersuchung, welche alsbald nach dem Tode des Papstes Honorius über dessen Orthodoxie in Rom angestellt wurde. Die Monotheleten im Orient beriefen sich, indem sie Honorius als den Ihrigen anzogen, auf das Schreiben des Papstes an Sergius, besonders auf jene Stelle, welche die Worte enthält: „Wir bekennen Einen Willen des Erlösers." Daher sandten die Vertheidiger der katholischen Lehre eigens nach Rom, um den Sinn dieser Stelle und die Ansichten des verstorbenen Papstes zu ermitteln. Die genau geführte Untersuchung hierüber fiel so günstig für Honorius aus, daß nicht nur der hl. Maximus, der erleuchtetste Theologe der griechischen Kirche in jener Zeit, für sich von der Rechtgläubigkeit des Papstes ganz überzeugt wurde, sondern auch den Patriarchen Pyrrhus, einen Hauptanhänger der neuen Irrlehre, davon überführte. Die Abendländer aber waren schon über den Verdacht der Häresie in Unwillen gerathen*). Die zweite Periode umfaßt die Untersuchung, welche etwa vierzig Jahre später auf dem sechsten Concil gepflogen wurde. Das Urtheil desselben über Honorius, wie es vorliegt, macht zwar sichtlich einen Unterschied zwischen ihm und den eigentlichen Urhebern und Verbreitern der Häresie, aber es ist gleichwohl ein Verdammungsurtheil und legt ihm zur Last, daß er in seinem (ersten) Schreiben an Sergius dessen Meinung in allweg beigepflichtet und seine gottlosen Lehren be-

---

*) Studien S. 18 ff.

kräftigt habe*). Ebenso spricht die Synode das Anathem über ihn aus**). Haben nun auch die „Studien" wie es scheint überzeugend dargethan, daß dieses Urtheil von Papst Leo II. nur in dem Sinne bestätigt und Urtheil einer ökumenischen Synode geworden ist, als es dem Papste Honorius eine Begünstigung der Häresie (durch die Oeconomie des Stillschweigens) zur Last legt (S. 59 ff.), so vermissen wir nur ungerne eine genauere Einlassung in die eben berührten Aussprüche der Synode vor ihrer Bestätigung durch das Oberhaupt der Kirche. Ebenso hätte eine Beleuchtung der trüben Einflüsse, welche den unseligen Rivalitäten der Byzantiner mit der geistlichen Suprematie von Altrom entstammten, schwerlich gegen die Achtung verstoßen, welche wir dem sechsten Concil schulden, wohl aber zur genaueren Bestimmung der Grenze, wie weit und in welchem Sinne das Abendland der Verdammung des Honorius zugestimmt, nicht wenig beigetragen. Wenn ferner die „Studien" *die Approbation*, welche das sechste Concil dem bekannten Schreiben des Papstes Agatho mit seiner viermal wiederholten Sentenz, die Päpste haben niemals gegen den Glauben geirrt, ertheilt, als eine indirekte Freisprechung des Papstes Honorius von der Häresie ansehen, so sind wir keineswegs der Ansicht, hierin gegen die Auffassung der „Studien" Partei zu nehmen; aber wir halten anderseits dafür, daß auch dieser Punkt durch die angedeutete Erweiterung mehr Licht empfangen hätte.

Man hat vielfach wie bekannt zu der Hypothese gegriffen, die Akten des sechsten Concils wie sie vorliegen, verdienen in ihren Honorius betreffenden Stellen keinen vollen Glauben. Obwohl wir nun diese Ansicht, für welche die Vorgänge auf dem sechsten Concil selber sprechen, indem dasselbe sich wiederholt veranlaßt sah, die von den Monotheleten vorgebrachten Beweisstücke aus Concilien und andern Schriften als unächt

*) Actio 13ma.
**) Actio 18ma.

und corrumpirt zu verwerfen*), keineswegs in Schutz nehmen: so beweist doch ihr Entstehen, welche Schwierigkeiten die Aussprüche der Synode über Honorius für seine Ehrenrettung enthalten. Unlösbar sind sie gewiß nicht; das Princip, das die „Studien" für die Interpretation aufstellen, daß man nicht so leicht Widersprüche in den Sentenzen solcher Versammlungen oder päpstlicher Schreiben zulasse, bietet unseres Dafürhaltens den besten Leitfaden aus dem Labyrinthe, und darnach muß man allerdings der Ansicht den Vorzug geben, daß auch die Synode jene Beipflichtung und Bekräftigung monotheletischer Irrlehren von der Handlungsweise des Papstes, nicht von seiner Gesinnung verstanden habe, daß also nicht bloß der Occident und die Päpste den Honorius bloß wegen seiner Nachlässigkeit verdammt haben, sondern auch das Verdammungsurtheil des Orients in der Synode nicht weiter gehen wollte. Denn wollte man dies nicht zugeben, so wäre die Synode durch Billigung des Urtheils von Papst Agatho, welches implicite den Papst Honorius von der Häresie freispricht, mit sich selber in Widerspruch gerathen. Wollte man aber demungeachtet diesem Auswege nicht folgen und es vorziehen, die Approbation jenes Schreibens diplomatisch abschwächend**), einen ungelösten Widerspruch zwischen der Auffassung von Byzanz und Altrom in dieser Frage in die Synode eindringen zu lassen, so müßte der

*) Act. 3 la; 5 a; 6 a; 9 a; 11 a seq; 14 a.

**) Nach den „Papstfabeln" hätte die Synode auf den Versuch Agatho's, den Schlag von Honorius abzuwenden, „mit der Rückäußerung geantwortet, sie habe ihr Urtheil über die Verdammten, Honorius mit einbegriffen, gemäß der von Agatho zuerst gefällten Sentenz erlassen. Gerade diesen hatte aber Agatho in seinem Schreiben übergangen." S. 137. Die Synode hätte also die Sentenz Agatho's in demselben Augenblicke, da sie dieselbe zu billigen erklärte, in einem nicht unwichtigen Punkte abgeändert. Gegen diese Annahme scheint die Ansicht für das Concil ehrenvoller, daß man der Verurtheilung des Honorius den Sinn gibt, welcher das Concil nicht mit sich selber in Widerspruch setzt.

Geschichtsforscher sich immer noch fragen, ob er in seinem schließlichen Urtheile eher auf die Seite des Occidents, wo man Honorius genau zu beurtheilen im Stande war, treten, oder lieber die von Eifersucht befangenen Orientalen hören wolle. Für den Katholiken aber bliebe auch in diesem Falle des Widerspruchs und der Verurtheilung von Honorius feststehen, daß derselbe von einem ökumenischen Concil als positiver Häretiker nicht verurtheilt wäre, weil die Bestätigung durch das Oberhaupt mangelte. „Wir haben" also für alle Fälle, wie immer man über den Sinn jener Synodalaussprüche denke, hier „ein doppeltes Urtheil der mit dem Haupte vereinigten Kirche: einestheils wird Honorius frei von der Häresie gesprochen, anderntheils wird er aber verurtheilt, daß er durch seine Handlungsweise das Wachsthum der Häresie befördert".

Ueber die dritte Phase des Prozesses, den die theologische Wissenschaft hauptsächlich geführt hat, verweisen wir den Leser *auf die Broschüre* *). Der Nachweis scheint uns hier gegen *die „Papstfabeln"* geführt, daß die katholische Wissenschaft im Ganzen sich **für** die Rechtgläubigkeit des Papstes ausgesprochen hat. Ebenso lesenswerth ist, was zur Exegese der incriminirten Stelle in dem Schreiben an Sergius beigebracht ist **); namentlich aber die Auseinandersetzung über die Bedeutung des von Honorius gebrauchten Ausdruckes: dispensatio humanitatis assumptae ***), den die „Papstfabeln", nach dem Vorgange von

---

*) Studien S. 25 ff.

**) „Unde et *unam voluntatem fatemur Domini nostri Jesu Christi*, quia profecto a divinitate assumpta est nostra natura, non culpa: illa profecto, quae ante peccatum creata est, non quae post praevaricationem vitiata." Harduin III, 1319. Studien S. 39 ff.

***) „Et siquidem scriptum est: Non veni facere voluntatem meam, sed ejus qui misit me, Patris, et: Non quod ego volo, sed quod tu vis: non sunt haec diversae voluntatis: sed *dispensationis humanitatis assumptae*. Ista enim propter nos dicta

Dr. Hefele, als eine bloße Oeconomie in der Sprechweise der gegen den Monotheletismus angeführten Rede Christi unterstellend, als einen Hauptbeweis gegen Honorius geltend machen. Die „Studien" finden mit Recht, was das Erste betrifft, in dem Grund, welchen Honorius für die Einheit des Willens in Christus anführt, die beste Erläuterung über den Sinn dieses allerdings verfänglichen Ausdrucks, „wir bekennen Einen Willen in Christo"; in dem Beisatze nämlich: „weil er die unverdorbene menschliche Natur, wie sie vor dem Sündenfalle war, angenommen hat". Sie schließen richtig: „nun hatte ganz evident die menschliche Natur vor dem Sündenfalle einen Willen, nicht aber die Concupiscenz und das aus ihr hervorgehende Widerstreben des menschlichen Willens gegen den göttlichen; nur dieß also wollte Honorius von Christus längnen, nicht aber den menschlichen Willen überhaupt." Weil er nun aber von Sergius irre geführt glauben mochte, die Vertheidiger von zwei Willen und zwei Energien verbänden damit die Vorstellung von zwei unabhängigen, conträren Willen, sich berufend auf die angezogenen Stellen der heil. Schrift*), erläutert er diese im Sinne der moralischen Einheit, gegen den angeblichen Widerspruch, indem er die in jener Stelle ausgesprochene Entgegensetzung des Willens Christi gegen den Willen des Vaters als eine Folge der Herablassung zur Schwäche der menschlichen Natur, die Christus freiwillig angenommen, um uns zu zeigen, wie wir sie durch Unterordnung unseres unter den göttlichen Willen überwinden müssen, erklärt. Also nicht eine Accommodation in der Sprechweise sieht Honorius in der Geltendmachung eines vom göttlichen unterschiedenen menschlichen Willens, sondern eine reelle Herablassung des Logos zu unserer Natur, von der er freiwillig Alles, die Sünde, die aktuelle Entgegensetzung

---

sunt, quibus dedit exemplum, ut sequamur vestigia ejus."
Vergl. Studien S. 43 ff.

*) Marc. 14, 36. Joh. 6, 38.

gegen den Willen Gottes ausgenommen, zu sich aufgenommen hat. „Die Stellen der hl. Schrift", wie Honorius gegen die fingirten Gegner hervorhebt, „in denen der Wille Christi dem Willen des Vaters entgegengesetzt wird, weisen nicht auf einen dem göttlichen widerstrebenden Willen hin, sondern auf eine Accommodation der menschlichen Natur, d. h. auf eine ganz freiwillige Herablassung zu unserer Schwäche, in Folge deren die angenommene (menschliche) Natur Christi jene Willensbewegungen der Traurigkeit und Furcht vor dem vom himmlischen Vater gewollten Leiden hatte" *). Indem Hr. Schneemann diese Auffassung begründet, zieht er hauptsächlich den Sprachgebrauch der Väter mit vielem Glück zu Rathe. Namentlich scheint uns der Nachweis gelungen, daß der Papst Honorius in der incriminirten Stelle dem hl. Augustinus bis auf die einzelnen Worte hinaus gefolgt ist.

Eine übrigens tiefer gehende Untersuchung ist vom Verfasser mehr nur angeregt, da wo er sich auf die Frage einläßt, *ob Honorius* wirklich das falsche Princip des Monotheletismus: der Wille ist Sache der Person, nicht der Natur, zu dem seinigen gemacht habe, wie die Gegner seiner Rechtgläubigkeit offenbar unkritisch annehmen. Wir meinen die scholastische Behandlung der Frage. Wenn irgendwo, so läßt sich an unserer Verirprobe erkennen, daß dogmengeschichtliche Gegenstände ohne tiefere Kenntniß der Scholastik mit Glück nicht zum Abschlusse zu bringen sind. Die Scholastik mit ihrer Methode läßt sich dießfalls den höheren Rechnungsweisen vergleichen, durch welche die verwickeltsten Probleme auf einfache Ausdrücke gebracht und plan gemacht werden. Wie vieler Dunkelheiten, Irrgänge und Confusionen **) werden wir überhoben, sobald wir einmal mit

---

*) Studien S. 46.

**) Beispielsweise führen wir einen hieher bezüglichen Passus der Dorner'schen Christologie an, die übrigens die Billigkeit hat, den Honorius mit Sophronius und dem sechsten Concil im Wesentlichen zusammenstimmen zu lassen (II, 1. S. 254): „So sehr

den Scholastikern den Begriff der hypostatischen Union, welcher auch der Lehre von den zwei Willen und den beiden Thätigkeiten im Gottmenschen als Correctiv zur Seite geht, erfaßt und begriffen haben, daß sie nicht ein vitales Princip ist, sondern die Subsistenz der Natur und ihrer Thätigkeit angeht. „Illa unio non se habet ad modum actus primi respectu alicujus actionis vitalis; nulla est enim, quae ab illa unione physice ac per se procedat, ut a formali principio agendi", wie P. Suarez sagt*). Denn das Personseyn, wie sich die Schule ausdrückt, fügt nichts zur Natur hinzu, als einen modus des Seyns, durch den sie nämlich auf sich gestellt wird. Suppositum non addit naturae, nisi ultimum complementum seu modum. Durch die hypostatische Union wird also der menschlichen Natur in Christus und ihrer allseitigen intellektuellen wie sittlichen, natürlichen wie übernatürlichen Bethätigung unmittelbar nichts mitgetheilt als eine persönliche göttliche Seynsweise, und nur weil diese im Logos reell Eins ist mit der göttlichen Natur oder dem göttlichen Akte, mit welchem der göttliche Wille Christi identisch ist, insoferne wird der menschliche Wille und seine Bethätigung mit dem göttlichen vereinigt. Also jede Alteration der menschlichen Natur in Christus sei es durch Vermischung oder durch Verwandlung, wie die verschiedenen Fraktionen der Monophysiten annahmen; oder durch Ersetzung der menschlichen

---

Sophronius für die Zweiheit der Energien eifert, so setzt er doch über sie den eigentlich allein entscheidenden Willen der Hypostase (!), also der Sache, wenn auch nicht den Worten nach, einen durch die beiden Thätigkeitsweisen der Naturen sich vollziehenden Willen, der dem Einen Christus zusteht." (A. a. O. S. 213.) Also da nach Sophronius der Wille Sache der Natur ist, da ferner jede Energie den Willen einschließt, so hätten wir bei ihm drei Willen, einen dirigirenden Willen der Person, und zwei der Naturen. Diese Confusion liegt aber glücklicherweise nicht in Sophronius, sondern in der Auffassung, und kehrt an andern Stellen wieder.

*) In III. p. Summae Qu. VII. disp. XVIII. sect. III. p. 315. ed. Venet. tom. XVI.

Geistigkeit durch die des Logos, wie die Apollinaristen es sich dachten; oder endlich durch Verschwinden der creatürlichen Selbstbestimmung unter dem Gewichte des göttlichen Aktes, wie die Monotheleten wähnten, ist ferne zu halten. Die Neueren nun, welche das Personseyn gemeiniglich mit der Rationalität und ihrer Bethätigung im Ichgedanken und in der freien Selbstbestimmung zusammenfließen lassen, haben eben damit im Wesentlichen das Princip der Häresie, daß der Wille Sache nicht der Natur, sondern der Person oder Hypostase ist. Also der besten Absicht stemmt sich in ihrem falschen Begriffe von der Persönlichkeit ein Hinderniß, in die kirchlich patristische Christologie einzudringen, entgegen. Eine erschöpfend gründliche Behandlung derselben, sowie des dogmenhistorischen Prozesses in ihr, wird dem Kirchenhistoriker nur möglich, wenn er den Maßstab des kirchlichen Begriffes anlegt; wie er aber dieses Maßstabes mächtig werden soll ohne tieferes Verständniß der scholastischen Behandlung, dieser fast tausendjährigen Geistesarbeit, um den geoffenbarten Inhalt zu verstehen, ist nicht abzusehen. Um sich hievon durch die Probe zu überzeugen, studire man nur die tiefsinnigen Quästionen, die der heil. Thomas seiner Untersuchung über die beiden Willen und Thätigkeiten in Christus voraussendet*), und trete dann wieder an das sechste Concil, an die bei ihm handelnden kirchlichen und häretischen Schriftsteller, und endlich an die modernen dogmengeschichtlichen Abhandlungen darüber, und wir zweifeln namentlich nicht, daß die Auffassung des Abendlandes von Honorius und der Bedeutung jener incriminirten Stelle eine noch glänzendere Rechtfertigung erlangen wird, als sie der bloß historischen Kritik möglich ist, welcher einzelne Ausdrücke und Redewendungen durch ihren äußern Anschluß an die Weise der Monotheleten große Schwierigkeiten bereiten. Damit aber sprechen wir für Honorius im Grunde nichts anderes an, als jene der katholischen Wissenschaft überhaupt eigene

---

*) Z. B. Qu. II. a. 2. des 3. Theils der Summa u. qu. XVII. a. 2.

Weite der Beurtheilung für die Väter, die mit der modernen zersetzenden Kritik des Rationalismus, dem der Offenbarungsinhalt eine fremde Welt geworden ist, ebensowenig gemein hat, als mit der in politisches Parteigetriebe eingeflochtenen Ketzerriecherei der Griechen.

Sollen wir nach dieser gedrängten Analyse unser Urtheil über die „Studien" des P. Schneemann zusammenfassen, so können wir ihnen das Verdienst, die altkatholische Auffassungsweise der Honorius-Frage in ihr Recht einzusetzen, sowie allseitig anzuregen, nicht absprechen, wenn wir auch im Einzelnen an den angegebenen Punkten ein genaueres Eingehen gewünscht hätten und im Ganzen vielleicht darin von dem Verfasser abweichen, daß uns die Honorius-Frage heutzutage weniger mehr die im theologischen Bewußtseyn doch wohl allgemein entschiedene Frage über die Unfehlbarkeit des Papstes zu beschlagen scheint, als vielmehr das Verhältniß der Kirchengeschichte zur scholastischen Wissenschaft, deren Erhabenheit und Unerläßlichkeit für die Theologie durch die letzten dogmenhistorischen Excurse über Honorius evident bewiesen seyn dürfte.

XX.

Zeitläufe in Belgien.

II.

Das liberale Ministerium und die katholische Opposition seit 1857. Die Lage des Landes.

Belgien hat in den 34 Jahren seines Bestandes zweimal liberale Ministerien gehabt, welche zusammen ungefähr zwölf Jahre lang regierten. Das erste ging aus den Wahlen hervor, welche von der europäischen Aufregung des Jahres 1847 beherrscht waren, wich aber schon 1852 einem halbconservativen Uebergangs-Kabinet. Das zweite entstand aus den gewaltthätigen Auftritten des Jahres 1857 und regierte bis vor den jüngsten Wahlen. Diese Wahlen sind nun zu Gunsten der liberalen Partei ausgefallen; aber mit einer verhältnißmäßig so kleinen Majorität, daß der Sieg unter loyaleren Bedingungen der katholischen oder conservativen Partei sicher gewesen wäre. So eröffnet die liberale Partei die dritte Periode ihrer Herrschaft, welche für das gesetzliche Belgien von 1831 voraussichtlich die letzte seyn wird.

Ich sagte: die Wahlen haben nicht unter loyalen Bedingungen stattgefunden, und ich erlaube mir darüber vorerst nur

einige Andeutungen. Als das liberale Kabinet von 1847 mehr und mehr seinen festen Boden verlor, da trat 1852 ein vermittelndes Ministerium aus dem Centrum an die Stelle. Nun gehört es zu der Signatur der gegenwärtigen Lage Belgiens, daß eine solche Mittelpartei oder ein sogenanntes Centrum gar nicht mehr existirt. Die zwei Parteien stehen sich unmittelbar, *stets* zur Schlacht bereit, in zündender Friktion gegenüber. Die Billigkeit hätte unter solchen Umständen erfordert, daß ein neutrales oder sogenanntes Verwaltungs-Ministerium zur Vornahme der Wahlen eingesetzt worden wäre. Aber das wollte die Krone nicht; und so konnte die liberale Partei die ganze Wucht des officiellen Einflusses für sich in die Wagschale werfen und die willenlose Armee des Beamtenthums nach ihrem Willen zur Wahlurne commandiren. Was nun die nächste Folge seyn wird, ist leichter vorauszusehen als auszusprechen. Jedenfalls werden wir die jetzige Situation am besten verstehen und in ihre Einzelnheiten eindringen, wenn wir die parlamentarische Geschichte Belgiens seit 1857 zum Leitfaden nehmen.

In jenem verhängnißvollen Jahre ist das legale Belgien aus den Fugen gekommen und es hat seitdem seine Ruhepunkte nicht mehr gefunden. Es war eine abscheuliche Gewaltthat, wodurch die liberale Partei damals an das Ruder gelangte. Der belgische Freund des Hrn. Brater gesteht selber zu: „Verfassungsgemäß hätte das Wohlthätigkeits-Gesetz angenommen werden müssen; indem der Liberalismus sich gegen das Gesetz auflehnte, hat er sich zugleich gegen die Mehrheit in der Kammer, d. h. gegen den gesetzmäßigen Ausdruck des Volkswillens aufgelehnt" *). Trotzdem zog der König durch ein eigenes Schreiben das Gesetz zurück, weil es der öffentlichen Meinung nicht genehm sei, die liberal-katholischen Minister, in ihren ehrlichen Absichten der „Versöhnung und Vermittlung" so grausam gestört, verloren vollends den Kopf, sie vertagten die Kammer,

*) Der Kampf der liberalen und der katholischen Partei in Belgien rc. S. 71.

lösten sie auf, und unter dem Eindruck jener Gewaltthat, der königlichen Zweideutigkeit und der ministeriellen Confusion fanden die Neuwahlen am 10. Dec. 1857 statt. Die Bestürzung unter den Conservativen war allgemein, die Entmuthigung groß; viele sagten: wozu sollen wir wählen, wenn es den Liberalen freisteht, uns von dem Terrain das wir Schritt für Schritt auf constitutionellem Wege erobert haben, über Nacht durch einen Hagel von Pflastersteinen zu verjagen*).

So brachten denn die Katholiken nur 38 Mitglieder in die neue Kammer, die Liberalen hatten eine Mehrheit von 32 Stimmen. Dießmal hingegen, bei viel ungünstigeren Umständen, sind 52 Katholiken gewählt und die Liberalen haben nur um 12 Stimmen mehr. Eine viel größere Mehrheit der letztern ist nach den allgemeinen Wahlen von 1857 rasch zusammengeschrumpft. Schon bei der partiellen Neuwahl, welche am 14. Juni 1859 in fünf Provinzen stattfand**), gewannen die Katholiken weitere 8 Stimmen, so daß sie nun 46 Stimmen gegen 70 liberale zählten. Jede fernere Neuwahl brachte, zu einer Zeit wo in ganz Europa der Liberalismus wieder zur unbedingten Herrschaft aufstieg bis zur völligen Unterdrückung des conservativen Gegengewichts, in Belgien neue Siege der katholischen oder conservativen Partei. Sie besaß in der Kammer zuletzt, wenn man die Stimmen der Minister selber abzog, die Mehrheit.

Man kann errathen, mit welchen Mitteln die liberalen Minister bei der jüngsten Wahl die Opposition von der Höhe ihrer Stimmenzahl wieder hinabgeworfen haben, man wird aber auch erst begreifen, mit welchen ungemeinen Hindernissen die Katholiken bei diesen Wahlen zu kämpfen haben, wenn man die Stellung der gesammten Beamten-Armee zu den

---

*) Der jüngere Dumortier in der Abhandlung De la situation de la Belgique en 1859 in La Belgique. Juillet 1859. p. 100 ff.

**) Die belgischen Kammern werden, außer im Falle der Auflösung, immer nur zur Hälfte, und zwar nach Provinzen, erneuert.

„freien Wahlen“ Belgiens erwägt. Es gibt in Belgien keine „pragmatischen Rechte.“ Das liberale Kabinet hatte es sich aber noch zum besondern Gesetz gemacht, für die vakanten Stellen im Staatsdienst nur solche Bewerber zuzulassen, welche sich zur liberalen Meinung bekannten und in diesem Sinne Einfluß auf die Wahlen ausüben konnten. Wer eine Staats-Anstellung haben wollte, oder überhaupt in der Lage war eine Gunst von der Regierung zu erwarten, der mußte im Wahlkampf seine Ueberzeugung verläugnen und an der Urne für den Erfolg der Minister thätig seyn. Auch die bloße Enthaltung half nicht; die Beamten aller Kategorien hatten ihre gemessenen Weisungen von oben, und wer denselben nicht pünktlich gehorchen, oder gar etwa für die Gegenpartei stimmen wollte, der hatte sein Avancement, wenn nicht gar die Stelle selbst verspielt*). Doch wir werden auf diese unerschöpfliche Quelle constitutioneller Corruption zurückkommen!

So unloyal die Katholiken vor der Kammer und in der Kammer bei jedem Anlaß behandelt wurden, so tadellos loyal war ihr eigenes Benehmen. Sie traten fest vereint auf, ohne sich die geringste Concession zu gestatten, aber sie machten nicht einmal systematische Opposition. Nur ein Beispiel! Die italienische Frage wurde in der Kammer mit tiefer Erbitterung discutirt. Vergebens stellte die rechte Seite der Gegenpartei vor: es gelte nicht nur den katholischen Charakter des Landes, sondern es gelte die Pflicht der Selbsterhaltung für das kleine Königreich; als eine rein diplomatische Schöpfung habe dasselbe nur darin eine Garantie des Bestandes, daß die Verträge, die Neutralität, das Recht und die Gerechtigkeit allgemein geachtet würden; welcher Wahnsinn es daher wäre, wenn jetzt gerade Belgien dem Bruch aller Verträge, alles Rechts und aller Gerechtigkeit durch den italienischen Raub-Staat seine Sanktion ertheilen wollte**)! Es half nichts.

*) *Dumortier* jun. p. 101.

**) Universel vom 1. Juli 1860.

Aber eine geheime Gewissensangst ließ sich doch nicht unterdrücken, und die liberalen Minister brachten zugleich einen Vorschlag ein, wornach Antwerpen als Centralfestung des neutralen Belgiens nach einem Maßstabe befestigt werden sollte, der alle Pläne seit 1848 weitaus überstieg. Gewaltiger Widerspruch erhob sich allenthalben im Lande, nicht bloß bei Einer Partei; die einflußreiche Bevölkerung von Antwerpen selbst ging bis an den Rand der Auflehnung; die katholische Minderheit brauchte nur, nach dem oft dagewesenen Beispiele des englischen Parlaments, die Frage als eine Vertrauensfrage aufzufassen und das Ministerium Frère-Rogier hätte zurücktreten müssen*). Anstatt dessen halfen selber noch 10 Stimmen aus der Minderheit den Ministern zu ihrem knappen Sieg, um bei Gelegenheit der Löwener Wahlen von der liberalen Partei sofort wieder schmachvoll behandelt zu werden.

In der Periode seit 1857 trat in den liberalen Reihen *eine gefährliche* Spaltung ein. Aber auch dieß kam den *Katholiken nicht* zu gut. Es war nicht etwa eine neue Mittelpartei, welche sich herausentwickelt hätte, um die zwei todfeindlichen Parteien auseinander zu halten und dadurch ein parlamentarisches Verhandeln in Belgien eigentlich erst wieder möglich zu machen. Das Centrum scheint in Belgien für immer untergegangen zu seyn und mit ihm die Möglichkeit eines constitutionellen Gleichgewichts. Die Kammer bildet seitdem nur mehr die oratorische Leibgarde der herrschenden Partei im Wortkampf mit der unterjochten. Aber kaum schien die liberale Partei in der Herrschaft befestigt, so erhob sich aus ihr eine radikale Partei, anfänglich unter dem Namen der „Jungliberalen." Wenn im modernen Liberalismus der dritte Stand das Scepter führt, so drängt im Radikalismus der vierte Stand nach. In Belgien ist dieser Charakter der radikalen Partei noch etwas verhüllt, obgleich sie auch hier gleich mit dem Verlangen nach Einführung des Schulzwangs auftrat, ein Verlangen das bei

*) Les élections de 1859 in La Belgique. Août 1860. p. 145.

den romanischen Völkern und ihren socialen Freiheitsbegriffen immer nach Social-Demokratie schmeckt. Der Hauptunterschied in der neuen Parteiung war bis jetzt der, daß die belgischen Radikalen ungenirter an die Revolution und an die Unterdrückung der Kirche mittelst der Staatsmacht appellirten, als ein Rest verschämter Erinnerung an 1831 dem ältern Liberalismus erlauben wollte.

Der letztere erschrack daher wenigstens zum Schein, als im J. 1854 die belgische Freimaurerei sich offen als politische Gesellschaft constituirte und der Große Orient von Belgien seine Allianz mit den radikalen Ideen erklärte*)! Aufrichtiger war der Schrecken, als der Radikalismus, zunächst in der Hauptstadt Brüssel, rasch zu einer Macht heranwuchs und die Personenfrage in's Spiel kam. Schon im Juli 1859 fiel bei der Nachwahl in Brüssel einer der Minister gegen einen radikalen Advokaten durch, der soeben noch verkündet hatte: er würde 100 Meilen weit reisen, um dem Mörder Orsini die Sandalen zu küssen**). Im folgenden Jahre ward der Skandal noch ärger. Hr. Verhaegen, der bekannte Großmeister der belgischen Logen, hatte vor fünf Jahren die Errichtung eines Denkmals für Eugen Sue in der belgischen Hauptstadt beantragt, aber er ging noch immer Hand in Hand mit der liberalen Regierung, er nahm dieselbe wiederholt gegen den Andrang der radikalen Elemente in Schutz, und in Folge der Debatte über den Schulzwang legte er sogar sein Mandat in der Kammer, sein Präsidium in derselben sowie den Vorsitz im großen Wahlverein der Association libérale nieder. Es schien als wolle er, sein Haupt in Trauer verhüllend über die unglückliche Spaltung in der liberalen Partei, dem politischen Leben für immer Lebewohl sagen. Aber wenige Monate später trat er plötzlich wieder auf, und zwar dießmal gegen das Ministerium; die ihn im vorigen Jahre ausgepfiffen hatten,

*) S. das Nähere Histor.-polit. Blätter Bd. 40. S. 12 ff.
**) S. das Nähere Histor.-polit. Blätter Bd. 44. S. 30 ff.

beklatschten ihn jetzt, und die ministeriellen Anhänger mußten als „Schismatiker" aus der „liberalen Association" ausscheiden. Wieder handelte es sich um Neuwahlen in Brüssel, und nur zur äußersten Noth gelang es dem tief erschütterten Ministerium den Sieg von drei radikalen Candidaten über die drei liberalen hintanzuhalten. Noch in der stürmischen Zeit von 1848 hatten sich radikale Wahlen überall in Belgien unmöglich gezeigt, und jetzt erschienen die Radikalen an der Urne schon als unüberwindlich *). Im Herbst desselben Jahres trat noch einmal ein Zusammenstoß zwischen den „Orthodoxen" (Radikalen **) und den „Schismatikern" des liberalen Wahlvereins ein bei Gelegenheit der Stadtrathswahlen von Brüssel. Die Verfeindung war so heftig, daß sogar zu befürchten war, es möchte aus Schuld derselben ein „Klerikaler", was bisher noch nicht der Fall gewesen, im hauptstädtischen Rathhause einziehen. Wenige Monate später bewog ein Conflikt mit der Municipalität von Brüssel die Hauptperson des liberalen Kabinets, den Finanz-Minister Frère, weil er ein mit Rothschild verhandeltes Anlehen nicht genehmigen wollte, sogar zum Rücktritt, der freilich nicht lange dauerte ***).

Auch im Laufe dieser inner-liberalen Zerwürfnisse hätten die Katholiken wieder Gelegenheit gehabt, das Ministerium zu stürzen, namentlich als die Radikalen in Sachen des Oberst-Lieutenants Hayez einen Sturm gegen den Kriegsminister unternahmen. Sie hätten damals nur ihre Stimmen gegen diesen zu vereinigen gebraucht. Aber sie thaten es wieder nicht. Sie hofften vielmehr, der Andrang des Radikalismus werde die

*) La Belgique. Août 1860 p. 134.

**) Dieselben behaupteten nämlich, die ministerielle Partei sei dem ursprünglichen Programm der Association nicht treu geblieben; deßhalb nannten sie sich „Orthodoxe."

***) Nebenbei gesagt hat das Universel schon damals (s. Nummer vom 1. Aug. 1861) eine gründliche Reform des Gemeindegesetzes im Sinne der communalen Autonomie dringend befürwortet.

älteren Liberalen zur Besinnung bringen, er werde die Mehrheit der conservativen Seite wieder nähern oder wenigstens eine neue Mittelpartei zwischen ihnen und den liberal-radikalen Mitgliedern schaffen. Namentlich hat das Universel nicht aufgehört in diesem Sinne belgische Politik zu machen: „Im J. 1830 gab es keine Katholiken und keine Liberalen mehr im gesetzlichen Verstande, sondern nur Bürger vereint durch die Bande der Liebe, der Hingebung an das gemeinsame Vaterland, verbunden durch die nämliche Freiheit, die gleichen Rechte und die gleichen Pflichten — war das nur eine Utopie“ *)? Leider ja, die loyalen Hoffnungen der katholischen Partei waren ganz vergeblich.

Allerdings, wenn das katholische Element einmal nicht mehr zu fürchten wäre weder in der Kammer noch im Lande, dann würde bald der Kampf bis auf's Messer ausbrechen zwischen dem Liberalismus und Radikalismus, zwischen den Vertretern des dritten und des vierten Standes, zwischen dem socialen Statusquo und der socialen Umkehr. Solange aber die katholische Partei im Lande und in der Kammer noch das Feld behauptet, solange werden sich die zwei Richtungen immer wieder einigen gegen den gemeinsamen Feind. Man hat das gerade in der jüngsten Geschichte Belgiens sehr deutlich gesehen. Zwei Jahre lang stritten sich die Liberalen und die Radikalen in der Kammer, je mehr aber die katholische Partei durch die nachfolgenden Wahlen verstärkt wurde, desto mehr verstummte dieser Streit. Man hat in der letzten Zeit kaum mehr einen Unterschied bemerkt. In dem Maße als die liberale Regierung tyrannisch und gehässig gegen die katholische und conservative Sache vorging, wurde sie Ein Herz und Eine Seele mit den radikalen Mitgliedern. Es ist von einem förmlichen Compromiß die Rede gewesen, wodurch den Radikalen, außer der Anerkennung des Königreichs Italien, eine entsprechende Reform des Wahlgesetzes und die Säkularisation der zu gottesdienstlichen

*) Universel vom 4. Okt. 1859.

Zwecken oder zu den Bursen der Universitäten gewidmeten Güter zugestanden worden sei. Daß der letztere Punkt in der That von der liberalen Regierung bereits in Angriff genommen war und sie ebenso mit einem durch und durch revolutionären Wahlgesetz umgeht, werden wir im Verlaufe sehen. Ob das Compromiß ausdrücklich besteht, ist daneben gleichgültig. Jedenfalls hat der Andrang der Radikalen nicht eine liberale Annäherung an die rechte Seite bewirkt, sondern gerade umgekehrt: je mehr der Radikalismus spornte, desto feindseliger trat die liberale Partei gegen die conservative Opposition auf.

Insoferne ist denn auch die Frage von besonderm Interesse, wie viele radikalen Erfolge unter den 64 Wahlsiegen des Ministeriums wohl enthalten seyn mögen? Die Radikalen werden bis jetzt unter den Gewählten einfach als „liberal" und ministeriell mitgezählt, der Unterschied darf aber doch nicht übersehen werden; er wird bezüglich der längern oder kürzern Verzögerung der Krisis ein sehr wesentlicher seyn.

Wie gesagt, hätten sich die Dinge in der belgischen Kammer sicherlich schon jetzt viel radikaler gestaltet, wenn die katholische Partei bei den Neuwahlen seit 1859 in dem Maße unterlegen wäre, als sich ihre Siege Schlag auf Schlag folgten. Wir kommen auf diese Thatsachen zurück, weil sie einen hellen Reflex auf den Vorgang der jüngsten Wahlen werfen. Bis 1859 waren die conservativen Stimmen schon von 38 auf 46 gestiegen. Als im Juni 1861 die Neuwahlen der flämischen Provinzen Ostflandern, Limburg, Lüttich und Hennegau stattfanden, erlitten die Liberalen abermals eine empfindliche Niederlage, namentlich auch in der Stadt Gent. Bei den stürmischen Adreßdebatten vom Januar 1864 hatten sie nur noch eine Mehrheit von sechs Stimmen, darunter die fünf der Minister selbst. Gleich darauf ward diese Mehrheit durch die Neuwahlen von Brügge noch um drei Stimmen verkürzt. Die liberale Mehrheit hatte nämlich die erste Wahl in Brügge verworfen, weil neben zwei radikalen Ein „klerikaler" Abgeordneter gewählt worden war; bei der Neuwahl siegten aber nun alle drei katholischen Candidaten mit

großer Mehrheit. Das Kabinet der Herren Frère und Rogier gab hierauf nach parlamentarischem Gebrauch seine Entlassung ein, jedoch nur um sie gleich wieder zurückzunehmen und abermals alle liberalen Segel aufziehen. Allein es folgte am 23. Mai, wo die Hälfte der Provincialräthe neu zu wählen war, neuerdings eine großartige Niederlage, das Ministerium verlor 33 Stimmen und allem constitutionellen Herkommen gemäß mußte nun die geschlagene Parteiregierung den Platz räumen.

Sie that es aber nicht, und der Träger der Krone, im gewohnten Zusammenspiel mit der Partei der Freimaurerei, half ihr dazu. Wir haben oben bemerkt, was es heißt unter dem Einfluß eines liberalen Ministeriums allgemeine Neuwahlen vornehmen zu lassen. Aber es sollte uns doch sehr wundern, wenn das Ergebniß nicht mehr zu Gunsten des Radikalismus als des Liberalismus ausgefallen wäre, und überdieß könnten leicht abermals die Nach- und Neuwahlen die Verluste der katholischen Partei einbringen und die liberale Zwölfer-Mehrheit von neuem paralysiren. „Reform des Wahlgesetzes“ wird daher fortan das große Schlagwort seyn, und von dem belgischen Wahlwesen müssen wir nun nähere Notiz nehmen in mehr als Einer Beziehung. Man kann ohnehin sagen, die ganze Staats-Weisheit in Belgien bestehe nur mehr in der Kunst wählen zu lassen und gewählt zu werden.

Der Liberalismus selber hat die bestehenden Wahlgesetze gemacht. Da aber dieselben nicht immer liberale Abgeordnete ergeben, so lehnt sich die liberale Partei nicht nur gegen jedes unangenehme Ergebniß der Wahlen, sondern auch gegen ihre eigenen Gesetze selber auf. Thut die gut geölte Maschine ihr den erwarteten Gefallen, so ist natürlich Alles in Ordnung; kaum ist aber ein katholischer Candidat gewählt, so wird von der liberalen Mehrheit sofort eine peinliche Inquisition veranstaltet. Unter dem Vorwande daß die Gültigkeit der Wahl untersucht werden müsse, wird der Gewählte zunächst Monate lang von der Kammer ferngehalten, und dann wo möglich abgewiesen. Jede katholische Wahl ist von vorneherein verdächtig,

daß sie nur durch Bestechung und gesetzwidrige Manöver zu Stande gekommen sei. Die elendeste Denunciation genügt, um eine parlamentarische Untersuchungs-Commission zu veranlassen, und es bedarf kaum des Schattens einer Unregelmäßigkeit zur unfehlbaren Vernichtung der Wahl. Der liberalen Partei hingegen ist Alles erlaubt. Es besteht förmlich der Usus, daß den Wählern ihre Fahrkosten nach den entfernten Wahlorten vergütet werden; thut das aber ein katholisches Wahlcomité, so wird die Wahl ungültig. Die ganze Regierungs-Periode seit 1857 ist angefüllt mit solchen Tracasserien, welche nichts Anderes bewirken, als daß, wie Hr. von Anethan richtig sagt, die parlamentarische Omnipotenz dem Willen der Wähler substituirt wird.

Das auffallendste Beispiel dieses Mehrheits-Despotismus war die Inquisition gegen die Löwener Wahlen vom November 1859. Vier katholische Candidaten hatten hier gesiegt, und namentlich war der liberale Bürgermeister Lüsemann durchgefallen. Das konnte nicht mit rechten Dingen zugegangen seyn. Die Kammermehrheit beschloß eine Untersuchung und stellte den Führer der Radikalen, Advokat Defré, an die Spitze der Commission. Diesem blieb schließlich nichts übrig, als in seinem Rapport die vernommenen Zeugen als vom „Klerus abgerichtete Lügner" hinzustellen: denn die Untersuchung hatte sonst nichts Unerlaubtes und Ungewöhnliches nachgewiesen als die ausgedehnteste Beeinflussung der Wahlen von Seite des Ministeriums und mit öffentlichen Mitteln*). In gerechter Entrüstung rief Hr. Dumortier in der Sitzung vom 23. Dec. aus: „Alles was ihr den Conservativen von Löwen vorwerft, das habt ihr selbst gethan; ihr wollt euch in den Mantel jungfräulicher Unschuld hüllen, und ihr verläumdet die Erwählten von Löwen,

*) Universel vom 29. Dec. 1859 und 30. Januar 1860.

die euer eigener Bericht für rein und tadelfrei erklären muß**). Aber was heißt Recht vor dem tendenziösen Richterstuhl einer Majorität! Sehr treffend bemerkte Hr. Dumortier: „Ihr sprecht von Moralität, diese Moralität ist, daß ihr 72 seid und wir 40.“ Die Wahlen wurden denn auch wirklich für ungültig erklärt.

Es ist bemerkenswerth, daß die liberalen Blätter Deutschlands, wie sie unter allen Umständen mit dem belgischen Liberalismus durch Dick und Dünn gehen, auch damals voll des Lobes für die belgische Kammermehrheit waren, weil sie es so ernst nehme mit der Würde der Volksvertretung. Ohne im mindesten die Thatsachen zu prüfen, war unsere deutsch-liberale Presse entsetzt über den „furchtbaren Anklageakt gegen die klerikale Partei“, über die „unerhörte Corruption“, während kein einziger Fall vorliege, daß die liberale Wahl-Association sich derselben Bestechungsmittel bedient hätte**). Die verurtheilten Wahlen wurden von dem entrüsteten Volke des Löwener Bezirks mit Glanz wieder hergestellt. Aber der Brüssler Correspondent des Augsburger Weltblatts ward dadurch nicht irre gemacht: „Es ist Niemanden unbekannt, daß auch bei der zweiten Wahl Drohungen und Versprechungen die Hauptrolle, nur in anderer Weise wie bei der ersten, gespielt haben“***). Das ist auch heute wieder der Maßstab, womit der Liberalismus in Deutschland die Dinge in Belgien mißt.

Die Wahrheit aber ist einfach die: den belgischen Katholiken soll es nicht erlaubt seyn, den loyalen, aus Privatmitteln ihnen zustehenden Einfluß bei den Wahlen zu gebrauchen, die liberale Partei hingegen hat nicht nur hiezu das gesetzliche Recht, son-

---

*) Universel vom 24. Dec. 1859.

**) Vergl. Oesterreichische Zeitung vom 29. Dec. 1859. Berliner Protest. Kirchenzeitung vom 17. Dec. 1859.

***) Allg. Zeitung vom 29. Jan. 1860.

dern sie darf sich auch des ganzen Regierungs-Einflusses zu ihren Gunsten bedienen. Man kann sagen: wenn die katholischen Ministerien mit derselben Schamlosigkeit den Privateinfluß ihrer Partei durch die officiellen Mittel hätten verstärken wollen, dann hätte Belgien bis zur Stunde kein liberales Kabinet gesehen. Bei den Löwener Wahlen hat sich herausgestellt, daß die Regierung nach einem umfassenden System durch Zusage öffentlicher Arbeiten und sonstiger Begünstigungen auf Staatskosten für ihre Candidaten gewirkt hat. Bei den Wahlen von Brügge soll sich sogar eine ausgedehnte Fälschung der Wahllisten ergeben haben, indem Nicht-Wahlberechtigte aus dem liberalen Anhang zu hunderten eingetragen wurden. Ein Rechtsmittel gegen solche Betrügereien gibt es aber nicht; denn die Mehrheit der Kammer ist nur ein strenger Richter gegen die Minderheit, die Gesetzwidrigkeiten der eigenen Partei werden stets absolvirt oder die Anklage von vornherein abgewiesen.

Wie wir früher bemerkten, ist schon die Stellung der *Beamten in* Belgien eine solche, daß von einer in der Gewalt sitzenden Partei, welche herrschen will um jeden Preis, bei den Wahlen Alles zu erwarten ist. Es lohnt der Mühe, darüber die Schilderung des Hrn. Ducpetiaux zu hören: „Die Beamten und Bediensteten sind unmittelbar dem Chef ihres Departements untergeordnet. In der Verwaltung ist ihre Abhängigkeit vollständig; der Minister kann sie absetzen, zurücksetzen, über Nacht mit Weib und Kind an den Bettelstab bringen ohne weitere Formalität als eine Untersuchung zum Schein, von welcher der Betroffene mitunter nicht einmal Kunde hat, und gegen die ihm jedenfalls kein Rechtsmittel zusteht.“ Allerdings, fährt Hr. Ducpetiaux fort, komme dieses Willkür-Verfahren selten in Anwendung, aber in einer Zeit wo der Parteigeist herrscht, hänge es doch stets wie ein Damokles-Schwert über dem Haupte der Bedrohten. Diesen Beamten steht überhaupt weder die politische Freiheit noch die Gleichheit vor dem Gesetze zu, welche von der Verfassung jedem Belgier

gesichert ist. „Sie sind ausgeschlossen von den Kammern, besondere Verordnungen untersagen ihnen bei den Wahlen irgend eine Stellung anzunehmen ohne Erlaubniß der Minister. Wagen sie öffentlich eine Meinung zu äußern, ein Buch oder einen Journalartikel zu schreiben gegen den Geschmack des Ministers oder der herrschenden Partei, so befahren sie eine Verwarnung, einen Verweis und noch Schlimmeres. Quälereien aller Art beweisen ihnen nur allzu klar, daß die Meinungsfreiheit und die freie Forschung für sie nicht vorhanden ist, und da hilft keine Vorsicht und Mäßigung des Ausdrucks. Wenn der Beamte, weil er von seiner unzureichenden Besoldung nicht leben kann, durch seine Familie ein Geschäft oder einen kleinen Handel anfangen lassen will, so kann der Minister sein Veto einlegen ohne einen Grund anzugeben. In diesem Zustande der Unterwürfigkeit kann der Beamte nur seufzen und schweigen, würde er seine Klage laut werden lassen, so könnte das seinen Ruin nach sich ziehen"*).

Trotz dieser praktischen Vortheile klagen aber die Liberalen auch über die Wahlgesetze an sich. Die belgischen Parteien sind auf dem Wege in Zukunft nur mehr den Gegensatz Christi und des Antichrists darzustellen; ein anderer Gegensatz den sie schon lange repräsentiren, ist der der Stadt und des platten Landes. Dieß hat sich höchst handgreiflich gezeigt in dem liberalen Gesetz über die Aufhebung des Octroi (der städtischen Zwischenzölle) vom Juli 1860. Das Gesetz hob alle Umgelder dieser Art auf, und entschädigte den Fiskus der betreffenden Städte für den Ausfall ihrer Einnahmen aus einem Fond, zu dem das ganze Land durch neue Auflagen auf Bier, Branntwein, Zucker und andere Lebensmittel beitragen muß. Mit der Entfernung der innern Zolllinien war natürlich Jedermann einverstanden;

---

*) *Ducpetiaux*, Mission de l'état, ses règles et ses limites, p. 116.

wie sie aber nun geschah, so wurde den 78 Octroi-Communen ein splendides Geschenk gemacht auf Kosten der 2460 andern Gemeinden, welche kein Octroi hatten. Eilf Millionen jährlich beträgt die Entschädigung an die erstern; in den hiezu gehörigen Communalfond zahlen die Städte ungefähr ein Drittel und sie empfangen mehr als drei Viertel, die Landgemeinden tragen zwei Drittel bei und sie bekommen nicht einmal ein Viertel. So äußerte sich damals la Presse in Paris über dieses „ungerechte und illiberale Gesetz." Noch sieben Jahre vorher hatte ein liberaler Finanzminister erklärt: „an die Stelle des bestehenden Octroi eine allgemeine, das ganze Land treffende Steuer zu setzen, wäre ein abscheuliches System" *). Jetzt war es eine preiswürdige liberale That, die namentlich von der Allg. Zeitung hochgefeiert wurde. Selbst die „Süddeutsche Zeitung" (22. Juli 1860) konnte nicht umhin, das Gesetz als eine schreiende Ungerechtigkeit gegen das ganze flache Land zu rügen; der belgische Liberalismus aber bedurfte desselben, um die Bevölkerung der Städte unwiderruflich an sein Interesse zu schmieden.

Was nun die Partei eigentlich haben möchte, das wäre ein Wahlregulativ, welches den Städten das absolute Uebergewicht über das platte Land verliehe. Von den Städtern glaubt man unter allen Umständen „liberale" Wahlen erwarten zu dürfen, und es wird dem gegenwärtigen Wahlgesetz zur Last gelegt, daß es diese Chancen verderbe. Weil nämlich die Wähler der Landschaft mit den Wählern der Städte jedesmal im Hauptort des Bezirks vereinigt abstimmen müssen, deßhalb müßten sich die letzteren von den ersteren überstimmt und also die liberalen Elemente im Stadtvolk paralysirt sehen. Der Correspondent des Hrn. Brater erblickt darin einen schlauen Kniff früherer

---

*) Examen critique etc. p. 17.

klerikaler Regierungen. Aber ganz mit Unrecht; die Anklage ist vielmehr nur ein neuer Beweis, daß von den Liberalen gewünschte Einrichtungen, wenn sie ihren Parteizwecken in der Praxis nicht entsprechen, hintennach von ihnen selbst wieder angegriffen werden. Gerade im Interesse der Liberalen schien es zu liegen, daß Stadt und Land gemeinsam abstimmten und so das platte Land unter den Einfluß der Städte gebracht werde. Darum behauptet auch die mehrfach citirte Schrift über das Octroi: das Wahlgesetz verleihe an zehn große Städte das politische Uebergewicht über das ganze Land. Die sogenannten Klerikalen zogen von jeher die Trennung der Wahlen von Stadt und Land vor; sie verlangen wenigstens die Abschaffung der, augenscheinlich im liberalen Interesse ersonnenen, Plackerei, daß alle Wähler vom Lande mit großen Kosten und Zeitverlust in die Hauptstadt des Bezirks zur Stimmenabgabe reisen müssen; Abstimmung der Wähler in ihren Gemeinden ist eine beständige Forderung der katholischen Partei. Das wollen aber die Liberalen um keinen Preis, weil da die Bourgeoisie an Einfluß verlieren und der Pfarrer an Einfluß gewinnen würde. So scheint denn der Partei nicht leicht zu helfen zu seyn, da sie weder Ja noch Nein will.

Ebenso ist es mit der Frage vom Census. Die liberale Regierung von 1848 hat denselben auf das in der Verfassung fixirte Minimum von 20 Fr. ermäßigt, sie hätte damals ohne diese Schranke wohl auch gleich das allgemeine Stimmrecht verliehen. Jetzt hingegen erklärt der belgische Freund des Hrn. Brater (S. 73): „schon die Ermäßigung des Census war ein großer Fehler." Es sei nämlich dadurch eine Menge von Wählern geschaffen worden, welche vom Großgrundbesitz und Klerus abhängig seien. Andererseits klagt die katholische Partei, daß die Gleichheit des Census, der früher für Stadt und Land verschieden war, das Landvolk gegenüber den Städtern benachtheilige, schon deßhalb weil die Grundsteuer nicht dem Census des sie zahlenden Pächters, sondern dem des Besitzers

zugerechnet werde, während umgekehrt die Miethsteuer in den Städten zum Census des Miethers zählt*). Die katholische Partei verlangt daher überhaupt eine Abminderung des Wahl-Census, worin die liberale hinwiederum ein perfides Manöver sieht, um ihre städtischen Wähler noch mehr mit ländlichen Gegnern zu überschwemmen. Sie möchte den Census am liebsten erhöhen, darf das aber doch nicht wagen. Was nun also machen?

In ihrer doppelten Verlegenheit fand die Partei schon vor einigen Jahren einen ebenso sinnreichen als charakteristischen Ausweg, nämlich die Abstimmung nach alphabetischer Ordnung. Nach dem Alphabet sollen die Wähler vom Lande in die Städte hereingerufen werden, vereinzelt, getrennt von ihren Gemeindegenossen und (was die Hauptsache ist) vom Pfarrer, außer Stande sich untereinander zu verständigen, nur umgeben von unbekannten Leuten, aber natürlich um so leichter zu bearbeiten von den Agenten der Partei, welchen die compakte Wählerschaft einer Gemeinde weniger leicht zugänglich ist**). Nichts zeigt schlagender die rücksichtslose, revolutionäre Herrschsucht der Partei als dieses wahrhaft barbarische Projekt der alphabetischen Abstimmung. Aber nach dem neuerlichen Wahlsiege wird man die Kammermehrheit bald genug auch noch für diesen Frevel gegen jede volksthümliche Natürlichkeit plädiren hören.

Ein Wahlmanöver der schmutzigsten Art hat auch in der

---

*) Ueber diese merkwürdigen Verhältnisse vergl. Dumortier jun. in la Belgique Juli 1859 p. 103. Der Verfasser bemerkt, daß schon manche indirekte Abgabe neu eingeführt worden sei, bloß zu dem Zwecke um die Zahl der liberalen Wähler zu vermehren. Daher sagt er: „Aus Finanzgesetzen sind politische und Wahlgesetze geworden."

**) La Belgique August 1860 p. 141.

aufgelösten Kammer die Spannung endlich zum Bruch gebracht, und dasselbe wird sich in der neuen Kammer alsbald wiederholen. Da nämlich die Ministeriellen so weit reducirt waren, daß nur ein paar der Herren den Schnupfen zu bekommen brauchten, um aus der Mehrheit in die Minderheit zu gerathen, so fühlten sie das dringende Bedürfniß einer Vermehrung ihrer Sitze. Unter dem Vorwande, daß in einigen Provinzen die Bevölkerung gar sehr zugenommen habe, brachte daher der Abg. Orts einen Gesetzvorschlag ein, wornach neue Sitze für 6 Deputirte und 3 Senatoren creirt werden sollten und zwar gerade in den Provinzen, von welchen am sichersten neue Wahlen zu erwarten waren. Unfraglich war dieser Vorschlag ganz und gar ungesetzlich, denn eine neue Vertheilung der Abgeordneten durfte nicht auf Grund unsicherer Statistiken, wie sie Hrn. Orts vorlagen, sondern nur nach der officiellen Volkszählung, die erst 1866 wieder statthaben wird, vorgenommen werden. Trotzdem stimmte das Ministerium und die ganze Partei dem Vorschlage bei. Dieser höhnische Mißbrauch der Mehrzahl war aber den Mitgliedern der Rechten zu viel; um „nicht länger für die Tyrannei der liberalen Partei und ihre Gewaltstreiche als Spielball zu dienen", zogen sie sich aus den Sitzungen zurück, ehe noch das Budget berathen war. Die Kammer war augenblicklich beschlußunfähig; ob die Zurückgebliebenen noch die absolute Mehrheit erreichen würden, hing davon ab, ob ein erkranktes Mitglied genesen würde. Aber es starb, und die Kammer mußte nun aufgelöst werden. Natürlich hat die liberale Presse in Deutschland die Nothwehr der Rechten als Verfassungsbruch und Gott weiß was begeifert; aber französische und englische Stimmen verurtheilten das Benehmen der Regierung gerade aus dem parlamentarischen Gesichtspunkt: die Minister hätten zurücktreten und die Krone hätte an das Volk appelliren sollen, nachdem die Regierung nur noch eine einzige Stimme Majorität für sich hatte und ihre eigenen Stimmen abgerechnet, in der Minderheit war.

Man sieht aus dem ganzen Benehmen der Partei, wie sehr sie die allgemeine Neuwahl fürchtete, namentlich wenn dieselbe nicht unter dem Einfluß der liberalen Parteiregierung vorgenommen würde. Nach dem was man jetzt weiß, wären wirklich die Liberalen unfehlbar erlegen, wenn der König loyal genug gewesen wäre, für die Vornahme der Wahlen ein neutrales oder sogenanntes Verwaltungs-Ministerium einzusetzen. Das wurde aber von der Krone nicht beliebt, weil es von der „öffentlichen Meinung" nicht gebilligt würde. Auch die Versuche des Königs, aus der katholischen Partei ein neues Kabinet zu bilden, waren nur eine Rettung des Scheins, die wahre Absicht ging von vorneherein dahin, dem liberalen Ministerium über die Krisis hinüberzuhelfen oder wenigstens die Neuwahlen unter das erdrückende Gewicht seines amtlichen Einflusses zu bringen. Das Letztere ist nun geschehen; ob der Krone selbst Rosen davon erblühen werden, muß die Zeit lehren.

Das Einzige was Belgien wieder in ein verfassungsmäßiges Geleise bringen könnte, nämlich eine Mittelpartei, die zwischen den feindlichen Massen die Wage hielte und die zündende Friktion verhinderte — ist aus den Wahlen nicht hervorgegangen. Wohl aber allem Vermuthen nach wieder ein Zuschuß radikaler Elemente. So muß sich denn die Metamorphose der Parteien rasch vollenden, in der Art daß sie den eigentlich politischen Charakter völlig ausziehen und in ganzer Nacktheit den G e g e n s a t z C h r i s t i u n d d e s A n t i c h r i s t s repräsentiren. Das ist die trostlose Signatur der Dinge in Belgien. Von einem Spiel der constitutionellen Institutionen kann man da nicht mehr reden; die parlamentarische Mehrheit ist nur mehr eine Maschine zur Zermalmung der Gegner, die das Recht der christlichen Offenbarung vertheidigen.

Wie weit es damit schon gekommen ist, beweisen Dutzende von Thatsachen, Eine greller als die andere. Wir wollen aber nur die Eine namhaft machen, daß schon das gegenwärtige Ministerium mit dem grausigen Treiben der „Solidaires" ge-

wissermaßen gemeinsame Sache gemacht hat. So sehr bezeichnet dort „liberal“ bereits den Gegensatz von „katholisch“ und christlich. Man versteht unter jenen Solidaires Gesellschaften, welche ursprünglich von französischen Flüchtlingen, der eigentlichen Pest im Lande, gegründet wurden, seit 1854 aber über alle Städte Belgiens verbreitet sind und zum Zwecke haben, daß ihre Mitglieder die feierliche Verpflichtung eingehen und erfüllen, unter keiner Bedingung in ihrer letzten Krankheit die Sterbsakramente zu empfangen. Liegt ein „Solidarischer“ auf dem Todbette, so bilden die Brüder Tag und Nacht eine Wache um ihn, um jeden geistlichen Zuspruch, auch den der eigenen Familienglieder von ihm abzuwehren. Unter solchen schrecklichen Scenen ist vor ein paar Jahren Verhaegen, der Großmeister der belgischen Logen, gestorben. Ist der Unglückliche todt, so kommen die Brüder wieder, um die sogenannte „Civilbeerdigung“ zu vollziehen; mit möglichstem Pomp tragen sie ihn hinaus, und halten Lobreden auf ihn wie auf einen gefallenen Helden am Grabe und in den Zeitungen. Um aber den katholischen Glauben noch mehr zu verhöhnen, verlangt die Gesellschaft für ihre Glieder jedesmal das Begräbniß auf dem geweihten Theile des Kirchhofs, obgleich überall ein nichtgeweihter Theil für diejenigen reservirt ist, welche im Leben und Sterben von der Religion nichts wissen wollten. Und mit dieser Forderung ist das Ministerium vollkommen einverstanden! Zwar haben sich die Katholiken deßhalb in einer großen Petition über Verletzung ihrer religiösen Rechte beschwert; aber die Kammer hat nicht umsonst beschlossen, daß die Kirchenfabriken sammt den Kirchhöfen ohne Ausnahme „säkularisirt“ und „laïques“ seien. Selbst dann, wenn der Bürgermeister davon ein anderes Verständniß haben sollte, kann die Regierung ihn, wie es im Anfang des laufenden Jahres dem von Mecheln geschehen, dazu zwingen, die Forderung der Solidaires gesetzlich zu befinden und vollziehen zu lassen.

In diesem Geiste wird nun die liberale Partei fortfahren,

in Belgien den „modernen Staat" herzustellen. Das heißt sie wird fortfahren wie bisher, im Widerspruch gegen die Grundsätze der Verfassung, auf dem Wege der bureaukratischen Centralisation, die unparteiische Staatsform des belgischen Congresses mit der parteiischen Richtung und dem vorgefaßten System ihrer eigenen Tendenz, welche die der Logen und der Bourgeoisie ist, zu erfüllen. Das Wahlmanifest der Liberalen hat sich darüber mit dürren Worten ausgesprochen; während die belgische Constitution den Cult, den Unterricht und Alles was damit zusammenhängt der freien Concurrenz anheimstellt und die Nicht-Einmischung des Staats erklärt, sagt das liberale Manifest im diametralen Widerspruch gegen die Verfassung: „das belgische Volk will jeden Zweig der öffentlichen Verwaltung, Wohlthätigkeit, Unterricht, Kirchenbesitz in den Händen des weltlichen Regiments, es will nicht in das — mittelalterliche Klosterelend zurücksinken!"

Gegen die belgische Verfassung und *für* dieses Programm hat das liberale Ministerium denn auch schon tüchtig vorgearbeitet. Nach dem Verlangen der Radikalen sind die Studien-Stiftungen sowie die Pfarrkirchen-Fabriken, wozu namentlich auch die Kirchhöfe gerechnet werden, bereits als „laïques" erklärt. Die politische Gemeinde hat aber davon nichts gewonnen, wie man etwa meinen könnte; wir haben das bezüglich der Stiftungen bereits an einem eklatanten Beispiele gezeigt. Es soll vielmehr Alles was zur Einfluß bringenden Ertheilung von Gunst und Gnade dient, unter dem Staat und der Staat selbst unter der Herrschaft der liberalen Partei centralisirt werden. Der Beschluß wegen der Stipendien war zugleich auch ein Schlag gegen die Universität Löwen*), wie der wegen

*) Die Staatsstipendien waren schon durch ein Gesetz von 1849 ausschließlich den Staatsuniversitäten überwiesen; die alten Stipen-

der Kirchhöfe ein Liebesdienst für die Solidaires, damit denselben die geweihte Erde der Gläubigen nicht ferner für ihre blasphemischen Komödien verschlossen sei. Sollte gegen derlei legale Räubereien der amtliche Widerspruch auf der Kanzel oder in Hirtenbriefen sich zu laut machen, so sind dagegen die Ausnahmsgesetze vorhanden, welche die liberale Regierung gleich im J. 1858 durchzusetzen sich beeilte, überhaupt jener neue Strafcoder zum Schutze der herrschenden Partei, den selbst ein deutscher Republikaner als das „abscheulichste Gesetzbuch", unwürdig sogar eines Napoleon III. bezeichnet hat*). Daß die Verfügungs-Freiheit milder Stifter nicht mehr gestattet sei, hat schon der Beschluß vom 7. Mai 1859 bestimmt, welcher alle Stifter zwingt, ihre Gaben den staatlichen Wohlthätigkeits-Bureaus zu unterstellen. Das Associationsrecht, dem das Regiment der Bourgeoisie wegen vorahnenden Fröstelns vor der socialen Frage an sich nie günstig scheint, ist für die belgischen Katholiken eigentlich aus der Welt geschafft, und es dürfte sich nur noch um die vom Correspondenten des Hrn. Brater für hochwichtig erklärte Frage handeln, ob denn der Staat erlauben darf, daß Jemand ohne seine Genehmigung ein Vermögen in das Kloster bringe?

Schwere Arbeit erübrigt für die Partei nur noch auf dem Gebiet des Unterrichts, um auch das ganze Schulwesen „in die Hände des weltlichen Regiments" zu bringen. Freilich ist dieß auch die Haupt- und Cardinalfrage. Die berühmte belgische Constitution hat eine ganz unerträgliche Thorheit begangen mit ihrer „abgeschmackten Unterrichtsfreiheit", wie Hr. Brater sich ausdrückt. „Das Wort Freiheit", sagt sein belgischer Freund (S. 27, 29) „auf den Unterricht angewendet,

---

dien, welche stiftungsmäßig der frühern Universität Löwen gehörten, gehen nun natürlich denselben Weg

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 44 S. 17 ff.

begreift in sich die Freiheit des Lehrers hinsichtlich seiner Vorträge und die Freiheit des Schülers in Betreff seiner Studien." Aus der so verstandenen Freiheit entspringe auf den deutschen Universitäten die Regsamkeit der Geister und das wissenschaftliche Leben. Aber ganz anders verstehe man in Belgien die Freiheit des Unterrichts; man verstehe nämlich darunter, horribile dictu, „nicht mehr die Lernfreiheit, sondern die Freiheit Schulen, Gymnasien, Universitäten ohne jede Einmischung und Oberaufsicht des Staates zu errichten!"

Aber die Liberalen hassen nicht nur die Unterrichtsfreiheit in diesem Sinne, sie wollen insbesondere auch — und das ist die Unterrichtsfreiheit in ihrem Sinne — keine confessionellen Schulen. Darum ist ihnen das Gesetz von 1842 so zuwider, welches den Religionsunterricht an den Volksschulen obligatorisch macht, und ebenso die Antwerpener Convention von 1854, welche mit allgemeiner Sanktion der Regierung das gleiche Verhältniß an den Mittelschulen mit den Bischöfen vereinbart hat. Die halbconservative Regierung von damals that dieß, weil sonst die katholischen Eltern ihre Kinder aus jenen Schulen zurückgezogen hätten; darüber glaubt aber jetzt die liberale Partei hinaus zu seyn. Ihr Ideal ist die Schule, welche das Crucifix aus ihren Lokalen entfernte, um den etwa zu erwartenden Judenkindern kein Aergerniß zu geben*). So verlangt es der von dem belgischen Freunde des Hrn. Brater energisch vertretene Grundsatz, daß „die Wissenschaft im engern Sinne nicht mehr dem religiösen Gebiet angehört, und wehe ihr, wenn sie sich den Glaubensartikeln der Religion unterwerfen müßte; dieß wäre ihr Todesurtheil!" „Die Wissenschaft", wiederholt der

*) *Ducpetiaux* l. c. p. 100. Belgien zählte damals (1846) auf fast 4½ Millionen Einwohner 7386 Protestanten, 1336 Juden, 1019 verschiedener Culte, 600 unbekannter Religion, und die meisten dieser Nichtkatholischen waren auch nicht landesangehörig.

belgische Freund, „ist säkularisirt worden, und in die Zeit ihrer Säkularisation fallen die staunenswerthen Fortschritte, die wir bewundern.“ In demselben Sinne hat Verhaegen an der Spitze der belgischen Logen und als Curator der Brüssler Hochschule den Bischöfen zugeschrieen: „es ist Zeit, daß die Religion ihre Mängel erkenne, und sich der Wissenschaft unterwerfe, daß sie der einzigen Macht der Gesellschaft weiche, die in ihrem Streben unendlich und in ihrem Wirken unabhängig ist ꝛc.“*). Damals wurde in den belgischen Logen das Schlagwort ausgetheilt, welches seitdem selbst katholische Professoren in Deutschland in den Mund genommen haben, ohne freilich zu wissen woher!

Mit der Unterjochung des gesammten Unterrichtswesens ist nun der liberale Staat in Belgien noch ziemlich im Rückstand. Ein zweckmäßiger Anfang ist indeß gemacht durch die Wiedereinführung der Staatsprüfung zum Uebertritt an die Universität (grade d' élève universitaire). Wenn nämlich der Staat nicht nur an seinen eigenen, sondern auch an den freien Mittelschulen die Schlußprüfung hält, so versteht es sich von selbst, daß die letzteren sich auch der Schulordnung des Staates fügen müssen. Schon das liberale Kabinet von 1847 hatte diese Einrichtung getroffen, die aber 1855 als verfassungswidrig und unpraktisch wieder abgeschafft wurde, sogar unter Zustimmung von Männern wie Verhaegen und Frère, um jetzt durch den Minister Rogier wieder auf's Tapet gebracht zu werden**). Allerdings nur als erster Schritt des Systems. Die Regierung führte sodann mit großen Kosten Ackerbau-Schulen ein, um Industrieschulen aller Art darauf folgen zu lassen. Sie fand dabei starken Widerstand nicht bloß bei den

*) Histor.-polit. Blätter Bd. 40 S. 10 ff.

**) Universel vom 24. Januar 1861; Ami de la religion vom 5. Juli 1860.

„Klerikalen." Auch indifferente Blätter wiesen auf die Grundsätze der belgischen Constitution, welche dem Staat eine solche Einmischung, von der man auch gar nicht wisse, wo sie ein Ende haben solle, nicht erlaubten. Das Schulwesen sei nun einmal eine Sache, für die der Staat verfassungsmäßig nicht da sei*). Die Regierung hingegen vindicirte sich nicht nur die Aufgabe, in die von der freien Concurrenz gelassenen Lücken einzutreten, sondern auch die Pflicht, für die Kinder und jungen Leute einen tüchtigen Unterricht zu beschaffen, welche von den Eltern nicht den kirchlichen Lehranstalten anvertraut werden wollten**). Es war damit zunächst auf Staats-Töchterschulen abgesehen. Indeß stellte sich gerade bei diesem Anlaß heraus, daß manche liberale Herren in den Provinzial- und Stadt-Räthen gegen das Gesetz von 1842 und den „religiösen Ein-

---

*) S. Universel vom 27. Januar 1861.

**) Auf diesen Ausspruch des officiösen Journals gab das Universel vom 11. September 1861 folgende den liberal-katholischen Standpunkt charakterisirende Antwort: „Macht es wie wir, gründet Schulen in euerm Sinn, aber mit euerm Geld! Mögen die belgischen Bürger, welche ihre Kinder nicht den „„kirchlichen Anstalten"" anvertrauen wollen, d. h. den von katholischen Bürgern gegründeten Schulen, mögen sie wie die Katholiken sich vergesellschaften, um Schulen nach ihrem Geschmack zu gründen; Niemand hat ein Recht es zu hindern. Aber wenn diese Bürger ihr „„öffentliches Schulwesen"" auf Kosten des Staats beschaffen wollen, d. h. auf Kosten Aller, so sagen wir, daß man mit der Unterrichts-Freiheit seinen Spott treibt und daß man den Geist und Buchstaben der Constitution verletzt. Gründet Schulen, so viel ihr wollt, aber auf euere Kosten! Führt alle möglichen Verbesserungen im Lande ein, stellt in jeder Gemeinde eine Schule für die „„praktische Abrichtung"" euerer Töchter her, bekämpft bis auf's Messer den „„theokratischen Einfluß"", führt täglich und stündlich eine neue Schule ein — aber thut's auf eure Kosten, wenn's beliebt, auf euere Kosten und nur auf euere Kosten!"

fluß in den Schulen [illegible], welche ihre eigenen Töchter doch nirgends anders hin als in die klösterlichen Anstalten zur Erziehung geben wollen. Eine solche Demaskirung erlebten z. B. die Herren Lambotte und Beaujean in Lüttich. Auch wagte das Ministerium sein Princip, daß der Volksunterricht verfassungsrechtlich „säkularisirt" sei, noch nicht bis zur Abschaffung des Gesetzes von 1842 zu treiben, sondern es suchte vorerst nur durch die politischen Gemeinden den rein kirchlichen Schulen eine erdrückende Concurrenz zu machen. Alle diese Bemühungen aber bleiben nothwendig Stückwerk, ehe nicht der letzte Schritt gethan wird: die Einführung des Schulzwangs.

Schon hat sich nicht selten, namentlich auch in einzelnen Provinzialräthen, diese Forderung erhoben. Sie involvirt aber einen so totalen Umsturz der Verfassung, daß bis jetzt selbst das liberale Ministerium vor ernstlichen Versuchen, den Schulzwang in Belgien einzuführen, zurückschrack. Im J. 1859 war von radikaler Seite ein Antrag in die Kammer gekommen, dieselbe soll das „Recht der Kinder auf Unterricht" proklamiren. Minister Rogier, selber vor Zeiten ein französischer Schulmeister, war dafür. Aber der Mehrheit der Liberalen schien der Antrag unwürdig eines freien Landes. Nicht nur Orts und Brouckère erhoben die alte Einwendung, der Schulzwang sei eine Confiskation der persönlichen Freiheit; sondern insbesondere der Großmeister Verhaegen erklärte: der Schulzwang sei einerseits ein Stück alter Tyrannei schon von Sparta her, andererseits sei er ein Problem radikaler Oekonomie, welche folgerichtig zum Socialismus und Communismus führen müsse*). Ganz in demselben Sinne sprechen sich die belgischen Katholiken stets aus: der Schulzwang passe in eine Lykurgische Gesetzgebung, in

---

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 44 S. 15

eine Platonische Republik und am allerbesten in die Verfassung des chinesischen Mandarinenthums. Sie folgern insbesondere: eine ehrliche Unterscheidung von Kirche und Staat sei nicht möglich ohne die Unterscheidung der Schule vom Staat, und wo der Schulzwang bestehe, da bestehe nothwendig ein staatliches Schulmonopol, neben welchen nur unehrlicher Weise von einer Freiheit der Kirche vom Staat und umgekehrt die Rede seyn könne*). Was sagen wir Deutsche dazu?

Hätten die jüngsten Wahlen ein liberal-katholisches Ministerium in's Amt gebracht, so hätte dasselbe nothwendig alle die Fesseln zerbrechen müssen, womit der Liberalismus seit 1857 die Freiheiten der Constitution umstrickt hat. Nachdem aber nun die modern Liberalen am Ruder geblieben sind, müssen sie ebenso nothwendig fortfahren, die Verfassung zu unterminiren, um gegen die Grundidee derselben den bureaukratisch centralisirten Staat einzurichten, dem sie natürlich keinen andern Geist *einblasen können* als den ihrer eigenen Partei, und dieser *ist der Geist des Antichrists*. Ihr einziger Rechtstitel zu einer solchen Staatsumkehr beruht aber auf einem temporären, durch alle Mittel der öffentlichen Corruption erpreßten Mehr von 12 Stimmen. Man braucht kein Prophet zu seyn, um zu zweifeln, ob solche Stellungen geeignet seien nach constitutionellen Regeln glatt abzulaufen, und auch zu zweifeln, ob das künstliche Gefüge des kleinen Königreichs im Stande seyn werde, die voraussichtlichen innern Erschütterungen auszuhalten.

Wir erinnern uns jetzt recht lebhaft eines Vorganges, welcher vor vier Jahren gerechtes Aufsehen gemacht hat, weil er in der That ein grelles Streiflicht auf die belgische Zukunft vorauszuwerfen schien. Als es sich nämlich wegen der Aufhebung des Octroi um die Creirung neuer indirekter Steuern

*) Vergl. z. B. Universel vom 11. Juli 1861.

und insbesondere um die Einführung einer höhern Zuckersteuer handelte, da richtete eine große Anzahl von Zucker-Fabrikanten eine Petition an den König. In derselben war mit dürren Worten gesagt: „die Vergleichung zwischen der im südlichen Nachbarstaat seit Kurzem geltenden Zucker-Gesetzgebung und den vom belgischen Finanzminister vorgeschlagenen Erschwerungen möchte in gegenwärtiger Zeit gar schlimme Wirkungen äußern.“ Es war nämlich eben damals die französische Annexionslust das belgische Tagesgespräch. In der Kammer ward aber die Petition der Herrn vom Zucker höchst mißliebig besprochen. Es fielen sogar Andeutungen über auswärtige Agenten, und Heinrich von Brouckère äußerte den Verdacht, die Adresse könne nicht in Belgien geschrieben seyn. Darauf antwortete das Londoner Morning Chronicle, welches damals bekanntlich im napoleonischen Solde stand, klar und gemessen wie folgt:

„Daß eine solche Idee (des Anschlusses an Frankreich) unter den Belgiern ziemlich weit verbreitet ist, läßt sich nicht bestreiten. Vor ein oder zwei Monaten erhielten wir selbst eine Mittheilung aus Brüssel, worin es hieß: der König sei vor Kurzem mit der Meinung herausgeplatzt, daß seine Unterthanen, falls die Frage zur Abstimmung käme, sich zu Gunsten einer solchen Einverleibung entscheiden würden. Wenn wir das Faktum jetzt erwähnen, so geschieht es, weil die Frage von unsern Zeitgenossen in London und Brüssel zwanglos erörtert, und außerdem in den belgischen Kammern förmlich vorgebracht wurde. Die Geschichte vom französischen Agenten-Einfluß ist aber nichts als eine Zeitungsente. Die Agenten welche mit der Einverleibungsidee Propaganda machen, sind Belgier, und die Gründe warum die Idee der Bevölkerung zusagt, sind ebenfalls belgisch. Einiges mag hierzu die Unpopularität des Kronprinzen beitragen. Ein halber Oesterreicher vermöge seiner Heirath und ein glühender Ultramontaner, wie er ist, wird der Herzog von Brabant von einem Gemeinwesen, das in seiner Loyalität gegen den König Leopold nie geschwankt hat, mit Mißtrauen und Abneigung betrachtet. Es gibt aber noch stärkere Gründe. Die Belgier, die ein par excellence gewerbfleißiges

und handeltreibendes Volk sind, blicken mit Neid auf die Anzeichen raschen Fortschritts und materieller Wohlfahrt, deren sich die Unterthanen des Kaisers Napoleon, Dank seiner weisen Politik, erfreuen" rc.*).

Zwei Jahre später erkrankte König Leopold so schwer, daß er hoffnungslos verloren schien. Damals brachte ein deutsches Blatt aus Belgien einen Bericht über die „allerernsteste Besorgniß um die kommenden Tage", die sich morgen mit verdoppelten Gründen wiederholen kann. Der Bericht stimmt ganz mit der Anschauung des Londoner Blattes (die nebenbei gesagt so ziemlich von allen Unterrichteten getheilt wird) in dem überein, was die Hauptsache betrifft; er weist aber auch noch auf eine andere Seite der Frage hin, auf die holländische nämlich. Es ist unzweifelhaft, daß die flämischen Provinzen keine französischen Sympathien haben, aber man darf vielleicht annehmen, daß sie sich von Holland nie getrennt *hätten*, wenn man sich im Haag vor vierzig Jahren gegen die *Katholiken* so betragen hätte wie seit 1853. Hören wir auch noch diesen Bericht der „Süddeutschen Zeitung", nachdem heute Belgien selber so schwer krank ist, wie damals der König war, und wie er morgen wieder werden kann.

„König Leopold war im besten Sinne des Wortes ein gekrönter Präsident, und wie scharf er immer die constitutionellen Formen einhielt, wie orthodox er den Punkt über das ministerielle I setzte: seine persönliche Initiative war ungleich größer und bedeutender, als man sich im Volke wie außer Lands einbildete. Wem wird dieses hohe Amt jetzt zufallen, und wird es genug seyn an der Beobachtung der verfassungsmäßigen Formen? Der Kronprinz, den wir am Werke sehen müssen, ehe wir ihn beurtheilen, ist bis jetzt nicht populär zu nennen; sehr lange galt er für einen aufrichtigen Freund der ultramontanen Partei; seine

*) S. Allg. Zeitung vom 11. Juni 1860.

Heirath mit einer österreichischen Prinzessin hob ihn sicherlich nicht in den Augen der liberalen Partei und der demokratischen Massen. Sein Gesundheitszustand ist fortwährend unbefriedigend ... Nach ihm käme der junge Staat an ein Kind, d. h. unter eine Regentschaft, und Europa ist durch die Napoleoniden von lauter Fragezeichen umstellt. Die Augen der bekümmerten Patrioten irren vom Schlosse Laeken nach Paris, von Paris zum Krankenbette des Königs zurück. Was thut die Königin von Holland schon wieder in der französischen Kaiserstadt und in der *Intimität* des Kaiserpaares von Frankreich? Was thut sie namentlich jetzt dort, wo der belgische König seinem Ende entgegensieht? Wilhelm III. hat sich zu Lüttich mit dem belgischen Abfall versöhnt, aber zu Paris und St. Cloud ist es seine Gemahlin, welche die erste Rolle spielt, und sie gilt dafür im Haushalt der Oranier die Hosen zu tragen" *).

So sprach, wir wiederholen es, dieser Brüssler damals, wo der König so schwer krank war, wie jetzt Belgien selber ist und wie er morgen wieder werden kann!

*) Süddeutsche Zeitung vom 13. Mai 1862.

XXI.

Gedanken über die philosophischen Studien.

Wenn man das Studium der Philosophie geschichtlich verfolgt, so wird man die Entdeckung machen, daß dasselbe in keinem Zeitalter mehr als in dem jüngst verflossenen, und bei keiner Nation mehr als bei der deutschen gepflegt worden; daß es aber jetzt bei keinem Volke mehr als bei uns in Mißachtung gekommen sei und vernachlässigt werde.

In unsern Nachbarländern: Belgien, Frankreich, England, Spanien und Italien wird die Philosophie noch minder oder mehr als ein unumgängliches Mittel für die gelehrte Bildung betrachtet, und ein mehrjähriger Cursus derselben ist für diejenigen, welche auf gelehrte Bildung Anspruch machen, und namentlich für die Theologen vorgeschrieben; in Deutschland hat sie aufgehört, als ein solches Bildungsmittel für den Gelehrtenstand zu gelten, und wird sie noch hin und wieder docirt, so kann auch von einem eigentlichen Studium derselben fast nirgends die Rede seyn. In Preußen und Oesterreich hat man die Zweige der Philosophie, deren man zu bedürfen glaubte, als Nebenfächer in die höheren Classen des Gymnasiums vertheilt. Deren man zu bedürfen glaubte; denn was man

von der Philosophie in den Unterrichtsplan des Gymnasiums aufgenommen hat, beschränkt sich auf Physik, Logik und empirische Psychologie; die Hauptfächer der Philosophie, als Metaphysik und Moralphilosophie, haben obligate Lehrgegenstände zu seyn aufgehört. In ganz Preußen hat nur die eine Akademie zu Münster sich einen einjährigen philosophischen Cursus für die Studiosen der Theologie erhalten, aber auch dieser Cursus hat, in seinem wahren Lichte betrachtet, wenig zu bedeuten. Die Studiosen brauchen nur, um zu den theologischen Collegien zugelassen zu werden, über den vorgängigen Besuch der Vorlesungen über Logik, empirische Psychologie und Metaphysik sich auszuweisen; eine Prüfung in diesen Lehrfächern haben sie weder während ihres philosophischen Cursus, noch auch später in der Theologie zu bestehen, und so ist das philosophische Jahr den Meisten nicht bloß ein verlorenes, sondern auch mehr schädlich als nützlich. Anderswo hat man den Mangel eines eigenen philosophischen Cursus damit zu ersetzen gesucht, daß man die Theologen in jedem Semester nebst einer Unzahl theologischer Vorlesungen auch noch die eine und andere philosophische und philologische zu hören anhält und vor ihrer Aufnahme in's Seminar auch über Philosophie examinirt. Das mag allerdings dem Studium der Philosophie mehr frommen, als bloßer Ausweis über den Besuch philosophischer Vorlesungen; es sind aber mehr als menschliche Kräfte erforderlich, um nicht bloß so viele theologische Lehrfächer, wie sie der Studienplan enthält, sondern überdieß nebst Philologie auch noch Philosophie, und das Alles in drei Jahren, gründlich zu studieren.

Wenig besser, ja theils noch schlechter steht es in den übrigen Bundesländern, wie die von allen Seiten laut werdenden Klagen beweisen, mit dem Studium der Philosophie aus. So viel ich weiß, ist demselben nur noch in Bayern ein eigenes Jahr gerettet; in allen übrigen Ländern hat die Philosophie obligater Lehrgegenstand zu seyn ganz aufgehört, und wenn noch hin und wieder an den Hochschulen Philosophie gelehrt wird, so verdient das, was man unter diesem Namen vorträgt,

denselben häufig nicht. Man kann daher, ohne der Wahrheit zu nahe zu treten, behaupten, daß in Deutschland, selbst für Theologen, ein gründliches Studium der Philosophie fast überall aufgehört hat zu existiren. Es gilt das selbst von den deutschen Seminarien, unter welchen meines Wissens nur zwei einen zweijährigen philosophischen Lehrcursus haben. Was die angehenden Mediciner, Philologen und Juristen betrifft, so beschränkt sich ihr Studium der Philosophie auf das, was sie ohne tieferes Verständniß derselben am Gymnasium aufgefaßt haben, oder sie lassen sich an der Universität noch höchstens für eine Vorlesung über Logik oder empirische Psychologie einschreiben; von den philosophischen Hauptfächern, der Metaphysik und Moralphilosophie, erhalten sie nirgends eine Idee.

Wie über alle Begriffe kläglich es bei uns mit dem Studium der Philosophie stehe, davon legt auch unsere philosophische Literatur den augenfälligsten Beweis ab. Es wird bei uns kein Lehrgegenstand getrieben, in welchem es nicht, um Lehrer und Schüler zu unterstützen, eine Unzahl Lehrbücher und Hülfsmittel gäbe. Die eine Grammatik verdrängt die andere, das eine Lehrbuch der Geschichte, Geographie ꝛc. das andere; Commentare zu Auktoren, die als Eselsbrücken zu dienen bestimmt sind, wetteifern in der Zahl mit den Uebersetzungen, und hinter allem dem bleiben die Handbücher der akademischen Lehrfächer nicht zurück. Wie steht es aber bei dieser unermüdeten Schreibseligkeit unserer Gelehrten, bei diesem Wetteifer unserer Verlagshandlungen um die Bücher, welche als Leitfaden oder als Hülfsmittel beim Studium der Philosophie sich gebrauchen ließen? Natürlich sind ebenso viele Werke erschienen, als unser philosophisches Jahrhundert Systeme erzeugt hat; das sind aber keine Handbücher, welche man dem Studium der Philosophie zu Grunde legen, und nach denen man die Philosophie studiren könnte. Was die Handbücher betrifft, so haben wir wohl einiges Schätzenswerthe über Logik und empirische Psychologie, also über Nebenzweige der Philosophie; die Metaphysik und Moralphilosophie sind darin so viel wie gar nicht vertreten. Daher

wird auch die Philosophie an deutschen Anstalten fast überall, wenn nicht etwa nach eigenen Heften, nach fremden Handbüchern gelehrt, unter welchen die sehr dürftigen und mangelhaften Werke von̄ Balmes bei uns die verbreitetsten sind.

Der Grund, aus dem die Philosophie bei uns so sehr bei Seite gesetzt ist, liegt offenbar in den augenfälligen Abwegen, auf welche unsere deutsche Philosophie bei ihren riesenmäßigen Fortschritten gerathen ist. Was man seit einem Jahrhunderte als Philosophie anpreist, das war zur Zeit der Umgestaltung unseres Schulwesens im Anfange dieses Jahrhunderts bei allen auf sie Einfluß übenden Behörden so sehr in Mißachtung, ja sogar in Verdacht gekommen, daß man es, statt von ihm die Vollendung der geistigen Bildung zu hoffen, wie die Pestilenz fürchtete. Diese Furcht war auch für die damalige Zeit um so mehr begründet, als man dem mit der Afterphilosophie getriebenen Unwesen vom philosophischen Standpunkte aus noch nicht gewachsen zu seyn glaubte.

Die kantische Philosophie hatte, wie man allgemein annahm, die früheren philosophischen Anschauungen in ihren Grundfesten erschüttert. Um ihre Fahne hatte sich daher der größte Theil der deutschen Gelehrten, namentlich der protestantischen gesammelt, so daß es in protestantischen Schulen fast unmöglich geworden war Professoren zu finden, welche von dem Gifte der neuen Philosophie nicht angesteckt waren. Wenig besser stand es zu dieser Zeit um die katholischen Schulen. Mit der Aufhebung des Jesuitenordens hatte die katholische Kirche ihre vorzüglichste Pflanzschule für das Lehrfach verloren. So mußte es, nachdem die Reihen der Erjesuiten, welche nach der Aufhebung ihres Ordens als Lehrer fortwirkten, im Laufe der Zeit gelichtet waren, an sich schwer seyn, für die Abtretenden würdige Nachfolger zu finden. Diese Schwierigkeit wurde noch durch die Hindernisse vergrößert, welche die nachfolgenden, Europa erschütternden Kriege der Heranbildung neuer Kräfte bereiteten. So war denn unter den katholischen Gelehrten die Zahl derer, welche man als die Verfechter einer gesunden Philosophie dem

kantischen Formalismus entgegenstellen konnte, fast ebenso gering, wie unter den protestantischen. Wohl traten (ich erinnere an den Exjesuiten Stettler) Männer auf, welche die neue Philosophie gründlich bekämpften; doch diese waren nur vereinzelte Erscheinungen, die kaum Beachtung fanden, und konnten daher den Schrecken, welchen die kantische Philosophie verbreitet hatte, nicht heben. Unter solchen Umständen war es nicht zu verwundern, daß man die Philosophie mißtrauisch ansah, und wir finden es erklärbar, warum man aus dem gesammten Gebiete der Philosophie nur noch die Logik, empirische Psychologie und Physik als weniger gefährliche Gegenstände beibehalten, dagegen aber die Metaphysik und Moralphilosophie als obligate Gegenstände ganz gestrichen hat.

Wohin das führen mußte, hätte sich leicht voraus sehen lassen. Herr Dr. Strobl hat auf der Münchener Gelehrten-Versammlung (Verh. S. 91) den Gedanken ausgesprochen, daß das Studium der Philosophie ein „unumgängliches Bildungs-*mittel*" *für* die gelehrte Laufbahn sei, und als Eberhard (Verh. S. *86)* darauf hinwies, daß dasselbe wieder auf zwei Jahre zu erweitern sei, wurde das Bedürfniß seiner Erweiterung allgemein anerkannt. Was Dr. Strobl hier ausgesprochen hat, ist nicht etwa seine besondere neue Ansicht, nach Art der vielen die in den mit unserm Schulwesen gemachten Experimenten Ausdruck gefunden haben, sondern nur die Wiederholung dessen, was bis zur Zeit, als im Anfange dieses Jahrhunderts das Experimentiren begann, geglaubt wurde und es liegt in der Natur der Sache tief begründet. Dabei ist es von solcher Wichtigkeit, daß es in den weitesten Kreisen bei allen denjenigen Beachtung verdient, welchen das Schulwesen am Herzen liegt. Eine öffentliche Besprechung der Frage möchte auch aus dem Grunde zeitgemäß seyn, weil die Uebelstände, an welchen unser Schulwesen leidet, schon überall den Gedanken an die Nothwendigkeit einer neuen Reform desselben geweckt haben. Indem ich mich der Erörterung unterziehe, will ich zwei Punkte in's Auge fassen: 1) die Nothwendigkeit eines gründlichen Stu-

diums der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fachstudium, 2) die Durchführbarkeit und Durchführungsweise desselben. Doch, ehe ich dieses versuche, muß ich selbstverständlich die Frage beantworten, was denn die Philosophie sei, und was ich unter einem gründlichen Studium derselbe verstehe.

Wohl mit keinem Worte ist mehr Mißbrauch getrieben worden, als mit dem der „Philosophie.“ Wenn Kant durch allerlei Sophistereien zu zeigen suchte, daß unsere Erkenntnisse sich nicht über das Gebiet der sinnlichen Anschauung hinaus erstrecken, und daß ihnen auf diesem Gebiete nur subjektive Wahrheit zukomme, so nannte er das Philosophie. Mit demselben Namen nannte Fichte das Resultat seiner Forschungen, welches kein anderes war, als daß wir zu keiner, auch nicht einmal subjektiven Gewißheit, selbst über unser eigenes Daseyn gelangen können. Wieder sollte es Philosophie seyn, wenn Spinoza, der Vater der neuern Pantheisten, aus einem willkürlich angenommenen Begriffe von Substanz die Existenz von nur Einer ungeschaffenen ewigen Substanz deducirte und, wie die Materie mit dem Geiste, so auch die Welt mit Gott confundirte; Philosophie, wenn Schelling und Hegel, dieser vom Begriffe des reinen Seyns, jener vom Begriffe des Absoluten, mit willkürlicher Auffassung desselben nach eigener Phantasie, ausgehend das ganze Universum construiren und dann (quid miri?) zu dem wunderlichen Resultate gelangen, daß die Welt nur ein Ausfluß (emanation) des Absoluten, reinen Seyns sei, nicht verschieden von dem Absoluten, Unendlichen, Gott. Diese und andere Verirrungen des menschlichen Geistes haben ihre Urheber Philosophie genannt, und die Welt hat, dem Geschicke, mit welchem sie ihren falschen Theorien den Anstrich der Wahrheit gegeben haben, schmeichelnd, ihnen nachgesprochen, hat diese Verirrungen für einen Fortschritt in Erkenntniß der Wahrheit erklärt. Ich nenne das nicht Philosophie, und ebensowenig nenne ich so den übrigen Nonsens, der, um nicht als solcher erkannt zu werden, in unverständliche Phrasen gehüllt von unsern Kathedern herab so oft dafür ausgegeben

und von den Zuhörern als Weisheit angestaunt wird. Sie, die Königin der Wissenschaften, besteht nicht in hohlen Phrasen, noch in Verirrungen des menschlichen Geistes; ihr Gegenstand ist Wahrheit. Die Philosophie ist Vernunftwissenschaft. Als solche lehnt sie sich zwar, um nicht rein ideell zu seyn und auf objektive Wahrheit Anspruch zu haben, an die Erfahrung an, sie bleibt aber nicht in der Erfahrung stehen, noch ist auch die Erfahrung ihr Objekt. Die Erfahrungswissenschaften sind daher nicht Zweige der Philosophie. Wenn man einige derselben, z. B. empirische Psychologie, Physik und Astronomie, mitunter den philosophischen Wissenschaften beizählt, so hat das lediglich darin seinen Grund, daß dieselben von Alters her zugleich mit der Philosophie studirt wurden. Indeß darf man doch die empirische Psychologie als eine Hülfswissenschaft der Philosophie betrachten. Diese hat in der Wahrheit, sofern sie nicht durch innere oder äußere Anschauung, sondern durch Vernunfteinsicht erkannt wird, daher im Uebersinnlichen ihr Objekt. Ich sage: *insofern*; denn, wenn auch sinnlich wahrnehmbare Gegenstände, z. B. die Seele und die Welt ihr Objekt bilden, so gilt das doch nicht insofern, als sie in die Sinne fallen, sondern nur insofern, als sie durch Vernunfteinsicht erkannt werden.

Man theilt die Philosophie in theoretische und praktische. Die praktische, Moralphilosophie oder Ethik oder auch Naturrecht genannt, befaßt sich mit den Rechten und Pflichten des Menschen, sofern dieselben aus den natürlichen Verhältnissen entspringen und daher dem Lichte der Vernunft zugänglich sind. Sie ist eine für den Theologen und Juristen höchst wichtige Wissenschaft, beruht aber auf der theoretischen nicht anders, als das Haus auf seinem Fundamente.

Die theoretische Philosophie hat ihr eigentliches Objekt in Fragen, welche von jeher den Menschen beschäftigt haben, als da sind Gottes Daseyn und Eigenschaften, die Natur und Unsterblichkeit der Seele, der Ursprung der Welt rc., Fragen, die man nur zu nennen braucht, um ihre Wichtigkeit begreiflich zu machen, die aber um so wichtiger sind, als die Afterphilosophie

unserer Tage (der Materialismus und Pantheismus) in ihrer Verkehrung Alles untergräbt. So bilden die rationale Theologie, die rationale Psychologie und die rationale Kosmologie, welche man unter dem Namen Metaphysik zu begreifen pflegt, den Hauptgegenstand der theoretischen Philosophie. Eine gesunde Philosophie muß aber, um den Zeitumständen gebührend Rechnung zu tragen, die vorgenannten Fragen so lösen, daß sie zugleich die falschen philosophischen Systeme gründlich widerlegt und ihre Sophismen aufdeckt.

Obgleich die vorgenannten Fragen das eigentliche Objekt der Philosophie bilden, so hat diese doch, ehe sie zu ihrer Lösung schreiten kann, eine andere Aufgabe zu erfüllen. In der Philosophie handelt es sich vor Allem um einen festen Ausgangspunkt, und diesen zu beseitigen sind in neuerer Zeit viele Systeme erfunden. Die Empiristen verwerfen mit Locke, was nicht auf Erfahrung beruht, und beschränken folglich die Gewißheit unserer Erkenntnisse auf die Gegenstände der innern und äußern Anschauung; dagegen lassen die Idealisten nur das gelten, was der Geist nach seinen Denkgesetzen erkennt, und heben damit alle objektive Wahrheit auf; die Skeptiker endlich lassen gar keine Wahrheit bestehen. Will der Philosoph sich eine sichere Grundlage schaffen, so muß er allen diesen Systemen in der Kritik des Erkenntnißvermögens folgen und dieselben von dort aus widerlegen. Damit setzt er sich in den Stand, zu zeigen, wie man philosophiren müsse, und hat nicht bloß eine sichere Grundlage und einen festen Ausgangspunkt gewonnen, sondern auch die neuern philosophischen Systeme widerlegt. Denn seine Kritik muß ihn dahin führen, daß der Philosoph, wenn er mehr als träumen will, nicht von reinen Ideen, sondern von der Erfahrung ausgehen und dann auf den Schwingen der Denkgesetze zum Uebersinnlichen sich erheben müsse, und damit hat er erkannt, wie unphilosophisch Schelling und Hegel von einem bloß in ihrer Einbildungskraft begründeten Begriffe ausgehen und aus ihm das Luftgebilde ihres philosophischen Erkennens construiren. Die zuletzt besprochene Aufgabe der

Philosophie ist um so wichtiger, als sie eine gründliche Widerlegung der falschen philosophischen Systeme in ihren Principien einschließt.

Eine Vorschule der Philosophie ist die Logik als die Lehre vom richtigen Denken. Sie ist für ein gründliches Studium der Philosophie besonders wichtig, weil sie das Denken auf die Denkgesetze zurückzuführen und so von seiner Richtigkeit oder Unrichtigkeit sich Rechenschaft zu geben befähigt. Uebrigens kann die Logik nur durch Uebung in Beurtheilung des Denkens nach den Gesetzen desselben, nicht aber durch bloße Theorie angeeignet werden. Sie ist mehr Kunst, als Wissenschaft, der Künstler aber bildet sich nur durch Uebung.

Nachdem ich im Vorhergehenden, was ich unter Philosophie verstehe, gezeigt, muß ich noch einige Worte über das gründliche Studium derselben anreihen. Unter demselben verstehe ich nicht ein bloßes Anhören philosophischer Vorlesungen, noch auch ein Auswendiglernen philosophischer Hefte oder Bücher. Was würde man wohl von einem Schüler sagen, der damit Mathematik gründlich zu studiren dächte, daß er die mathematischen Lektionen aufmerksam anhört oder mathematische Bücher auswendig lernt? Die Philosophie ist auch eine rationelle Wissenschaft, und ihr Studium muß, um von der damit intendirten Denkübung abzusehen, mehr als das der Mathematik, darin bestehen, daß man ihren Gegenstand ganz durchdringe. Von einem Mathematik studirenden Jünglinge wird man nicht mehr erwarten, als daß er den ihm vorgetragenen Beweis klar einsehe. Noch mehr soll der angehende Philosoph seinen Gegenstand durchdringen. Er soll das ihm Vorgetragene so bei sich verarbeiten, daß er nicht bloß Rechenschaft davon geben, sondern auch alle Einwendungen dagegen von der Sache aus lösen kann, daß es sein volles Eigenthum geworden ist. Ein solches Durchdringen des Gegenstandes ist allerdings schwer, namentlich für einen Schüler, und darum muß ihm auch der Lehrer zu Hülfe kommen, ihn anleiten und üben (was freilich mit dem Ablesen eines noch so klaren, geschweige eines nebelhaften Heftes

nicht geschieht); mit gehöriger Hülfe läßt es sich jedoch, je nach den Talenten der Schüler bei dem Einen mehr bei dem Anderen weniger erreichen. Es wird dazu nur erforderlich seyn: 1) daß der Lehrer richtig, gründlich und klar denke; 2) daß er, zu der Fassungskraft seiner Schüler sich herablassend, seine Gedanken, statt sie in mysteriöses Dunkel zu hüllen, einfach und klar vortrage; 3) daß er den Schülern durch wiederholte Repetitionen und Disputatorien häufig Gelegenheit biete, von ihrem Verständnisse Rechenschaft zu geben und Schwierigkeiten sich lösen zu lassen. Werden diese drei Bedingungen erfüllt, so kann es nicht fehlen, daß der fleißige Schüler den Gegenstand gründlich erfasse und folglich sich eigen mache; fehlt dagegen die eine oder andere, so wird derselbe durch die Schuld des Lehrers, wenn überhaupt einen, nur geringen Nutzen aus dem Studium schöpfen. Denn die erste und zweite Bedingung sind so wesentlich, daß sich ohne sie nichts erreichen läßt; aber auch die letzte ist wichtiger, als man gewöhnlich glaubt.

I.

Nothwendigkeit eines gründlichen Studiums der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fachstudium.

Wenn ich ein gründliches Studium der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fachstudium nothwendig nenne, so meine ich nicht bloß das theologische Fach, sondern auch die anderen Fächer des Gelehrtenstandes, und namentlich das juristische. Ich rede aber nur vom Jünglinge wie er gewöhnlich ist, und räume somit gern ein, daß der Mangel philosophischer Bildung sich bei hervorragenden Talenten minder oder mehr durch andere Studien ersetzen lasse.

Der Grund dieser Nothwendigkeit ist doppelter Art. Ein gründliches Studium der Philosophie ist zunächst nothwendig, um dem Candidaten des akademischen Fachstudium, insbesondere dem Theologen, Juristen und Philologen, die nöthige Reife für ihr Fachstudium und ihren Beruf zu ertheilen, und das ist

der erste Grund. Es ist aber auch ferner nothwendig, weil es demselben eine Grundlage für sein Fachstudium bietet, und weil sich ohne dasselbe keine hinreichende Abhülfe gegen die von der falschen Philosophie ihm drohenden Gefahren finden läßt, und das ist der zweite Grund. Möge man beide Gründe näher betrachten, und wir werden uns von der Nothwendigkeit einer Restauration der philosophischen Studien, wie ich hoffe, vollständig überzeugen.

Was den ersten Grund betrifft, so kann es mir nicht entgehen, daß man überall in Deutschland den Gymnasien ohne Philosophie die Aufgabe zugewiesen hat, den Jüngling für das akademische Fachstudium zu befähigen, und daß diese Anstalten überall das Diplom der Reife für dasselbe ausstellen. Man hat die Fonds der Lyceen mit den Gymnasien vereint und den Gymnasien ohne Philosophie die Aufgabe gestellt, welche man früher von den Lyceen mit ihren philosophischen Studien erwartete. Es liegt uns aber für unsere Frage nichts daran, was *die* Gymnasien ohne Philosophie s o l l e n, sondern was sie *in* Wirklichkeit k ö n n e n, und was diese Frage betrifft, so ist es mir keinen Augenblick zweifelhaft, daß sie bei dem Ausschluß eines gründlichen Studiums der Philosophie, die vorgenannte Reife zu ertheilen nicht vermögen.

Um uns davon zu überzeugen, brauchen wir uns nur klar bewußt zu werden, was einerseits die Reife für das akademische Fachstudium, namentlich für das der Theologie, Jurisprudenz und Philologie, erfordere, und was andererseits die Gymnasien ohne gründliches Studium der Philosophie, von eminenten Anlagen abgesehen, zu erzielen vermögen.

Die Erfordernisse der Reife anlangend, so setzt das akademische Fachstudium und der betreffende Amtsberuf nicht bloß eine Ausbildung der niederen Seelenkräfte, des Gedächtnisses, der Einbildungskraft und des Geschmackes, sondern auch eine große Reife des Verstandes voraus, und ist es namentlich letztere, welche die Reife des Jünglings für sein akademisches Fachstudium und seinen Amtsberuf am meisten bedingt. Von

einem Jünglinge, dessen Verstandeskräfte nicht gehörig geweckt und geschärft sind, erwartet man vergebens, daß er seine akademischen Studien, namentlich die theologischen und juristischen, gehörig betreiben und im Leben richtig anwenden werde.

Wer wollte aber wohl dem Gymnasium ohne gründliches Studium der Philosophie ansinnen, die Verstandeskräfte so zu wecken und zur Reife zu bringen? Das Gymnasium mit seinen Lehrfächern kann die niedern Seelenkräfte entwickeln; es kann auch die Verstandesthätigkeit, stufenmäßig vom Leichtern zum Schwereren fortschreitend, anregen und üben, aber ihre Ausbildung zu vollenden ist der Logik und den philosophischen Disciplinen vorbehalten.

Man hat die Ausbildung des Verstandes, wie man sie für das höhere Fachstudium gebraucht, namentlich vom Studium der Mathematik erwartet. Wenn indeß dieses Studium die nothwendige Reife auch wirklich ertheilte, so würde doch das Gymnasium seinen Zweck an den meisten dasselbe verlassenden Jünglingen ganz verfehlen. Denn es ist eine allbekannte Sache, daß, wenn Viele, nicht ein Drittel der Abiturienten mathematisch gebildet ist. Schon der Umstand muß Jeden überzeugen, daß man, namentlich was die Minderbefähigten, für deren Befähigung die Schulen besonders sind, betrifft, die Reife für das akademische Fachstudium mit Unrecht von der Mathematik erwarte. Doch auch angenommen, daß alle abgehenden Schüler wirklich mathematisch gebildet wären, so würde man der Mathematik dennoch eine Aufgabe, die sie nicht lösen kann, stellen. Das mathematische Denken ist ein abstraktes und bewegt sich in einfachen Formen. Als solches ist es eine gute Vorübung für die Logik und das philosophische Denken, es kann aber die eine und das andere nicht ersetzen. Man lege dem Mathematiker, der nur mathematische Größen kennt, den einfachsten Trugschluß in nicht mathematischen Größen vor, und er weiß ihn nicht zu lösen. Warum das? Weil es Unterscheidung bedarf, welche, für den Mathematiker eine unbekannte Größe, sich durch keine Gleichung finden läßt. Das akademische Fachstudium

und die Amtsthätigkeit bewegen sich auch nicht in mathematischen Größen und Formeln, sondern in der Wirklichkeit und in Begriffen, und für diese bedarf es eines Urtheils, das zu unterscheiden vermag. Wie soll aber der Mathematiker, der nur mit mathematischen, bekannten oder unbekannten, Größen zu operiren gewohnt ist, hier sich zurecht finden?

Eine ganz andere Denkübung gewährt die Logik mit dem Studium der Philosophie. Durch die Logik lernt man nicht bloß die Regeln, welche man im richtigen Denken befolgt, erkennen, sondern auch die Fehler gegen dasselbe auf Regeln zurückzuführen, so daß man sich über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Denkens, namentlich in Schlüssen, Rechenschaft zu geben weiß. Wozu die Logik als Theorie den Grund gelegt hat, das wird dann im Studium der Philosophie und besonders in dem der Metaphysik, wenn es in der oben bezeichneten Weise getrieben wird, praktisch geübt. Hier lernt der Jüngling, namentlich in Widerlegung der Irrthümer, Trugschlüsse in allen ihren Formen als solche erkennen, und wird sich der Fehler, auf denen sie beruhen, lebendig bewußt. Eine solche fortgesetzte Denkübung, wie sie das Studium der Philosophie überall bietet, hat nothwendig zur Folge, daß der Geist sich an ein richtiges Denken gewöhne, jeden gegen dasselbe gemachten Fehler leicht entdecke und über die Richtigkeit oder Unrichtigkeit desselben sich überall Rechenschaft zu geben wisse. So wird die Logik in Verbindung mit dem philosophischen Studium zu einer wahren Uebungsschule im richtigen Denken, der es an nichts fehlt, das den Künstler zu bilden geeignet ist. Die Logik verhält sich darin zum Studium der Philosophie, wie die Regeln der Kunst zu ihrer Uebung. Wie Uebung ohne Regeln wenig und Regeln ohne Uebung nichts in der Kunst erzielen, beide vereint aber, wenn es nicht an Anlagen fehlt, den Künstler bilden, so bildet Studium der Philosophie ohne Logik wenig, Logik ohne Denkübung, wie sie das Studium der Philosophie bietet, gar nicht, sondern beide vereint bilden den Denker. Darum war auch der in einigen Staaten ge-

machte Versuch, mit dem Studium der Logik Alles zu ersetzen, ein vergebliches Beginnen. Logik ohne entsprechende auf die Regeln zurückführende Denkübungen ist ein Verzeichniß von Kunstregeln, höchstens das Gedächtniß zu üben geeignet; an den Gymnasialfächern aber, die Mathematik einbegriffen, lassen sich diese Denkübungen nicht ausreichend gewinnen.

So liegt es denn in der Natur der Sache tief begründet, daß die von unsern Gymnasien, mit oder ohne Logik, aber ohne gründliche philosophische Studien ertheilte Reife nicht diejenige seyn kann, welche das akademische Fachstudium und der bezügliche Amtsberuf voraussetzen. Wer, ohne philosophisch geschult zu seyn, sein akademisches Fachstudium beginnt, der betreibt dasselbe, weil es an der nothwendigen Entwicklung seiner Verstandeskräfte und namentlich am scharfen Urtheil fehlt, kaum anders, als der Gymnasiast seine Gymnasialien, nämlich minder oder mehr als eine historische Sache. Ein solches Studium mag ausreichen, um ein oberflächliches Examen zu bestehen, dem Amtsberufe aber genügt es nicht. Was nützt es z. B. einem Juristen, alle Gesetze und alle Lehrbücher der Rechte auswendig zu wissen, wenn es ihm an Urtheil darüber fehlt, was der Sinn der Gesetze, und unter welches Gesetz ein vorkommender Fall zu subsumiren sei? Um das zu entscheiden, erfordert es Reife des Urtheils, mit der man die Gesetze studirt habe und den vorliegenden Fall betrachte; eine solche Reife aber ist ohne gründliches Studium der Philosophie schwerlich zu erlangen, und nur ausgezeichnete Talente, die ihr Urtheil im Fachstudium selbst ausbilden, können sie ohne dasselbe, wenn auch mit vieler Mühe, sich aneignen.

Wie schwer es sei, dem Jünglinge ohne gründliches Studium der Philosophie die nöthige Reife für sein akademisches Fachstudium zu ertheilen, das wird uns auch durch die Erfahrung bestätigt. Was die Erfahrung betrifft, so darf ich zunächst ungescheut an die eines jeden appelliren, der das Glück hatte, einen gründlichen philosophischen Cursus in der oben bezeichneten Weise durchzumachen und in ihm philosophisch geschult

zu werden. Hat Jemand, das Gymnasium verlassend, aus seinem philosophischen Studium unter Anderem nicht auch die Ueberzeugung gewonnen, daß er erst durch das Studium der Philosophie ein eigenes selbstständiges Urtheil gewonnen oder zu denken gelernt habe, so mag er sich nur überzeugt halten, daß er gar keine philosophischen Studien gemacht habe. Wer in den philosophischen Disciplinen gehörig geschult ist, der kann seine durch das Studium der Philosophie gewonnene Urtheilsfähigkeit mit der frühern vergleichend, nur mit Beschämung an seine vorhergehende Verstandesunreife denken.

Auch die Umgestaltungen, welche unsere Gymnasien im Laufe der Zeit erhalten haben, sind ein sprechender Beweis für die Nothwendigkeit der philosophischen Studien, um die Reife des Jünglings für sein akademisches Fachstudium zu vollenden. Denn was hat man nicht Alles für nothwendig gefunden und gethan, um dem Gymnasium die Ertheilung der Reife für das vorgenannte Studium möglich zu machen? Zunächst hat man die zwei Studienjahre, die früher an den Lyceen der Philosophie gewidmet waren, für Gymnasialfächer in Anspruch genommen. Wie wenig aber auch dieses noch genügt habe, hat man wieder damit gezeigt, daß man dem Gymnasialcursus noch ein neues Jahr hinzugefügt hat. Und glaubt man vielleicht, daß die neun Jahre, welche das Gymnasium insgemein dauert, jetzt hinreichend seien, um dem Jünglinge die gehörige Verstandesreife für das akademische Fachstudium zu ertheilen? Allerdings denkt man nicht daran die Jahre der Gymnasialbildung noch weiter zu vermehren. Die Studienjahre sind schon lang genug, und sie noch weiter auszudehnen, muß unmöglich scheinen. Was man aber von der in neun Jahren erzielten Reife urtheile, das bekundet man wieder damit, daß man, mit einem Gewaltakte gegen die Natur und auf Kosten der harmonischen Ausbildung aller Seelenkräfte, die Ausbildung des Verstandes, durch das Forciren der mathematischen Studien von den ersten Gymnasialclassen an, immer mehr in den Vordergrund gedrängt hat. Wie sehr man damit die ungenügende Reife, die das

Gymnasium dem Jünglinge zu ertheilen im Stande ist, constatire, zeigt die Betrachtung der bösen Folgen, die eine solche Richtung deßhalb erzeugt, weil die Störung der Natur in ihrem Laufe, wie wir unten näher zeigen werden, zur Verkrüppelung des Menschen in seiner Ausbildung führen muß. Oder kann man anders als in ganz desperaten Fällen zu Heilmitteln greifen, welche die Gesundheit untergraben? So liefert denn der Gang, den unsere Gymnasien in den letzten Decennien eingeschlagen haben, den sprechendsten Beweis, daß der Versuch, die Reife für das akademische Fachstudium ohne gründliche philosophische Studien zu erzielen, als unpraktischer durch die Erfahrung gerichtet sei. Das Zeugniß der Reife, das von den Gymnasien desungeachtet ausgestellt wird, kann nicht mehr besagen, als daß der mit demselben entlassene Jüngling durch Aneignung eines gewissen Maßes philologischer Kenntnisse, sofern diese als Maßstab der Reife gelten können, dieselbe besitze, das zu constatiren auch die Abiturientenprüfung, wie sie angestellt wird, berechnet ist; über die Reife selbst kann es ebensowenig etwas aussagen sollen, als die Abiturientenprüfung sie zu erproben geeignet ist.

Dasselbe wird uns auch durch den Stand unserer gelehrten Bildung bekundet. Ueberall wohin wir blicken, tritt uns in der großen Masse der Mitglieder des Gelehrtenstandes die geistige Verflachung als ein charakteristisches Merkmal unserer Zeit entgegen. Selbst unserer Literatur ist dasselbe Gepräge aufgedrückt. Denn wenn wir einen Blick auf die Unmasse unserer Schriften werfen, wie gar wenige gibt es unter ihnen, die von geistiger Reife ihrer Verfasser zeugen? Ich bin weit entfernt zu bestreiten, daß es neben der Unmasse von Schund eine Menge literarischer Produkte gibt, welche von unserem Geiste und Fleiße Zeugniß geben, und daß wir von dieser Seite mit anderen Nationen rühmlichst bestehen; doch, wenn man fragt, ob denn auch die geistige Reife so sehr aus ihnen hervorleuchte, so drängt sich mir das Urtheil auf, daß selbst manche Werke unserer größten Männer den Mangel philosophischer Bildung empfindlich be-

merken lassen. Welche Unklarheit des Gedankens, welche Seichtheit des Räsonnements muß man nicht oft in denselben zur Verdunkelung des vielen Guten, das sie bieten, entdecken! Was würde nicht aus diesen Männern bei ihren eminenten Anlagen und bester Gesinnung geworden seyn, wenn sie mit ihren übrigen Vorzügen auch eine durch gründliches Studium der Philosophie zu erwerbende Reife des Verstandes verbunden hätten?

Mit Recht streben wir darnach, anderen Nationen in der Wissenschaft den Rang abzugewinnen, wozu uns in mehr als einer Beziehung die Verhältnisse günstig sind, und wir haben auch Vieles zu Tage gefördert, das die Anerkennung des Auslandes gefunden hat. Doch lassen wir uns durch diese Anerkennung nicht zu dem Gedanken verleiten, daß wir nun auch keine Mängel mehr zu überwinden haben. Denn was für Werke sind es, mit welchen wir dem Auslande imponiren? Sie sind, von unseren philosophischen Systemen abgesehen, entweder philologisch oder historisch, oder doch historischer Natur, also *solche, die* von unserm Talent und Fleiß Zeugniß geben; durch unsere geistige Schärfe haben wir dem Auslande bisher noch nicht imponirt, wir sollten es aber auch, was, von vereinzelten Erscheinungen abgesehen, nicht eher geschehen kann, als wir die Philosophie wieder in ihre Rechte eingesetzt haben.

Als zweiten Grund, aus dem das gründliche Studium der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fach-Studium nothwendig sei, habe ich oben den Umstand bezeichnet, daß es als Grundlage für dasselbe zu betrachten sei, und daß sich ohne dieß keine Abhülfe gegen die von der falschen Philosophie drohenden Gefahren darbiete. Auch dieser Grund ergibt sich aus der Natur der Sache und wird durch die Erfahrung bekräftigt.

Die Philosophie ist für die akademischen Wissenschaften nicht bloß insofern von Werth, als sie ein nothwendiges Mittel für die formelle Ausbildung ist, sondern auch insofern, als sie eine Grundwissenschaft ist, d. h. den akademischen Wissenschaften

ihre natürliche Unterlage bietet und über alle ihre Theile Licht verbreitet. Es gilt das von der Theologie, welche nicht bloß von philosophischen Voraussetzungen ausgeht, sondern auch in allen ihren Theilen, um eine Wissenschaft zu seyn, der Philosophie bedarf; es gilt von der Rechtswissenschaft, welche, um einen von der Gewalt verschiedenen Boden zu haben, die Philosophie voraussetzt und der Norm des Naturrechtes, also wieder der Philosophie folgt; es gilt selbst von der Medicin, sofern sie sich als Wissenschaft über den Kreis der Erfahrung erhebt. Ist aber das der natürliche Zusammenhang, in welchem die akademischen Wissenschaften mit der Philosophie stehen, so kann man das Studium der Philosophie nicht beseitigen, ohne die genannten Wissenschaften als solche in ihrer Grundlage zu untergraben und des Lichtes zu berauben, das eine wahre Philosophie über sie zu verbreiten hat. Noch mehr. Der Geist strebt danach, in seine Erkenntnisse Klarheit zu bringen. Kein Wunder daher, daß er in seiner Unwissenheit über den wahren Grund und das richtige Verhältniß sich einen falschen Grund und ein falsches Verhältniß denke und folglich die ganze Wissenschaft in falschem Lichte betrachte. So muß sich denn die Vernachlässigung der philosophischen Studien, wie durch Mangel an richtigem Denken, ebenso durch endlose Seichtheit und falsche Anschauungen rächen, und das muß alle mit der Philosophie in Beziehung stehenden Wissenschaften in demselben Grade inficiren, als jene dieselben durchdringt.

Diese in der Natur der Sache liegenden Uebel werden auch noch durch die Zeitumstände vergrößert. Die seit Kant auf falsche Bahnen gerathene deutsche Philosophie gleicht in ihrem verderblichen Einflusse auf das gesammte menschliche Wissen einem austretenden Alles überfluthenden Strome. In naturgemäßem Fortschritte hat sie sich über alle Zweige des Wissens gelagert. Gegen die von hier aus drohende Gefahr reichen die bisher angewendeten Mittel, als gründlicher Religionsunterricht &c. nicht allgemein aus, und es gibt dagegen kaum einen anderen Ausweg, als daß man sich mit der Schutz-

Waffe einer gesunden Philosophie waffne. Geschieht das nicht, so entgehen wenige den Irrthümern der verkehrten Tages-Philosophie und ihren Folgen, dem religiösen Bankrott.

Das wird uns auch leider allzu sehr durch die Erfahrung bestätigt. Seichtheit ist in allen Zweigen des gelehrten Wissens zur Herrschaft gelangt. Wie sehr ferner die von den Universitäten genährten Grundsätze der Afterphilosophie an der Verpestung der Gesellschaft arbeitend ihr Ziel erreicht haben, davon kann man sich mit einem Blicke auf die höheren Schichten der Societät leicht überzeugen. An die Stelle der christlichen Weltanschauung ist eine antichristliche getreten, sogar das Rechtsgefühl ist bei vielen so gut wie vernichtet. Und wie ist das gekommen? Als Werkstätten des Verderbens erblicken wir vor Allem unsere Hochschulen. Auf ihnen hat sich unsere antichristliche Philosophie aller Wissenschaften bemeistert, um sie sämmtlich mit ihrem verpestenden Hauche zu inficiren, und die durch nichts auf die Größe der von ihnen aus drohenden Gefahr vorbereitete Jugend schlürft das ihr dargereichte Gift arglos ein. Die auf den Hochschulen verbildeten Jünglinge werden theils in der Presse, alle in der Familie und den höheren Schichten der Gesellschaft neue Sendboten der auf den Universitäten gepredigten Afterweisheit. Wie wäre es aber den Hochschulen möglich, so viele junge Leute mit faden Phrasen zu corrumpiren, wenn unsere Jugend, ehe sie zu ihrem Fachstudium übergeht, in einer gründlichen philosophischen Schule ein kräftiges Gegenmittel gegen den sich blähenden Aberwitz erhielte?

Hieraus ergibt sich denn auch, was vor Allem Noth thue, um der geistigen Flachheit und der von den Universitäten aus über die höhern Schichten der Gesellschaft sich verbreitenden unchristlichen Weltanschauung zu steuern. Es genügt hier nicht, der Kraft der Wahrheit zu vertrauen und der Religion den Kampf, welchen sie nicht mit der Wissenschaft, sondern mit der Verführung zu bestehen hat, ruhig zu überlassen. Man muß das Uebel in seiner Wurzel angreifen. Kann man die Quelle desselben nicht verstopfen, so muß man wenigstens dahin wirken,

daß es gehörig eingedämmt nicht schaden kann, und dazu bedarf es vor Allem der Wiedereinführung eines gründlichen Studiums der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fach-Studium. Dem mag man dann noch eine vollständige Demonstratio christiana et catholica anreihen, deren Aufgabe es sei, nicht bloß die afterphilosophischen Ausgeburten unserer Zeit zu widerlegen, sondern auch einen vollständigen Beweis des katholischen Christenthums zu liefern. Ich sage: anreihen; denn von einem gründlichen Studium der Philosophie ist durchaus nicht abzusehen, weil es zur Vollendung der geistigen Reife unentbehrlich ist und weil es zur Widerlegung der falschen Systeme vorausgesetzt wird. Geht unsere Jugend mit solchen Waffen ausgerüstet zu ihrem Fachstudium über, so wird die geistige Flachheit schwinden, und der ungläubige Professor wird es gerathen finden, sie mit seinen leeren Tiraden zu verschonen. Dann werden wir auch wieder glaubenstreue Beamten haben, und unsere höhere Gesellschaft, welche uns jetzt die Scham in's Gesicht treibt, wird bald eine andere Gestalt gewinnen.

Zu einem gründlichen Studium der Philosophie genügt aber ein einjähriger philosophischer Cursus, selbst wenn er ganz mit philosophischen Gegenständen ausgefüllt würde, nicht. Ehe man auf den durch die Erfahrung gerichteten Gedanken kam, die Reife für das akademische Fachstudium ohne Philosophie zu erreichen, hatte man auch in den damaligen Lyceen zwei Jahre für Philosophie und Naturwissenschaften angesetzt; und wenn die Philosophie nicht historisch (was beiläufig gesagt, nichts nützt), sondern als Mittel den Geist zu *stählen* und eine feste wissenschaftliche Grundlage für die höhere Bildung zu geben, soll betrieben werden, so muß man, in Anbetracht der durch den Unglauben der Zeit gesteigerten Bedürfnisse, eher hinzuthun als wegnehmen.

Daß die Naturwissenschaften, seitdem der Unglaube, um von ihnen aus das Christenthum zu bekämpfen, auf ihrem Gebiete sich breit macht, eine größere Pflege als zuvor bedürfen, leuchtet Jedem ein. Aus ihnen verdient namentlich die

Geologie eine größere Aufmerksamkeit, als sie bisher in den Schulen gefunden hat. Doch noch mehr Studium erfordert das Gebiet der rein philosophischen Fächer und ihrer Hülfswissenschaften. Denn, was diese betrifft, so handelt es sich, dem Gesagten gemäß, nicht bloß um Logik und empirische Psychologie, sondern auch um Metaphysik und Moralphilosophie oder Naturrecht. Diese Fächer bedürfen einer so sorgfältigen Cultur, daß sie, um die Kräfte des Jünglings für ein volles Jahr in Anspruch zu nehmen, vollständig genügen. Denn es handelt sich, wie schon oben gesagt ist, nicht um ein historisches Lernen, sondern um ein solches Durchdringen des Gegenstandes, daß er sozusagen in succum et sanguinem übergehe; das läßt sich aber mit bloßem Einpauken nicht erreichen, es erfordert viel Nachdenken und Zeit. So würde die eigentliche Philosophie mit ihren Nebenzweigen und den Naturwissenschaften, zumal wenn ihnen noch die demonstratio christiana et catholica beigegeben würde, hinreichende Beschäftigung für einen zweijährigen philosophischen Cursus bieten.

Gehen wir jetzt zum zweiten Theile der mir gestellten Aufgabe, der Durchführbarkeit und Durchführungsweise dieses Studiums über.

XXII.

Der verstorbene König von Württemberg und sein Land.

I.

In der Morgenfrühe des 25. Juni schied König Wilhelm von Württemberg aus dem Leben, der älteste der europäischen Monarchen, der letzte Feldherr aus dem Befreiungskriege. Kein Mitglied des königlichen Hauses stand an seinem Sterbebette (der Kronprinz und Gemahlin waren in Kissingen, die Königin in Friedrichshafen), nur von dem Grafen von Taubenheim nahm er den letzten Abschied und dankte ihm mit Handdruck und Thränen für die vielbewährte Treue. Keiner der protestantischen Geistlichen Stuttgarts, weder der poetische vielgewandte Hof-Prediger von Grüneisen, noch der orthodoxe Prälat von Kapff durften ihm nahen; schweigend erwartete er den Tod. Er hatte in einer 1844 hinterlegten Schrift seine Exequien angeordnet; der von der Seele verlassene Leib soll von Niemand mehr gesehen werden, außer von den Mitgliedern der königlichen Familie, wenn sie wollen, er soll nicht auf dem Paradebette ausgestellt, nicht im Pompe zur Begräbnißstätte gebracht werden; nächtlicher Weile soll die letzte Wanderung im Geleite der Garde auf den Württemberg angetreten werden, wo an der Stelle

des Stammschlosses die Grabkapelle steht, in welcher Königin Katharina ruht, der Wilhelm an ihrem Todbette versprochen, das Grab mit ihr theilen zu wollen. Mit dem ersten Sonnenstrahl soll der Sarg in die Gruft gesenkt werden und ein einziger Kanonenschuß es der Umgegend verkünden. So geschah es, und seitdem birgt die Kapelle, die in das wunderliebliche Gelände des mittleren Neckars hinabschaut, zwei Leichen, welche dem königlichen Namen im Leben Ehre machten.

Erscheint Wilhelm in der Anordnung seiner Leichenfeier und als Sterbender nicht wie ein Herr von hohem, strengem Sinne, der zuletzt noch Kränkung oder Enttäuschung erfahren und darum die dem Todten zugedachte Huldigung abweist? Als er im Mai vorigen Jahres von dem Winteraufenthalte in Nizza zurückkehrte, empfingen ihn die Stuttgarter in großartiger Weise, fast wie 1814, wo er als Kronprinz nach den Schlachten dieses Jahres siegreich seinen Einzug hielt. Der alte Herr war gerührt, aber er konnte sich nicht enthalten der Deputation der bürgerlichen Collegien zu bemerken: „meine Gesinnungen waren 1848 *keine* anderen als heute; ich habe es immer gut mit Württemberg und Deutschland gemeint.“ Nicht lange nach dieser Huldigung der Stuttgarter wurde der Sitz des Abgeordneten der Stadt in der Kammer erledigt, indem Dr. Reyscher wegen Kränklichkeit zurücktrat. Derselbe war manches Jahr ein unbedeutender Rechtslehrer in Tübingen gewesen; da brachte 1847 Bassermanns „Deutsche Zeitung“ einen Artikel über Württemberg, welcher den König schwer ärgerte; als Verfasser wurde allgemein Reyscher vermuthet und der König befahl diesem bei Ehrenwort zu erklären, daß er jenen Artikel nicht geschrieben habe. Der Professor hätte Folge leisten können, denn seine Feder war in diesem Stücke unschuldig; allein er weigerte sich mit der Erklärung, er könne dem Rechte, seine Meinung in der Presse zu veröffentlichen, nicht entsagen, und wurde kraft Art. 47 der Verfassung seiner Professur entsetzt. Er spielte seitdem auf der politischen Bühne die Rolle eines untergeordneten Gothaers, trat bei der Agitation gegen die württembergische Convention

mit dem päpstlichen Stuhle in den Vordergrund und machte sich dadurch dem Könige noch widerwärtiger. Diesen Mann wählten die Stuttgarter in ihrem Zorne gegen die „Ultramontanen" zum Abgeordneten. Nach seinem Rücktritte aus der Kammer hatten die Residenzbürger abermals zu wählen und schickten dießmal den in der Zeit der sogenannten Reaktion gemaßregelten Finanzrath Zeller, den Candidaten der radikalen Demokratie, in die Kammer. Dieß geschah nach der Zurückkunft des Königs aus Nizza, als er der Residenzstadt kurz vorher eine Dampffeuerspritze (Witz des Schicksals!) geschenkt hatte. Man wird es demnach erklärlich finden, wenn Wilhelm auf die Dankbarkeit seiner Residenzstädter nicht besonders viel hielt.

Auf dem Schloßplatze steht eine hohe und schöne Granit-Säule, welche der Landtag zum Andenken der Feier der fünfundzwanzigjährigen Regierung Wilhelms (1841) mit einem Aufwand von ungefähr 400,000 fl. errichten ließ. Das Standbild des Königs sollte dereinst auf das Capitäl dieser Jubiläumssäule gestellt werden; nach der Rückkehr von Nizza ließ aber der König statt seines Standbildes eine geflügelte Concordia auf das Monument erhöhen. Er erinnerte sich vielleicht, wie 1849 der republikanische „Eulenspiegel" (eine rohe Nachahmung des Londoner Punch) ein Bild brachte, auf welchem die Jubiläumssäule im Umfallen begriffen durch Bajonette und Kanonen gestützt wird. Der Gedanke, das Königsbild könnte in einer neuen Sturmeszeit herabgeworfen werden, scheint dem alten Herren unerträglich gewesen zu seyn. Sagen wir es kurz: König Wilhelms Gemüth war seit 1830 verbittert, seit 1848 gebrochen; er glaubte nicht erreicht zu haben, was das Ziel seines ganzen Regentenlebens war: dem von dem Vater übernommenen neuen Königreiche in dem Volke selbst eine unerschütterliche Grundlage zu schaffen, so daß der Stamm der Schwaben wie in den Zeiten des alten Reichs in seinen Herzogen von Schwaben, so nach der neuen Gestaltung Deutschlands in den Königen von Württemberg die Bürgschaft seiner Wohlfahrt und Stammesehre erblicken und an ihnen festhalten werde.

Sein Ahne Herzog Ulrich war ihm zuwider und er duldete es nicht, daß aus dessen wechselvoller Geschichte der treffliche Hof-Maler Gegenbauer den Stoff zu einem Schloßgemälde nahm; denn Ulrich hatte die Liebe seines Volkes frevelhaft vernichtet, hatte über dasselbe die Exekution des schwäbischen Bundes und die Besitznahme durch Oesterreich gebracht, und daß Württemberg wieder an seine angestammte Dynastie zurückkam, verdankte es nur den Feinden des Hauses Habsburg während der ersten Stürme der Reformationszeit. König Wilhelm der sich bewußt war, daß er das Wohl seines Volkes aufrichtiger wollte, die Bedingungen desselben klarer erkannte als der ganze Rudel radikaler Advokaten, Beamten, Journalisten, Philister, Proletarier und Tagdiebe, sah sich trotzdem 1848 — 49 mit einer Revolution bedroht und gezwungen die unsinnige Reichsverfassung des Frankfurter Parlaments anzuerkennen.

König Wilhelm machte keine Ansprüche auf Genialität; er war ein strenger, fester Charakter, ein kaltblütiger, verwegener Soldat, ein tüchtiger Feldherr, ein kernhafter Verstand, war gründlich unterrichtet, lebte höchst mäßig, stand frühe auf und arbeitete viel. Das Volk begrüßte 1816 seine Thronbesteigung mit Jubel, denn es hatte unter seinem Vater viel erduldet. Wilhelm half auch augenblicklich den schreiendsten Klagen ab und führte in wenigen Jahren eine Reorganisation seines Königreichs durch, daß er getrost die Frage hätte stellen dürfen: welcher Staat wird gewissenhafter administrirt als Württemberg? wo wird in den Kanzleien der Beamten fleißiger gearbeitet? wo sind sie strenger controlirt? wo wird die Rechtspflege unparteiischer geübt? wo von dem Finanzminister häuslicher gewirthschaftet? wo für die Volksbildung mehr gethan? wo die Elemente des volkswirthschaftlichen Lebens rücksichtsvoller entwickelt? Damals wie unmittelbar vor seinem Tode hätte er seinem Volke zurufen können: kein Sterblicher ist frei von Schwäche und keiner ist ganz gerecht; doch wird aus meinen Unterthanen keiner mich anklagen können, daß ich meine königliche Gewalt zur Ungerechtigkeit mißbraucht habe, und daß

durch meine Schuld die Trauer eingekehrt ist in dem Hause eines Reichen oder Armen*)!

König Wilhelm wollte in seinem Württemberg das Musterbild einer constitutionellen Monarchie aufstellen, wohlgemerkt einer Monarchie in welcher der Fürst souverän ist und nicht das Volk. Sein Vater hinterließ ihm den Verfassungsstreit, den Streit um „das alte Recht" in voller Blüthe. Das Herzogthum Württemberg (Altwürttemberg) hatte bekanntlich seit 1517 eine straffe ständische Verfassung; in der Vertretung der Landschaft hatte jedoch der Adel keine eigene Bank, in dem Herzogthum fand sich auch nur herzoglicher Dienstadel, da die württembergische Dynastie den Reichsadel in ihrem Bereiche mit Consequenz absorbirt hatte. Ebensowenig war von Volkswahlen für den Landtag die Rede, sondern die Vertretung ging aus den geschlossenen Corporationen in Stadt und Land hervor, und da zwei ständige Ausschüsse eingesetzt waren, so zogen diese zeitweilig die Befugniß des Landstands an sich und bildeten eine förmliche Oligarchie. Der Herzog hatte keine Civilliste, sondern seine Domänen, aus deren Ertrag er Hofhalt, Militär,

*) Der materielle Wohlstand des Landes hat sich fast unglaublich gehoben, wie der Augenschein zeigt und die Ziffern demonstriren. Bei dem Tode des Königs weist der abgelaufene dreijährige Finanzetat einen Ueberschuß von mehr als 12 Millionen Gulden auf! Die ganze, durch direkte und indirekte Besteuerung aufzubringende Jahressumme für den Staatsbedarf (fast die Hälfte des Jahresbudgets) beträgt bei einer Einwohnerzahl von 1,800,000 nicht mehr als 8,635,000 fl., also auf den Kopf ungefähr 5½ fl. Von dieser Steuersumme liefern die Grund-, Gewerbe-, Gebäude-, Kapital-, Renten-, Diensteinkommensteuer jährlich 3 Millionen fl., die Wirthschaftsabgaben über 2 Millionen, der Zoll 2,270,000 fl. Der Gebrauch geistiger Getränke, vorzugsweise des Weines, hat sich mit jedem Jahre gesteigert und betrug im J. 1862/63 auf den Kopf 1 fl. 31 kr., in Preußen dagegen wenig über 50 kr., ein Beweis daß die Schwaben die Passage für die soliden Nahrungsstoffe fleißig anfeuchten. Hierin thun es ihnen nur die Bayern und Badener fast auf den Kreuzer hin gleich.

Gesandtschaften ꝛc. zu bestreiten hatte; brauchte er mehr, so mußte er die Unterstützung der ständischen Landschaftskasse in Anspruch nehmen, die sich oft widerwillig genug öffnete. Die württembergische Geschichte weiß viel zu berichten über Streit zwischen Fürsten und Ständen, von fürstlichen Gewaltthaten, von beharrlichem Widerstande der Stände und Ausschüsse, selbst wie diese den Kanzler Enzlin 1613 auf das Blutgerüst und 1737 Süß Oppenheimer, den Finanzjuden des Herzogs Karl Alexander an den Galgen lieferten. Die ständische Oligarchie war streng protestantisch und überwachte den protestantischen Charakter des Herzogthums sowie der Dynastie mit zelotischer Schärfe. Als ein Denkmal haben sich die sogenannten Donativ-Gelder erhalten, welche an Glieder der Dynastie unter der Bedingung gereicht wurden, daß sie protestantisch blieben; als zweites Denkmal hinterblieb die altwürttembergische gründliche Abneigung gegen den Katholicismus, die bei den Kammerverhandlungen über die Convention 1861 wieder einmal in helle Lohe aufschlug.

König Friedrich hatte 1805 die Stände fortgejagt (chassez les bougres! rieth ihm Napoleon I.), die Landschaftskasse an sich genommen, das reiche protestantische Kirchengut säkularisirt. Nach 1815 wollte und konnte er die alte Verfassung nicht wiederherstellen und sein Nachfolger ebensowenig. Erst 1819 brachte dieser durch den Minister von Wangenheim die noch bestehende Verfassung zu Stande, welcher das Zweikammersystem zu Grunde liegt. Die Kammer der Abgeordneten besteht seitdem aus 13 Vertretern der ehemaligen Reichsritterschaft, den 6 protestantischen Prälaten, dem Bischof, 1 Domherrn, dem ältesten katholischen Dekan, dem Universitätskanzler, den Abgeordneten der Städte Stuttgart, Ludwigsburg, Tübingen, Reutlingen, Ellwangen, Ulm und Heilbronn, endlich aus den Abgeordneten der 64 Oberamtsbezirke, welche von Wahlcollegien erkoren werden, die zu ⅔ aus den Höchstbesteuerten des Bezirks und zu ⅓ von den andern steuernden Staatsbürgern ernannt werden. Man wird gestehen, eine solche Kammer entspricht

den gegenwärtig herrschenden Begriffen von Volksvertretung nicht, König Wilhelm wollte aber auch keine Kammer, die sich als Repräsentantin des Volkswillens, d. h. des Willens oder der Meinung des dritten Standes dem Throne gegenüber hätte aufstellen können; er wollte dem dritten Stand in Landessachen eine Stimme geben, aber keine Solostimme, sondern eine Stimme im Chor, darum gab er der Kammer eine solche Zusammensetzung. (Ne plebiscita populum tenerent.) Die Kammer der Standesherren besteht aus den Prinzen des königlichen Hauses, aus den ehemals reichsständischen adeligen Herren und aus den würdigsten Staatsdienern, die der König für ihre Lebensdauer auswählt, doch darf deren Zahl ein Drittheil der übrigen Mitglieder der Kammer nicht überschreiten. Für ein streng royalistisches Element war demnach in dieser Kammer gesorgt, wie in der Abgeordnetenkammer für ein conservatives; auch arbeitete dieser constitutionelle Mechanismus bis 1830 so normal, als die Regierung wünschte. Deren Werk sind alle in diesem Zeitraume zu Stande gekommenen gut- und übelgerathenen Gesetze und Institutionen. Es gab keine ernsthafte Opposition, kaum einigemal eine scheinbare, der Abwechslung wegen sehr erwünschte, man möchte fast sagen, bestellte. Ein Sitz in der Kammer der Abgeordneten war für einen Beamten in untergeordneter Stellung fast immer die Brücke zu einem besseren Amte; nur sollte er auf der Brücke nicht so dienstbeflissen stampfen, daß es Aufsehen erregte, und das Publikum von Servilismus munkelte.

Der größte Theil der württembergischen Katholiken (sämmtlich Neuwürttemberger) hatte in den Zeiten des Reiches zu dem ehrwürdigen alemannisch-schwäbischen Bisthum Constanz gehört, dessen Sprengel die alten Schweizercantone bis zum St. Gotthard, die freien Städte und freien Bauerschaften Oberschwabens, die Bewohner des Breisgaus und oberen Schwarzwalds, die Unterthanen der vielnamigen Herrschaften auf diesem weiten Gebiete immer noch zu einem kirchlichen Ganzen verband, nachdem das alte Herzogthum des alemannisch-schwäbischen Stammes

längst zersprengt war. Die von der französischen Revolution und Napoleon I. erzeugten Staaten duldeten den kirchlichen Verband nicht, welcher einen ganzen deutschen Volksstamm zusammenhielt; die schweizerischen republikanischen Staatsmänner der Mediationsakte wollten wie die Rheinbundsfürsten Landes-Bischöfe, eigene Bischöfe haben; man war souverän geworden — in der Schweiz das Volk und dessen Leiter, in Deutschland die Fürsten, und die neue souveräne Allmacht vertrug sich mit keinem Bischof, der nicht ein ganzer Unterthan war. König Friedrich gab seinen Katholiken eine Art von kirchlichem Provisorium, indem er 1812 ein Generalvikariat Ellwangen aus eigener Machtvollkommenheit schuf, jedoch mit Rom Unterhandlungen einleitete, die nicht ohne Erfolg blieben. In Ellwangen errichtete er auch eine theologische Fakultät, so daß hier eine katholische Universität zu entstehen schien, denn ein katholisches Gymnasium, das frequenteste in Schwaben, bestand aus den Zeiten der gefürsteten Propstei Ellwangen her. Das Ministerium Wangenheim jedoch versetzte unter König Wilhelm 1817 den Generalvikar und künftigen Bischof nach Rottenburg, einer Landstadt am Neckar, etwa 10 Stunden von Stuttgart, 2 Stunden von Tübingen, und die katholische Fakultät nach Tübingen, der ehemaligen Metropole des süddeutschen und specifisch württembergischen Protestantismus. Ellwangen gefiel in Stuttgart nicht als Bischofssitz, denn einmal lag es ganz nahe an der bayerischen Grenze, also von Stuttgart aus betrachtet excentrisch, und hatte außerdem eine stark bewallfahrtete Kirche auf dem Schönenberg, ist demnach für die umliegende katholische Bevölkerung Württembergs und Bayerns ein Sammelplatz (katholischer pagus cum conventu), und würde voraussichtlich noch mehr Anziehungskraft ausüben, wenn sich der Volksmenge ein Bischof in pontificalibus an Festtagen zeigen und seinen Segen spenden würde. Da stände statt des säkularisirten Fürstpropstes ein nicht säkularisirbarer Kirchenfürst da, getragen von der Verehrung einer württembergischen und — was noch viel bedenklicher erscheinen mußte — einer bayerischen

Bevölkerung; bei einem Conflikte mit der Staatsgewalt wäre ein solcher Bischof nicht leicht und unter Umständen nur mit Gefahr oder gar nicht von Stuttgart aus zu maßregeln gewesen. Und wenn etwa Bayern auf den Gedanken käme (denn auch die Montgelas sind nicht unsterblich), die Rolle eines katholischen Staates zu spielen, was wäre da nicht von dem durch den Kirchenrath zu Stuttgart gedrückten württembergischen Bischof an der bayerischen Grenze am Ende zu erwarten? Also fort von Ellwangen, aber nicht in das katholische, noch an Oesterreich und das Reich denkende, mit einem wohlbegüterten, volksthümlichen alten Adel besternte Oberschwaben, sondern nach Rottenburg, das ohne kirchliche Tradition ist und auf zwei Seiten von protestantischen Bezirken begrenzt wird.

Ich gedenke hier keine Beiträge zur Geschichte des General-Vikariats und spätern Bisthums Rottenburg zu geben; es ist bekannt genug, wie der Bischof Johann Baptist von Keller fast gänzlich auf die sakramentalen Funktionen seines Ober-Hirtenamtes beschränkt wurde, während der königliche katholische Kirchenrath in Stuttgart das Kirchenregiment führte. Ein deutscher Kleinstaatsmann hatte ausgesprochen, daß der Staat einen Bischof nur als „Salber" brauche, für die andern Bedürfnisse der katholischen Unterthanen wisse die Regierung zu sorgen; Bischof Johann Baptist von Keller von Rottenburg (so mußte er sich unterzeichnen) ist wohl unter allen Bischöfen der deutschen Neuzeit diesem Bischofs-Ideale eines frivolen Bureaukraten am nächsten gekommen.

König Wilhelm war jedoch keineswegs von protestantischem Eifer erfüllt, ebensowenig von einer Antipathie gegen den Katholicismus; er betrachtete beide Confessionen (das ist die officielle Bezeichnung) als sittliche Disciplinaranstalten für das Volk, gegründet auf die Autorität des Glaubens; da er beide in seinem Königreiche vorfand, so behandelte er beide gleich. Die protestantische hatte er als Landesbischof in der Hand, und die katholische sollte es sich nicht beikommen lassen eine besondere Freiheit zu verlangen, „einen Staat im Staate bilden zu wollen",

wie sich die Bureaukratie ausdrückt. „Toleranz“ verlangte er von den Bekennern beider Confessionen, jedoch wurde es nicht ungünstig vermerkt, wenn katholische Offiziere und Beamten ihre Kinder protestantisch erziehen ließen, was erst in neuester Zeit zur Seltenheit geworden ist. Seine Billigkeit gegen die Katholiken bewies er übrigens durch die Gründung des Convikts (Wilhelmsstift) in Tübingen für die Studirenden der katholischen Theologie, einer Parallele zu dem längst bestehenden protestantischen Stifte, und er freute sich, daß auch die neue Anstalt in kurzer Zeit sich in Deutschland einen wissenschaftlichen Ruf erwarb. Nach dem Vorbilde der vier protestantischen niederen Seminare (Blaubeuren, Schönthal, Urach, Maulbronn) wurden zwei niedere katholische Convikte errichtet, aber mit den Gymnasien in Ehingen und Rottweil verbunden, während die protestantischen Seminarien für sich bestehende Anstalten bilden, gewiß ein großer Vortheil für Disciplin und Unterricht. Was können solche Seminarien oder Convikte nicht leisten, wenn sie von Männern geleitet werden, welche von *heiliger* Liebe für die Erziehung der klerikalen Jugend beseelt, auch die wissenschaftliche und pädagogische Befähigung zu ihrem Berufe in sich tragen! Man kann zwar nicht behaupten, daß die betreffende Behörde in Stuttgart bei der Wahl der Convikt-Direktoren immer Glück hatte, ein Gutes aber blieb diesen Anstalten unbenommen: die Disciplin konnte niemals soweit herabsinken, daß die Zöglinge sich der Faulenzerei hingeben durften; sie mußten, ob gerne oder ungerne, die vorgeschriebenen Studirstunden einhalten, mußten sich wissenschaftlich beschäftigen, daher gingen ihrer viel weniger sittlich zu Grunde, als dieß bei Studirenden der Fall ist, die sich selbst überlassen in Privathäusern wohnen oder vielmehr campiren, denn das wissenschaftliche Studium erzeugt in einem Jüngling immer wieder so viel Lebensernst, spannt die sittlichen Kräfte immer wieder so nachhaltig, daß er nicht in Auerbachs Keller den „engen Cirkeltanz“ des Studentenlebens abhaspeln kann. Den Convikten verdankt der württembergische Klerus den Ruf der

Wissenschaftlichkeit den er in Deutschland besitzt, zu Einem Theile, den anderen der theologischen Fakultät in Tübingen, welche in Drey, Hirscher, Herbst und Möhler sich das Ansehen einer wissenschaftlichen Macht auf der protestantischen Universität errang. Auch wird die Kirchengeschichte es niemals verschweigen, daß diese Fakultät nicht nur die katholische Wissenschaft kräftig förderte, sondern auch den kirchlichen Geist im südwestlichen Deutschland neu belebte.

Bis 1830 spann und wob die Bureaukratie die Fäden des Staatslebens in Selbstzufriedenheit und die Meister in den Werkstätten träumten nicht einmal von dem „sausenden Webstuhl" der neuen Zeit, der Revolution. Da plötzlich im Hochsommer tönten ihre Schläge über den Rhein herüber. Das schwäbische Volk horchte auf, in den Städten und theilweise auch in den Dörfern erfolgten sympathische Kundgebungen, und als Polen sich erhob, widerhallte Schwaben von dem Liede des Niemcewicz. König Wilhelm wurde durch die Julirevolution nicht überrascht, denn er wenigstens sah sie kommen; auch nicht erzürnt, denn der Franzose hat sich bei König und Bauer eine Art Privilegium zum Revolutioniren erworben; um so mehr aber erschütterte ihn der polnische Aufstand und das Fehlschlagen des ersten russischen Angriffs. In Rußland sah er die Citadelle des monarchischen Staatengebäudes in Europa und in der russischen Armee die Reserve Deutschlands im Kriege gegen Frankreich, in einem zwischen Deutschland und Rußland eingeschobenen Polen die Aufstellung einer französischen Armee im Rücken der deutschen Defensivoperationen gegen Frankreich. Er verhehlte seine Stimmung nicht im geringsten und aus dem königlichen Schlosse verbreiteten sich im Sommer 1831 die frühesten Nachrichten über die Niederlagen der polnischen Streitkräfte.

Bekanntlich zuckte die Revolution schon damals in Deutschland; Hannover, Kurhessen und Sachsen hatten ihre „Bewegungen", Braunschweig seinen Aufstand, am Maine wurden Mauthäuser vom hessischen ländlichen Proletariat zerstört, auf

einigen Universitäten gab es Studentenkrawalle, in Baden und in anderen Mittelstaaten wurden die Kammern der Abgeordneten liberal. Auch in Württemberg erwachte — nicht der alte ständische — sondern der neuliberale Geist und entwickelte bei den Wahlen im J. 1831 eine nie gesehene Thätigkeit. Der Landtag trat jedoch erst 1833 zusammen; die liberale Opposition war mächtig vertreten und von A. P. Pfizer, dem Dichter Uhland, bald jedoch von dem Advokaten Römer geführt. Dieser hatte als Kriegsrath den Urlaub für den Eintritt in die Kammer nicht erhalten, sein Amt niedergelegt und zur Advokatur gegriffen. Uhland war dem ganz unpoetischen Könige geradezu verhaßt und zwar noch aus dem Kampfe um „das alte Recht." Pfizer hatte 1830, als Angestellter am Gerichtshofe in Tübingen, den „Briefwechsel zweier Deutschen" erscheinen lassen, in welchem er die heute praktisch gewordene Frage der Hegemonie Preußens über Deutschland zuerst doktrinär entwickelte; dafür hatte er eine scharfe Rüge von oben herab erhalten und zur Antwort den Dienst aufgekündigt. Die ministerielle Partei überwog um wenige Stimmen, verlor aber diese, als der Kammer angesonnen wurde, die Motion Pfizers gegen die anticonstitutionellen Bundesbeschlüsse von 1832 „mit Unwillen" zurückzuweisen. Die Kammermehrheit wies statt der Motion das Ansinnen mit Unwillen zurück und wurde aufgelöst durch ein Rescript, in welchem sich der König als durch die Kammer beleidigt erklärte. Die nächsten Wahlen ergaben eine entschieden ministerielle Majorität, wozu der Eindruck des Frankfurter Studentenattentats (April 1833) und des mit demselben in Beziehung stehenden Militärcomplotts in Ludwigsburg wesentlich mitwirkte. Das letztere war noch thörichter als das erstere, und vereinigte nicht ein halbes Dutzend Militärpersonen. Den Anstifter, Lieutenant Koseritz, verurtheilte ein Kriegsgericht zum Tode; der König begnadigte ihn aber und entließ ihn mit Reisegeld nach Amerika. Der Volkswitz ergoß sich in einem köstlichen Spottliede über die Narrheit der Verschwörer, denn damals war das Volk noch durch und durch royalistisch und

der Soldat Feind der Advokaten, Studenten und aller Leute, welche auf eigene Faust Politik machen wollten.

Die Erregtheit in Folge der Julirevolution legte sich um so gründlicher, als es sich herausstellte, daß die Franzosen durch ihre Revolution nichts, sogar weniger als nichts gewonnen hatten; die Opposition erlahmte in der Kammer und ihr Rest trat endlich freiwillig aus. Die Kammer von 1838 bestand fast zu ⅔ aus Staatsangestellten, machte keine Opposition, sägte aber unendlich langweilig an allen Vorlagen; der König nannte sie spottend „meine Beamtenkammer." Von da bis 1848 culminirte das Sternbild des Ministeriums Schlayer. Dieser Mann war der Sohn eines Bäckers in Tübingen, also Plebejer von Haus aus und blieb es in seiner äußern Haltung, in Sparsamkeit (er ließ sich z. B. die Stiefel bei dem Schuster eines benachbarten Dorfes machen, weil ihm die Stuttgarter Schuster zu theuer arbeiteten), sowie in seiner Gesinnung gegen die adeligen Grundbesitzer. „Das ist zum katholisch werden", sagt ein Tübinger Kind, wenn ihm ein dummer Streich passirt, und Schlayer verleugnete dem Katholicismus gegenüber seine Heimath nicht. Dabei war er vortrefflich geschult, ein tüchtiger Jurist und Administrator, von unverwüstlicher Arbeitskraft, in der Debatte fast jedem Gegner durch Kenntnisse und logische Schlagfertigkeit überlegen; er stellte die Beamten nach ihrer Fähigkeit an und beförderte sie nach Maßgabe ihrer Leistungen, war also fast das Ideal eines Ministers im bureaukratischen Zeitalter.

Unter diesem Ministerium begann der württembergische Kirchenstreit. Vor der Julirevolution sah der König die kirchlich liberalisirenden Geistlichen nicht ungerne und von einem Anti-Cölibatsverein, den Geistliche gründeten, wurde nicht ungnädig Kenntniß genommen. Als jedoch die Revolution 1830 einen Thron brach und mehr als Einen weiteren erschütterte, als der Vorfechter des kirchlichen Liberalismus, Professor Pflanz in Rottweil, unter die Paladine der Kammeropposition trat; als sich in dem katholischen Volke eine gewisse Aufregung gegen

„die Hochzeiter" (so nannte es die geistlichen Anticölibatäre) kund gab, die es in Stuttgart protegirt glaubte, da mußte alsbald der Kirchenrath (oder dessen Vicedirektor von Schedler) dem Vereine durch eine Ordonnanz den Garaus machen. Nicht der Bischof von Rottenburg, sondern der königliche katholische Kirchenrath in Stuttgart wies auf königlichen Befehl eine klerikale Auflehnung gegen die kirchliche Disciplin in der Diöcese Rottenburg zurecht. Die Abneigung gegen kirchliche Neuerer blieb seitdem in dem Könige unveränderlich, und ein solcher Geistlicher war der nie verzeihenden königlichen Ungnade sicher, wenn er zugleich als politischliberal populär oder in dieser Richtung von einem Beamten denuncirt war. Um diese Zeit besuchte der König das Kloster Einsiedeln. Ein geistlicher Herr zeigte ihm von der Gallerie herab die schwäbischen Wallfahrer unten in der Kirche und bemerkte: „Majestät, die machen keine Revolution." „Das weiß ich recht gut", lautete die Antwort; „ich kenne die andern Kerls recht wohl, die Anticölibatäre." Dessenungeachtet blieb er den „Ultramontanen" gram; er verlangte Toleranz im Sinne Rotteck's, den er gelesen hatte (bei einer Fahrt auf dem Bodensee lag der 7. Band aufgeschlagen auf dem Tische des Königs, und Rotteck'scher Auffassung entsprechend äußerte er einmal: waren nicht die Pfaffen Schuld an dem 30jährigen Kriege?). Charakteristisch war auch seine Haltung gegen den Bischof Johann Baptist von Keller bei einem Anlasse, der tief in das katholische Volksleben eingriff. Der königliche katholische Kirchenrath hatte in seiner Kanzlei Aergerniß genommen an der Wallfahrt zu den Reliquien des heil. Blutes im ehemaligen Kloster Weingarten (in der ehemaligen Reichs-Vogtei Altdorf). Diese Wallfahrt, der „Blutritt", ist uralte Uebung in Oberschwaben; es kommen da am „Blutfreitage" im Mai 20 bis 30,000 Menschen zusammen und bilden eine große Prozession von der Kirche durch die Feldflur und wieder zurück; ein Priester zu Pferde trägt die Reliquien, zwei Reiter begleiten ihn zu Seiten, 200 bis 800 Bauern folgen ihm auf ihren eigenen Pferden und dieser Reiterschaar das Heer der Pilger

zu Fuße. Dieses religiöse oberländische Volksfest wurde abdekretirt, während die hohe Polizei an dem Volksfeste in Kannstatt (bei Stuttgart) kein Aergerniß nahm, wo am 27. September (des Königs Geburtstag) gegen 20,000 Menschen zusammenströmen und auf dem „Wasen" eine Woche lang geritten, gejubelt, getanzt, gezecht wird. Der Bischof konnte und wollte gegen die Abschaffung des „Blutritts" nichts thun, der Pfarrer von Altdorf-Weingarten war mit der Maßregel ganz einverstanden, die Bewohner des Fleckens schon um des Geldes willen um so weniger. Sie schickten deßwegen eine Deputation unmittelbar an den König; der geheime Sekretär von Vellnagel empfing sie freundlich, belächelte und glossirte zwar etwas voltairisch das offene Geständniß, mit der Wallfahrt verliere der Flecken eine bedeutende Erwerbsquelle, bemerkte jedoch, die Deputation solle bei Sr. Majestät den Aufzug so vieler Bauern hoch zu Roß gehörig in das Licht stellen, weil dieß den König als Freund wohlhabender Bauern und schöner Pferde interessiren werde — und siehe da, auf königlichen Befehl wurde der Blutritt wieder erlaubt. Dafür erntete der König manches Hoch im Oberland, Bischof und Klerisei aber wurden von dem Volke anders bedacht.

Schwaben ist von jeher der Schauplatz eines erregten und erregenden Lebens gewesen, und wenn es vor dreißig Jahren keinen Bischof hervorbrachte, welcher dem Bureaukraten Schlayer mit apostolischer Autorität entgegentrat, so hatte es durch Dr. Möhler, den Verfasser der Symbolik, das katholische Bewußtseyn, ich möchte lieber sagen das katholische Gewissen in den Deutschen mit mächtiger Stimme wachgerufen. Möhler ist wohl auch von Clemens August in Köln mit freudiger Rührung vernommen worden; wenigstens begrüßte ein katholischer Prälat, der Abt des säkularisirten schwäbischen Klosters Marchthal, ein ebenso innig frommer als klar denkender und ruhiger Greis, das Möhler'sche Buch als eine große That zur Erlösung der Kirche aus ihrer Gefangenschaft im bureaukratischen Staate, und schätzte sich glücklich Möhlers Auftreten noch erlebt zu haben.

Jedenfalls aber schreckte das „non possumus" und die Gefangennehmung des Erzbischofs Clemens August von Köln am Rhein den Bischof Johann Baptist von Keller in Rottenburg aus seiner hofmännisch devoten Haltung auf, bestimmte ihn, mit seinen Klagen und Foderungen vor die Oeffentlichkeit zu treten und dem Transigiren mit dem Kirchenrathe zu entsagen. Er hatte bisher in der Kammer der Abgeordneten immer ministeriell gestimmt, das große Publikum kannte ihn nur als ein dankbares Geschöpf der königlichen Gnade und wurde daher durch seine Motion vom 3. Nov. 1841 in der Kammer der Abgeordneten überrascht, obwohl vorher verlautet hatte, der Bischof habe einer Citation des päpstlichen Nuntius nach München Folge geleistet, dort Reu und Leid über sein bisheriges Thun und Lassen bezeigt und Besserung gelobt. Mit der bischöflichen Motion begann der württembergische Kirchenstreit, sofern man es einen Kirchenstreit nennen kann, wenn ein Bischof seine unveräußerlichen Rechte reklamirt, die Regierung sie ihm nicht gibt, doch nach manchem Jahr mit Rom in Unterhandlungen tritt, eine Convention abschließt, dieselbe in der Kammer der Abgeordneten wieder beseitigen und das Verhältniß zwischen Kirche und Staat in etwas modificiren läßt.

König Wilhelm war sehr erzürnt, daß die schmutzige württembergische Wäsche dem deutschen Publikum von dem Bischofe zur Schau vorgelegt wurde, und der arme Bischof bekam die königliche Ungnade mehr als einmal in auffallender Weise zu fühlen. Zu einer bedeutenden Concession war jedoch die Regierung um so weniger geneigt, als Minister Schlayer sich in der Kammerdebatte dem Bischofe und dessen wenigen Getreuen unendlich überlegen zeigte und das Domkapitel sammt den meisten Dekanen im Lande eine Stellung einnahm, die man vielleicht eine neutrale nennen konnte, katholische Abgeordnete aber (z. B. von Zwergern und Holzinger) dem Bischofe in der Kammer am meisten zusetzten. Zudem schien in politischer Beziehung Alles im besten Zuge; im Oktober 1841, also nur wenige Wochen vor der bischöflichen Motion war der

fünfundzwanzigste Jahrtag der königlichen Regierung als ein großes Volksfest im ganzen Lande gefeiert und der König von unzähligen Deputationen aus allen Bezirken und Städten als Vater des Vaterlandes, als „seines Volkes bester Freund“ begrüßt worden. Damals waltete noch Louis Philippe, er hieß der „Napoleon des Friedens“, der „Bändiger der Revolution“; damals schreckte noch der Kaiser Nikolaus mit dem Donnerkeile der russischen Macht, standen Oesterreich und Preußen als geharnischte Ritter der Monarchie da; was sollte man in den Mittel- und Kleinstaaten sich viel aus Regungen machen, welche nicht einmal aus den Tiefen des Volkslebens emporstiegen? Es ist nämlich ganz wahr, daß die bischöfliche Motion von dem katholischen Volke in Würtemberg kaum beachtet wurde; es hatte Bischof und Klerus über 20 Jahre lang königselig gesehen, es hatte in neuester Zeit keine Veränderung in dem Verhältnisse von Staat und Kirche wahrgenommen, das so lange unangefochten gedauert hatte, darum begriff es auch nicht, was die plötzliche Klage über die Kränkung der Rechte der Kirche bedeuten sollte. Das wußte man in Stuttgart ganz gut, daher ließ die Regierung eine anonyme Zuschrift „des Alten vom Berge“ durch ihr Organ, den Schwäbischen Merkur, veröffentlichen. „Der Alte vom Berge“ fulminirte gegen das System der Regierung, das sie gegen die Kirche consequent und durchgreifend einhielt, der Alte beging aber die Unklugheit, auf Bayern als das Land hinzuweisen, dem das katholische Württemberg geographisch anliege und unter Umständen sich anschließen könne. Wegen dieses Passus wurde das Schreiben des Alten auf königlichen Befehl veröffentlicht; es sollte einen Schatten auf die katholischen Bestrebungen in Württemberg werfen, als ob einzelne Träger derselben mit dem Gedanken von Abfall und Felonie umgingen. Der öffentliche Argwohn bezeichnete den (verstorbenen) Fürsten Constantin von Waldburg-Zeil als den „Alten vom Berge“, von dem man erzählte, er sei sehr unzufrieden aus der Residenzstadt auf sein einsames hohes Schloß im württembergischen Allgäu zurückgekehrt. Sowenig das Schreiben des Alten das Volk berührte,

so sehr ärgerte es den König als eine Drohung, die Katholiken unter einer Parteifahne zu sammeln und Bedingungen zu stellen, unter welchen die bisher bewiesene Loyalität fortdauern sollte. Damals war es aber noch Wahlspruch des Königs: „ich lasse mir nichts abtrotzen", daher wurden Geistliche, die einzelne Punkte der bischöflichen Motion, z. B. wegen der gemischten Ehen, in die Praxis übertrugen, von dem Kirchenrathe um so strenger gemaßregelt.

Es ging Alles gut, wie die Berichte der Bezirksbeamten und der „Schwäbische Merkur" bewiesen, welcher damals die öffentliche Meinung auszusprechen privilegirt war, diese Meinung vergoldete und dafür massives Silber für sich zurücklegte. Die hohen Herren in Deutschland fürchteten damals nur die Franzosen; aber Louis Philippe war bei guter Gesundheit, aß noch einen ganzen Kapaunen und wurde nie getroffen, so oft auf ihn geschossen wurde. Auf seine Beine mit den Händen schlagend sagte er selber: „diese werden mich tragen, bis mein Enkel meine Stelle zu vertreten im Stande ist." Den deutschen Völkern traute man weder den Muth noch den Verstand zum Revolutioniren zu und behandelte sie dieser Taxation entsprechend. Man erinnere sich z. B. an die Handhabung der Censur, an den „beschränkten Unterthanenverstand"! Dazu ließen die deutschen Regierungen ihre Völker in einer Weise schulen, wie es sonst keine andere Regierung thut und kein anderes Volk ertragen würde; 6—8 Jahre muß ein deutscher Vater seinen Knaben in die Schule schicken und darf nicht bestimmen, was der Knabe lernen soll, hat nichts einzureden, wenn der Schulmeister Dinge lehrt, die er selbst nicht versteht und jedenfalls die Schüler nicht verstehen, wenn er die Weltanschauung des Kindes durch die Aufklärerei des modernen Pädagogenthums verzerrt oder zerstört — die deutschen Knaben müssen geschult werden und lernen, nicht was ihre Väter wollen, sondern was der jeweilige Oberstudien- oder Oberschulrath, oder wie die Herren heißen mögen welche in der Kanzlei die Qualität der geistigen Nahrung des Volkes anordnen und die Quantität zumessen, für gut finden.

Wären wir nicht in der Schule schon als Knaben an Unsinn, Dressur und Plackerei gewöhnt worden, so hätten wir als Jünglinge und Männer die Polizei vor 1848 unmöglich ertragen können ohne verrückt oder wüthend zu werden. War es ja doch so, als ob es förmlich darauf angelegt wäre, daß jeder Unterthan möglichst oft polizeilich abgestraft werden könne, und in der That berechneten sich die polizeilichen Straffälle nach Myriaden und zählte Baden, vor 1848 wie heute ein liberaler Musterstaat, verhältnißmäßig die meisten. (Den Beleg findet man z. B. in der „Badischen Zeitung“, die während ihrer kurzen Dauer von dem heutigen Minister Mathy redigirt wurde, wenn mich mein Gedächtniß nicht täuscht.) Wären wir in der Schule nicht an Langweile, Pedanterei, Scheltworte, Püffe und Hiebe gewöhnt worden, so hätten wir vor 1848 es unmöglich als Soldaten in den Kasernen und auf den Exercierplätzen aushalten können, denn dieser und jener Lieutenant, dieser und jener Unteroffizier war im Stande einem Carthäuser die Röthe des Zorns in das bleiche Angesicht zu treiben. Welches Schauspiel gewährten wir der Welt! Ein durchgeschultes Volk, ein auf hohen Befehl aufgeklärtes und doch als unmündig und unverständig behandeltes, ein Volk mit fast zahllosen Soldaten, die Gewehr bei Fuß dastehen, wenn Russen, Franzosen und Engländer über Griechenland, Türkei, Belgien, Polen, Aegypten, Spanien, Portugal, Italien schalten und walten. Das deutsche Volk, voraus in den Mittel- und Kleinstaaten, wurde trotz Schule und Polizei allmählig ganz von dem Gefühle durchdrungen, daß es verachtet sei in der Welt trotz seiner Bildung, seiner Arbeitsamkeit, seiner Treue und Tapferkeit, daß es von den Russen als dienstbarer Knecht betrachtet, von den Engländern als Melkkuh ausgenutzt, und von den Franzosen als Nachbar Michel gewerthet sei, der bei Gelegenheit noch einige weitere schöne Stücke Landes abzugeben habe.

Die Uebercultur oder Unnatur unseres Säculums reifte mit der Zeit ihre Früchte. Vor einem Jahrhundert ungefähr

war der Anbau des amerikanischen Knollengewächses, der Kartoffel, in Deutschland eingeführt worden und in den meisten Gegenden zwangen die Regierungen die widerstrebenden Bauern mit Strafen die neue Pflanze in ihre Aecker einzubürgern. Der Volksinstinkt ahnte, daß er das Gewächs des Proletariats einheimisch mache. Es gedieh und förderte das Wachsthum des Proletariats. Um wenige Kreuzer konnte man sich mit ihm den Magen füllen, um einige Pfenninge sich mit einem Glas Kartoffelfusel die Nerven spannen, daher wurde die Kartoffel die Nahrung des Fabrikarbeiters und die Fabriken gediehen mit der Kartoffel, denn je wohlfeiler die Nahrung, um so geringer der Lohn des Fabrikarbeiters, um so größer der Gewinn des Fabrikherrn, um so mehr Reiz für den Capitalisten zu Fabrikanlagen. Kartoffeln im Unterleib und Kartoffelschnaps in den Nerven schaffen die skrophulösen Leiber, welche die Säle der Webereien, Spinnereien, Färbereien neben den rasselnden, schnurrenden, stinkenden Maschinen füllen; Kartoffeln und Fusel stacheln den Geschlechtstrieb in diesen skrophulösen Leibern und *bewirken* einen zahlreichen Nachwuchs von dem gleichen Schlage, der zwar nicht zum Militärdienste, wohl aber zum Fabrikdienste taugt, denn die Kraft entwickeln da die Maschinen, den Verstand die technischen Dirigenten, die Arbeiter brauchen nur zarte Finger und Geduld mitzubringen.

Da wurde die Kartoffel von einer Krankheit befallen; man hatte sie auf alle Weise mit Düngen und Reizen zu unnatürlicher Triebkraft gesteigert, hatte sie zu den mannigfaltigsten Metamorphosen gezwungen, was Wunder, wenn das übercultivirte Gewächs eine neue Krankheit entwickelte; ist dieß nicht auch der Fall bei so behandelten Thieren, nicht auch bei dem Menschen? Die Folge der Kartoffelepidemie war eine allgemeine Theurung und deren Gefolge Proletarieraufstände in vielen deutschen Fabrikbezirken und Städten. Da zeigte sich, wie sich die untere Volksschichte seit einem Vierteljahrhunderte, einem Zeitraume des Friedens und „Prosperirens“ gemehrt und umgewandelt hatte. Im J. 1817 herrschte nicht bloß Theurung

sondern wirkliche Hungersnoth; aber 1817 ertrug das arme Volk ruhig und geduldig in Gottes Namen die Hungersnoth, 1846 und 1847 aber empörte es sich da und dort gegen die reichen Herren und machte die Regierungen für die Theurung und Geschäftslosigkeit verantwortlich. Die Entartung des Proletariergewächses enthüllte die Verwilderung und Verkommenheit des Proletariers. Württemberg ist bekanntlich noch kein Fabrikland, es versorgt im Gegentheil die industrielle Schweiz mit Brodstoffen; dennoch hatten Ulm, Tübingen und namentlich Stuttgart ihre Krawalle und in der Hauptstadt gab das Militär Feuer, als ein reiches Bäckerhaus von einem Proletarierhaufen mit Erstürmung bedroht wurde. König Wilhelm hatte sich (nach seiner Gewohnheit, wenn etwas Außerordentliches in der Residenz vorfiel z. B. Feuersbrünste) zu Pferde gesetzt und er wie der Kronprinz mußten Rufe hören, welche arge Hintergedanken bei den „Arbeitern auf der Straße“ verriethen. Der König ließ es sich auch nicht nehmen, daß der Stuttgarter Krawall, wenn auch nicht geradezu von einer geheimen Macht hervorgerufen, so doch eingeleitet worden sei und er hatte nach meiner Ueberzeugung vollkommen Recht, wenn ich auch einen zureichenden Beweis nicht bringen kann. Es beschlich ihn eine Ahnung der kommenden Dinge, er war beunruhigt über die Zustände und Stimmungen in Europa, Deutschland und in seinem Württemberg und sprach es mehr als einmal aus, wie lange er von Beamten „angelogen“ worden sei.

XXIII.

Ueber die „Graecia Orthodoxa" des Professor Dr. Hugo Lämmer.

Seit dem beklagenswerthen Schisma des 9. Jahrhunderts steht bekanntlich die theologische, zu profanen und politischen Machinationen ausgebeutete Frage über den Ausgang des heiligen Geistes unter den Controversen zwischen Orient und Occident im Vordergrund. Trotz der feierlichen Unionserklärungen von Lyon und Florenz und trotzdem daß das kirchliche, der heil. Schrift und den alten Vätern durchaus conforme Dogma der Lateiner in Aeneas von Paris, Ratramnus Corbejensis, Anselm von Havelberg, den heil. Anselm von Canterbury und Thomas von Aquino, in Hugo Etherianus, Hieronymus Donatus, Bellarmin, Petavius u. A. beredte und scharfsinnige Vertheidiger gefunden, haben die Schismatiker doch im Lauf der Jahrhunderte bis auf die Neuzeit herab nicht unterlassen, die Sophismen eines Photius, Nikolaus von Methone und Markus von Ephesus in spiegelfechterischer Weise zu reproduciren. Eine hervorragende Stellung unter diesen unionsfeindlichen Theologen nehmen Theophanes Prokopowicz, Adam Sernikaw, Eugenius Bulgar ein. Ersterer, ursprünglich Alumnus des

Athanasianischen Collegium Graecum in Rom, dann ehr- und geldsüchtiger Apostat und Erzbischof von Nowgorod, eine Hauptstütze Peters I. bei seinen Reformen der russischen Kirche und bei Organisirung der sogenannten heil. Synode, hat die bis zum 7. Jahrzehent des 18. Jahrhunderts nur handschriftlich vorhandene Arbeit des Mönchs von Baturin, Sernikaw, in seinem Traktat de processione Spiritus Sancti stark benützt und oft wörtlich ausgeschrieben. Letzterer, ein literarischer Abenteurer, Günstling Friedrichs II. von Preußen, Freund Voltaires und der französischen Encyklopädisten, Gewissensrath der frivolen und tyrannischen Kaiserin Katharina II., veranstaltete als Erzbischof von Cherson unter dem Titel: *περὶ τῆς ἐκπορεύσεως τοῦ ἁγίου πνεύματος ἐκ μόνου τοῦ πατρός* von dem Sernikaw'schen Werke eine durch Anmerkungen erweiterte griechische Uebersetzung, die im J. 1797 durch die Druckerei der Petersbürger Akademie der Wissenschaften an's Licht der Oeffentlichkeit trat. Aus der eines byzantinischen Hof-Prälaten würdigen Dedikation ergibt sich klar und deutlich, daß für den Uebersetzer nicht sowohl religiös-theologische, als vielmehr politisch-egoistische Gesichtspunkte maßgebend waren. Es galt das traurige Faktum der Theilung Polens für die Interessen des Schismas auszubeuten, die unirten Orientalen durch ein pseudotheologisches Lügengewebe zu corrumpiren, die Nothwendigkeit ihrer gewaltsamen Perversion, die unter den Kaisern Nikolaus I. und Alexander II. den Höhepunkt erreicht hat, mit gleißnerischen Scheingründen anzubahnen und das Band mit der mater ac magistra veritatis zu lockern. Das dickleibige, aber an Gedanken und Beweisen überaus arme Buch Bulgars tritt mit hohen Prätensionen auf, die an das Parturiunt montes erinnern. Von den neunzehn Traktaten, in welche es zergliedert ist, haben siebenzehn biblisch-geschichtlichen und patristisch-spekulativen Inhalt, so zwar daß dieselben ein Conglomerat von falschen Propositionen bilden, die längst ihre Würdigung und Widerlegung gefunden. Alles dreht sich um das nichtige Argument, daß durch die Einschaltung des Filioque

in's Symbolum ein Dualismus von Principien in der heil. Trinität eingeführt werde. Und wie die Häresie des 16. Jahrhunderts den Aussagen des Weltapostels über die Rechtfertigung aus dem Glauben das entstellende Adjektiv sola hinzugefügt hat, so betont der schismatische Erzbischof von Cherson als Cardinalpunkt, daß durch das ἐκπορεύεσθαι des πνεῦμα ἐκ τοῦ πατρός der zweiten Person in der Gottheit die Exclusive gegeben wird, da die rechte Exegese des πατρός den Beisatz μόνου erheische. Nur zwei Traktate des von Bulgar griechisch herausgegebenen Werkes tragen scheinbar den Charakter der Neuheit an sich; es sind die an zweiter und dritter Stelle befindlichen. Sie liefern eine Reihe (an Zahl etwa 70) sogenannter παραφθοραί d. h. Verfälschungen, welche von den Lateinern zu Gunsten ihres Dogmas in den Texten der morgen- und abendländischen Kirchenväter, sowie in den Liturgien und Akten der Concilien absichtlich vorgenommen seyn sollen. Diese Nachweise sind aber der Art gehalten, daß man nicht weiß, ob man mehr die allweg hervortretende Ignoranz philologisch-kritischer Grundsätze zu bemitleiden oder aber über die perfide Verdrehungs- und Verläumdungssucht des Mönchs von Baturin und des Erzbischofs von Cherson, mit denen der byzantinische Prälat von Nowgorod übereinstimmt, ein moralisches Verwerfungsurtheil zu fällen hat.

Man muß es in der That befremdlich finden, daß diese unter den Auspicien Katharinas entstandene Petersburger staatskirchliche Streitschrift giftigster Art in allen Theilen des russischen Reichs eifrige Verbreitung fand und als Meisterstück siegreicher Polemik überall angepriesen wurde, während es nothwendig schien, ihr weiteres Bekannt- und Verbreitetwerden über die moskowitischen Grenzen hinaus mit großer Aengstlichkeit zu vermeiden. Erst im J. 1862, in welchem Papst Pius IX., der von Anbeginn seines Pontifikats den kirchlichen Interessen des Orients besondere Aufmerksamkeit schenkte, den Verwaltungs-Organismus der römischen Curie durch Errichtung der Sacra Congregatio de Propaganda Fide pro negotiis Ritus Orientalis

[illegible] ist. In seinen [illegible] Schriften wird es nur [illegible] durch die [illegible] des [illegible] [illegible] gefolgt: aber diese [illegible] [illegible] [illegible]: denn nur die petra Petri hat die ewige Verheißung.

XXIV.

Zeitläufe.

Umschau über die brennenden Punkte in der deutschen Lage.

Den 9 September 1864.

Provisorisch, wie Alles im heutigen Europa provisorisch geworden, steht nun die Thatsache fest, daß die Herzogthümer Schleswig, Holstein und Lauenburg künftig von Dänemark völlig getrennte Staatswesen seyn werden. Ob es so recht und gut, ob nicht eine großartigere Lösung denkbar war, das mag man in patriotischen Phantasien erwägen; praktisch kann nur die nachfolgende bittere Erfahrung eine kleine Zeit und einen beschränkten öffentlichen Geist eines Andern belehren. Genug, die vielhundertjährige Verbindung zwischen Deutschland und Dänemark ist rein abgeschnitten, wir haben das Unsrige an uns gezogen, und den Racenhaß ausgenommen, stehen wir dem dänischen Volke gegenüber nicht anders als etwa den Chinesen.

Es ist möglich, daß die schmerzliche Operation nicht bis zum Schluß so glatt ablaufen mag, wie die Wiener Präliminarien verheißen. Zwar ist Ein Umstand nicht zu verkennen, der Umstand nämlich, daß die Präliminarien unter dem Titel einer Ausgleichung für die „Jütischen Enclaven" doch wieder das Princip der Theilung Schleswigs nach den Nationalitäten durch die Hinterthüre einschleppen. Aber gerade diese Thatsache der Jütischen Enclaven beweist, wie enge die Landestheile, welche nun in himmelschreiender Naturwidrigkeit entzwei geschnitten werden müssen, historisch und volksthümlich in einander verwachsen waren. Es wäre gegen alles menschliche Gefühl, wenn den Patienten nicht noch ein unwillkürliches Sträuben vor dem Messer des Operateurs überfiele und ihm einen erschütternden Aufschrei erpreßte. Aber lassen wir das! Der deutsche Liberalismus, der natürlich mit dem edelsten Humanismus gleichbedeutend ist, hat es so gewollt, und was er wollte wird geschehen.

Dennoch aber — es ist nicht zu läugnen, wenn auch noch so verwunderlich in dieser angeblich so einfachen und klaren Sache der Herzogthümer — stehen wir vor einem Sieg ohne Genugthuung und vor einem Frieden ohne Befriedigung. Ja fast Jedermann trägt das Gefühl mit sich herum, daß Deutschland nicht am Ende, sondern am Anfang einer unabsehbaren Verwicklung schwebe. Die ganze Frage hat seit den Wiener Stipulationen ein anderes Gesicht angenommen, aber keineswegs ein aufgeräumteres. Vielmehr durchfurchen es jetzt erst recht vier finstere Runzeln, entsprechend den vier Unterfragen, in welche sich die Eine Hauptfrage verzweigt hat: was nun bezüglich des Erbfolgestreits? was nun bezüglich der Qualität und Unterordnung des neuen Staats? was nun bezüglich der hieraus resultirenden Stellungen am deutschen Bund? was nun bezüglich des europäischen Hintergrundes?

Suchen wir die Lage nach diesen vier Gesichtspunkten näher

zu bewahren, so trat uns schon beim ersten Schritt, nämlich bei der Frage nach der rechtlichen Erbfolge in Schleswig und Holstein, eine ganz neue Wendung, an die bisher Niemand gedacht hat, entgegen. Wir meinen nicht das Bedenken, wer denn nun und in welcher Proceßform der Bund ein rechtliches Urtheil über das streitige Successionsrecht fällen soll? Eben darüber weiß bis zur Stunde Niemand sicheren Bescheid. Es kommt aber noch dazu, daß man in Berlin überhaupt nicht geneigt scheint, das ganze Streitobject der rechtlichen Zutheilung an die Erbinteressenten zu überlassen, sondern daß man für einen namhaften Theil das absolute Eroberungsrecht geltend machen und folgerichtig die Politik darüber entscheiden lassen will. Es hängt mit dieser Anschauung, wie sie von Berlin aus neuerlich angedeutet wird, auf's Innigste die Frage nach dem früheren Rechte der dänischen Krone in den Herzogthümern zusammen.

Herr von Beust und andere Vertreter der öffentlichen Meinung waren mit diesem Problem freilich schnell fertig. Gehorsam den dogmatischen Aussprüchen der Kieler Schule behaupteten sie: der dänische König habe in den Herzogthümern überhaupt kein Recht und könne daher auch keines abtreten. Der sächsische Minister ging bekanntlich sogar mit einem Antrag am Bunde um: die deutschen Großmächte sollten sich rechtfertigen, wie sie von König Christian sich Rechte auf Schleswig und Holstein abtreten lassen konnten, die dieser selbst nicht besessen habe. Das war vom Standpunkt der Kieler Doktrin völlig correkt. Aber die deutschen Großmächte haben die Sache von Anfang an anders angeschaut. Sie sahen in dem König Christian nicht bloß den faktischen Besitzer, sondern sie waren geneigt anzunehmen, daß er als Inhaber der dänischen Krone, und ganz abgesehen vom Londoner Protokoll, nicht nur zu Lauenburg, sondern auch zu Schleswig in Beziehungen stehe, die von dem Streit der Agnaten und Cognaten keineswegs berührt werden könnten. War dieser Standpunkt einmal ange-

kommen (es war der in diesen Blättern stets vertretene), so mußte er selbst auch für gewisse Theile Holsteins gelten; und handelte es sich einmal um dänische Kronländer, so können natürlich auch nach ihrer Abtretung durch Dänemark keinerlei Ansprüche der streitenden Agnaten auf diese Landestheile Platz greifen. Sie gehören ausschließlich den kriegführenden Mächten, welchen sie abgetreten worden sind, zu freier Verfügung.

Es fehlt nicht an officiösen Andeutungen aus Berlin, wornach man dort diesen neuen Gesichtspunkt geltend machen will, und eine solche Wendung hätte sehr interessante Seiten. Zunächst würde der alte Streit, ob nicht Schleswig als dänisches Kronland in andern Successionsverhältnissen stehe als Holstein, neue Bedeutung gewinnen. Es käme darauf an, die Qualität eines ehemaligen Kronlandes bei den einzelnen Landestheilen nachzuweisen, und über diese hätten dann die zwei Großmächte alleiniges Verfügungsrecht, während nur der Rest ein Objekt des agnatischen Erbfolgestreits seyn könnte. Ueber den Hauptbestand der Herzogthümer würde somit ausschließlich nach der politischen Zweckmäßigkeit verfügt werden, aller Wahrscheinlichkeit nach, so viel von Preußen abhängt, zu Gunsten der oldenburgischen Candidatur. Für den Bund würde so die Frage in hohem Grade complicirter werden, andererseits aber böte sie in dieser Gestalt die Möglichkeit von Lösungen, welche den historischen und realen Verhältnissen unfraglich besser entsprechen würden, als der augustenburgische Doktrinarismus.

Unter diesen Umständen, deren weitere Entwicklung dahinsteht, wären also die Ansprüche des Prinzen von Augustenburg selbst dann nicht liquid, wenn er noch jetzt der einzige agnatische Prätendent wäre, und nicht an dem Oldenburger einen sehr entschlossenen und gefährlichen Concurrenten bekommen hätte. Fassen wir diesen entscheidenden Zwischenfall sofort genauer in's Auge!

Unläugbar hat Rußland, indem es zu Kissingen die An-

sprüche seines Hauses von der ältern czarischen Linie auf die jüngere oldenburgische übertrug, der ganzen Successionsfrage eine andere Wendung gegeben. Die Sicherheit der augustenburgischen Sache ist mit Einem Streiche vernichtet, und für die unbedingten Vertreter derselben gibt es auf allen Seiten tausend Voreiligkeiten zu bereuen. Monate lang hatten unsere liberalen Parteien das Recht des Augustenburgers als sonnenklar und ganz unzweifelhaft ausgeschrieen; sechszehn Juristen-Fakultäten haben die eben so verworrene als anmaßende Advokaten-Compilation des Herrn von Warnstedt *) mit ihrer bedingungslosen Zustimmung beehrt, und nicht Eine hat einen Widerspruch entgegenzusetzen gewagt; selbst die zwei deutschen Großmächte haben sich endlich auf der Londoner Conferenz zu einer präjudicirlichen Aeußerung für die augustenburgischen Ansprüche hinreißen lassen; und nun tritt auf einmal ein sehr liberaler deutscher Fürst auf und spricht dem Augustenburger alles Recht für den gegenwärtigen Erbfall ab. Die liberalen Stimmführer haben geglaubt, die altbekannten Ansprüche Rußlands auf den ehemals gottorpischen Antheil von Holstein mit der Stadt und dem Hafen von Kiel verlachen zu dürfen; nun aber reclamirt der Großherzog von Oldenburg nicht nur diesen Theil, sondern die Gesammtheit der Herzogthümer Schleswig-Holstein für das

---

*) Zur Charakterisirung dieser Schrift, welche bei unsern Parteien unbesehen kanonisches Ansehen erlangt hat, ist von dem jüngern Pernice, Professor des Staatsrechts in Göttingen, eine Broschüre erschienen: „Zur Würdigung der von Warnstedt'schen Schrift &c. Halle 1864." Hr. Pernice, derselbe welcher jetzt mit dem oldenburgischen Archivar an der gottorpischen Rechtsdeduktion arbeitet, hat seine Broschüre eigentlich nur zur Ehrenrettung seines verstorbenen, von W. keck verunglimpften Vaters bestimmt. Aber sie reicht hin, um das Warnstedt'sche Machwerk zu kennzeichnen. Im Allgemeinen urtheilt Hr. Pernice: „Man muß sehr aufpassen, um vor den Bäumen, die allseitig aufgepflanzt werden, den Wald im

Haus Gottorp, respektive kraft des Kissinger Verzichts für sich. Und siehe da! die Sache hat selbst in Kiel entschieden aufgehört lächerlich zu seyn.

Daß der Oldenburger sich durch das drohende Zettergeschrei der liberalen Parteien nicht einschüchtern ließ, und dem Unwillen der sogenannten öffentlichen Meinung trotzend als Concurrent des Augustenburgers auftritt, ist an sich schon ein sprechender Beweis, daß er sich eines sehr starken Hinterhaltes bewußt ist sowohl an politischem Einfluß, als an rechtlichen Motiven für das Forum des Bundes. Hinter ihm steht natürlich die ganze diplomatische Macht Rußlands, und das will seit der Preisgebung des unglücklichen Polens abermals nicht wenig sagen. Zudem hat diese Complikation noch eine ganz eigenthümliche Bedeutung, die wir hier wenigstens constatiren müssen.

Unverkennbar ist nämlich in dem Benehmen Rußlands seit der Londoner Conferenz dessen neu eingenommene Position und *zukünftige* Politik definitiv ausgesprochen: es will mit seinem *Allianz*-Bedürfniß wieder auf die deutschen Verhältnisse drücken, und seine langjährige Hinneigung zum französischen Bündniß

Auge zu behalten. Juristische Verhältnisse durch einen historischen Wust zu verwirren, eine Rechtsaufgabe zu einer antiquarischen Grübelei umzugestalten, dieß Problem gelöst zu haben, muß der von Warnstedt'schen Schrift zugestanden werden.... Die dickgehäufte compilatorische Gelehrsamkeit in Material und Argumentation, so ungesichtet und fehlsam, ja wahrhaft laienhaft sie guten Theils ist, wird nicht verfehlen, den unkritischen Leser um so mehr zu blenden, als die Lektüre der Schrift schon durch die äußere Ausstattung, besonders aber durch die dunkle Diktion und verworrene Anordnung des Stoffs ungemein schwierig und abschreckend ist." — Das mag denn auch manche unserer Fakultäten entschuldigen: um nur der Tortur rasch zu entgehen, sagten sie Ja!

hat — Rache für Polen! — ein völliges Ende. Noch in den ersten Sitzungen der Conferenz erschien Rußland als eifrigster Vertheidiger der dänischen Integrität; aber es war nur Schein und Maske für die bereits angebahnte Schwenkung. Russische Stimmen rühmen sich jetzt selber, daß der „Abfall Rußlands“ von der dänischen Sache dieselbe in und außer der Conferenz zu Fall gebracht und namentlich auch die völlige Lähmung Englands entschieden habe. Ein doppelter Vortheil war damit erreicht: man verband sich die deutschen Mächte, und was die russische Staatspolitik an der dänischen Integrität zu verlieren schien, das sollte die russische Hauspolitik an den Herzogthümern gewinnen. Da das Haus Gottorp diese Länder in ihrer Gesammtheit anspricht, so konnte natürlich nicht der Czar selber als Erbprätendent auftreten; ganz Europa und ganz Deutschland wären dagegen aufgestanden. Er verzichtete also zu Gunsten der deutschen Linie seines Hauses, und eben daraus machte Rußland einen weitern Rechtstitel auf den Dank Deutschlands. Dieß ist das endlich enthüllte Geheimniß von Kissingen. Es beleuchtet in der That eine ganz neue Lage Europa's, den berüchtigten Correspondenzen der Morning Post ziemlich genau entsprechend; es eröffnet eine weite Perspektive, über die wir noch viel zu berichten haben werden; es empfiehlt namentlich eine wesentlich veränderte Basis zur künftigen Beurtheilung der deutschen Dinge. Nebenbei ist jetzt auch das Räthsel gelöst, warum gewisse Organe die dänische Integrität plötzlich so wohlfeil gaben: es sollten dafür andere seit dem Krimkrieg zerstörte Integritäten wieder hergestellt werden!

Doch wir müssen vorderhand zu dem Streit der Agnaten um die Herzogthümer zurückkehren! Ob es uns nun lieb sei oder leid, die Folge wird zeigen, daß der Oldenburger auch nicht mit schwachen Rechtsgründen gegen die augustenburgischen Ansprüche herankommen wird. Die von seinen Räthen verfaßte Rechtsausführung ist zwar noch nicht bekannt, aber es hat bereits genug verlautet, um zu erkennen, daß sie jedenfalls den

Erfolg haben wird, die argen Blößen und Lücken der augustenburgischen Doktrin an das hellste Licht zu ziehen und die künstliche Vertuschung derselben fernerhin unmöglich zu machen. Unsere voreiligen Fakultäten werden Gelegenheit erhalten, die Unbesonnenheit zu bereuen, womit sie sich durch die Warnstedt'sche Parteischrift verleiten ließen ein definitives Urtheil zu fällen, ehe sie die Gründe der Gegenpartei auch nur gehört hatten. Denn wenn auch Oldenburg nicht hinreichend sollte erweisen können, daß die gesammte Erbfolge in den zwei Herzogthümern dem Hause Gottorp zustehe, so wird es doch jedenfalls erweisen, daß dieselbe dem Augustenburger rechtlich noch weniger zusteht.

Die oldenburgische Beweisführung wird namentlich auf zwei Punkte gestützt seyn, die dem Historiker von vornherein zusagen müssen. Erstens daß es in den Herzogthümern immer nur zwei regierende Linien des oldenburgischen Hauses gegeben habe, nämlich die jetzt ausgestorbene königliche und die gottorpische. Hätten diese zwei Linien neben einander zu regieren fortgefahren, und wäre nicht die letztere zu Gunsten der erstern, aber auch nur zu ihren Gunsten, 1773 zurückgetreten, so wäre es für Jedermann selbstverständlich, daß allein die gottorpische Linie Erbe des ausgestorbenen königlichen Mannsstamms seyn könne. Die Sonderburger Linie hingegen war nie eine regierende, sie galt seit ihrer Gründung (1559) immer nur als die der „abgetheilten Herren"; den Herzogsthron besteigen konnte sie erst nach dem Aussterben der beiden regierenden Linien, und zwar würden dann die Stände unter den Prinzen der abgetheilten, d. h. mit Allodialbesitz abgefundenen Linie die Wahl haben. Also auch dann, wenn jetzt nicht bloß die königliche, sondern auch die gottorpische Linie ausgestorben wäre, könnte der Prinz von Augustenburg grundgesetzlich nicht nach dem Erbrecht, sondern nur durch eine unter allen Sonderburger Prinzen getroffene Wahl der Stände nachfolgen. Zweitens sagen die Vertreter des oldenburgischen Erbrechts: nur zu Gunsten der

zwei regierenden Linien, und ausdrücklich zu dem Zwecke um die Sonderburger von der Regierung auszuschließen, sei die Zustimmung der alten Stände zu dem Primogenitur-Statut von 1616 ertheilt worden, wodurch das ständische Wahlrecht in Abgang kam. Aber nur für die Dauer der zwei regierenden Linien; nur noch die gottorpische Linie hat ein Recht der Nachfolge gemäß der Erstgeburt. Dagegen hat kein Angehöriger des sonderburgischen Hauses an sich ein Recht der Nachfolge, und wenn die augustenburgische Partei sich auf eine Primogenitur-Ordnung von 1633 beruft, so ist dieß ein bloßes Familienstatut über die Privatgüter des verstorbenen Herzogs Alexander gewesen. Dieß der Kern der oldenburgischen Rechtsdarstellung. Unfraglich enthält sie für den Augustenburger höchst bedenkliche Sätze, die durch mächtige Gründe aus der Geschichte der alten schleswig-holsteinischen Stände gestützt sind. Namentlich ist es für die Kieler Doktrin nicht gut, daß ihre handgreifliche Verdrehung mit dem angeblichen Primogenitur-Gesetz von 1633 nun doch ernstlich zur Sprache kommt.

Im Allgemeinen beleidigt Oldenburg mit seinen Rechtssätzen das unbefangene historische Gefühl keineswegs, wie es hingegen für die Kieler Schule eine Nothwendigkeit ist. Aber doch gelangen auch jene Sätze, insoferne sie ein Recht des Hauses Gottorp auf beide Herzogthümer nachweisen sollen, an einen Punkt dessen Lösung uns noch ein Räthsel ist. Die Schwierigkeit betrifft Schleswig. Das Haus Gottorp hat 1773 seinen Antheil an Holstein der königlich dänischen Linie männlichen Geschlechts mit dem wenigstens stillschweigenden Vorbehalt des Rückfalls abgetreten, aber nicht so seinen ehemaligen Antheil an Schleswig. Auf diesen hat Rußland ohne allen Vorbehalt zu Gunsten der „Krone Dänemark“ und auf ewige Zeiten verzichtet. Wie will nun Oldenburg in Schleswig erben? Will es sich vielleicht mit der Rechtsfiktion des vom sächsischen Minister sogenannten „deutschen Standpunktes“ behelfen, daß wer in Holstein erbberechtigt sei, es von Rechtswegen auch in Schleswig

sei? Gerade für Oldenburg im Namen von Gottorp dürfte es am schwersten seyn, dieß zu behaupten und zu beweisen, daß Schleswig seit 1773 etwas anderes gewesen als ein dänisches Kronland, worauf weder agnatische noch cognatische Erbansprüche Platz greifen konnten.

Hat aber das Haus Gottorp seit 1773 kein Recht mehr auf Schleswig gehabt, dann kann auch durch die Abtretung von Seite Dänemarks keines wieder aufleben, sondern zur alleinigen Verfügung über Schleswig berechtigt sind einzig die zwei deutschen Großmächte. Das ist auch die oben angedeutete Berliner Theorie, und mit ihr kämen insoferne am besten die Ansprüche des Prinzen von Hessen-Kassel überein. Sowohl Oldenburg als Augustenburg setzen die Vererbung der Herzogthümer in ihrer Gesammtheit voraus; der hessische Prinz hingegen reclamirt, weil die dänische Integrität als Bedingung seines einstigen Verzichts hinfällig geworden, den dänischen Thron von Christian IX., als cognatischer Erbe aber verlangt er von Deutschland nur die unzweifelhaften Appertinentien seiner Krone, nämlich Lauenburg und die holsteinischen Herrschaften Plön, Pinneberg, Bramstedt und Rantzau. Kann nun aber Oldenburg in Schleswig nicht erben, so muß es diesen Mangel durch Vergütungen an die deutschen Großmächte zu ersetzen suchen, und hier eröffnet sich denn ein großer Spielraum für kleinere politischen Combinationen.

Daß die Candidatur Oldenburgs in Berlin, und namentlich bei Hrn. von Bismark, besonderes Interesse erwecken muß, ergibt sich schon aus der Stellung Rußlands zur Sache. Bereits im Februar hat der englische Gesandte über diese Vorliebe des preußischen Ministers an sein Kabinet berichtet. Allein man muß wohl unterscheiden: es war damals immer nur im ältern Sinne von den Ansprüchen der Gottorper die Rede, nur von ihren Rechten auf „einen großen Theil," nicht wie seit dem Kissinger Verzicht Oldenburg auftritt, auf ganz Holstein

und Schleswig. Sollte Preußen auch diese letztere Fassung der gottorpischen Ansprüche begünstigen, so wäre wohl sicher die Rücksicht nicht ausgeschlossen, daß der Oldenburger zu mancher Gegengefälligkeit fähig wäre, z. B. in Birkenfeld und am Jahdebusen. Er, als Besitzer des mitten in Holstein gelegenen Fürstenthums Lübeck mit der Hauptstadt Eutin, würde sich großartig arrondiren, und er könnte der norddeutschen Großmacht nicht wohl seine Beihilfe zu ähnlichen Erleichterungen versagen, wozu einige Theile seines ältern Gebietes sowie andererseits Lauenburg trefflich dienen würden. Recht und Politik würden sich in dieser Weise freundlich vereinigen. Wir wollen von solchen Conjekturen nicht weiter reden; aber zu verwundern ist es jedenfalls nicht, wenn in Paris schon wiederholt der Verdacht aufgestiegen ist, es müsse in diesem Sinne eine geheime Abmachung zwischen Preußen und Rußland existiren, aus der sich zugleich der ebenso plötzliche als räthselhafte Abfall Rußlands von der dänischen Integrität erklären würde.

Unsere Parteien suchen noch eine andere geheime Absicht hinter dem Auftreten des Oldenburgers. Sie glauben, derselbe sei bestimmt dereinst auch zur dänischen Krone zu gelangen und somit durch das Band der Personalunion Dänemark wieder mit den Herzogthümern zu vereinigen. Wir unsererseits würden dieß für einen schönen Erfolg der großen deutschen Sache halten; aber nicht so unsere liberalen Parteien. Der Gedanke, daß wieder ein deutscher Herzog die dänische Krone tragen könnte, ist ihnen und ihrem engherzigen Nationalismus ein so schrecklicher, daß die oldenburgischen Organe aus Leibeskräften dagegen zu protestiren gerathen finden, als könnte sich der künftige Herzog jemals im Interesse Rußlands zu einer solchen Durchkreuzung der scandinavistischen Projekte herbeilassen.

Was thut nun aber die augustenburgische Partei? Sie fühlt offenbar, daß erstens der Rivale eine staatsrechtlich gerade so gut, wenn nicht besser begründete Stellung einnimmt als

sie; daß zweitens ihre eigenen Ansprüche an einer completten Unvereinbarkeit mit jeder vernünftigen Politik laboriren; und in diesem Doppelgefühl wirft sie sich völlig dem demokratischen Princip in die Arme. Nachdem sie Monate lang tausende von wohlmeinenden Männern mit ihrer Berufung an die Legitimität getäuscht hat, legt sie jetzt die Maske ab und appellirt an die pure Revolution. Sie die mit solcher Hingebung ein halbes Jahr hindurch, freilich zum stupenden Erstaunen eines jeden Erinnerungsfähigen, für das legitime Recht gefochten hat, bezeichnet jetzt wo sie den Rechtsboden unter ihren eigenen Füßen wanken sieht, die oldenburgische Candidatur als eine „peinliche Legitimitäts-Komödie". Die vergilbten Pergamente, in der Warnstedt'schen Dogmatik erst noch bis zu den Sternen erhoben, werden nun plötzlich mit höhnischer Verachtung behandelt; die Volkssouverainetät allein muß entscheiden: das Volk will den Augustenburger und ihn allein, oder besser gesagt die „bürgerlichen Kreise" wollen ihn, und nur mit Gewalt, hat kürzlich das Reformvereinsblatt versichert, könnte dem „schleswig-holsteinischen Volke" ein anderer Souverain aufgedrungen werden. Das positive Recht ist somit schon wieder verabschiedet; einen unparteiischen Rechtsspruch will man nicht, und gegen das Urtheil des deutschen Bundes, wenn es nicht genau nach dem Geschmack der Partei ausfallen sollte — wird der Krieg erklärt, ehe es noch gefällt ist. Schon ist die Partei mit den deutschen Beamten in Schleswig so unzufrieden als sie mit den verjagten dänischen war, und gehen die Dinge fortwährend nicht nach ihrem Kopf, so kann man es bald erleben, daß gerade die unversöhnlichsten Wühler wieder nach den dänischen Fleischtöpfen zu jammern anfangen.

So geht denn neben dem Kampf der Prätendenten ein täglich höher wogender Widerstreit der Geister in den und zwischen den Herzogthümern selber her. Parteiung und kein Ende! Der Augustenburger kommt als Repräsentant der Legitimität gar nicht mehr in Betracht, um so mehr aber als

Aushängeschild der demokratischen Partei und als Symbol der revolutionären Verfassung von 1848. Für den Oldenburger mögen geheime Sympathien der Conservativen, namentlich des Adels vorhanden seyn, aber eine Partei hat er im Lande nicht, und er wird auch keine bekommen, wenn nicht Preußen ihm eine zuwendet. Denn Alles was mit anderen Augen als denen der Parteileidenschaft die wahre Lage des Landes betrachtet, hat sich um die Fahne des „engsten Anschlusses an Preußen“ geschaart und thut dieß täglich mehr.

In mittelstaatlichen Kreisen steht man namenlos verblüfft vor dieser Thatsache; und doch ließ sie sich leicht voraussehen, ja sie lag schon in der Eigenthümlichkeit der augustenburgischen Candidatur. Wären die Rechtsansprüche derselben auch ganz unzweifelhaft, so mußte man gegenüber den realen Verhältnissen doch immer noch an ihrer politischen Möglichkeit zweifeln. Vergleichen wir nur! Wäre der Oldenburger gleich von Anfang als schleswig-holsteinischer Candidat und als Symbol der Losreißung von Dänemark aufgetreten, dann hätte es sich erstens nicht darum gehandelt einen neuen Kleinstaat zu bilden (eine verzweifelte Aufgabe heutzutage!), sondern nur einen schon bestehenden zu einem Mittelstaat zu vergrößern; zweitens wäre es Niemanden eingefallen durch das Opfer der Souverainetäts-Rechte ein besonderes Verhältniß mit Preußen anzuknüpfen, denn um Preußen zu befriedigen und dauerhaft an die Interessen des neuen Staats zu ketten, gab es andere Mittel und Wege. Der Augustenburger aber hatte zu diesem Zwecke nichts herzugeben, die Herzogthümer selber mußten sich hergeben, wenn sein angebliches Recht mit einer vernünftigen Politik vereinbar werden sollte. Die verschiedensten Parteirichtungen im Lande haben dieß eingesehen; es gibt sogar eine eigentliche Einverleibungs-Partei; die Mehrheit aber begnügt sich, nachdem das Volk nun einmal von der Agitation überrumpelt und zu übereilter Huldigung für den Augustenburger verleitet worden ist, ihrem tiefgefühlten Bedürfniß eines starken Schutzes dadurch

Ausdruck zu geben, daß sie den engsten Anschluß an Preußen fordert.

Schleswig ist hierin vorangegangen. Selbst die von Kiel inspirirten Correspondenten der Allg. Zeitung gestehen widerwillig zu, daß namentlich im nördlichen Schleswig „kaum Einer" sei, der nicht für diese Nothwendigkeit einstehe. Zunächst aus Gründen der äußern Sicherung; denn man werde an den Dänen künftig tief erbitterte Nachbarn haben, und auf den Bundestag könne man in der Gefahr nicht warten. Sodann macht sich aber auch fühlbar, was es heißt, an einer zu Land und Meer gefährdeten Grenze einen nagelneuen Staat mit allen Attributen souverainer Unabhängigkeit in der Diplomatie, Armee und Flotte herzustellen, und noch dazu einen großen Theil der Staatsschulden aus dem frühern Verband sammt den Kriegskosten zu übernehmen. Anfangs bestand die Meinung, daß das Bedürfniß einer preußischen Hegemonie sich auf Schleswig beschränke und aus dessen eigenthümlicher Lage erkläre, daß also in dieser Hinsicht nur ein schwerer Zwiespalt zwischen den zwei untrennbar verbundenen Ländern drohe. Aber man irrte sich. Zugestandener Maßen findet der Anschluß an Preußen selbst in Holstein immer mehr Anhang. Am 8. August hat sich das Corps der Prälaten und Ritterschaft in Kiel versammelt; in ihren Beschlüssen kommt der Name des Augustenburgers gar nicht vor, aber sie versprechen: „die Herbeiführung einer Gemeinsamkeit der diplomatischen, militärischen und maritimen Verhältnisse ihres Vaterlandes mit dem preußischen Staat als ein für alle Theile heilversprechendes Ereigniß zu begrüßen." Nur dem Verlangen nach einer Interims-Regierung stimmten fünf Ritter nicht bei, den Anschluß an Preußen votirten sie einstimmig. Nun hat man freilich gesagt, das seien eben die Junker, die noch dazu insgeheim oldenburgisch gesinnt seien. Aber am 25. Juli hatte zu Rendsburg eine Generalversammlung der schleswig-holsteinischen Vereine stattgefunden, und auch hier blieb nur mit einigen Stimmen der Antrag in der Min-

herheit: „daß nur eine enge Verbindung mit dem preußischen Staat die deutsche Zukunft Schleswig-Holsteins für alle Zeiten sichere.“ 98 Vertreter, darunter fast sämmtliche Schleswiger, stimmten für diese Fassung.

Seitdem hat nun die „partikularistische“ Partei alle Hebel angesetzt. Sie hat einen Städte-*), einen Beamten-Tag und einen Tag der bürgerlichen Großgrundbesitzer berufen, und läßt da den Anschluß an Deutschland und dann erst einen allgemein deutschen Anschluß an Preußen verlangen. Näher bestimmt lautet diese Forderung: zuerst soll der Prinz mit dem von ihm beschworenen Grundgesetz vom September 1848 als deutscher Bundesfürst eingesetzt werden, worauf sich dann das Uebrige verfassungsmäßig finden werde. Indeß gräbt jede dieser Demonstrationen den Zwiespalt in den und zwischen den zwei Ländern tiefer, und die Verwirrung wächst in einem Maße, daß in der Voraussicht böser Reibungen selbst schon einem Correspondenten der Allg. Zeitung die Aeußerung entschlüpft ist: eine kräftige Interims-Regierung, die das Land bis zur Entscheidung der Thronfolge in äußerer Ruhe halte, könne wohl nothwendig erscheinen.

Wir gehen auf den allseitigen Zusammenhang der schleswig-holsteinischen Verhältnisse mit der großen deutschen Frage über, wenn wir näher zusehen, welches denn die Leute sind, die sich als „partikularistische“ oder wohl gar als „mittelstaatliche“ Partei in Holstein bezeichnen. Es sind die demokratisch-

---

*) Dieses Städtethum, das auch dort die alleinige Entscheidung in Anspruch nimmt, hat sich nebenbei gesagt bei der freiwilligen Anleihe durch wahrhaft schmachvolle Beiträge ausgezeichnet: Altona 4100, Rendsburg 3090, Schleswig 3810, das reiche Flensburg 15 (!), selbst die Residenzstadt Kiel nur 20,200 Thaler, Hadersleben, Apenrade, Tondern — gar nichts!

nationalvereinlichen Elemente; sie sind so sehr besorgt für die souveraine Selbstständigkeit ihres künftigen Herzogs; weil er ihr eigener Statthalter seyn muß, deshalb darf er vorerst nicht „preußischer Statthalter“ werden, und weil Schleswig-Holstein als das große Kriegslager des Nationalvereins ausersehen ist, deshalb darf kein engerer Anschluß an Preußen dieser Bestimmung hinderlich in den Weg treten. Aber um der Mittel willen zum klug verschwiegenen Zweck wagt es die Partei, sich als solidarisch zu erklären mit dem Recht und Interesse aller Klein- und Mittelstaaten Deutschlands, den letzteren ihr Schutz- und Trutzbündniß anzutragen, und so verschroben und verrenkt sind alle Dinge bei uns — daß wir bis jetzt diese falsche Hand nicht zurückgewiesen haben. Im Gegentheile, wir bewegen uns noch immer, wenn auch ohne energischen Entschluß, in dem Ideenkreise der Partei. Weil sie heute gegen Preußen Opposition macht, so bedenken wir nicht, wo sie uns morgen hinführen will, wenn in Berlin wieder der Fortschritt thront!

Nur Ein Beispiel! Vor Kurzem hat der bekannte Advokat Metz einen schleswig-holsteinischen Antrag gestellt, zum Zweck um „der versuchten Mediatisirung der Mittel- und Kleinstaaten vorzubeugen“, wie er sagte. Kurz darauf hat der darmstädtische Minister Baron Dalwigk, sonst das enfant terrible der Reaktion, in der Kammer Anlaß ergriffen, dem Hrn. Metz mit ausgesuchter Höflichkeit die Friedenspfeife darzureichen. Hingegen hat ein großdeutsches hessisches Blatt unter der Aufschrift „Politische Wetterfahnen“ einen beißenden Aufsatz gegen Metz veröffentlicht, der noch vor Kurzem alle Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands dem preußischen Moloch geweiht habe, und jetzt auf einmal ganz conservativ geworden sei. Aber sowohl der Minister als das Blatt irrten. Metz und die Seinen sind sich durchaus consequent geblieben, nur in den Mitteln zum Zweck haben sie gewechselt. Früher gedachten sie mit dem liberalen Preußen gegen Oesterreich und die Mittelstaaten, jetzt gedenken

sie mit den liberalen Mittelstaaten gegen Oesterreich und Preußen zum Ziele zu kommen: das ist der ganze Unterschied. So ist es gemeint mit dem Eifer für die unbeschränkte Souverainetät des künftigen Kieler Herzogs und mit dem stürmischen Begehren, daß die Herzogthümer zum Bundestag keine andere Stellung haben sollen als jedes andere deutsche Land: um dieser scheinbaren Solidarität willen sollen die kleineren deutschen Höfe in unversöhnliche Feindschaft mit den zwei großen gerathen, und so die Explosion herbeiführen, deren die Partei bedarf.

Wie die Dinge nun einmal stehen, verbietet sich dem übrigen Deutschland eine systematische Opposition gegen Preußen aus Gründen der Selbsterhaltung. Unsere Meinung war vom ersten Augenblicke an, wenn es zu einer völligen Lostrennung der Herzogthümer kommen solle, so werde Preußen die gefährdete Nordmark unter irgend einer Form in seine besondere Obhut bekommen, und darauf müsse Jeder gefaßt seyn, der für die Zerreißung Dänemarks eifere. In Wien hat man jedenfalls sehr wohl gewußt, daß die Vernichtung der dänischen Monarchie noch ganz andere Folgen nach sich ziehen werde, daher ist man auch nur durch ein unwillkommenes Verhängniß dahin fortgerissen worden, wo man jetzt steht. Nachdem Preußen mit jenen Meeresbrücken sich einmal enge berührte, sahen beide Theile sich aufeinander angewiesen: Preußen bedarf geschützte Häfen und Matrosen zur Entwicklung seiner Marine, die zwei kleinen Ländchen wollen frei seyn von der schweren Rüstung eines souverainen See- und Grenzstaats. Allerdings wäre die unmittelbare Annexion jeder Art von suzerainer Stellung weit vorzuziehen gewesen; denn mit einer Einverleibung ist kein so gefährliches Präjudiz für die anderen Staaten verbunden wie mit der verwirklichten Hegemonie. Auch hätte die neue Erwerbung den preußischen Appetit und Thätigkeitstrieb auf lange hin absorbirt. Die deutschen Mittelstaaten hätten geradezu nichts Gescheidteres thun können, als Preußen selber anzutragen sich in den Herzogthümern zu vergrößern, sogar mit der Ver-

pflichtung etwaige Einsprüche des Imperators mit vereinter Macht abzuweisen.

Vollends unbegreiflich wäre es, wenn die Mittelstaaten nicht jetzt mit beiden Händen nach der oldenburgischen Candidatur greifen würden. Wir kennen sehr wohl den leidigen Hintergrund derselben, aber sie ist trotzdem, wie die Dinge nun einmal liegen, für den mittelstaatlichen Standpunkt die einzig zuträgliche. Denn Oldenburg wird die preußischen Ansprüche und Bedürfnisse in anderer Weise zu befriedigen wissen als durch eine immerhin präjudicirliche Hegemonie-Stellung. Es würde nicht einen hülflosen neuen Kleinstaat, sondern einen ziemlich reputirlichen Mittelstaat herstellen, der wenigstens gegen jede Beunruhigung von der russischen Seite zum voraus gesichert wäre. Allerdings haben sich unsere Regierungen, unter dem Terrorismus der sog. öffentlichen Meinung, in erstaunlich voreiliger und unbedachter Weise für den Augustenburger engagirt, und es möchte scheinen, daß sie jetzt ehrenhalber nicht mehr zurück können. Andererseits sind aber die Souveraine als die eigentlichen Constituenten des deutschen Bundes in ihrem Gewissen verpflichtet, behufs rechtlicher Entscheidung am Bunde die contradiktorischen Ansprüche der Prätendemten nochmals mit strenger Unparteilichkeit zu prüfen, und bei einiger Unbefangenheit dürfte es ihnen leicht seyn zu erkennen, daß der Oldenburger, wenn nicht ein viel mehr, so doch jedenfalls ein nicht weniger gegründetes Recht besitzt als der Augustenburger. Von den wichtigeren Souverainen hat nur Einer persönlich und öffentlich zu der Parteiansicht geschworen und er ist nicht mehr. Was aber manche Minister betrifft, so wird es dem deutschen Namen nur zur Ehre gereichen, wenn sie vor dem Schicksale bewahrt werden, ihren Mantel zum drittenmale nach dem Winde zu kehren.

Kein ruhiger Beobachter kann verkennen, daß die Mittelstaaten seit dem Bundesbeschluß vom 14. Januar, oder viel-

mehr seit dem unglücklichen Münchener Ereigniß vom 17. Dec., auf eine völlig falsche Bahn gerathen sind. Sie haben um einer vom Parteitumult ihnen aufgedrungenen Principienreiterei willen, die ihnen jetzt noch dazu als widerwillige und hinterhaltige Feigheit ausgelegt wird, die zwei Großmächte allein in Schleswig einschreiten lassen; dadurch haben sie gerade die Calamität gefördert, welche sie verhindern wollten, nämlich den Vorsprung und das Ueberhandnehmen des preußischen Einflusses in Deutschland. Allerdings möchte man sich jetzt die Haare ausraufen über den kurzsichtigen Dünkel der damaligen bayerischen Camarilla; aber was hilfts? Die Erfolge der preußischen Politik lassen sich nicht mehr ungeschehen machen. Um sie zurückzudrängen müßte man nicht nur auf dem Wege vom 14. Januar, wie er durch die Niederlagen und bittern Erfahrungen von der Affaire zu Altona bis zu der Blamage von Rendsburg garnirt ist, pedantisch sich fortschleppen, sondern man müßte endlich Ernst machen und den Imperator zu Hülfe rufen. Aber wer will das wagen? Es thut vielmehr noth, daß das kriechende Gezücht der Beuste verschwinde, mit deren Lob la France unser Vaterland beleidigt.

Je länger die Mittelstaaten zögern, auf den richtigen Weg einzulenken, mit desto größeren Concessionen wird sich Oesterreich an die preußische Allianz anklammern müssen. Wer sieht das nicht? Es ist wenig über ein Jahr seit der Frankfurter Fürstenconferenz, und wie Vieles mußte sich in Wien seitdem ändern! Ob man wollte oder nicht, man mußte aus der unglücklichen Geschichte der Reformakte lernen, daß von der Politik des „dritten Deutschlands“ niemals ein energischer Akt zu erwarten, und daß unter keinen Umständen ein Verlaß auf sie sei. Wie durch ein göttliches Verhängniß kam die schleswig-holsteinische Krisis vom Himmel gefallen, und lieferte den letzten Beweis, daß diese mittelstaatlichen Kabinette von Parteien tyrannisirt seien, die sich zwar die österreichische Rücklehne bestens bequem machen, aber darum doch nicht die geringste Rücksicht

auf Oesterreich nehmen, sondern den Kaiserstaat kurzweg als ihr Aschenbrödel commandiren wollen. So ist geschehen, was wir für unsere Person seit Jahren gefürchtet hatten: Oesterreich hat sich nothgedrungen von uns abgewendet und die Hand Preußens ergriffen.

In dieser Verbindung ist es durch ein weiteres Verhängniß, besser gesagt durch die gegenseitige Verrätherei der übrigen europäischen Mächte unter Anführung Rußlands, zu dem Resultat gekommen, das Oesterreich ursprünglich keineswegs wollte, zur Zertrümmerung Dänemarks. Man wußte in Wien recht gut, daß dann die Veränderungen nicht an der Königsau stehen bleiben würden. Nachdem aber einmal die vollendete Thatsache vorliegt, wird man in Wien auch die Consequenzen zu würdigen wissen, und keinem billigen Vortheil Preußens in den nördlichen Fragen neidisch in den Weg treten. Selbst von unserm mittelstaatlichen Standpunkt aus müssen wir dieß wünschen; denn Oesterreich würde, wenn seine gegenwärtige Intimität mit Preußen wieder gesprengt werden sollte, nicht etwa, wie man wohl harmlos glaubt, zu den Sisyphus-Versuchen mit dem dritten Deutschland zurückkehren; sondern die französische Allianz wäre dann an der Reihe, wie wir oft erläutert haben, das größte Unglück welches unser deutsches Vaterland treffen könnte.

Wir wissen sehr wohl, was es heißt, wenn ministerielle Stimmen aus Berlin jetzt verkünden: seien die zwei Großmächte nur einmal einig in der Hauptsache und weiche die frühere Eifersucht der wahren Bundestreue, dann könne Oesterreich ebensowenig mit Neid auf den Zuwachs an Macht und Einfluß blicken, welchen Preußen als Wächter der deutschen Nordmarken durch seine künftige Stellung zu dem neuen schleswig-holsteinischen Staat erhalten müsse, wie es Preußen etwa irgend eine Ueberwindung kosten würde, Oesterreich in Erfüllung seiner deutschen Aufgaben im Süden und Südosten aufrichtig

zu unterstützen. Das wäre ja ganz schön gesagt, wenn nur nicht die Note vom 24. Januar 1863 über das dazwischen liegende Machtgebiet deutlicher gesprochen hätte. Damals war es denn auch indicirt, mit dem Aufgebot der äußersten Energie den Gedanken dieses prophetischen Aktenstückes zu vereiteln. Die Frankfurter Fürstenconferenz war die große Probe; aber sie ist spottschlecht bestanden worden, und es war noch das kleinere Unglück, daß bei der nächsten europäischen Gelegenheit die Note vom 24. Januar sich zu erfüllen anfing, anstatt gewisser früheren Pläne mit einer französisch-russisch-preußischen Allianz. In der Separatallianz Oesterreichs und Preußens aber muß nothwendig der Einfluß des letzteren Staats mehr und mehr deutsches Terrain gewinnen. Es ist im mindesten nicht ein Widerspruch, wenn Herr von Bismark jüngst zu Wien einerseits die innige Verbindung mit Oesterreich hoch gefeiert, andererseits aber ungenirt erklärt hat: daß seine Ansichten (über den außerdeutschen Schwerpunkt Oesterreichs) sich durchaus nicht geändert hätten, sondern heute noch dieselben seien wie am 24. Januar 1863!

Unter diesen Umständen konnte man von dem jüngsten Zusammenseyn der zwei großen Monarchen in Wien nicht anders als vergeblich eine neue Initiative zur Bundesreform oder eine wesentliche Aenderung des Handelsvertrags erwarten. Die Allianz der zwei Mächte ist eine europäische, mit den Ideen gesammtdeutscher Einheit convergirt sie nicht, sondern divergirt sie. Ein neuer Vorschlag im Sinne der Reformakte würde auf die junge Allianz nicht anders als wie der Funken auf das offene Pulverfaß wirken. Ich will nicht sagen, daß wir uns sofort auf den ausdrücklichen Triumph der kleindeutschen Idee vorzubereiten haben; aber wir werden nicht bloß an der Nordmark gar manche Oppositionsstellung gegen Preußen aufgeben müssen. Es geht nicht mehr! Die Reformakte, vorausgesetzt daß sie in Güte und nicht mit Gewalt durchgeführt werden sollte — beging ihren größten Fehler dadurch, daß sie das nun

einmal vorhandene dualistische Moment frischweg ignorirte; wir haben darauf zum voraus aufmerksam gemacht*), und man wird erfahren, daß in einem für uns günstigern Sinne von der Bundesreform nie mehr die Rede seyn kann.

Man mag diesen unglücklichen Gang der Dinge beklagen, aber es ist selbstverschuldetes Unglück. So grelle Fehler in der großen Politik, wie sie von den Mittelstaaten 1854, 1859 und 1863 abermals begangen worden sind, mußten sich nothwendig strafen. Lasse man es sich wenigstens zur Warnung seyn, und zwar nicht bloß im dritten Deutschland sondern auch in Berlin; sonst wird unfehlbar das Unglück noch weiter schreiten.

Gewisse Blätter haben bei Gelegenheit der Wiener Entrevue begeisterte Jubelhymnen gesungen: zum erstenmale seit 50 Jahren habe Europa Respekt vor Deutschland und dürften weder England noch Frankreich zu mucksen wagen, nachdem an die Stelle der Eifersucht zwischen den zwei deutschen Mächten deren intime Allianz getreten sei. „Nicht London oder Paris, sondern Wien und Berlin sind heute die Orte, wo die Geschicke Europa's entschieden werden“: sagte die Kreuzzeitung vom 11. August. Uns kommt die Lage nach beiden Seiten hin keineswegs so sanguinisch vor.

Erstens wird die Fortdauer der neuen Allianz von österreichischer Seite große Ueberwindung kosten. Sie wird aber Deutschland nicht einmal vor dem größten Unglück bewahren, wenn die Mittelstaaten nicht bald andere Wege einschlagen, sondern von Fehler zu Fehler auf der bisherigen Bahn fortschreiten, die nirgends anders ausmündet als in den Armen des Imperators. Freilich ist die Macht Deutschlands unbezwinglich, aber die zwei Großmächte für sich allein sind noch

*) Vergl. Histor.-polit. Blätter Bd. 52 S. 333.

nicht Deutschland, ja sie könnten sogar den deutschen Bürgerkrieg bedeuten.

Zweitens enthüllt die wahre Geschichte des dänischen Sturzes einen erschreckenden Abgrund europäischer Gewissenlosigkeit und Perfidie. Der Vorwurf lastet nicht mehr auf England allein. Indem Rußland seinen „Abfall" von König Christian vollzog, hatte es nicht nur Oldenburg im Auge, sondern es wollte die zwei deutschen Mächte an sich ziehen, um zur Rache für Polen den Imperator hinter die Errungenschaften des Krimkriegs zurückzuwerfen. Es ist eine trügerische Ruhe, womit in Paris diese neue Lage erwogen wird; und schon lassen sich die neuen Vibrationen Italiens und der Türkei verspüren, die den lahmen englischen Fuchs aus seinem Loche wieder aufscheuchen sollen. England hat geglaubt, daß die dänische Integrität den Preis nicht werth sei, welchen der Imperator auf deutsche Kosten gefordert hat; nun, so muß man das Kampfziel höher stecken!

Doch davon das nächste Mal!

XXV.

Aus meinem Tagebuch.

Schluß der Freiburger Skizzen.

Wer kennt nicht den Schwarzwald, das Abnobagebirge der Römer, mindestens von der Schulbank her? Vom Bodensee und der Baar aus gelangt der Wanderer auf denselben, fast ohne es zu merken, denn langsam fällt er gegen Osten ab, desto schroffer und steiler aber gegen den Rhein, besonders von Waldshut bis oberhalb des Begräbnißortes des heiligen Fridolin, dem badischen Amtsstädtchen Säckingen. Wo der Rhein sich nordwärts wendet, weicht das Gebirge von ihm zurück und bildet das mächtige Gegenüber der Vogesen. Es zieht viele Stunden weit hinab bis Pforzheim, allmählig abnehmend an Höhe und Schroffheit, durch Hügelketten mit dem Odenwalde sich verbindend. Der Schwarzwald ist ein Kalifornien von Schönheiten und Eigenthümlichkeiten hinsichtlich der Natur wie der Bewohner. Auf seinen Vorhügeln blüht die Kastanie und die Rebe, auf den höchsten Höhen verschwinden selbst die Krüppelbäume und saugt im Hochsommer der schöngetupfte Apollo köstlichen Honig aus Blumen, von denen gar manche dem Bewohner der Niederungen unbekannt ist. Und welche Mannigfaltigkeit tragen die Schwarzwälder zur Schau hinsichtlich ihrer Abstammung, Trachten, Mundarten, Sitten und Lebensweise!

Nicht als ob wir dem Schwarzwalde die großartige Majestät der Alpenwelt zuerkennen wollten, dieß wäre einfach lächerlich. Allein wer das Alb- oder Wehrathal durchwanderte; wer am Zweribach herumkletterte oder auf dem Plateau des fast 5000′ hohen Feldberges stand und die entzückten Blicke schweifen ließ ringsum bis hinüber zu den Schweizeralpen, die wie ein schwimmendes Wolkenheer den fernen Horizont begrenzen, der braucht kein deutsches, geschweige ein großherzoglich badisches Herz im Leibe zu tragen, um zuzugeben, der Schwarzwald sei ein Stück Erde, welches von den Touristen bis in die letzten Jahre sehr mit Unrecht vernachlässigt wurde. Freilich, wer großartigen Comfort braucht, dem ist entschieden anzurathen den Schwarzwald nicht zu besuchen, er fände sich oft entsetzlich getäuscht; dagegen wer mit schmackhafter Hausmannskost sich begnügen und im Nothfalle auf rasselndem Stroh schlafen kann, der wird und muß den Schwarzwald sammt den Schwarzwäldern gar bald liebgewinnen. Nur Eines wird er nirgends antreffen. Mag er jede Höhe erklimmen und in jedes Thal hinabsteigen und wandern von Städtchen zu Städtchen und von Ort zu Ort — jenen Schwarzwald, welcher in den frühesten und besten „Dorfgeschichten" Berthold Auerbachs figurirt, den findet er nimmermehr. Auerbach hat die bäurischen Gefährten seiner Jugend meisterhaft geschildert, hat aber zugleich seinen schwäbischen Geburtsort sammt Umgegend und allem, was daran hängt, frischweg in den Schwarzwald hineingeschmuggelt. Hier gibt es weder ein Dorfleben noch Bauernbursche im Auerbach'schen Sinne und ansässige Juden vollends gar keine, somit auch keine germanisirten Judenbursche, welche mit verjüdelten Christenburschen auf fast sentimentalen Füßen leben und in humaner Eintracht den Unterschied zwischen Gebetsriemen und Rosenkranz aufgegeben haben. Wozu solche Ausdehnung der poetischen Licenz?

Wenn im Spätherbste drunten im Rheinthal naßkalte Witterung alle Saiten des Gemüthes verstimmt oder dichte Nebel den Athem beengen, dann feiert der hohe Schwarzwald seine sonnenhellsten, lindesten Tage. Freiburg liegt dem Schwarzwalde so nahe, daß man keine Stunde zu gehen braucht, um hölzerne Häuser mit Stroh- und Schindeldächern zu sehen und den Vorgeschmack desselben zu genießen, weßhalb hätte meine Wenigkeit die gute Gelegenheit

nicht benützen und ein Luftbad nehmen sollen? Fürwahr ein Luftbad! Je höher du steigst, desto mehr Schlacken des Alltaglebens und Parteitreibens lösen sich ab von der Seele und kollern in die Tiefe einer unendlich wohlthuenden Vergessenheit. Vergessen wird das Kirchenblatt sammt all seinen Gegnern, vergessen der wilde Aschanti, vergessen sogar Rath Blech mit seinem kolossalen Hochmuth und seiner noch kolossalern Engherzigkeit; vergessen sind perfide Freunde und übertriebene Schneiderrechnungen. Man fühlt sich neugeboren und obwohl auch auf dem Schwarzwald Bettler mit nichten Fürstenbrüder werden, so erfüllt doch eine gegenstandslose Freudigkeit das Herz, der grämliche Stubenmensch badet sich durch die Gebirgsluft zum genießbaren Gesellschafter heran. Wandern wir einmal durch das mächtige Felsenthor des Höllenthales über Hinterzarten, Aha und Schluchsen Sankt Blasien zu. Ach, Sankt Blasien! Der humane Vandalismus der Neuzeit hat auch dieses mächtigste und berühmteste von all den zahlreichen Gotteshäusern des Schwarzwaldes aus dem Daseyn weggefegt. Und er vollbrachte die Gewaltthat, obgleich der alte Grundsatz der Aebte: „efficere monachos et habere, qui pii primum, deinde docti et sibi et aliis prodesse possint", unter dem unvergleichlichen Fürstabte Martin Gerbert abermals einen reichen Frühling allseitiger Gesittung und Bildung emporgetrieben hatte. Die badischen Aufklärungsvögte löschten hier 1807 eine Sonne aus, weil ihre blöden Augen damals wie heute noch nur Talglichter ertrugen. Schon beim ersten Eindringen in den Schwarzwald umfängt den Wanderer Sonntagsstille auch an jedem Werktage. Das zornige Murmeln eines mit Granit- oder Gneußblöcken besäeten Baches im enger werdenden Thale, welches dem Auge mitunter nur noch einen schmalen Streifen Firmamentes übrig läßt; das Rauschen eines Wasserfalles, das Keuchen einer Sägmühle, vom nächsten Abhange herüber das einsame Singen und Johlen eines Hirtenbuben; der eintönige Schlag der Holzart, zuweilen der schrille Schrei eines Raubvogels, plötzlich ein Schuß, der in mächtigen Tonwellen durch das Gebirge hallt, fernes halbverlornes Glockengeläute — dieß alles dient mehr dazu, die Stille um dich recht fühlbar und heimelig zu machen, als dieselbe zu beeinträchtigen. Zuweilen ein wetterbraunes oder vermittelst Oelfarbe schmuck herausgeputztes Wälder-

haus von stattlicher Länge mit einem enorm großen, tief sich herabsenkenden Strohdache; unweit davon hinter einem Felsenvorsprunge ein paar armselige Hütten, davor ein Krautgärtchen, in der Nähe einige Kirschenbäume oder ein Vogelbeerbaum mit prächtig rothen Traubenbüscheln; dann zur Abwechslung ein steinernes Haus, welches zur Physiognomie der Landschaft etwa so trefflich paßt, wie ein Fleck von karrirtem Baumwollenzeug auf das smaragdgrüne Sammetkleid der Ahnfrau. Mundfaul zieht ein Handwerksbursche an dir vorüber, in welchem die Kreuze und Bildstöckchen längs des Weges anstatt andächtiger Gedanken unheimliche Erinnerungen an Raub- und Mordgeschichten aufgestöbert haben mögen; dann einige barfüßige Kinder, die Schiefertafel unter dem Arme, die schwarzen Augen unbefangen auf dich richtend und mit einem: Gelobt sei Jesus Christus! dich grüßend. Peitschengeknalle, näher kommendes Knarren eines schwerbeladenen Fuhrwerkes, vielleicht eine Ladung prachtvoller Holzstämme, vielleicht eine Frachtfuhr, zur Seite ein Fuhrmann des alten, fast ausgestorbenen Schlages: eine stämmige Gestalt, schwerfälligen Ganges trotz seinen Gäulen mit ihren messingenen Maulkörben und zottigen Füßen, angethan mit Schnallenschuhen, weißen Strümpfen, kurzer Hose, blauer Blouse, das weinrothe Gesicht beschattet von einem niedern Hute, unter welchem eine schwarze Zipfelmütze herabbaumelt. Jetzt kommt eine Schwarzwälderin, kurz und stämmig, mit vollen Wangen wie Milch und Blut, auf dem Kopfe ein hoher schwefelgelber Hut, der Leib gleichsam eingekerkert in eine dunkelfarbige „Juppe", das heißt in einen Rock, dessen Falten zahllos sind und dessen Leib beinahe unter die Achseln reicht, so daß der Wuchs um so gründlicher entstellt würde, je schöner er wäre.

Allmählig erweitert sich das Thal, du gelangst zu einer Häusergruppe, auf welche vom nahen Hügel herab eine Kapelle gar freundlich schaut. Durch einen Trunk guten, im schlimmsten Falle doch unverfälschten Weines gestärkt, marschierst du auf einer prächtigen Kunststraße im Zikzack höher und immer höher. Endlich hältst du Rundschau. Tief unten im Thale, aus welchem du emporgestiegen, schmückte Laubholz die gewaltigen Bergwände, mehr und mehr vermischt mit Weißtannen und Fichten. Jetzt tief unter dir die Wipfel mächtiger Tannen, die Berge links und rechts bedeckt mit dunkelm

Nadelholz, abwechselnd mit Matten, vor dir eine Höhe, von woher nur einzelne Bäume grüßend dir zuwinken. Noch ein Viertel-Stündchen und du befindest dich auf dem eigentlichen Schwarzwald, wo der Auerhahn falzt und die Elzbeere gedeiht. Ringsum begrenzen noch höhere Berge die Aussicht; vor dir nach altgermanischer Sitte weit auseinander liegende Gehöfte, zuweilen halb, mitunter ganz aus Stein gebaut, links drüben eine Kirche, die Thurmmauern durch Schindeln gegen Unwetter gepanzert, um die Kirche der Kirchhof mit zahlreichen eisernen Kreuzen und schmucken Grabsteinen, dann eine Häusergruppe, die viel zu unregelmäßig und zu gering ist, um ein geschlossenes Dorf heißen zu können; eingefenzte Matten, von spiegelklaren Bächen durchrieselt, zuweilen mit enormen Granitblöcken besäet, unterbrochen von dunkeln Waldstrecken; einzelne Laubbäume, eingehägte Felder, deren rauher Boden in guten Jahrgängen Haber und kleine Kartoffeln trägt, in geschützten Lagen auch noch Obstbäume. Eine gewisse süße Melancholie durchweht den Schwarzwald, durchwoben von Träumen einer Welt, deren stiller Friede durch Principienkämpfe und parlamentarische Heuchelei nicht getrübt wird. An letztere mahnt höchstens auf der Hauptstraße die gelbe Postkutsche, welche vornehm am bescheidenen Fußgänger vorüber rollt, vorn im Coupé der Condukteur mit karmoisinrothem Halskragen und obligatem Ogergesicht, hoch auf dem Bocke der Postillon in citrongelber Affenjacke mit rothen Aufschlägen und leichtmöglich noch röthern Gedanken ...

Doch, wohin gerathen wir? Möge der Leser diese wenigen Federstriche zu einem geographischen Charakterbilde des Schwarzwaldes uns zu Gute halten als Frucht des kurzen Ausfluges, den meine Wenigkeit im Spätherbst 1863 unternommen hat. Wahrnehmungen verschiedener Art hatten mich verstimmt und geärgert; beruhigt und gesammelt kehrte ich Sonnabends in die freundliche Hauptstadt des Breisgaues zurück. Nach wenigen Stunden mußte ich ihr und dem Garten Deutschlands, wie Baden mit Fug und Recht genannt werden darf, Ade sagen, Ade für lange, vielleicht für immer. Was liegt daran! Ist doch das Menschenleben überhaupt neben allem Werden und Wachsen zugleich von Kindesbeinen an ein beständiges Abesagen, ein unausgesetztes Sterben und der letzte Athemzug lediglich der Schlußakt des mehr oder minder tra-

gischen Ganzen! — Am andern Morgen riefen die tiefen, vollen Glockenklänge, welche von der wunderbar schönen durchbrochenen Pyramide des Münsters über die Stadt und stundenweit in die Landschaft hinausklangen, auch mich in den Gottesdienst. Wie manchmal schlugen vor 20 Jahren dieselben Klänge an mein Ohr und ich ließ sie umsonst mich rufen im jugendlichen Leichtsinne. Wie mancher Studiengenosse vernahm sie mit mir und sprach gleich Faust am Ostermorgen:

„Die Botschaft hör' ich wohl, allein mir fehlt der Glaube!"

Und wie Mancher, der sich vielleicht als gewaltiger Fortschrittsmann gerirt, ist in Sachen des religiöskirchlichen Glaubens dem Stillstande und Rückschritte treu geblieben und nagt seit 20 Jahren an der trostlosen Weisheit dieses oder jenes Wißmeisters herum, der nicht bloß behauptet, das Nichtmehrbetenkönnen à la Faust sei ein charakteristisches Zeichen unserer Zeit, sondern es sei culturmäßig, poetisch, genial!

In den mit Andächtigen aller Stände reich gefüllten heiligen Räumen trugen die Tonschwingen einer trefflichen Musik die Seele unwillkürlich himmelwärts. Verstummte diese, so blieb dem Auge genügende Gelegenheit, um Nahrung der Andacht einzusaugen. Und dieß nicht etwa nur durch die innerliche Mitfeier der heiligen Handlung, welche am Hochaltar vor sich ging, sondern auch durch den Anblick eines noch hienieden wandelnden Heiligen. Vorn zu beiden Seiten des Chores kniete eine ziemliche Anzahl von Geistlichen, in erster Reihe die an ihren violetten Kragen erkennbaren Domherrn, ernste Männer und ehrwürdige Greise, an die Senatoren der ewigen Roma zur Zeit des Brennus mich mahnend. Dem Hochaltare zunächst aber kniete auf einem erhöhten gelb ausgeschlagenen Betstuhle Erzbischof Hermann, der Statue eines Heiligen ähnlich, nur die Lippen bewegend im inbrünstigen Gebete. Die ganze christliche Welt bewundert den 92jährigen Heldengreis, der Himmel selbst zeichnet ihn schon hienieden sichtbar aus, indem er ihm eine für solch ein Alter fast beispiellose Frische des Geistes, Energie des Willens und Rüstigkeit des Leibes erhält. Es mag gute Porträts dieses Nestor unter den Kirchenfürsten geben, uns ist noch kein einziges zu Gesicht gekommen, welches als ein gelungenes bezeichnet zu werden verdiente. Um von der Photographie, dieser hausbackenen

Prosa der Kunst, ganz zu schweigen, so bleibt es eben selbst für den ausgezeichnetsten Maler keine kleine Aufgabe, vermittelst des Pinsels den Schimmer von Verklärung auch nur ahnen zu lassen, welcher bereits die ehrwürdige Gestalt des Metropoliten der oberrheinischen Kirchenprovinz umfließt und sogar bittere Kirchenfeinde mit Ehrfurcht für seine Persönlichkeit unwillkürlich erfüllen soll. Offen gestanden, die Nähe dieses Kirchenfürsten, den ich vor zwanzig Jahren manchmal gesehen, aber nach Art oder vielmehr Unart der Studenten wenig beachtet hatte, ließ mich jetzt Musik und Gesang sammt meinem Gebetbuche vergessen und das Hochamt nahm ein Ende, fast ohne daß ich es wahrnahm. Ich stand versunken in den Anblick dieses würdigen Nachfolgers des großen Bonifacius in einer Zeit, in welcher es keineswegs gilt, im deutschen Vaterlande ein naives Heidenthum zu bekehren und von naturwüchsigen Barbaren sich möglicherweise todtschlagen zu lassen, sondern wo es gilt, dem in der Form des modernen Staates neu erstandenen Julian dem Abtrünnigen entgegen zu treten und den mächtigen Freunden und Handlangern der Loge die Heuchlermaske vom Gesichte zu reißen. Der herrliche Greis erhob sich vom Betstuhle; mit beinahe geschlossenen Augen aber rüstig, ohne die Beihilfe seines Dieners in Anspruch zu nehmen, durchschritt er den Chor. Mit den Gläubigen sank ich auf die Knie, dürstend nach seinem Segen. Mir ward, als hörte ich diesen Athanasius der Kirche Deutschlands leise fortbeten, etwa wie er 1854 gebetet haben mag, in welchem Jahre die Wogen des badisch-europäischen Kirchenstreites am höchsten gingen:

„Doch, Herr, schon wieder heb' ich heißflehend auf die Hand,
O sieh, der Geist des Irrthums schleicht unheilvoll durch's Land.
Ich muß die Wahrheit predigen, muß scheiden Nacht und Licht,
O prüf' mir Herz und Nieren, ich will die Lüge nicht.
Du weißt, den Streit nicht lieb' ich, der Frieden ist mein Stern,
Mit zweiundneunzig Jahren hat man ihn wahrlich gern.
Ich dacht' nur noch im Sterben zum Kampf mich anzuzieh'n,
Doch nun ist's anders kommen, die Seelen fordern ihn."

Nach dem Gottesdienste flanirte ich auf dem Corso Freiburgs, nämlich in der Kaiserstraße. Dasselbe Treiben und Drängen, Ausweichen, Begrüßen, Gaffen und Plaudern, wie es vor 20 Jahren

allsonntäglich zwischen 11 und 12 Uhr stattgefunden — und doch vielfach anders, anders hier wie anderwärts. Weit zahlreicher als früher begegnete ich farbigen Mützen und Bändern, den altbekannten der Corps, schwarzrothgoldenen, die zu meiner Zeit so lächerlich schwer verpönt waren, als hinge die Wohlfahrt sämmtlicher deutschen Bundesstaaten vom Tragen derartiger Bänder ab, sowie ganz unbekannten. War die Frequenz der Universität stärker geworden? Hatte das Posaunenlob, welches die servilliberale Presse dem Herrn von Treitschke zollte, bereits Studirende herbeigezogen? Waren die Remunerationen, welche die Regierung andern Mitgliedern der badischen Fremdenlegion in reichlichstem Maße verwilligt, doch kein weggeworfenes Geld? Ach, feuchtohrige Schuljungen prangen in den Farben der Corps, emancipirte Handwerksgesellen stolziren an Sonn- und Feiertagen mit allerlei Bändern umher. Und dagegen läßt sich nicht einmal etwas Stichhaltiges vorbringen, da seit 20 Jahren mehr und mehr die Hochschulen zu Dressuranstalten für den Staats- und Kirchendienst, die akademischen Lehrer zu Trillmeistern gelehrter Handwerker, die Studenten zu Lehrjungen degradirt worden sind, die sich nur ausnahmsweise noch vom Ladenjüngling unterscheiden, der seinen tapfern Leib in einen weibischen Shawl wickelt. Im ultramontanen Freiburg wie im lichtfreundlichen Leipzig fällt es überhaupt schwer, hinsichtlich des Anzuges bemerkenswerthe Unterschiede zwischen dem Fabrikanten und seinem Aufseher, Kaufherrn und Austrägern, behäbigen Meistern und Taglöhnern herauszufinden. Bezüglich des schönen Geschlechtes sind alle Unterschiede nahezu verschwunden, seitdem Culturdamen in enormen Reifröcken die Straße fegen und am Ende jedes Vierteljahres per Droschke bei der neuen Herrschaft vorfahren. Die Gleichheit hat Fortschritte gemacht seit 20 Jahren, furchtbare Fortschritte: die Leute sind gleich anspruchsvoll, gleich genußsüchtig, vielleicht auch gleich reif für jegliche Art von Knechtschaft geworden. Ueberall Abgründe durch Blumen verdeckt, historisch-politisches Elend mit schauerlichen Knalleffekten in der Perspektive — dieß scheint der Kern der socialen Zustände selbst da zu seyn, wo, wie in Baden, die Natur ihre besten Gaben verschwenderisch spendet.

Meine Sonntagsfreude war im besten Zuge, im Grau melancholischer Betrachtungen unterzugehen, als ich auf einen der muntersten

Herren stieß, mit dem ich in Güntersthal zusammen gewesen. Er schien gerade in seiner rosigsten Laune zu seyn, bot sich mir als Cicerone an und führte mich aus dem Gewühl der Kaiserstraße auf den Rempart. Dicht an uns humpelte ein Herr vorüber, der mir halb und halb bekannt vorkam. Wer war er doch? „Ach, das ist eine zweibeinige Antiquität, es ist der Hofrath W., an den werden Sie sich noch vielfach erinnern. Der Mann ist ein Universalgenie; was auf, über und unter der Erde ist, war und seyn wird, was kein Leibnitz ahnte und was kein Staubgeborner versteht, weiß und versteht ganz bestimmt Hofrath W. Derselbe ist zugleich das Idol eines patriotischen Fortschrittsmannes, denn bis heute hat er aus jedem neuen Ministerium den neuen Fortschritt mit kühnem Griffe herausgefunden und ist seiner jedesmaligen Ueberzeugung stets treu geblieben. Leider verschwinden heute noch wie zu Ihrer Zeit seine Schriften regelmäßig im nächsten besten Käseladen, es ist schrecklich!" — Nun, an solch beharrlichem literarischen Unglück wird wohl der hiesige Ultramontanismus Schuld tragen, der keine großen Geister aufkommen läßt! — „Sie befinden sich bezüglich des Hofrathes W. stark im Irrthume, bester Herr! Daran trägt die Hauptschuld jedenfalls der Dichtergott Apollo und sonst kein Anderer!" — Sie machen mich in der That neugierig! — „Nun, Apollo vereitelt jeglichen Erfolg der Hofrath W.'schen Schriften aus purer heidnischer Rachgier. Uebrigens müßten Sie die Rache des classischen Gottes selbst vom positiv-christlichen Standpunkte aus stark entschuldigen. Ja, Sie würden den Dichtergott rechtfertigen, Sie könnten nicht anders Angesichts der schauderhaften, musenmörderischen Verse, in welchen Hofrath W. seine poetischen Zähren allerunterthänigst fließen läßt, sobald eine hohe Persönlichkeit den Geburtstag feiert, geboren wird oder gar zu sterben geruht. Auch bei andern Gelegenheiten mißhandelt er den armen Pegasus so abscheulich, daß der Verein gegen Thierquälerei längst hätte interveniren sollen; Hofrath W. leistet als Poet geradezu Unmögliches und wäre im Stande, sogar die mehr als ungereimten Thesen unseres nagelneuen Oberschuldirektors Knies in Reime zu bringen!"

Während mein Gefährte seiner satyrischen Laune die Zügel schießen ließ, gelangten wir auf den Rotteckplatz. Ganz in der

Nähe desselben hat eine reiche Dame mit dem Aufwande von Hunderttausenden eine prächtige Villa erbaut, um ihre alten Tage in Ruhe darin zu beschließen. Kaum stand der in der That gelungene Bau da, so kam hohnlachend der Tod und holte die Dame. Auf diese Weise ist die Villa gleichfalls zum Denkmale geworden: eine in Quadern gehauene Reminiscenz an ein gewisses Geschichtchen der Bibel, von welchem Genußmenschen nicht gerne hören. Das Standbild von Rotteck ist gut, der Platz der Aufstellung trefflich gewählt. Rotteck war bekanntlich nichts weniger als ein Ultramontaner; Alles, was nach Möncherei und theokratisch-hierarchischen Bestrebungen zu riechen schien, war ihm so gründlich verhaßt als irgend einem Sohne der Josephinischen Aufklärungsperiode, seine ganze „Geschichte" des Mittelalters schrieb er offenbar mit geballten Fäusten. Dabei war er aber nichts weniger als ein Liberaler heutigen Schlages, nein, er war mehr, unendlich mehr: ein wahrhaft freisinniger Mann und deßhalb auch ein Mann des Rechtes, welchem das Suum cuique im tiefsten Herzensgrunde geschrieben stand. Dadurch wird begreiflich, daß die Protestantisirungsversuche, welche mit der Zusammenstückelung des Großherzogthums unter Karl Friedrich begannen und heutzutage ihren Höhepunkt erreicht haben dürften, an Rotteck keinen Befürworter und Handlanger finden konnten. Nicht minder wird begreiflich, wie Rotteck für den stiftungsgemäß katholischen Charakter der Universität seiner Vaterstadt kämpfen sowie für den Erzbischof von Köln in die Schranken treten konnte, endlich daß er mit dem ganzen Feuer seines Charakters für eine die Freiheit Aller möglichst gewährleistende Gesetzgebung und Gemeindeverfassung wirkte. Das Volk verehrte in Rotteck einen ehrlichen, warmen Freund, es ehrte denselben bei jedem Anlasse. Von den derzeit am Ruder stehenden Epigonen des Liberalismus würde er verächtlich sich abwenden und etwa sagen:

„Wie ich geräuspert und ausgespuckt,
Dieß haben sie mir glücklich abgeguckt!"

Dieselben Leute, welche ihm das Denkmal errichteten, entweihen sein Andenken, indem sie lediglich in Bezug auf Einseitigkeiten und Schattenseiten als Erben ihres größern Mitbürgers auftreten.

Mein Begleiter erzählte mir, eine mißlungene Büste von Rotteck's habe ihren Platz früher vor dem alterthümlichen Rathhause gehabt; zur Zeit der an Gewaltthätigkeiten wie an Principlosigkeit gleich reichen badischen Reaktion sei man kleinlich genug gewesen, das Denkmal bei Nacht und Nebel zu beseitigen. Man habe damals überhaupt dem Wahne gehuldigt, die Gesellschaft vermittelst des Polizeistockes regeneriren zu können und zu müssen. Er versicherte, er sei kein Freund der neuen Aera, allein soviel müsse man dem Ministerium Lamey lassen, daß kleinliche Polizeiquälereien nicht dessen Liebhaberei und namentlich die gegnerische Presse mindestens thatsächlich so frei sei, als man nur wünschen könne. Er behauptete, der eigentliche Beherrscher des Landes sei Hofrath Häusser zu Heidelberg, daher die unaufhörlichen Glaubens- und Kirchenwirren seit dem Regierungsantritte des jetzigen Großherzogs, dessen Lehrer er gewesen. Dieser Fürst sei ein von einer herrschsüchtigen perfiden Coterie umgarnter Mann, welche ihn lediglich als Werkzeug maurerischer oder noch eher Hofrath Häusser'scher Plane zu mißbrauchen trachtete. Der Großherzog sei zu bedauern sammt dem Minister Lamey .....

Während diesen verfänglichen Herzensergießungen schaute ich allen Lobeserhebungen der badischen Rede- und Preßfreiheit zum Trotze doch vorsichtig umher, ob kein Policeman, Gensdarme oder Agent der staatlichen Kamarilla hinter einem Baume oder auf einem Bänkchen des Rempart's lausche. Indeß läutete es Mittag. Wir schieden mit dem Versprechen, uns Abends im Lokale des Gesellen-Vereines wiederum zu treffen. Wie gelobt, so gethan.

Nach 8 Uhr trat ich in den geräumigen Saal des Gramm'schen Felsenkellers, in welchem vor 20 Jahren die Liedertafel gesungen und die burschenschaftliche Verbindung Walhalla gekneipt hat. Derselbe ist nunmehr mit den Porträts des Vaters Kolping und Alban Stolzens, der den Verein zu Freiburg in's Leben rief, mit Heiligenbildern, Fahnen, Wappenschildern und Sinnsprüchen einfach aber entsprechend ausgeschmückt. Ich fand zehnmal mehr Anwesende, als ich erwartet. Eine Menge junger und älterer Arbeiter stand rauchend und plaudernd in Gruppen umher oder vergnügte sich an zahlreichen Tischen mit Lesen, allerlei Spielen und mit Biertrinken. An den langen Tischen der Vorderwand saßen

die mitwirkenden Mitglieder, Meister, Gönner und Vorsteher des Vereines. Kaum hatte ich mich niedergesetzt, so wurde geklingelt. Ein Herr trat auf den Katheder, eine kurze stämmige Gestalt mit Vollbart und Brille; rauschendes Beifallklatschen begrüßte sein Auftreten. Er erzählte von Italien, insbesondere von Neapel, woselbst er manches Jahr ansässig gewesen und erzählte mit eminenter Rednergabe, für den Gebildetsten interessant, jedem Schulknaben faßlich. Er führte die lautlose Zuhörerschaft nach Sorrento, wo der Duft der Citronenbäume den nordischen Wanderer schier betäubt und wo die köstlichsten Apfelsinen häufiger und zugleich wohlfeiler sind als bei uns die Aepfel. Von Sorrento fuhren wir auf offenem Nachen nach dem Felseneiland Capri, nicht zu verwechseln mit der Zieleninsel des Heldennarren Garibaldi. Auf den höchsten Höhen des an Weinbergen und Palmen reichen *Eilandes*, welches einst Tiberius in einen Zaubergarten umzuwandeln getrachtet, schweift das Auge bis zu den Küsten Siciliens und genießt, wo nicht die herrlichste, doch eine der herrlichsten Aussichten der Welt. Auch in einige der merkwürdigen Höhlen, deren kleine, vom Wasser ausgehöhlte und nur bei ganz ruhigem Meere zugängliche Eingänge Jedem auffallen, der um Capri herumfährt, führte der Redner den Gesellenbund. Eine dieser Grotten ist inwendig grün, grün gleich einer Wiese, was von dem Wiederscheine des Lichtes aus dem hier nicht sehr tiefen Meere herrühren soll. Eine andere, größere ist ultramarinfarbig. Erst nach etwa zehn Minuten gewöhnt sich das Auge an den unbeschreiblich schönen Anblick, welchen das Innere dieser Höhle gewährt. Lauter tiefblaue Felsenspitzen hangen von den Wänden herab, Badende erscheinen silberfarben und streckt Jemand die Hand in den Bereich eines etwa hereindringenden Sonnenstrahles, so erscheint dieselbe goldig u. s. w.

In dieser Art unterhielt Domänenrath Henoch, dem Vernehmen nach neapolitanischer Eisenbahnaktionär, ein weitgereister, vielseitig gebildeter Mann die ultramontane und doch so heitere und gemüthliche Gesellschaft. Deklamationen, allgemeine Gesänge, Quartette, Soli, kurze Reden, Musikstücke, auf der Cither und Ziehharmonika vorgetragen, folgten einander Schlag auf Schlag, so daß kaum Zeit genug übrig blieb, um ein Gespräch anzuknüpfen. Ein junger Mann begann Schillers „Kampf mit dem

Drachen" vorzutragen, gewiß ein herrliches, aber jedem Gebildeten geläufiges und deßhalb endlich langweilendes Gedicht. Meine Hoffnung, daß der Deklamator stecken bleiben werde, ging nicht in Erfüllung; während er den infamen Lindwurm langsam und eintönig ausweidete, hingen meine Blicke an einem Manne, dessen Haupt der Schnee des Alters deckt, der aber gleich einem noch jugendlich kräftigen Ritter Sankt Georg den wildesten Drachen sich gegenüber stellt, die in den Eingeweiden der vielfältig betäubten Gegenwart wühlen und ihr mitten im Festlärm und Siegesjubel Schmerzensschreie entlocken. — Der alte, etwas beleibte Herr unterhielt sich in den sparsamen Zwischenpausen gewöhnlich mit dem Freiherrn von Andlaw oder mit Alban Stolz, die ihm nahe saßen, hatte aber dabei für den Geringsten im Saale ein wohlwollendes Wort und ein freundliches Lächeln. Das gelehrte Deutschland kennt diesen Mann seit Decennien, die „Ferienschriften" desselben sollen dem alten Göthe noch genußreiche Stunden verschafft und den wärmsten Beifall des Dichterfürsten errungen haben, das katholische Deutschland hat den geheimen Hofrath Zell verehren gelernt und die Katholiken Badens schauen auf ihn wie etwa die Wiener im Sommer 1683 auf ihren Grafen Starhemberg geschaut haben mögen. Nachdem Zell als einer der ausgezeichnetsten Humanisten und Schulmänner unserer Zeit 40 Jahre lang gelehrt, als Mitglied des Oberstudienrathes sowie als Vertreter der Universität Freiburg in der ersten Kammer gewirkt, 1851 als Abgeordneter der zweiten Kammer mit wenigen Kampfgenossen muthvoll für die Rechte der katholischen Kirche aufgetreten war, zog er sich 1856 in den wohlverdienten Ruhestand zurück. Still und zurückgezogen den Musen lebend, friedfertigen und wohlwollenden Gemüthes, sind lediglich die Interessen der Kirche im Stande, ihn auf den Kampfplatz zu rufen. Die Gegner kennen seine Gelegenheitsschriften, durchglüht vom Feuer christlicher Ueberzeugungstreue, hervorragend durch die classische Ruhe und Eleganz des Styles. Sie wirken überzeugend auf Jeden, der für gute Gründe und Beweise noch einen Gran Empfänglichkeit besitzt, mag er sonst Demokrat oder Conservativer, Rationalist oder etwas anderes seyn. Sie zünden tausendfach, nur leider nicht bei dem derzeitigen Staats-Regimente in Karlsruhe — die Männer der neuen Aera fragen

so wenig nach Gründen als weiland der vierzehnte Ludwig darnach gefragt hat; sie wollen von Gründen gar nichts mehr wissen, wenn solche auch so wohlfeil wären wie Brombeeren.

Unvergeßliche Beweise, daß Humor und Witz im Lager der angeblichen Dunkelmänner, Betbrüder und Kopfhänger den trostlosen Zuständen zum Trotz vielleicht in höherem Grade einheimisch sind, als irgendwo, lieferte der Präses des Vereines, zugleich Diöcesanpräses des Gesellenbundes in Baden, Cooperator Jäger, ein gebürtiger Freiburger. Der junge Mann trieb sich meist unter den Gesellen herum, wie unter seinen Söhnen; mehrmals trat er als Sprecher auf, jedesmal kurz und gut, den Nagel auf den Kopf treffend, gewöhnlich mit einem gelungenen, mitunter derben Witze schließend. Dem spärlich glühenden Ofen gegenüber thronte voll ruhiger Majestät der politische Rundschauer des Freiburger Reformvereines, ein stattlicher geistlicher Herr mit sehr entschiedenem Gesichtsausdrucke. Neben ihm schmauchte der Präses desselben Vereines seine Pfeife, Herr von Wänker, nicht nur als tüchtiger Jurist und Publicist bekannt, sondern auch — was heutzutage viel und namentlich in Baden außerordentlich viel heißen will — ein Mann von Charakter. Er bekannte und verfocht seine großdeutschen und gemäßigten Grundsätze im ärgsten Strudel der wilden Revolution von 1848 so ruhig und gelassen, wie er jetzt gegenüber der zahmen Revolution, welche das arme Land mit obrigkeitlicher Bewilligung durchwühlt, verwüstet und mißhandelt, dasselbe thun wird. Außer dem Freiherrn von Andlaw, welchen der Feuereifer für alles Gute im Bunde mit der liebgewinnendsten äußern Erscheinung zu einer Hauptstütze des Freiburger Reformvereines und zu einem aufopfernden Besucher auch des Gesellenbundes macht, saßen noch einige adeligen Herren am Tische, darunter ein Riese im eigentlichsten Sinne des Wortes, der zur Zeit der Kreuzzüge die Saracenen sicherlich schwadronenweise zusammengesäbelt und vom Turniere gar manchen Preis heimgebracht hätte. Mein plebejisches Herz ward durch die Anwesenheit von Grafen und Baronen höchlich erfreut. In Baden steht man auf dem Sprunge, dem Adel den letzten Rest von politischer Bedeutung wegzudekretiren, freilich nicht zu Gunsten des Volkes, sondern im Interesse der herrschenden Coterie und der Saracenen des Geldsackes, mit Hilfe eines trug- und lugvollen

Parlamentarismus. Wider diese Saracenen Hand in Hand mit der Geistlichkeit und den Massen der Bevölkerung Front zu machen, ist in unsern Augen die erste Aufgabe des Adels, falls derselbe nicht gewillt ist sich selbst aufzugeben. Wer es nicht verschmäht, Mitglied des Gesellenvereines zu seyn, der hat mindestens angefangen, Hand in Hand mit Klerus und Volk zu gehen, obwohl die Schöpfung Vater Kolpings nicht sowohl politische als sociale Bedeutung in Anspruch nehmen will und kann.

Der letzte Redner, welcher an diesem Abende auftrat, war Direktor Kübel, den der Leser bereits kennt. Mit sonorer Stimme und mit jener Gewandtheit, welche aus den ersten Sätzen den geübten Redner erkennen läßt, erzählte er die Geschichte des Vereines — seit Jahren eine Kette von Ungunstbezeugungen Seitens der Väter der Stadt, von polizeilichen Quälereien der kleinlichsten und widerwärtigsten Art, von offenen Verfolgungen und Versuchen ihm den Untergang zu bereiten. Der Erfolg war, daß der Verein nur um so tiefere Wurzeln schlug und derzeit eine größere Anzahl von Mitgliedern unter seiner Fahne versammelt hat als alle gegnerischen Vereine zusammen. Der Redner schloß mit einer Ermahnung zur Ausdauer und Einigkeit, deren begeisternde Wirkung in einem donnernden Beifallssturme sich offenbarte.

Das Treiben im Saale war immer lebendiger geworden. Der von einem musikalischen Uhrenmacher dirigirte Sängerchor des Vereines leistete Besseres, als man von jungen Leuten erwarten darf, die herwandern und vielleicht nach drei Wochen wiederum „fremd werden". Ein bereits ergrauender Steindrucker deklamirte das „Tubaksphifle" des alemannischen Dichters Hebel ganz vortrefflich; ein junger Glasermeister sang das Lied vom Vater Noah besser, als wir je einen Dilettanten gehört. Meine Wenigkeit wäre gerne noch länger an diesem Sitze harmloser Freude geblieben, allein das Bier war so schlecht, daß ein badischer Magen dazu gehörte, solche Medizin zu trinken; der Zeiger der Wanduhr zeigte auf Zehn und am andern Morgen hatte ich das keuchende Dampfroß zu besteigen, um anderer Städte und Menschen Gesinnung und Art kennen zu lernen.

Mit meinem Cicerone und einigen andern Herren machte ich mich in's Freie. Ein weißer Rabe, nämlich ein katholischer Bürger-

der Stadt Basel war die letzte Bekanntschaft, die ich noch auf dem Heimwege machte. Basel ist reich an Millionären, reicher an Gottseligkeit à la Mariott und am allerreichsten an Intoleranz gegen die Katholiken. Es zählt deren über 6000 in seinen Mauern, die eine Pfarrgemeinde bilden. Ohne Verläugnung ihrer Religion können sie durchaus nicht Bürger werden, ja sie dürfen nicht einmal ein Geläute haben, dagegen müssen sie zum Unterhalte des protestantischen Cultus das Ihrige beitragen und ihre Kirche und ihren Pfarrer ganz und gar aus dem eigenen, ziemlich magern Geldbeutel unterhalten. Und solche Zustände in der „freien" Schweiz, dicht an der Grenze Badens, dessen Bevölkerung zu zwei Drittheilen katholisch getauft ist und vorherrschend von glaubenslosen Protestanten und Schweinefleischjuden sich regieren läßt! — Wir erfuhren nicht, auf welche Weise Herr W. oder dessen Vater zum Bürgerrechte in Basel gelangte, dagegen erzählte man, zumeist der Ueberdruß an der Intoleranz gegen die Katholiken habe Herrn W. veranlaßt, sein Handlungsgeschäft aufzugeben und die unfreundliche Vaterstadt mit dem freundlichen Freiburg zu vertauschen. Herr W. sei ein unermüdlicher Sammler und Verehrer milder Beiträge für alle möglichen Zwecke, dabei ein grundreicher Mann und Vater eines einzigen Kindes. Er könne und werde gewiß das Seinige beitragen, um dem Freiburger Gesellenverein, dessen langjähriges Mitglied er sei, endlich zu einem Gesellenhause zu verhelfen.

Vor meinem Gasthofe verabschiedeten sich die Herren, ich suchte mein Zimmer und schaute noch eine Weile in die kalte Nacht hinaus. In mächtigen Umrissen lag der Dom vor mir; gleich einem Riesenfinger ragte der schlanke Thurm über die dunkeln Häusermassen in den Nachthimmel hinein. Welch ein Bau! Der vollendetste seiner Art in deutschen Landen, bis der Riesenbruder zu Köln einmal fix und fertig dasteht! Die ältesten Theile sind im byzantinischen Style ausgeführt, den gothischen sieht man repräsentirt vom Anfange bis zum beginnenden Sinken durch alle Entwicklungsstufen hindurch. Mit der Gründung der Stadt im ersten Viertel des eilften Jahrhunderts begann der Bau, er ward in ihren Plan aufgenommen; die Mitte des dreizehnten sah den Thurm vollendet, doch erst 1513 konnte der Chor eingeweiht werden und erst im letzten Jahrzehnt wurden auf der Süd- und Ost-

Seite desselben die noch fehlenden Fialen aufgesetzt. Im Christ-Monat 1146 predigte hier Bernhard von Clairvaux das Kreuz, über 700 Jahre später vertheidigte von derselben Stätte aus Pater Roh die Wahrheiten des Kreuzes wider den Islamismus und Paganismus unserer Tage. Welch ein Zeitraum, welche Wandelungen! Um den Bau fortsetzen zu können, verpfändeten einst die Bürger den größten Theil ihrer Häuser und machten sich durch ein Gelübde zu einem immerwährenden Opfer für „der lieben Frauen Bau" sowie zu einem in alle Zeiten dauernden Sterbefalle verbindlich, bestehend aus dem besten Kleidungsstücke aus der Verlassenschaft eines Verstorbenen. Und jetzt? Jetzt deklamiren norddeutsche Schwätzer gegen die Ideen, aus welchen der Wunderbau hervorgegangen, arbeitet mehr als ein gedankenloser Philister denen in die Hände, welchen erst dann recht wohl um das hochmuthtrunkene Herz würde, wenn die Lehre vom Kreuze verschollen, der Priester zum Weltweisen degradirt, der ehrwürdige Dom zu einem Theater geworden wäre, auf dessen Brettern die Lüge tanzt und hinter dessen Coulissen das Laster sich umarmt. Rede du einmal, altehrwürdiger Thurm, predige du einmal dem verkommenen Geschlechte, welches deine Fundamente zu unterwühlen sucht! Doch nein, der Thurm blieb still und unbeweglich. Seit mehr als einem halben Jahrtausend flattern im Zwielicht Fledermäuse durch seine Räume, wetzt der Kauz seinen Schnabel an seinem Gestein, versuchen hungerige Mäuse ihre Zähne an den Riesenquadern seines Fundamentes, was kümmert er sich um das nächtliche Gesindel? Was hat es ausgerichtet während der langen, langen Zeit? Die Fledermäuse haben Mücken gejagt, die Käuze durch ihr mißtönendes Geschrei ruhige Leute geärgert, die Mäuse ihre Zähne eingebüßt, und der erste beste Platzregen hat sie ersäuft in den eigenen Löchern — voilà tout! Den Fuß in den Tiefen des Erdbodens, das Haupt über den Wolken, hat der Thurm den Stürmen von Jahrhunderten getrotzt, die Ideen aber, die der Freiburger Dom versinnbildet, werden noch dann leben und die Menschheit beseligen, wenn irgend ein Archäologe den Platz zu entdecken sucht, wo dereinst Freiburg gestanden in dem der Mythe anheimgefallenen Lande Baden.

Am andern Morgen fuhr ich in aller Frühe dem Bahnhofe zu. Während ich fröstelnd bald im Wartsaale, bald auf dem

Perron herumtrippelte, ruderte aus dem grauen Nebel eine Gestalt mir entgegen, deren Zuwinken mir auffiel. Bald stand ich vor derselben und ward durch den freundlichsten Gruß überrascht. Begreiflich, denn diesen Ankömmling hätte ich am wenigsten erwartet. — „Ei der Tausend, Herr Rath Blech, wie treffen wir uns hier? Sie fahren wohl mit?“ — Nein, bester Herr, lächelte der Rath, ich suche lediglich Sie, um von Ihnen Abschied zu nehmen. Ich bin stets beseelt von den Vorsätzen einer guten Erziehung; Sie haben mir gefallen, wir Beide taugen zusammen, ich kann Sie ohne meinen wärmsten Händedruck nicht scheiden lassen! — „Sehr schön, Herr Rath! Leider muß ich aber Ihre Freundlichkeit zunächst damit erwidern, daß ich Ihnen eine klafterlange Nase drehe!“ — Wie so, weßhalb? — „Nun, Sie hatten die Güte, mir in Güntersthal allerlei anzuvertrauen, darunter aber Einiges, was auf total falsche Vermuthungen hinausläuft.“ — Wirklich? fragte der Rath sich besinnend. Bald aber fuhr er rasch fort: Bah, man hat Ihnen am Ende weis gemacht, es existire hier gar keine erzbischöfliche Kamatrille? Sie agitirt und existirt aber dennoch! — „Ich wage nicht zu entscheiden, Herr Rath, ob eine solche vorhanden ist oder nicht. Angenommen jedoch, daß es wirklich nicht bloß zu Karlsruhe eine Kamarilla gäbe, sondern auch hier in Freiburg, so bestünde doch zwischen beiden ein himmelweiter Unterschied.“ — Nun, Kamatrille ist Kamatrille! — „Mit nichten, bester Herr Rath. Auf der einen Seite Leute, welche ihren Einfluß dazu benützen, hohe Stellungen und fette Aemter zu bekommen, welche nach Titeln und Bändelchen in's Knopfloch schnappen, ihre Favoriten gut unterbringen, sich auf jede Weise in der Gunst des betrogenen Volkes zu erhalten suchen oder ihrer Herrschsucht Genüge thun, indem sie hinter den Coulissen des öffentlichen Lebens stehen, Hauptacteurs und Souffleurs in einer Person; auf der andern Seite dagegen Männer, welche uneigennützig für ein großes Princip einstehen und wirken und dabei weder um den Beifall des Tages buhlen, noch sich durch die Mißgunst des gebildeten und ungebildeten Pöbels schrecken lassen, und vielfache Verkennung von Seite der eigenen Partei mit stummer Resignation in den Kauf nehmen — zwischen solchen Leuten dürfte denn doch ein himmelweiter Unterschied bestehen!“ — Sie haben

nicht ganz Unrecht; in meinen Augen besitzen die Kamatriller der ersten Sorte savoir vivre und savoir faire, die der zweiten Art sind verrannte Fanatiker! — „In Ihren Augen, Herr Rath; durch meine eigenen sehe ich die Sache ganz anders an als Sie!“ — Wäre die Nase also fertig, mein Bester? Dürfte ich mit meinem Anliegen herausrücken? — „Nein! Sie haben behauptet, man trinke im Convikt sowie im erzbischöflichen Palais Bier, spiele Karten und dergleichen und diese Behauptung ist grundfalsch. Ich bin ein Commis voyageur der Wahrheit, mit Vermuthungen und Verdächtigungen ist mir schlecht gedient.“ — Aber du mein Gott, sind denn gesellige Zusammenkünfte ein Verbrechen? Darf man kein Bier trinken und ein Spielchen dazu machen? — „Nun, von Zuckerwasser und hundertpfündigen Gedanken allein lebt heutzutage Niemand, allein weder im Convikt noch im Palais kommt man zusammen, um Bier zu trinken und zu spielen. Seien Sie dessen gewiß!“ — Ausgesöhnt redeten wir noch Allerlei. Jetzt ein ferner, gellender Pfiff, ein immer hörbarer werdendes, endlich betäubendes Poltern, Donnern und Pfeifen, der Zug war da. Ich griff nach meiner Reisetasche. „Apropos, noch Eins, bester Herr!“ flüsterte Rath Blech halb verschämt. — Ich stehe zu Diensten, aber rasch! — „Nun, ich weiß, Sie sind gut in der Feder, Sie haben schon Bücher gestellt, Sie schreiben gewiß Etwas über Ihre Reise und über Freiburg!“ — Möglich! — „Nun, dann haben Sie die Güte, meinen Namen auch ein wenig in Ihre Schrift zu bringen, ich werde gewiß dankbar seyn!“ — Was? von Ihnen soll ich Notiz nehmen? Haben Sie denn vergessen, daß ich ultramontan bin vom Wirbel bis zur Zehe? — „Gerade deßwegen wünschte ich, daß Sie mich ein wenig mitnehmen, es können daraus namhafte Vortheile für mein Geschäft erwachsen. Auch wäre es gar zu schön, wenn ich eines Tages meiner Frau sagen könnte: Schau her in dieses Buch, darin bin auch ich gedruckt, ich Rath Blech, dein oft von dir selbst als Null ausgescholtener Gatte!“ — Ich staune! — „Staunen Sie nicht, schreiben Sie lieber; meine Berechnung ist richtig, ich abonnire auf 100 Exemplare. Durch eigene Erfahrung, von Geschäftsfreunden und Reisenden bin ich belehrt, daß die Namen Buß, Stolz und andere in ganz Deutschland bekannt sind, gleichviel ob man sie lobt oder schimpft. Nach unsern lichtfreund-

lichen Hofräthen, Professoren und Doktoren kräht selten ein Hahn, von unsern Volksrednern und Zeitungsschreibern ganz zu schweigen. Es ist betrübend, unbegreiflich, allein es ist einmal so!" — Nun, Ihr Wunsch, bester Herr Rath, soll mir Befehl seyn, aber — fügte ich mit dem Finger drohend bei — aber mögen Sie es niemals bereuen! Ich bleibe bei der Wahrheit, rücksichtslos gegen Freund und Feind. Falls Sie sammt Ihren verehrlichen Freunden nicht ein bischen humaner, toleranter und klüger werden, bin ich im Stande, Sie zu geißeln und abermals zu geißeln, bis jeder Fremde, der Sie erblickt, lächelt und die Schuljungen Halloh schreien. Das erstemal sollen Sie gelind wegkommen! — Der gute Rath Blech machte ein etwas einfältiges Gesicht, dann schaute er mich gerührt an, wir drückten uns die Hand und wenige Augenblicke später saß ich im Waggon.

Langsam setzte sich der Zug landabwärts in Bewegung, bald lag Freiburg im Nebel hinter mir. Ich schloß die Augen, die Erinnerungen meiner Jugendzeit verwoben sich mit denen der letzten Tage zu einem wunderlichen Ganzen, durchklungen von dem universellen Schmerzensschrei:

> „Des Lebens Mai blüht einmal und nicht wieder,
> Mir hat er abgeblüht!"

XXVI.

Der verstorbene König von Württemberg und sein Land.

II.

Das Signal zu der Explosion der angelegten Minen gab der schweizerische Sonderbundskrieg, d. h. die Niederwerfung der alten katholischen Kantone durch die großen reformirten und radikalisirten Kantone. Den Vorwand hatte die Berufung von vier Patres Jesuiten an die theologische Lehranstalt in Luzern geliehen. Zuerst versuchte es die radikale Partei mit Freischaarenzügen, die bekanntlich mißlangen. Auch ein ferne stehender Beobachter mußte sich bei dem großen Freischaarenzuge (aus Basellaud, Aargau, Bern unter Ochsenbein, Rothpletz, Stämpfli) fragen: woher die Geldmittel, die zu einem solchen Unternehmen nothwendig sind? und eine ähnliche Frage mußte sich aufdrängen, als die gefangenen Freischärler mit 400,000 alten Franken ranzionirt und die luzernischen Landjäger pensionirt wurden, welche dem gefangenen Dr. Steiger aus dem Kesselthurm halfen und mit ihm flüchteten. Die Hand ist unbekannt geblieben, welche sich damals so freigebig öffnete; wenn ich aber beisetze, daß ein verschuldeter katholischer Offizier, der gegen den Sonderbund focht, nach dem Kriege keine Schulden mehr

hatte, so darf man auf eine Gesellschaft schließen, die über große Geldmittel verfügte und diese zu ähnlichen Zwecken verwendete. In politischer Beziehung war der Rückschlag des Sonderbundskriegs ein ungeheurer als eine totale und schmähliche Niederlage der Politik Louis Philippes und Metternichs, in religiöser Beziehung aber wirkte er in Deutschland wie in Frankreich ganz anders, als die Feinde der katholischen Kirche erwartet hatten; er erbitterte nämlich die katholischen Völker, welche in ihm das Vorspiel von dem sahen, was gegen die Institutionen der katholischen Kirche unternommen werden solle. Bei den schwäbischen Katholiken war dieser Eindruck merkbar genug und entging auch dem Könige nicht. Derselbe hatte die Einführung der Jesuiten nach Luzern sehr ungern gesehen und soll in Zürich, wo Müller-Sigwart und Baumgartner als Tagsatzungsherren dem durchreisenden königlichen Nachbar sich vorstellten, dem Schultheißen von Luzern gesagt haben: „ein durchaus katholisches Land mag Jesuiten haben, soviel ihm gefällt, in einem paritätischen Lande aber, wie die Schweiz eines ist, sind sie nicht am Platze, weil sie Unfrieden bringen.“ Ruhe im Lande erschien ihm als die Grundbedingung aller Wohlfahrt und weil er wußte, daß kirchlicher Hader am tiefsten wurzelt, so war jeder, der eine religiöse Aufregung veranlaßte, ihm zuwider. Und doch hatte er sich einen Augenblick von dem Auftreten des J. Ronge überraschen lassen.

Dieß ist nur begreiflich, wenn man sich erinnert, mit welchem Jubel dieser modernste Reformator von der deutschen Presse bewillkommt und wie von ihr über seine Erfolge gelogen wurde, wie sehr sich die Männer der Aufklärung für ihn bemühten; prophezeite doch Gervinus über ihn im Pfälzerland und wurden im schwäbischen Oberland baumwollene Nastüchlein herumgeboten, auf welchen in schöner Verzierung und Florirung Ronge's Brief an den Bischof Arnoldi zu lesen war (Indiennedruck von Herosé bei Constanz). Ronge wurde bekanntlich in Baden von hochstehenden Herren und fast sämmtlichen liberalen Größen, welche die Barke dieses deutschen Schicksalstaats damals ruderten

(Mathy, Hecker, Brentano, Fickler, Itzstein rc.) protegirt und von der großherzoglichen Polizei gegen Ausbrüche des katholischen Volkszornes geschützt (was selbst in Constanz nothwendig war). Er kam auch nach Württemberg, wagte sich jedoch in keine katholische Stadt, sondern gab nur in einigen wenigen Städten mit weitaus vorherrschender protestantischer Bevölkerung seine Gastrollen. So namentlich in Ulm; der Stadtschultheiß Schuster bereitete ihm einen gloriosen Empfang; dem Apostaten öffnete sich der hohe Münster für seine Predigten und was er Messe nannte, während seit der Reformation jene Räume einer Handlung des katholischen Cultes unnahbar blieben und bleiben. Ueberdieß wurde die Farce als zur größeren Ehre Ronge's und der Ulmer in inländischen und ausländischen Blättern verherrlicht und z. B. in Galignanis Messenger auch die Geschenke haarklein beschrieben, welche von der Damenwelt dem Apostat der da kam von der Laurahütte, überreicht wurden. Allein Ronge's Erfolge waren ganz andere, als die Feinde der katholischen Kirche wünschten und verkündeten; einige wenige längst Abgefallene traten zwar zu ihm über, dagegen wurde in der katholischen Volksmasse Württembergs das katholische Bewußtseyn um so erregter, und gegen die Ulmer die in Jubel ausbrachen, weil sie glaubten „es brenne in unserer Kirche" (so drückte sich das Landvolk aus), sowie gegen die Protektoren Ronge's offenbarte sich ein Gefahr drohender Zorn. Der König tadelte deßhalb den Ulmer Stadtschultheißen wegen seiner Connivenz für die Rongesympathien persönlich und öffentlich, alle Beamten nahmen sich daher in Acht und die Provokationen des katholischen Volkes hörten auf. Dieses hatte übrigens sein Urtheil über die ganze Erscheinung in objektivster Weise dargestellt, indem es den degenerirten Erdapfel einen „Ronger" nannte. (Nicht Rongianer, wie die Gebildeten gegen die Gesetze der deutschen Wortbildung sich auszudrücken pflegen.).

Endlich brach die Februarrevolution aus und ihr folgten eine Reihe anderer Revolutionen und Aufstände. Sie überraschten die Hohen wie Donnerwetter in Februar- und März-

Tagen; König Wilhelm hatte wohl an kommende schwierige Zeiten gedacht, aber solchen Umsturz nicht vorausgesehen. Tag und Stunde der Revolution von 1848 vorauszubestimmen war allerdings für den weltkundigsten Beobachter nicht möglich, aber daß das Julikönigthum nicht bestehen könne, wußte z. B. das gemeine deutsche Volk instinktmäßig. Vor dem Königthum hatten die Franzosen keine Ehrfurcht mehr, wenn sie auch in ihre Charte schreiben ließen: die Person des Königs ist heilig und unverletzlich. Die Aristokratie war untergegangen, daher die Pairskammer nur ein Schemen und keine Macht vorstellte, während die Deputirtenkammer nicht die große Masse des Volkes, sondern nur die obere Schichte des dritten Standes repräsentirte: die Fabrikanten, Kaufleute, Geldleute, Gutsbesitzer, das höhere Beamtenthum, die Advokaten und Gelehrten, oder den personificirten Geld- und Ehrgeiz im Civilkleide. Diese Volksklasse war die Stütze des Julikönigthums, und es fiel, als Louis Philippe sich ihr Mißfallen zuzog; denn augenblicklich stürzte sich der vierte Stand, das Proletariat von Paris, das seit 1830 nur auf den Moment wartete, wo die Bourgeoisie die Straßen nicht mit Nationalgarden sperrte, in den leeren Raum und gegen den Thron, den es in Fetzen riß. Die Bourgeoisie war förmlich von dem Proletariate übertölpelt worden; sie wollte den König durch die Volksbewegung auf dem Pflaster nur etwas reformmürbe quetschen, nicht aber fortjagen lassen, sie ahnte nicht, daß es so schnell gehen könne, denn stand nicht eine schlagfertige Armee in Paris? Allerdings, aber der Bürgerkönig durfte sie nicht auf die Proletarier von Paris feuern lassen, wenn er nicht statt des Bürgerkönigthums die Militärherrschaft einführen wollte. Das konnte er nicht, weil er sonst seine ganze Vergangenheit als eine vollendete Lüge hätte erklären müssen, und weil er selbst fühlte, daß weder er noch einer seiner Söhne das Zeug zu einem Napoleon in sich habe. Darum wanderte „der letzte König von Frankreich" über den Kanal, und als in der Junischlacht das Militär die Proletarier niedergeworfen hatte, wurde weder Louis Philippe noch

einer seiner Söhne zurückgerufen, sondern der Soldat, der Bauer und der Geistliche, die drei conservativen Elemente in Frankreich, erhoben den neuen Napoleon zum Herrscher Frankreichs, weil sie dessen Geschicke nicht noch einmal einer Deputirtenkammer anvertrauen wollten.

Der Sturz des Julikönigthums war es nicht, was in Oesterreich das Metternich'sche System über den Haufen warf, er war nur das Signal, und dieses verrottete System fiel auseinander, als gegen dasselbe in Italien und Ungarn die längst vorbereitete Revolution anrannte. In Preußen hatte König Friedrich Wilhelm IV. sich zugetraut, den ererbten, bureaukratisch-militärisch aufgebauten Staat mit einer Art Constitution ausschmücken und dabei doch die königliche Autokratie aufrecht erhalten zu können; er glaubte, er könne der Führer seines Volkes bleiben, wenn ihm auch eine Versammlung von vielen Hunderten im Namen des Volkes in den Weg treten würde. Er büßte diesen Irrthum schwer durch die Berliner Revolution und die fortdauernden sogenannten Verfassungskämpfe, sowie durch die Anarchie, welche seitdem in dem politischen Gewissen so vieler Preußen herrscht. Die beiden Großmächte Oesterreich und Preußen retteten sich indessen durch ihre Armeen und führten die andern deutschen Staaten in das Geleise der Bundesverfassung zurück.

In den deutschen Klein- und Mittelstaaten hatte bekanntlich mehr oder weniger constitutionelles Leben geherrscht und Niemanden befriedigt. In diesen Staaten war auch das Bewußtseyn, daß in ihnen über 15 Millionen Deutsche als politische Null behandelt und darum allenthalben ignorirt oder verachtet würden (so namentlich in der nur durch die Gnade oder Eifersucht Frankreichs und Oesterreichs existirenden Schweiz), unerträglich geworden wie Feuerpein, daher in diesen Staaten im März 1848 alle Ministerien aus der bisherigen Kammeropposition zusammengesetzt werden mußten, sowie der Ruf nach deutscher Einheit, nach einem deutschen Parlament aus ihnen am lautesten erscholl. Neben der ehrlichconstitutionellen und deutschparlamentarischen

Partei bestand aber eine revolutionäre als Zweig der europäischen Revolutionspartei (la jeune Europe), die ihren Hauptherd in Paris, für Deutschland in der Schweiz hatte. Die Leiter derselben waren Literaten und Advokaten, ihre Streitmacht aber bestand aus „Arbeitern", aus dem vierten Stande, dem Proletariate, daher die Grundfarbe der Partei die socialistische war. Die deutschen Arbeiter wurden in den Vereinen zu Genf, Locle ꝛc. instruirt und wanderten als Sendboten zurück in die deutschen Städte; die Verbindung wurde nämlich nicht schriftlich, sondern mündlich durch die Wissenden unterhalten, daher die ängstlich suchende Polizei sich keines Beweismittels bemächtigen konnte; das Verbindungsglied zwischen der Schweiz und Deutschland bildete Baden, wie die Schweiz zwischen Italien, Frankreich und Ungarn; die Geldmittel lieferte hauptsächlich die Lombardei. Noch vor dem allgemeinen Ausbruche (im J. 1847) hielten die Parteiführer einen Congreß in Airolo, am Südabhange des Gotthards im Kanton Tessin. Als im Anfang Alles zu Paris, Mailand, Venedig und Pesth so gut gelang, als selbst Preußen und Oesterreich der Anarchie verfielen, trat die deutsche republikanische Partei, welche sich bisher der constitutionell-parlamentarischen angeschlossen hatte, in Baden selbstständig auf und versuchte durch den Heckerzug einen Streich auf eigene Faust. Sein Schicksal ist bekannt, nicht minder auch das klägliche Schauspiel, welches der Muster-Staat Baden aufführte. Ein solches Fiasko des Staatsbeamtenthums und constitutionellen Liberalismus hat wohl Jarcke nicht für möglich gehalten. Auch als der Hecker-April mit Hülfe nassauischer, hessischer und württembergischer Truppen überstanden war, sah die badische Regierung noch nicht ein, daß ein revolutionirtes Land nur mit dem Kriegsgesetze in Gehorsam erhalten werden kann, und ließ Kammer und Beamten in der bisherigen Weise fortwirthschaften; selbst als sie das unverhoffte Glück hatte, mit dem eigenen Militär bei Staufen den Struvezug auseinander zu sprengen, hielt sie treu an ihrem bisherigen Verfahren und stellte Struve vor ein Schwurgericht,

das zu einem Schmachgericht für die Regierung wurde. Denn die Reden Struves und Blinds, der zwei Hauptschuldigen, und noch mehr die des Vertheidigers Brentano führten aus, daß die Regierung selbst an dem Vorgefallenen Schuld sei, und der Wahrspruch der Geschwornen schien ihnen wenigstens theilweise Recht zu geben. Die Regierung fand indessen für gut, das schon halb demoralisirte Militär einen Schritt weiter zu führen, indem sie das Einsteherwesen abschaffte und damit den Stamm der Unteroffiziere ruinirte, endlich durch Einführung der allgemeinen Wehrpflicht die Bataillone mit jungen Leuten versetzte, die es sich zur Aufgabe machten, den revolutionären Geist den älteren Soldaten mitzutheilen.

Das benachbarte Württemberg wurde 1848 von den März-Stürmen auch durchschüttert, doch zeigten Regierung und Volk, daß der schwäbische Stamm noch immer aus derbem, zähem Holz bestand. Das Ministerium Schlayer trat natürlich alsbald ab und der König ließ durch den Oppositionsmann Römer ein neues bilden. Diese Wahl kann nur als eine glückliche und kluge bezeichnet werden; denn Römer war sehr populär, und wenn auch heftig und stolz zugleich praktisch verständig und ehrenhaft; er sprach von der Nothwendigkeit großartiger Mediatisirungen, war dabei aber zu sehr Württemberger, als daß er auch den Staat dessen Minister er war, in die Reihe der zum Aufgehen bestimmten gerechnet hätte, war zu verständig um an die Möglichkeit einer deutschen Republik zu glauben und das Volk in diesem Sinne bearbeiten zu lassen. Zudem hoffte er mit dem Volke viel von dem deutschen Parlamente, dessen eifriges Mitglied er war, das ihm als die verkörperte deutsche Majestät erschien, der sich jede Partikularmajestät unterzuordnen habe. Das württembergische Volk schwelgte förmlich in seinen Errungenschaften: man hatte vollkommene Preß-, Maul- und Zechfreiheit, Bürgerwehr, Schwurgericht, Volksversammlungen u. s. w., trieb mißliebige Schultheißen und Gemeinde-Räthe aus den Aemtern, wählte Volksmänner in die Kammer, und beschloß eine Verfassungsrevision zur Hand zu nehmen,

Die Bauern, die Hauptmasse des Volkes waren der Bewegung nur langsam gefolgt und ließen die Städter vorangehen; diese erhoben den Ruf: frei Mann, frei Gut!, den die Bauern recht wohl begriffen und festhielten. Sie empfingen eine Ablösung aller Feudallasten und des Zehntens, sowie Herbeiziehung des herrschaftlichen Grundbesitzes in den Gemeindeverband und in die Besteurung, deßgleichen ein Jagdgesetz, das dem Wilde und damit auch allem Wildschaden ein Ende machte; daher waren sie für keine revolutionäre Bewegung mehr zu gewinnen, so lange sie ihre materiellen Errungenschaften gesichert hielten.

Der König ließ alles gewähren, seitdem er überzeugt war, daß das Beamtenthum keine Macht sei, welche sich der Volksbewegung entgegensetzen lasse. Er sah mit an, wie Beamte bis hoch hinauf sich als Volksmänner aufthaten, als Bürgerwehrmänner exercirten und Schildwache standen, wie Professoren und Schulmeister den Katheder mit der Volksrednerbühne vertauschten, Geistliche den König nicht mehr in das sonntägliche allgemeine Gebet einschloßen und selbst Männer von politischem und gelehrtem Ruf, wie z. B. der Universitätskanzler und berühmte Jurist Wächter auf der Volksversammlung zu Eßlingen; dem republikanisirenden Enthusiasmus nur mit der Behauptung entgegentraten, das Volk sei für die Republik nicht reif; also wäre der König noch bis zur Zeit der Reife als nothwendiges Uebel beizubehalten, mußte man nothwendig schließen. Das specifisch-württembergische Blatt, der Schwäbische Merkur, das vieljährige einzig officiöse Organ, dessen Inhaber, die Familie Elben, durch dieses Monopol zu großem Reichthum gelangt war, versagte den Dienst und folgte der herrschenden Strömung, so daß die persönliche Politik des Königs einige Zeit in der Presse keinen Ausdruck und keine Geltung fand. Das Militär that zwar überall seine Schuldigkeit, jedoch machte sich bei einigen Infanterieregimentern ein turbulenter Geist bemerklich, und der König mußte sich überzeugen, daß er sich nicht mehr wie früher unter allen Umständen auf das Militär verlassen könne, daß dasselbe z. B. zum Widerstande gegen einen populär patriotischen

Parlamentsbeschluß sich nicht würde gebrauchen lassen. Eine solche passive Rolle war für einen Charakter wie König Wilhelm aufreibend; seine Klugheit gebot ihm aber Geduld, er ließ daher das Ministerium Römer gewähren, die Kammer der Abgeordneten reden und beschließen, die Volksversammlungen sich für das einige freie große Deutschland erklären, indessen er seine ganze Sorge darauf richtete jeden Ausbruch zu verhindern, der die bewaffnete Intervention einer Bundesmacht auf den Boden Württembergs führen und die Lebensfähigkeit des Königreichs in Frage stellen könnte.

Das Jahr 1849 brachte endlich die Entscheidung. Das Frankfurter Parlament wählte am 28. März den König von Preußen zum deutschen Kaiser und proklamirte die Reichsverfassung. Bekanntlich hatte die großdeutsche Partei im Parlamente sich zuletzt den ganzen und halben Republikanern angeschlossen und soviel demokratisches Gewürz in die Reichsverfassung geworfen, daß sie der König von Preußen und jeder Fürst als ungenießbar zurückweisen mußte. König Wilhelm erklärte sich offen gegen dieselbe, aber Römer bestand auf der Annahme; er könne sie nicht mit gutem Gewissen annehmen, nicht an ihr redlich festhalten, wiederholte der König den Drängenden — er mußte annehmen. Römer hätte abgedankt und damit das Signal zu einem Aufstande in Stuttgart, Reutlingen, Eßlingen und anderen Städten gegeben; Vorbereitungen dazu waren fast in jedem Städtchen gemacht, wo irgend ein Arzt oder Advokat oder Präceptor, ein geistlicher Herr oder Schulmeister oder Kaufmann — oder sonst ein Individuum aus der Klasse der Gebildeten „das Volk" aufregte und einen zu Tumulten bereiten Haufen befehligte. Auch die Kammer der Abgeordneten nahm die Reichsverfassung fast mit allen Stimmen an, so that es denn auch der König, worauf Telegramme und Boten zur Ruhe mahnend an die Heißsporne in den Landstädten abgingen und wirklich jeden Ausbruch zurückhielten.

Der Großherzog von Baden nahm die Reichsverfassung

bereitwillig an und mußte einige Tage später aus dem Lande fliehen. Das badische Militär, das täglich mit ansah, wie die Autorität der Regierung von den Civilisten mit Füßen getreten wurde und wie nicht die großherzoglichen Beamten, sondern die „Vorsitzenden“ und „Schriftführer“ der Vereine in Stadt und Land regierten; das von Revolutionären aller Art fortwährend bearbeitet und zu dem Glauben gebracht wurde, das württembergische, hessische ꝛc. Militär sei von dem gleichen Geiste durchdrungen, meuterte endlich und stellte sich der Revolutionspartei zur Verfügung. So hatte diese die längst gewünschte reguläre bewaffnete Macht. Allein das hessendarmstädtische Corps ging nicht über, sondern warf das badische, welches von dem aus einem abgedankten Lieutenant zum General emporgestiegenen Sigel geführt wurde, kräftig zurück; der nach Stuttgart abgegangene kecke Agitator Fickler wurde gefangen gesetzt, die in Württemberg angezettelten Aufstände vergeckten elendiglich, denn gerade jetzt, wo die Maulrevolution in die Revolution mit „Gut und Blut“ umschlagen sollte, rieb sich der schwäbische Revolutionsphilister die Augen und fand, es sei eine kolossale Narrheit, was die Badenser angefangen hätten. Er meinte, wenn die Armeen der Preußen oder Oesterreicher die Fahne der Reichsverfassung aufpflanzen würden, dann dürfte man sich in Württemberg nicht lange besinnen, aber einige tausend Badenser bedeuteten nichts und einige tausend Württemberger weiter nicht viel. Das württembergische Militär stand theilweise auf badischem Boden und wurde in den Quartieren von Revolutionsmännern und noch mehr von Revolutionsweibern bearbeitet, allein zur Meuterei war es doch nicht zu bewegen, so wüst es sich manchmal gebärdete. Gegen das badische Militär durfte es jedoch nicht geführt werden, denn so gewiß es einen Angriff als Unverschämtheit derb gezüchtigt hätte, so wenig war es geneigt für die Wiedereinsetzung der badischen Regierung sich mit dem badischen Militär zu schlagen. General Miller führte es deßwegen über die Grenze zurück und nur ein Bataillon nahm an dem Gefechte bei Gernsbach Antheil.

Nach allem dem übersiedelte das Rumpfparlament von Frankfurt am 6. Juni nach Stuttgart und setzte eine Reichs-Regentschaft ein, zu der auch der württembergische Abgeordnete Becher gehörte. Welche Zukunft die Stuttgarter der Regentschaft in Aussicht stellten, möge ein einziger Zug beweisen: ein Reichsregent (wenn ich mich recht erinnere Simon) bestellte in Person ein paar Stiefel bei einem Schuhmacher, worauf dieser fragte, ob er auch sogleich bei der Ablieferung bezahlt werde? Minister Römer wohnte selbst noch einigen Sitzungen des Parlaments bei, anerkannte also thatsächlich dessen Rechtsbeständigkeit, als es ihm aber befehlen wollte und ihm nur die Wahl ließ, Württemberg zur Disposition des Parlaments zu stellen oder dieses zu sprengen, brauste er auf und führte den Gewaltstreich, den er in den Boden hinein verdammt hätte, wenn er in Berlin oder Wien geschehen wäre. Es ging übrigens ohne Lärm, ohne Auflauf und ohne Püffe ab; der einfache langsame Aufmarsch des zweiten Reiterregiments genügte um Parlament und Regentschaft zu verscheuchen. Dieses Regiment hatte sich vor allen andern durch Disciplin ausgezeichnet und während seiner Verwendung in Baden vielfache Beweise gegeben, wie wenig es mit den Revolutionären sympathisire. Bei seiner Rückkehr aus Baden wurde es von dem Könige gemustert, der es mit den Worten begrüßte: nun sehe ich einmal wieder wahre Soldaten! und vor der Fronte den commandirenden Oberstlieutenant von Ellrichshausen zum Obersten ernannte. Offizieren und Soldaten fiel auf, wie sich des Königs sonst so gebieterische Haltung zu Pferde in eine gedrückte geändert hatte. Man kennt den Verlauf der durch die preußische Unionspolitik hervorgerufenen Wirren, nachdem die revolutionären niedergeschlagen waren. König Wilhelm kam im Oktober 1850 mit den Monarchen von Oesterreich und Bayern in Bregenz zusammen und toastirte: „ich bin ein alter Soldat und gewohnt nicht viele Worte zu machen; ich folge dem Kaiser, wohin er ruft!“ Wirklich wurde auch das württembergische Corps mobilisirt, doch ließ es der König nicht ausmarschiren und war unendlich froh, als in

Olmütz Preußen Buße that und durch Manteuffel Besserung gelobte.

Der 1848 in Ohnmacht gefallene Bundestag wurde wieder in das Leben zurückgerufen und durch die Dresdener Conferenzen (23. December 1850 bis 15. Mai 1851) vor Deutschland und Europa constatirt, daß sich Oesterreich und Preußen nicht zur Reconstitution des Bundes, sondern nur zu dessen Niederhaltung einigen, daß der Dualismus in Deutschland thatsächlich besteht und die Mittelstaaten es nicht vermögen sich zu einer dritten Collektivmacht zu verbünden. Damals schrieb König Wilhelm den offenen Brief an den Fürsten von Schwarzenberg, den Leiter der österreichischen Politik, und befürwortete eine Volksvertretung in der Bundesversammlung als eine conservative Nothwendigkeit. Dem Könige war die Stellung, welche den Mittelstaaten auf das neue zufiel, höchst peinlich; sie sollten wieder den Impulsen der beiden Großmächte folgen, deren Politik nun ein- für allemal eine eigene ist, während die Bevölkerung der Mittelstaaten nach einer deutschen verlangt und dafür ihre Dynastien verantwortlich macht, ähnlich einem Manne, der sich an einem stärkeren Beleidiger nicht rächen kann, dann zornig nach Hause kehrt und hier zertrümmert, was nicht niet- und nagelfest ist. Eine Volksvertretung am Bundestage, wenn auch noch so bescheiden zugemessen, würde den Mittelstaaten einigen Antheil an der großen Politik einräumen, würde der Volksstimme eine unter Umständen diktatorische Geltung verschaffen; das wollte aber Manteuffel sowenig als Schwarzenberg. Die Antwort des letztern auf den königlichen Brief ist nicht veröffentlicht worden; denn der von einem Mannheimer conservativen Blatte gebrachte und in alle Blätter übergegangene Brief war apokryph, sein Verfasser ein badischer Gelehrter, über den Römer in der „Württembergischen Zeitung“ äußerte: „wenn der Verfasser des Briefs kein österreichischer Staatsmann ist, so hat er doch das Zeug von einem solchen.“ Römer war nämlich (seit Oktober 1850) nicht mehr Minister, die revidirende Ständeversammlung aufgelöst, die

Rückkehr in das Geleise der alten Verfassung vollendet. Aber das gleichfalls reaktivirte Ministerium Schlayer erwies sich bald als abgenützt und wurde entlassen; Schlayer selbst saß später in der Kammer der Abgeordneten sich und der Regierung zum Hohne auf der Linken! Die Opposition schillerte kurze Zeit in gothaischer Farbe (die Partei hieß in Württemberg nach ihrem Versammlungsorte „die Plochinger"), als sich aber das Manteuffel'sche System in Preußen breit machte, erlosch der Gothaismus und Römer schrieb in seinem Organ (Württemb. Zeit.): „Schwarzenberg will Deutschland erobern; möge er es thun und Deutschland die Einheit geben, die Freiheit wollen wir dann später erkämpfen!" Schwarzenberg wurde jedoch bald durch einen plötzlichen Tod hinweggerafft, von König Wilhelm jedenfalls nicht betrauert; denn wie ihm der Gothaismus verhaßt war, so wollte er auch von einer Unterordnung unter Oesterreich nichts wissen und die „Oesterreicher" im Lande oder die „Großdeutschen" empfingen unzweideutige Zeichen der königlichen Antipathie.

Das Ministerium Schlayer wurde von dem Ministerium Linden abgelöst, welches noch heute besteht, weil es alles über sich ergehen läßt und bleibt, so lange es der König nicht entläßt. Und doch ist Schlayers Nachfolger ein sehr unterrichteter, erfahrener und thätiger Beamter, in der Kammerdebatte selbst den Führern der Opposition überlegen, er wäre ein wahrer Staatsmann, wenn er seinen Ministerposten nicht höher hielte als alles Andere und daher alle Wandelungen mitmachte, welche seit 1851 eintraten. Er vertritt kein politisches Prinzip wie Schlayer und Römer, sondern ist der gewandte und geschmeidige Mann der jeweiligen Lage; so wurde er dem König Wilhelm unentbehrlich. Seitdem derselbe auf seine eigene Macht nicht mehr wie früher vertraute, sondern es gerathen fand, der Strömung nachzugeben, die sich als Volkswillen geltend zu machen wußte, seitdem sah die Regierung des Königs der früheren so wenig mehr ähnlich und hatte das Ministerium bis in die höchsten bureaukratischen Kreise hinauf offenkundige Gegner von demokratischer sowohl als royalistischer Farbe.

Die Bewegungspartei (die constitutionell Liberale wie die Revolutionäre) in Deutschland hatte bekanntlich zuerst die Elemente der Gährung in Fluß bringen wollen, indem sie den Treiben Ronges, Uhlichs, Rupps rc. ihre Unterstützung lieh, als aber 1848 die große Fluth der Freiheit hereinbrach und auch das katholische Volk mitbewegte, änderte sie klüglich ihre Operationsbasis und stimmte mit in den Ruf ein, daß auch der Glaube, sei er welcher Art er wolle, frei sein müsse. Der Ring war gesprengt, welchen der bureaukratische Staat um die Kirche geschmiedet hatte; ohne daß die Polizei nur wußte, strömte in katholischen Bezirken Württembergs das Volk den Missionen zu, welche größtentheils von Jesuiten abgehalten wurden; es entstanden verschiedene religiöse Vereine, es bildeten sich Congregationen von barmherzigen Schwestern, Schul-Schwestern rc., es erschienen Tagblätter mit katholischen Tendenzen, selbst ein katholischer Volkskalender, in welchem die senkrechte katholische Namencolonne in erster Linie aufmarschirt, während sie in dem bisher privilegirt gewesenen Landeskalender in gebotener Bescheidenheit den zweiten Platz einnahm. Der 1847 erwählte und präconisirte, im März 1848 feierlich eingesetzte Bischof Joseph (Lipp) kündigte sich als Bischof „durch Gottes Barmherzigkeit und des apostolischen Stuhles Gnade" den Gläubigen an, während er sich nach der vorgeschriebenen Formel „Joseph von Lipp, Bischof von Rottenburg" hätte nennen sollen. Der König erkannte, daß die katholische Kirche in Württemberg ferner nicht mehr kirchenräthlich zu dirigiren und dem Bischofe die nothwendige Auktorität zurückzugeben sei. Zudem hatte er Vertrauen zu dem Bischofe, achtete dessen ruhige Beharrlichkeit und wußte, daß derselbe, aus der älteren Tübinger Schule hervorgegangen, nicht nach drastischen Mitteln greifen werde, so lange die gewöhnlichen ausreichen, daß derselbe mehr darauf achte, daß die Pfarrer und Hülfspriester ihre seelsorgerlichen Pflichten erfüllen, als daß in Ordensgeistlichen gleichsam Hülfstruppen herbeigezogen würden, um es kurz zu sagen, der König war überzeugt, der Bischof lasse sich ebensowenig gleich

seinem Vorgänger Johann Baptist von Keller behandeln, als von dem Repealrufe geistlicher O'Connells in der Diöcese bestimmen.

Das Einfachste wäre gewesen, nach dem Wortlaut der Verfassung dem Bischof seine Rechte zurückzugeben und die katholische Kirche in Allem gewähren zu lassen, so weit die Landesgesetze nicht alterirt würden, wie Preußen mit seinem Beispiele voranging. Allein man zog es vor mit Rom in Unterhandlungen zu treten, indem man durch eine Convention der kirchlichen Freiheit engere Grenzen zu ziehen hoffte. Man fand auch für gut, das mit den anderen Regierungen der oberrheinischen Kirchenprovinz eingeleitete gemeinschaftliche Vorgehen aufzugeben, weil die württembergische Regierung, wie ich glaube, sich mehr Energie den kirchlichen Ansprüchen gegenüber zutraute, als z. B. der badischen und hessendarmstädtischen. König Wilhelm fand namentlich den Bischof von Mainz nicht nach seinem Sinne und man erzählt sich, er habe ein Bildniß desselben aufmerksam betrachtet und endlich bemerkt: „man sieht es dem Herrn an, daß er mit dem Kopf durch die Wand will." Sehr mißstimmt wurde er auch durch das österreichische Concordat, indem er eine Absicht Oesterreichs argwöhnte, sich das Protektorat über die Katholiken Deutschlands zu erwerben und die Sympathien derselben für politische Bestrebungen zu benutzen.

Unterdessen wurde der Horizont immer freier von revolutionären Wolken, die Regierungsgewalten fühlten sich immer weniger gehemmt, und unter dieser Constellation wurde endlich die Convention mit Rom (1857) abgeschlossen. Sie begegnete anfänglich in Württemberg von protestantischer Seite keiner Anfechtung, kaum einer Beachtung, wurde aber nicht als zu Rechte bestehend eingeführt, sondern man ließ sie auf sich beruhen bis nach 1859. Als nun Oesterreich bei Solferino unterlegen war und die Kathederpropheten von Heidelberg bis Königsberg den Verfall des Kaiserstaats als nächstes Ereigniß verkündeten; als Piemont in Italien zugreifen und Rom verlangen durfte; als Napoleon III. den Papst preiszugeben schien

und Garibaldi der Revolution verhieß, was ihr weder der erste noch der zweite Bonaparte erfüllen wollte; als vollends die „neue Aera" in Preußen ihren Willen in Deutschland „moralische Eroberungen zu machen" öffentlich kundgab: da entstanden der Nationalverein und nordbeutscher Fortschritt, jeder Agitation wuchsen die Schwungfedern, in Württemberg der radikalen am schnellsten und kräftigsten. Alle diese Parteien beseelt und vereinigt der Haß gegen Oesterreich; denn die eine erblickt in dem Kaiserstaat den Strebepfeiler der die legitime Monarchie stützt, die andern eine Schutzmacht der katholischen Kirche, die dritte das Haupthinderniß das der Errichtung eines preußischdeutschen protestantischen Kaiserthums entgegensteht. Diese Parteien rührten sich in Württemberg, besonders im altwürttembergischen Unterlande, und die Stuttgarter tonangebenden Advokaten erkannten jetzt in der Convention den wichtigsten Sturmbock gegen die Regierung. „Gegen die Convention!" Dieses Feldgeschrei führte die protestantische Geistlichkeit vom Prälaten bis zum Vikar unter die radikale Fahne, entzündete den altwürttembergischen Haß gegen den Katholicismus vom hohen Beamten herab bis zum Bauer und Taglöhner, vereinigte mit diesem Gewalthaufen die Fähnlein der Sekten und Aufgeklärten aller Art, so daß die religiösen und politischen Fanatiker, sowie die Fanatiker des Unglaubens gegen die Convention vereinigt auszogen. Dießmal ging es gegen die Person des Königs selbst. Für den Protestantismus hatte er niemals eine besondere Passion gezeigt; man erinnerte sich, daß sein Großvater katholisch gewesen und sein Bruder Paul vor kurzem katholisch gestorben war; man argwöhnte in ihm eine Vorliebe für den Katholicismus, weil dieser die fürstliche Macht begünstige und die Freiheit des Volkes niederhalte. Selbst eine Schattenseite des königlichen Privatlebens wurde mißbraucht; man verbreitete, daß eine katholische Dame (die dem König unentbehrlich war, wie das Volk wußte) von dem Papste die „goldene Rose" erhalten habe, damit sie den alten Herrn der Convention treu erhalte! Und dieses unsinnige Märchen wurde nicht etwa bloß in

den Dörfern und Kleinstädten herumgetragen, sie wurde vielmehr in Stuttgart selbst ausgeheckt und von „distinguirten" Personen weiter colportirt. Es wurde so arg, daß der König den protestantischen Geistlichen befehlen mußte, von den Kanzeln herab eine Ansprache zu verlesen, in welcher er seine protestantische Glaubenstreue betheuerte.

Von der Nothwendigkeit die Convention durch einen königlichen Akt zurückzunehmen, denn sie durchzuführen war rein unmöglich geworden, befreite der Constitutionalismus durch einen Deus ex machina (1861). Die Kammercommission verlangte die Vorlage der Convention; auch der katholische Berichterstatter hatte in seiner demokratischen Tiefe gefunden, daß die Convention in Bausch und Bogen vor das Forum der Kammer gehöre, und die katholischen Abgeordneten hatten nichts dagegen — daher erfolgte, was vorauszusehen war, nämlich die protestantische Mehrheit verfuhr nach Herzenslust mit der Convention. Die protestantischen Prälaten erinnerten an Katzen, die einen Büschel Baldrian aufgespürt haben, sich auf ihm wälzen, an ihm reiben und ihn schließlich zerfetzen; die radikale Demokratie gebärdete sich wie eine ergrimmte Bulldogge, die Bureaukratie hackte an der Convention wie ein Specht, der in einer alten Eiche nach Holzwürmern herumklettert; die katholischen Abgeordneten konnten zusehen und zuhören und je nach Neigung schweigen, diskutiren oder lamentiren. Die gleiche protestantische Mehrheit machte darauf ein neues Kirchengesetz, das die Sanktion der Regierung erhielt. Minister von Linden hatte den Cultminister Rümelin sammt der Convention fallen lassen und blieb im Amte, der König selbst aber soll geäußert haben: in Rom werde man einen eigenthümlichen Begriff von der württembergischen Regierung bekommen; indessen, was war zu machen? Der Bischof hatte sich auf die Regierung und den staatsrechtlichen Charakter der Convention verlassen; als die Convention abgeworfen war, that er was ihm sein Amt vorschrieb, er wandte sich nämlich nach Rom und hielt sich an den gegebenen modus vivendi, da er nicht der Mann einer Agitation seyn

will. Bei dem katholischen Volke erregte der Fall der Convention weder Trauer noch Entrüstung; es kannte den Inhalt derselben nicht und war vielmehr der Meinung, man habe der Geistlichkeit durch die Convention größere Gewalt einräumen wollen, was nicht nach seinem Geschmacke war.

Auf die Stimmung des Volkes, namentlich des katholischen, wirkte gleichzeitig eine Frage von höchst materieller Natur: die sogenannte Nachablösung. Gegen die Ablösung der Grundlasten, welche anerkanntermaßen die Berechtigten wenigstens um ein Drittheil verkürzt, wandten sich nämlich (1853) einige adelige Grundherrn an den Bundestag, welcher nach längerer Frist die württembergische Regierung einlud, die Ablösung durch eine nachträgliche Entschädigung der Berechtigten dem *billigen* Maße näher zu bringen. Die Regierung vertheidigte zuerst in Frankfurt das Ablösungsgesetz als ein auf dem gesetzlichen Wege zu Stande gekommenes und deßwegen zu Recht bestehendes, was formell auch unbestreitbar ist, später aber lenkte sie ein und bereitete das sogenannte Nachablösungsgesetz vor. Wäre dieses vor 1859 vorgelegt worden, so wäre es in der Kammer ganz gewiß durchgegangen und auch die Bauern hätten sich willig gefügt, so ungerne sie auch tiefer in den Geldbeutel greifen. Aber nach 1859 war es zu spät, obwohl die Nachablösung die Grundbesitzer gar nicht schwer belastet hätte, da der Staat einen Theil auf seine breiten Schultern nehmen sollte. Der Weizen der Agitation grünte bereits zu üppig und M. Mohl rechnete aus, daß das Land den Adeligen (denn man dachte gewöhnlich nur an diese, nicht an die gleichfalls in Verlust gekommenen Stiftungen und Corporationen) 40 Millionen opfern solle und gegen das „Vierzigmillionen-Gesetz“ empörte sich die öffentliche Meinung so sehr, daß schwerlich auch nur zwei Abgeordnete dafür in der Kammer gestimmt hätten. Die Regierung mußte, wenn sie keine allgemeine Steuerverweigerung und noch mehr riskiren wollte, das Nachablösungsgesetz fallen lassen und zudem feierlich geloben, jede Einmischung des Bundestages in diese Angelegenheit

ohneweiters zurückzuweisen. Sie wälzte dadurch die Impopularität des Gesetzes auf die Geistlichkeit und noch mehr auf den Adel zurück, denn durch die Entschiedenheit, mit welchem sie dem Gesetze für immer absagte, gewann es den Anschein, als ob sie sich nur durch den Adel zu dessen Vorlage habe drängen lassen. Das Ministerium Linden wird seitdem auch weniger angegriffen und würde gegenwärtig nicht der Brauch herrschen, daß wie die Weiber und Töchter der „Gebildeten" Crinolinen tragen, so die gebildeten Väter und Söhne die Regierung hudeln, so müßte das Ministerium sogar volksthümlich seyn; denn hat es nicht dem Volke in Sachen der Convention und der Nachablösung zu Willen gelebt? Er ist aber anerkanntermaßen unpopulär in den Kreisen der Gebildeten; auch diese scheinen die von dem Minister bewiesene Nachgiebigkeit nicht als Selbstverleugnung aufzufassen und zu schätzen.

Der Sommer 1863 sah die österreichische Reformakte. König Wilhelm war ihrem Princip entschieden geneigt, ich zweifle aber sehr, ob er an die Möglichkeit sie durchzuführen glaubte, weil er sowohl die Macht der Verhältnisse, als die Leidenschaften der Parteien wie den Unverstand des liberalen Philisterthums zu gut kannte. Durch die Reformakte wäre Preußen Oesterreich nach und auf den zweiten Platz gesetzt worden; zu diesem Ende hätten sich alle Mittelstaaten mit Oesterreich zur Niederhaltung der preußischen Großmachtsucht vereinigen, Oesterreichs Hegemonie thatsächlich anerkennen müssen, wozu nirgends viel Lust vorhanden war; daß aber Preußen freiwillig eine derartige Reformakte nimmer annimmt, darüber konnte doch Niemand im Zweifel seyn. Ich halte die Reformakte für einen Versuch dem Nationalverein und dem radikalen Fortschritt ein fürstliches Paroli zu biegen und für Oesterreich die liberalen Sympathien zu gewinnen. Aber das Eine wie das andere ist mißglückt; die Frankfurter Fürstenversammlung hat dem deutschen Volke bewiesen, daß seine Fürsten so wenig als das Volksparlament von 1848 bis 49 den deutschen Bund

zur größeren Einigung umgestalten können. Oesterreich hat als Träger der Reformakte Preußen nur zum entschiedensten Gegenzuge gereizt; es hat weder die Nationalvereinler noch die radikalen Demokraten gewonnen, denen Oesterreich verhaßt ist und bleibt, und mit den Sympathien des liberalen Philisterthums ist nichts anzufangen, weil es nie weiß, was es will, und die Hörner einzieht, sobald Ernst werden soll.

Daß dem so ist, beweist die Geschichte des preußisch-französischen Handelsvertrags. Nationalvereinler, radikale Demokraten (mit wenigen Ausnahmen; in Württemberg standen M. Mohl, Ammermüller und Deffner als Gegner vereinzelt da), liberale Kaufleute und kosmopolitische Juden wirkten mit vereinten Kräften dahin, daß Preußen der verwegene Streich glückte. Freilich gehörte dazu noch die unbegreifliche Befangenheit der österreichischen Staatsmänner, so wie die Sorglosigkeit der mittelstaatlichen Regierungen.

Das gedemüthigte Preußen hatte 1851 Hannover durch das Präcipuum für den Zollverein geködert, und war keck genug den anderen Zollvereinsregierungen den Verein zu kündeu, wenn sie nicht auf den mit Hannover abgeschlossenen Vertrag als auf ein fait accompli eingehen würden. Das schien damals noch den Mittelstaaten zu rund und Oesterreich unerträglich. Bayern und Württemberg voran erklärten eine derartige handelspolitische Hegemonie Preußens nicht dulden und eher den Verein mit Preußen aufgeben zu wollen, während gleichzeitig Oesterreich einen Handelsvertrag anbot. Sie hatten gut machen; denn daß die preußische Industrie den süddeutschen Markt absolut nicht entbehren kann, wußte man damals so sicher als man es heute weiß; ferner standen Gothaismus und radikale Demokratie damals nicht für Preußen ein, weil sie ohnmächtig waren, und was die Hauptsache ist, Napoleon III. combinirte seine deutschen Studien noch nicht mit den Plänen Preußens. So sah sich dieses genöthigt in den von Oesterreich und den Mittelstaaten verlangten Vertrag im Februar 1853 zu willigen

und den Gedanken eines immer mehr auszubildenden Handels- und Zollvertrags zwischen Deutschland und Oesterreich anzuerkennen, die handelspolitische Einigung von 70 Millionen Menschen anzubahnen, in welcher Preußen mit seinen 18 Millionen zwar nicht verschwunden wäre, aber seine Ansprüche als Vormacht hätte aufgeben müssen. Preußen wich auch nur der augenblicklichen Nöthigung, indem es in den Februarvertrag willigte, und lebte der sicheren Hoffnung, daß während der gegebenen Fristen von 6 und 12 Jahren sich Mittel finden werden, um den Februarvertrag oder wenigstens dessen weitere Entwicklung zu beseitigen. Dazu berechtigte es die Schwankung und Unklarheit, welche die officiöse Nationalökonomie und Handelspolitik Oesterreichs von 1850 bis 1864 charakterisirte. Während von Bruck und von Hock mit den Freihandelsideen kokettirten, verwahrten sich andere österreichische Autoritäten so ernsthaft gegen einen liberalen Tarif, daß es den Anschein gewann, Oesterreich werde ein solches Schutzzollsystem aufrecht erhalten, daß von einem engern Anschluß an den Zollverein niemals die Rede seyn könne. Die Idee der Verbindung aller deutschen Staaten vorerst auf der materiellen nationalökonomischen und handelspolitischen Grundlage, der Stiftung des „Siebenzig-Millionenvereins“ hatte besonders im südwestlichen Deutschland gezündet, wo man auch recht wohl begriff, daß ein solcher handelspolitischer Verein aller deutschen Staaten naturgemäß zu ihrer politischen Vereinigung, zur thatsächlichen Bundesreform führen müsse. Oesterreich verschmähte es jedoch diese Idee durch die Presse zu einer populären zu machen, weil sie den Höfen unangenehm war, es brachte es nicht einmal zu dem Programme, daß es unter allen Umständen für „den nothwendigen Schutz der vaterländischen Industrie gegen die übermächtige Concurrenz des Auslandes“ eintreten werde, wodurch es die deutschen Fabrikanten und Fabrikarbeiter und die namhaftesten Nationalökonomen unter seine Fahne gerufen hätte, man verließ sich vielmehr in Wien auf den Februarvertrag und die Zusagen von Ministern und Räthen, während Preußen in der Presse,

in allen Kreisen des Handelsstandes und in den Bureaus der Ministerien Anhänger warb.

Durch den unglücklichen Krieg von 1859 wurde Oesterreichs Machtstellung in Deutschland gewaltig erschüttert. Die Völker zürnten über die Gyulai und Eynatten oder vielmehr über das Regierungssystem, das ihnen die Führung und Verpflegung des Heeres anvertraut hatte, in manchem Kabinete aber begann man in Napoleon III. den sichersten Schirm gegen Vergewaltigung durch die Revolution und gegen den cyklopischen Hunger Preußens zu erblicken, und Napoleon III. gewann beinahe dasselbe Prästigium in Deutschland, das Kaiser Nikolaus bis zu dem Krimkriege behauptet hatte. Der Sieger von Solferino sah bald die deutschen Könige in Baden um sich versammelt und nach kurzer Zeit empfing er im Schlosse von Compiegne den König von Preußen. Um politische Dinge handelte es sich nicht! erklärten die officiösen Blätter. Unterdessen hatten die Zollvereins-Regierungen die preußische bevollmächtigt mit Frankreich einen Handelsvertrag zu vereinbaren, und als Oesterreich auf die Erfüllung des Februarvertrags von 1853 drängte, schloß Preußen den Vertrag ab und ließ den andern Regierungen nur die Wahl zwischen der Annahme des französisch-preußischen Vertrags und dem Austritt aus dem Zollverein. Das war nun freilich denjenigen, welche auf ihre Souveränität nicht über kurz oder lang zu verzichten gesonnen sind, zu viel, denn in handelspolitischer Beziehung sahen sie sich durch das Verfahren Preußens wenigstens für dießmal faktisch mediatisirt. Sie hatten Napoleon III. mit einem Handelsvertrage einen Gefallen thun wollen; überdieß war durch einen Handelsvertrag mit Frankreich die Idee des Siebenzigmillionen-Vereins, in welchem Oesterreich durch sein gewaltiges Volumen eine vorherrschende Anziehungskraft hätte entwickeln müssen, paralysirt; aber eine solche Behandlung von Seite Preußens erschien denn doch zu befehlshaberisch. König Wilhelm soll sich entrüstet darüber geäußert, aber trotzdem später mit resignirtem Ausdruck gesagt haben: „Wir werden diesen Handelsvertrag

am Ende doch annehmen müssen." Im vorletzten Sommer soll die Wagschale noch einmal geschwankt haben; man erzählte sich in Stuttgart (was in die Neue Frankfurter Zeitung und in die Neue Preußische Zeitung überging), der König habe davon gesprochen den Obersteuerrath Vayhinger, den entschiedensten Gegner des französisch-preußischen Vertrags, den Mann der im Stande ist die gewandtesten Verfechter desselben mit den unwiderstehlichen Daten der Zolltabellen, der Handelsstatistik und der Geschichte der Nationalökonomie aus dem Felde zu schlagen, als Delegirten auf die Zollconferenz in München zu senden. Da habe der Finanzminister von Sigel Verwahrung eingelegt und es durchgesetzt, daß wieder der Finanzrath Riecke nach München abgeordnet wurde, der allgemein als Gothaer betrachtet wird und durch eine nationalökonomische Abhandlung in einer staatswissenschaftlichen Zeitschrift seine Connivenz zu dem preußischen Systeme dokumentirt hatte. Für Oesterreich, hieß es weiter, wirke der Minister des Auswärtigen von Hügel, hauptsächlich jedoch Hr. von Neurath dem der König sein Vertrauen schenke; es sei übrigens nichts mehr für den Handelsvertrag zu fürchten, denn die Gesammtstimmung des Ministeriums und der höheren Kreise sei durchaus nicht österreichisch. Sie war es auch bei Hrn. von Neurath nicht, sondern bei diesem ganz gut württembergisch, aber es schien wohl diesem Staatsmanne, das Ansehen des Königreichs Württemberg werde im höchsten Grade gefährdet, wenn es sich von Preußen in den neuen Handelsvertrag nur so hineincommandiren lasse zum Jubel der Radikalen und Nationalvereinler. Er glaubte vielleicht, wenn Württemberg, Bayern, die beiden Hessen, Nassau und Hannover fest zusammenhielten, dem berechnenden preußischen Hochmuthe einige Zugeständnisse abringen zu können und wenigstens den Anschein des freiwilligen Beitritts zu dem preußisch-französischen Handelsvertrag zu retten. Es konnte ihm nicht entgehen, daß die Radikalen und Nationalvereinler alle Folgen des Handelsvertrags gegen die Regierung ausbeuten und sie bei jeder Gelegenheit erniedrigen würden; daß durch

das Abdrängen Oesterreichs von Deutschland die Mittelstaaten Preußen in die Arme getrieben werden; daß die Bismark'sche Politik gegen die Mittelstaaten (man denke an Kurhessen!) den Grundsatz verfolgt: il faut les avilir, puis anéantir. Frankreich wird allerdings eintreten, wenn die Noth dieser Staaten am größten ist, aber eine solche französische Protektion kann unter Umständen zu einer Erhebung des deutschen Volks wird gewiß zu schweren Verwickelungen und zum Untergange mehr als Eines deutschen Staates führen.

König Wilhelm erlebte die letzte Phase der Zoll- und Handelsfrage nicht, mußte nicht den ganzen Becher des Misere austrinken, den doch eigentlich nur die schwächliche und unvorsichtige mittelstaatliche Gefälligkeit gegen Frankreich und Preußen eingeschenkt hatte. Er erlebte auch nur den Anfang der schleswig-holsteinischen Bewegung, die ihn mit bitterem Unmuth erfüllte, und zwar aus mehr als einem Grunde. Die beiden deutschen Großmächte hatten die Herzogthümer gebunden an Dänemark überliefert, und es dem dänischen Uebermuth erlaubt, die Deutschen im nordelbischen Lande zu mißbrauchen und zu mißhandeln. Dadurch wurde in den Herzogthümern wie in Deutschland die Glut des Nationalhasses und des verletzten nationalen Ehrgefühls, die 1848 in hellen Flammen aufgelodert waren, fortwährend angefacht, und beim Tode des Dänenkönigs Friedrich VII. erhob die Bewegungspartei ihre Fahne und bereitete sich zum Sturme gegen die Regierungen der Mittelstaaten vor, obwohl diese an Schleswig-Holstein nichts verschuldet hatten. „Es ist demokratischer Schwindel", sagte König Wilhelm; es war aber doch mehr, eine Empörung des deutschen Nationalgefühls, deßwegen vereinigten sich alle Parteien unter dem Rufe: Schleswig-Holstein! Der König erkannte auch alsbald den wahren Charakter der Bewegung, ließ ihr freien Lauf und seinen Bevollmächtigten in Frankfurt entsprechend abstimmen; da die andern mittelstaatlichen Regierungen in gleicher Weise verfuhren, so konnte die radikale Partei Schleswig-Holstein nicht als Hebel zum Umsturz der Ministerien gebrauchen und gab in

ihrer Verblüfftheit denselben sogar Vertrauensvoten. König Wilhelm, der todkranke Greis, empfand die Demüthigung, die ihm durch diese Wendung der schleswig-holsteinischen Frage widerfuhr, sehr schmerzlich; denn er hatte seiner Zeit dem Kaiser Nikolaus zu Gefallen dem Londoner Protokoll nachträglich zugestimmt, obwohl sein damaliger Minister des Auswärtigen, von Neurath, wohlbegründete Einwendung erhob, wie man sich in der Residenzstadt und im Lande erzählte. Ebenso war sein Ausruf: „es ist demokratischer Schwindel!" bekannt geworden und wurde höchst unzart von einem radikalen Führer in der Kammer zur Sprache gebracht, während gleichzeitig die Neue Frankfurter Zeitung die kränkendsten Correspondenzen erhielt. Er war unendlich froh, daß sich Oesterreich und Preußen der Frage energisch bemächtigten und der dänische Trotz beiden Mächten ein weiteres Vorgehen ermöglichte, als die radikale Partei sich je nur geträumt hatte. Als nun aber Radikalismus, Nationalverein und Großdeutschthum wie besessen gegen die Großmächte und für das Bundesrecht zusammenschrieen, schüttelte er das müde Haupt und sagte: „Unsinn, Unsinn! jetzt verlangen sie, wir sollen Oesterreich und Preußen in die Zügel fallen; machen lassen müssen wir sie und ihren Rücken decken." Er verzweifelte an dem politischen Verstande des deutschen Volkes; verlangten ja doch die Großdeutschen, Oesterreich solle im Namen des deutschen Volkes vorgehen, als ob Preußens Regierung und Volk dieß geduldet, als ob Frankreich und Italien nicht augenblicklich das Schwert gegen Oesterreich gezogen hätten. Er sah recht wohl, daß der schleswig-holsteinische Krieg zur Erweiterung der preußischen Macht führen müsse, aber auch die angliedernde Thätigkeit Preußens von den Süd-Staaten weg nordwärts ablenken werde; er freute sich des Einverständnisses zwischen Oesterreich und Preußen, denen sich Rußland als dritte Großmacht beigesellte!

Wir dürfen annehmen, daß der König, der das Nahen des Todes fühlte, seinen Sohn, den Kronprinzen, nicht ohne ein politisches Vermächtniß nach Kissingen zur Begrüßung des

russischen Kaisers entsandte; der sterbende Nestor der Monarchen Europa's, den alle hoch geachtet hatten, ließ wohl als seinen letzten Herzenswunsch überbringen: mögen die Herrscher von Oesterreich, Preußen und Rußland sich über die schleswig-holsteinische Frage einigen und dadurch Deutschland wie Europa vor Revolution und allgemeinem Krieg bewahren.

Die Einigung der drei Ostmächte und des deutschen Bundes, sowie eine Reform der Bundesverfassung in der Weise, daß durch eine Volksvertretung den berechtigten Ansprüchen der Mittelstaaten Rechnung getragen würde, hätte er noch erleben mögen; darin erblickte er die einzige Bürgschaft für die Sicherheit Deutschlands vor der Wiederkehr der Revolution und der französischen Invasion, für die Ehre der Throne und für das Wohl der Völker. Aber seine Tage waren gezählt. Aus dem Fenster seines Landsitzes Rosenstein blickte er hinaus in die sonnige Landschaft, in der Waldberge, Rebhügel, Obsthaine, Wiesen und Saatfelder sich zu einem wundervollen Riesenparke vereinigen, und sprach: „es schmerzt doch sehr, von einem so schönen und guten Lande scheiden zu müssen.“ Von einem so guten Lande — er wollte sagen: von einem Volke, das mich liebt, denn troß der bitteren Erinnerung an die Jahre 1848 und 1849, sowie an spätere Begegnisse glaubte er doch wieder an die Liebe des Volkes, weil er das Bewußtseyn in sich trug, daß er dieselbe verdient habe. Hatte er doch bei seiner letzten Genesung von schwerer Krankheit so viele Glückwünsche aus allen Gauen erhalten, daß er wiederholt und gerührt ausrief: „ich sehe, daß meine Württemberger ihren alten König noch lieben.“ In der That war er dem Kerne des Volkes theuer, vor allem dem katholischen Landvolke in Oberschwaben, das seiner Zeit so ungern württembergisch geworden war, aber seit 1815 zu einem ungeahnten Wohlstande gedieh und nach der seit 1848 erfolgten gänzlichen Befreiung des Grundeigenthums in dem Könige seinen Schutz gegen die Revolution erblickte, in deren Gefolge es nur gefährliche und beschwerliche Neuerungen ahnt, wie es sich nur durch den König

gegen die Experimente des doktrinären Beamten-, Advokaten-, Professoren-Liberalismus geschützt glaubte, der gerade wieder in Baden, auf seinem Blocksberg, das Walpurgisfest feiert. Wollten doch die Bauern an einigen Orten nicht glauben, daß der König gestorben sei, als das Trauergeläute von Kirchthürmen schallte, so sehr waren in ihrer Anschauung Land und König Wilhelm von Württemberg verwachsen.

XXVII.

Gedanken über die philosophischen Studien.

II. Durchführbarkeit und Durchführungsweise eines gründlichen Studiums der Philosophie als Vorbereitung für das akademische Fachstudium.

Meiner Ausführung, daß ein zweijähriger philosophischer Cursus als eine unumgänglich nothwendige Vorschule für das akademische Fachstudium zu betrachten sei, wird der Leser kaum etwas Anderes entgegenzustellen haben, als daß sich so viel Zeit für das Studium der philosophischen Fächer nicht gewinnen lasse. Wie, wird man fragen, kann man die Studienzeit, die schon jetzt die halbe Dauer des Menschenlebens beträgt, um volle zwei Jahre verlängern? Angenommen indeß, daß ein gründliches Studium der Philosophie in genannter Weise die Verlängerung der Studienzeit um zwei Jahre erforderte, so würde doch dieses im Vergleiche mit dem Uebel, das so dringend Abhülfe verlangt, als unbedeutend zu betrachten seyn. Wie es jetzt mit unserm Schulwesen steht, so darf es, mag es kosten

was es will, nicht bleiben. Ich glaube indeß, daß die Restauration der philosophischen Studien, in Folge der damit ermöglichten Aenderung unserer Studienplane, keine Verlängerung der Studienzeit bedingen würde.

Bei Verdrängung der philosophischen Studien aus unsern Schulen hat man die vordem für sie bestimmten zwei Jahre den Gymnasialfächern zugewiesen. Man kam dazu, wie oben gelegentlich bemerkt wurde, weil man dem Gymnasium die Aufgabe zugedacht hatte, dem Jünglinge ohne philosophische Studien die vollendete Reife für sein akademisches Fachstudium zu ertheilen, und aus demselben Grunde hat man zu der frühern siebenjährigen Vorbereitung für das akademische Fachstudium in Preußen und anderen Ländern noch ein achtes und neuntes Studienjahr am Gymnasium hinzugefügt. Hat man nun in der dem Gymnasium gestellten Aufgabe vollständig Fiasko gemacht, so bietet sich ein leichtes Mittel dar, für das Studium der Philosophie ohne Verlängerung der Studirzeit ein paar Jahre zu gewinnen: man braucht nur den begangenen Fehler vollständig zu redressiren und die Zeit daher zu nehmen, wohin man sie, ohne den beabsichtigten Zweck zu erreichen, gegeben hat.

Aber, würde das nicht auf Kosten der übrigen Ausbildung geschehen? Das ist eine Einwendung, die beim Lesen meines Vorschlages in mehr als einem Kopfe aufsteigen wird. Doch angenommen, daß von den neun Jahren, welche die Vorbereitung für das akademische Fachstudium nach preußischem Plane in Anspruch nimmt, sich nicht zwei, ohne Nachtheil für die übrige Bildung, den philosophischen Studien zuweisen ließen, was würde daraus folgen? Nur dieses, daß man, falls die Studienzeit sich nicht verlängern läßt, die zu lernenden Gegenstände nach ihrer Wichtigkeit für die formelle Ausbildung und nach den Zeitbedürfnissen auszuwählen und darnach ihr Maß zu bestimmen hätte, und dann kann es keinem Zweifel unterliegen, daß die meisten Gymnasialfächer trotz ihrer Nützlichkeit hinter der Philosophie als einem nothwendigen Gegenstande zurückstehen müßten. Das fällt leicht in die Augen.

Die Gymnasialstudien sind nicht sich selbst Zweck, sondern haben eine höhere Bestimmung. Frägt es sich daher, was unter dieselben aufzunehmen und in welchem Maße jedes zu betreiben sei, so muß man sich vor Allem über zwei Dinge klar seyn: 1) in welchem Verhältnisse die einzelnen Gegenstände zum Zwecke des Gymnasiums stehen, und 2) wie viel der Jüngling in der ihm zugemessenen Zeit lernen könne. Sieht man, daß die Umstände nicht Alles zu lernen gestatten, so muß der Zweck das Gymnasium bestimmen, daß man vor Allem die nothwendigen, und dann erst, so viel noch geschehen kann, die bloß nützlichen Gegenstände berücksichtige. Was ist nun aber der Zweck des Gymnasiums? Es soll den Jüngling für das akademische Fachstudium und zugleich mit diesem für den entsprechenden Amtsberuf vorbereiten. Dieser Zweck stellt dem Gymnasium nicht die Aufgabe, den Jüngling mit allerlei materiellen Kenntnissen auszurüsten, sondern die, ihn für sein Fachstudium zu befähigen und im Weitern seine Anlagen so zu entwickeln und ihm so viel Kenntnisse beizubringen, daß er, nach Vollendung des besondern Fachstudiums, zur Wahrnehmung der diesem entsprechenden Amtsthätigkeit gehörig vorbereitet ist. Unter diesen Aufgaben steht die der Befähigung für das akademische Fachstudium oben an, weil das Gymnasium, wo diese nicht erreicht wird, seinen Zweck ganz verfehlt; von mehr untergeordneter Wichtigkeit ist die weitere Ausbildung, theils weil sie mit der Reife für das akademische Fachstudium in gewissem Maße nothwendig mitgegeben ist, noch mehr aber, weil etwaige Mängel sich später heben lassen. Steht daher fest, daß die philosophischen Studien ein nothwendiges Mittel sind, um die Reife für das akademische Fachstudium zu vollenden, so darf gegen ihre Wiedereinführung aus dem Grunde keine Einsprache erhoben werden, daß dieselbe sich ohne Nachtheil für die übrige Ausbildung nicht bewerkstelligen lasse.

Ich bin indeß weit entfernt zu glauben, daß die Wiedereinsetzung der Philosophie in ihre Rechte, bei zweckmäßigerer Einrichtung des Gymnasiums, die übrige Ausbildung beein-

trächtigen würde. Wenn ich von Ausbildung spreche, so habe ich, dem Zwecke des Gymnasiums folgend, nicht materielles Wissen, das man gar oft, aber mit Unrecht als den Maßstab der geistigen Ausbildung betrachtet, sondern die geistige Ausbildung selbst, die formelle Bildung im Auge. Diese Ausbildung erfordert daß die Gesammtheit der Seelenkräfte, der intellektuellen und ethischen, gehörig entwickelt und dabei der Geist mit allgemeinen und nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten ausgerüstet werde. Zu dem Ende soll das Gymnasium, was die Entwicklung der intellektuellen Kräfte betrifft, das Gedächtniß stärken, die Einbildungskraft heben, den Geschmack verfeinern und den Verstand schärfen, und dieses Ziel soll es so verfolgen, daß die Ausrüstung des Geistes mit den ihm nothwendigen Kenntnissen und Fertigkeiten zugleich erfolgt. Dadurch wird es, was sein Name ausdrücken soll, zu einer wahren geistigen Uebungsschule.

Daß nun, was diese Ausbildung der Seelenkräfte ꝛc. betrifft, die Schärfung des Verstandes mit der Wiedereinsetzung der Philosophie in ihre alten Rechte nicht verlieren würde, ist keine Frage mehr. Es frägt sich nur, ob nicht die Verwendung von zwei Jahren des Gymnasialcursus auf Philosophie der Ausbildung der übrigen Seelenkräfte und der Aneignung der nothwendigen Kenntnisse und Fertigkeiten Abbruch thun müsse, und diese Frage glaube ich, so paradox es auch beim ersten Anblicke klingen mag, entschieden verneinen zu dürfen.

Ehe ich mich daran mache, die Gründe meines Verneinens aus der Natur der Sache vorzulegen, bitte ich die Frage zu beantworten, ob unsere Gymnasien in Folge ihrer letzten Reform nach preußischem Muster wirklich mehr in allseitiger Entwicklung der intellektuellen Kräfte und in Bereicherung des Geistes mit allgemeinen Kenntnissen und Fertigkeiten leisten, als zuvor? Wenn ich unsere alten Anstalten, was die Leistung betrifft, mit den neuen vergleiche, so habe ich von beiden Seiten Anstalten im Auge, welche nach ihrem Plane als Muster-Anstalten gelten können, und dann glaube ich, daß, alles zu-

sammen genommen, unsere neuern Gymnasien sich nicht rühmen können, die alten in den genannten Dingen überflügelt zu haben. In der Ausbildung der intellektuellen Kräfte stehen die neuern hinter den alten augenfällig zurück. Ebenso steht es im Ganzen mit den Fertigkeiten. Ich sage: im Ganzen. Denn, wenn der Jüngling jetzt, in Folge des Zeitbedürfnisses, etwas mehr Gewandtheit im Deutschen und Griechischen erlangt, so darf er sich dagegen im Lateinischen und überdieß in der Poesie und Beredtsamkeit mit einem Zögling der alten Schulen nicht vergleichen. Das einzige, in dem unsere Schulen die alten übertreffen, sind Realien, gewiß ein großer Vorzug, wenn es sich um Realschulen handelte, in Gymnasien aber von untergeordnetem Belange, und Mathematik mit Naturwissenschaften, wofür sie eine Reihe von Jahren mehr in Anspruch genommen haben. Da mag man nun bei Abwägung der beiderseitigen Vorzüge die unserigen noch so hoch in Anschlag bringen, man wird aber nicht umhin können zu gestehen, daß wir jetzt, die Naturwissenschaften unberücksichtigt gelassen, in 8 bis 9 Jahren nicht mehr leisten, als die Alten in 6 Jahren geleistet haben. Und sollten wir denn nicht im Stande seyn, ebendasselbe in 7 Jahren zu erreichen? Das nicht zu können wäre eine Schmach für unsere Anstalten mit allen ihren durchgebildeten Lehrern, wie die Alten sie nicht hatten. Da die Naturwissenschaften nebst Logik und Psychologie aus dem Lektionsplane des Gymnasiums wegfallen müßten, so würden ja auch die zwei dem Gymnasium entzogenen Jahre nur theilweise den eigentlichen Gymnasialfächern entzogen werden, so daß es sich für ihr Studium um wenig mehr, als ein Jahr handelte.

Meines Bedünkens braucht man dem Gymnasium nur eine andere Aufgabe zu stellen, als man ihm seit Verdrängung der philosophischen Studien gestellt hat, um diesen geringen Ausfall an Zeit dadurch, doppelt für die formelle und vollständig für die nothwendige materielle Bildung wieder einzubringen.

Durch die unerfüllbare Aufgabe, den Jüngling ohne philosophische Studien für sein akademisches Fachstudium vollständig

reif zu machen und daher seinen Verstandeskräften eine möglichst vollendete Ausbildung zu geben, sind die Gymnasien fort und fort angetrieben worden, die Ausbildung dieser Kräfte, je mehr sich dieselbe aller Anstrengung ungeachtet als mangelhaft erwies, schon von den untersten Klassen an immer mehr in den Vordergrund zu drängen, und sie sind, wie schon oben bemerkt wurde, diesem Drange gefolgt. Nicht bloß gibt die Ausbildung des Verstandes von den untersten Klassen an das Hauptziel, auf das bei allen Unterrichtsgegenständen, sofern man noch ein klares Ziel außer dem materiellen Wissen verfolgt, losgesteuert wird, sondern man hat auch von denselben Klassen an dem Studium der Mathematik einen hervorragenden Platz unter den Unterrichtsgegenständen eingeräumt — Alles um die *Reife* des Denkens, welche den Abiturienten noch immer fehlt, zu erzielen. Das alles würde fast von selbst wegfallen, wenn man dem Gymnasium die Aufgabe, die Reife für das akademische Fachstudium zu ertheilen abnähme, und damit wäre, ohne Nachtheil für die Verstandesbildung, der Ausbildung der übrigen Seelenkräfte, namentlich aber der des Geschmackes, dreimal mehr genützt, als ihr die Entziehung einer so kurzen Zeit schaden kann.

Zunächst wird, in Folge der genannten Aufgabe in allen Zweigen der Bildung, namentlich aber in der Mathematik, fast mehr Zeit verloren, als die den Gymnasialfächern für das Studium der Philosophie zu entziehende ausmacht. Die Kräfte des Geistes entwickeln sich nacheinander so, daß die des Verstandes sich am spätesten zeigen. Diesen Gang der Natur darf man bei Ausbildung dieser Kräfte nicht aus den Augen verlieren, oder die auf sie verwandte Zeit ist eine verlorene. Wenn daher Jemand, der Natur vorgreifend, den zarten Knaben will verstehen lassen, was zu verstehen ein gereifteres Alter voraussetzt, so müdet er sich und ihn mit nützlosem Zeitaufwande ab. Wenn man am Gymnasium, von der genannten Aufgabe befreit, die geistigen Anlagen, wie sie sich natürlich zeigen, auszubilden suchte, welche Zeit könnte man nicht dafür verwenden, die jetzt,

in Folge der dem Gymnasium gestellten ungereimten Aufgabe fast in allen Zweigen des Unterrichtes, am meisten aber im Studium der Mathematik dadurch verloren wird, daß der Knabe schon verstehen soll, was zu verstehen seine Verstandeskräfte nicht fähig sind? Um von dem Zeitverluste aus falscher Behandlung der übrigen Fächer zu schweigen, könnte man die Mathematik, welche jetzt mit vier wöchentlichen Stunden und vielen häuslichen Arbeiten über alle Klassen des Gymnasiums vertheilt ist, mit bloß vier oder fünf wöchentlichen Stunden auf die zwei letzten Gymnasialklassen beschränken, in den untern Klassen aber bloß gemeines Rechnen treiben. Damit würde man eine Menge Zeit sparen, und dennoch würden die Schüler der großen Mehrzahl nach zweimal soviel Mathematik lernen, wie jetzt. Oder ist es nicht eine Thatsache, daß die Schüler jetzt der Mehrzahl nach keine Mathematik lernen, und zwar deßhalb nicht, weil sie die in den untern Klassen gelehrten Anfangsgründe wegen Mangels geistiger Reife, das Uebrige aber wegen Mangels der Grundlage zu verstehen unfähig sind? Ich fordere alle Lehrer der Mathematik auf, mich des Irrthums anzuklagen, wenn dieses mein Urtheil der Richtigkeit entbehrt. So steht es denn unleugbar fest, daß das Gymnasium, weil ihm, was es nicht kann, aufgegeben wird, für das, was es eigentlich soll, eine nicht geringe Zeit verliert.

Und doch ist der Zeitverlust weder der einzige, noch auch der wichtigste Nachtheil, welcher dem Gymnasium aus dem besprochenen Gewaltakte gegen die Natur für die Ausbildung der sämmtlichen Kräfte erwächst. Wie in der äußern Natur jede Frucht so sehr ihre Zeit hat, daß man bei Nichtberücksichtigung dieser Zeit, wenn überhaupt eine, nur eine verkrüppelte Frucht erwarten darf, so hat auch jede Geistesanlage für ihre ersprießliche Ausbildung ihre von der Natur angewiesene Zeit, und welche dieselbe sei, das deutet die Natur in deren Entwicklungsgange an. Diese Zeit anticipiren oder unbenutzt verstreichen lassen, das rächt sich durch verkrüppelte Bildung. Kommen daher das Gedächtniß, die Einbildungskraft und der Geschmack

als niedere Anlagen früher, als die Verstandeskräfte, und in der hier angegebenen Zeitfolge zum Vorscheine, so sollen sie auch früher und wie sie sich in ihrem Entwicklungsprocesse folgen, ausgebildet werden. Beim Kinde ist alles Lernen Gedächtnißsache, dieses Vermögen kommt auch sehr frühzeitig zur Entwicklung, und an seiner Ausbildung kann daher von frühester Jugend gearbeitet werden. An die Entwicklung des Gedächtnisses schließt sich dann später die der Einbildungskraft und noch später die des Geschmackes an, weßhalb auch die Zeit ihrer Ausbildung später kommt. Die Vernachlässigung der von der Natur angewiesenen Zeit rächt sich dadurch, daß die Ausbildung höchst erschwert wird. Nichts aber rächt sich in Ausbildung der Naturanlagen mehr, als die Umkehrung der von der Natur angewiesenen Ordnung. Kommt eine der Zeit nach später sich entwickelnde Anlage vor einer früher sich entwickelnden zur Ausbildung, so wird diese damit aus der Reihe der auszubildenden Anlagen verdrängt, kommt gar nicht mehr zu ihrem Rechte, und die Ausbildung des Menschen wird verkrüppelt. In Ausbildung der Anlagen dem Gange der Natur, statt ihm zu folgen, vorzugreifen, das wirkt überdieß als eine Gewalt gegen die Natur zerstörend auf den körperlichen Organismus, Ueberreizung und frühes Siechthum ist die Folge.

Ist aber das die Regel, welche uns die Natur, wenn wir eine harmonische und allseitige Ausbildung der Geisteskräfte erzielen wollen, als nicht zu überschreitende Richtschnur vorgezeichnet hat, so fällt in die Augen, daß die Bahn, auf welche unsere Gymnasien durch die ihnen gestellte Aufgabe gedrängt sind, der harmonischen und allseitigen Ausbildung der Seelenkräfte so wenig dienlich sei, daß sie vielmehr deren Verkrüppelung bewirkt. Das wird uns auch wieder durch die Erfahrung bestätigt. Jeder, der als Gymnasiallehrer Gelegenheit hat, einen tiefern Blick in den Bildungsgang am Gymnasium zu gewinnen, macht die Erfahrung, daß die Jünglinge, welche das Gymnasium in etwas vorgerücktem Alter zu besuchen anfangen, oder in ihren Verstandeskräften sich frühzeitig entwickeln und daher vor Anderen

dem vorzugsweise auf Verstandesbildung hinarbeitenden Gymnasium entsprechen, gewöhnlich in demselben Maße in der allgemeinen Ausbildung ihrer Geisteskräfte verkrüppelt werden, als die Verstandesbildung bei ihnen in den Vordergrund tritt, eine Verkrüppelung in der Ausbildung, die sie höchst selten überwinden. Daß diejenigen, welche sich als Verstandesmenschen zeigen, für Dinge, welche den Gebrauch anderer Seelenkräfte erfordern, noch Sinn haben, ist eine vielleicht unerhörte Erscheinung. Woher alles dieses, als weil die gegen den Gang der Natur begonnene Ausbildung des Verstandes die der übrigen Kräfte ganz verdrängt hat? Zum Glücke für die Bildung pflegt man die Jugend jetzt im zartesten Alter aufs Gymnasium zu schicken, so daß dieses an ihr in der vorzeitigen Ausbildung der Verstandeskräfte meistens seinen Zweck verfehlt. Aber wie Vieles das, um die übrigen Kräfte zur völligen Entwicklung zu bringen, geschehen sollte, muß bei der gegenwärtigen Richtung unserer Gymnasien ganz unterbleiben!

Wenn man alles dieses gehörig erwägt, so kann man sich nicht darüber wundern, daß die Ausbildung der Geisteskräfte an unsern Gymnasien ebenso einseitig geworden ist, als dieselbe, nach der Menge der betriebenen Gegenstände zu urtheilen, allseitig scheinen sollte, und man begreift leicht, wie das Gymnasium, wenn man ihm die Aufgabe, den Jüngling ohne Philosophie für das akademische Fachstudium vorzubereiten, abnähme, für seinen eigentlichen Zweck in 7 Jahren mehr erreichen könnte, als es jetzt, unter einer nicht zu bewältigenden Last sich bewegend, in 8 bis 9 Jahren erreicht. Denn, was den Zeitunterschied betrifft, so ist schon ebenso viel Zeit als mit einer Sisyphusarbeit uneinbringlich verloren zu betrachten, und wäre das auch nicht der Fall, so würden doch sieben hauptsächlich auf die Ausbildung der niedern Seelenkräfte stufen- und planmäßig verwendete Jahre für diesen Zweck zweimal mehr gelten als acht andere, in welchen der Zweck durch eine vom Anfange an forcirte Verstandesbildung nicht bloß nicht gefördert, sondern der Proceß auch noch in seinem natürlichen Gange gehemmt wird.

Um alles dieses gehörig zu würdigen, muß man die schon angedeutete Aufgabe des Gymnasiums scharf in's Auge fassen. Das Gymnasium verfolgt, was hier nicht zu sehr betont werden kann, im Gegensatze zur Realschule, weniger die materielle als die formelle Bildung. Allerdings soll das Gymnasium auch die Wissenschaften lehren, welche dem Gelehrtenstande unentbehrlich sind; aber auch diese Wissenschaften sind dem Gymnasium ebenso viele Mittel sein Hauptziel, die formelle Geistesbildung, zu erreichen. Darum sollen auch, wenn das Gymnasium mit der Realschule einige Gegenstände gemein hat, dieselben Gegenstände anders am Gymnasium, als an der Realschule gelehrt werden. Die Realschule betrachtet diese Wissenschaften besonders als solche, welche für das Leben nützlich sind, und arbeitet daher auf eine für dasselbe nützliche Fertigkeit in denselben hin; das Gymnasium erblickt in ihnen ein Mittel, die geistigen Anlagen zu entwickeln, und hat daher in ihnen die Ausbildung des Geistes stets im Auge. Darum können auch zwei Lehrer mit ihren Schülern dieselben Stücke lesen, dieselbe Sprachfertigkeit und dieselben historischen Kenntnisse denselben vermitteln, und doch kann es treffen, daß der eine, weil er, die entsprechende geistige Entwicklung planmäßig im Auge habend, auf alles aufmerksam macht was zur Ausbildung der geistigen Anlagen dient, d. h. weil er Gymnasiallehrer ist, zehnmal mehr dem Zwecke des Gymnasiums dient, als ein anderer, der von allem dem keine Ahnung hat und daher besser für die Realschule paßt. Wenn man so häufig an Gymnasien das Urtheil über Reife hauptsächlich nach den materiellen Kenntnissen in den am Gymnasium gelehrten Wissenschaften sich bestimmen läßt, so ist das ein Zeichen, daß man diese Wissenschaften nicht in ihrem rechten Lichte, nämlich als B i l d u n g s m i t t e l betrachtet und die eigentliche Aufgabe des Gymnasiums nicht recht begreift. Für diesen Zweck des Gymnasiums kommt viel mehr darauf an, w i e etwas gelehrt und gelernt, als darauf, wie v i e l durchgemacht werde. Eine einzige Seite eines Dichters oder Redners gut in der genannten Weise erklärt mag für die geistige Bil-

dung nützlicher seyn, als zehn andere, bei deren Erklärung der vorgenannte Zweck aus den Augen gelassen wird. Und sollte dann nicht der eigentliche Zweck des Gymnasiums, die formelle Ausbildung, wenn dasselbe nicht mehr wie jetzt davon abgelenkt würde, in 7 Jahren mehr erreicht werden, als man ihn jetzt in 8 Jahren erreicht?

Aber wie steht es dann, fragt man vielleicht, mit der materiellen Bildung? Das Gymnasium hat doch auch eingestandenermaßen die Aufgabe, den Jüngling in Dingen, die als Hülfswissenschaften des gelehrten Faches gelten: in den alten Sprachen rc. zu unterrichten. Wird der Jüngling, falls den Gymnasialfächern mindestens ein Jahr entzogen wird, auch in diesen Fächern noch dieselben Kenntnisse wie jetzt erwerben? Wir haben hierin die letzte, die Durchführbarkeit meines Vorschlags betreffende Frage, auf die ich eine eingehende Antwort nicht schuldig bleiben darf.

Unsere materielle Zeit legt einen außerordentlichen Werth auf materielle Bildung. Das Gymnasium, welches auch die Realschule vertreten soll, hat um allen Anforderungen zu genügen, die Realien ungebührlich in den Vordergrund gedrängt. Es ist das, aus Rücksicht auf die Bedürfnisse der Zeit, selbst da geschehen, wo man neben dem Gymnasium eine Realschule hat. Wenn diesem Realienunwesen in Folge der vorgeschlagenen Veränderung nicht seine bisherige Herrschaft bleiben könnte, so würde ich das im Interesse der höheren vom Gymnasium anzustrebenden Bildung nicht beklagen. Um verschiedene Fächer mehr betreiben zu können und insbesondere auch mehr Zeit für stylistische Uebungen im Deutschen und Lateinischen zu gewinnen, wäre es meines Bedünkens sehr zu wünschen, daß man die den Realfächern gewidmete Zeit mehr beschränkte. Das Gymnasium ist nicht dafür da, große Vielwisser zu bilden. Ist der Jüngling durch die Uebung in den hergebrachten Gymnasialfächern gut ausgebildet und mit den nothwendigen Kenntnissen versehen, so kann er sich alle Kenntnisse, welche das Gymnasium noch weiter bieten möchte, ohne Beihülfe eines Lehrers leicht

aneignen, und könnte er es nicht, so wäre damit nichts verloren. Ganz anders verhält es sich mit der formellen Bildung. Ist diese lückenhaft und verkrüppelt, so bleibt der Mangel, mit ganz seltenen Ausnahmen, für das ganze Leben. Darum können denn auch die materiellen Kenntnisse hier nicht weiter in Betracht kommen, als sie Hülfswissenschaften für das gelehrte Fach sind, und als man sie daher mit Recht vom Gymnasium fordert.

Was aber diese Hülfswissenschaften betrifft, so sind sie, wie namentlich die klassischen Sprachen, das Hauptmittel für die formelle Bildung. Die Pflege derselben kann damit nicht verlieren, daß sie mehr, als jetzt geschieht, für die formelle Bildung ausgebeutet werden. Oder wird der Schüler aus der klassischen Lektüre weniger Nutzen in Erlernung der Sprache schöpfen, wenn er Einiges auswendig zu lernen angehalten wird? Wird er weniger in den Geist der Sprache eindringen, wenn der Lehrer ihn in die Schönheit des gelesenen Kunststückes so einführt, daß er dieselbe nicht bloß fühlt, sondern sich auch zum klaren Bewußtseyn bringt? Wird er weniger davon lernen, wenn er die Aufgabe, in der betreffenden Schreibart etwas Aehnliches zu liefern, erhält? Nein, je mehr der Schüler in die Schönheit eines Kunstwerkes eindringt, desto mehr Geschmack findet er an demselben, und desto mehr eignet er sich auch die Sprache, in der es geschrieben ist, an, zumal da es sich besonders um die formelle Schönheit handelt. So kann denn das Gymnasium seiner eigentlichen Aufgabe in Ausbildung der sämmtlichen Anlagen nicht getreu bleiben und dieselbe unverrückt verfolgen, ohne mit der formellen Geistesbildung auch die Wissenschaften, deren es sich als Bildungsmittel bedient, besser zu pflegen, als es jetzt bei seiner unnatürlichen Aufgabe geschehen kann und geschieht. Der diesen Wissenschaften hieraus entspringende Vortheil kommt dem Verluste der Zeit, welche das Gymnasium mit der besprochenen Umgestaltung für Gymnasialfächer verlieren müßte, unter allen Umständen gleich, ist aber unter den gegenwärtigen, wo diese Zeit als eine ver-

lorene zu betrachten ist, gar nicht mit jenem Vortheil zu vergleichen. So kann denn auch von keinem Nachtheile die Rede seyn, der aus der besprochenen Reform für die materielle Bildung erwüchse.

Zu demselben Resultate muß man kommen, wenn man wiederum die Leistungen der jetzigen Gymnasien mit den der früheren vergleicht. Wohl erwirbt sich der Schüler jetzt ein größeres Allerlei von Kenntnissen; wer aber ein wenig tiefer schaut, weiß, daß unter diesem Allerlei nicht viel mehr steckt als bloßer Name. Schauen wir dagegen auf die soliden Wissenschaften, so stehen die jetzigen Schüler, wenn sie in einem Fache vor den alten einen Vorsprung haben, in anderen wieder viel mehr zurück. Wo verläßt jetzt ein Schüler das Gymnasium, ohne eine mehr als höchst mittelmäßige Fertigkeit in der lateinischen Sprache zu besitzen? Welche theoretische und praktische Gewandtheit in der Poesie und Beredtsamkeit bringt jetzt der Schüler vom Gymnasium mit? Die hierin liegenden Mängel werden schwerlich durch die Vorzüge, welche unsere Bildung in anderer Beziehung hat, vollständig aufgewogen.

Daß die Reform der Gymnasien anfängliche Schwierigkeiten habe, soll nicht bestritten werden. So würde es sicher für den Augenblick schwer halten, die geeigneten Lehrkräfte für die philosophischen Studien zu gewinnen, und auch die dem Gymnasialunterrichte nothwendige Veränderung dürfte mit Schwierigkeit verknüpft seyn. Handelt es sich doch um einen auf die Ausbildung aller Seelenkräfte planmäßig berechneten Unterricht, der unsern Schulen fehlt, und der noch etwas mehr als philologische Kenntnisse erfordert. Doch diese Schwierigkeiten dürfen uns nicht abschrecken. Die Lehrer der Philosophie werden sich bald finden, und im Weitern macht Uebung den Meister.

(Schluß folgt.)

XXVIII.

Ueber den Gedanken der katholischen Universität.

Von einem rheinischen Edelmann.

In dem mit so allgemeiner Begeisterung auf der katholischen General-Versammlung zu Aachen ausgesprochenen Gedanken der Errichtung einer freien katholischen Universität begegneten und vereinigten sich zwei wichtige, aber wohl zu unterscheidende Interessen, nämlich 1) das Interesse der Regeneration deutscher Wissenschaft in katholischem Sinne und 2) das Interesse der Reform des höhern Unterrichts.

Was zunächst den ersten Punkt betrifft, so hat sich die Nothwendigkeit einer Umkehr, der Zerfahrenheit, Haltlosigkeit und Irreligiosität der modernen wissenschaftlichen Tendenzen gegenüber, nicht bloß bei den religiös gesinnten Laien, sondern auch in den intimsten Kreisen der Wissenschaft selbst längst fühlbar gemacht, und es ist die Theilnahme für diese Frage bei Gelegenheit der neuerlichen Paritätsstreitigkeiten an der Universität zu Bonn aufs neue in katholischen Kreisen angeregt worden.

Den Katholiken, die auf die allmählige systematische Protestantisirung der in der überwiegend katholischen Rheinprovinz

bestehenden, gesetzlich paritätischen Universität aufmerksam machten, wurde mit Hohn in dem Sinne geantwortet, daß die Parität nicht „arithmetisch" zu nehmen sei, daß bei der Besetzung der akademischen Lehrstühle nicht die Vertretung der Confessionen, sondern das wissenschaftliche Verdienst allein maßgebend seyn dürfe, daß aber die Freiheit und Selbstständigkeit der Wissenschaft eine größere Heranziehung von Katholiken nicht gestatte, indem die principielle Feindseligkeit der kirchlichen Lehrautorität gegen jene Freiheit, die Gebundenheit des Geistes den Katholiken nicht gestatte, sich zur Höhe der Berliner Bildung emporzuschwingen.

Wir könnten uns darauf beschränken solchen Paroxismen der „freien Wissenschaft" und des ausschweifenden Professoren-Dünkels gegenüber einfach zu erwidern, daß die Frage der Parität eine Rechtsfrage ist, davon ganz unabhängig, ob nach jener Ansicht die Anstellung von Katholiken der freien Wissenschaft förderlich sei oder nicht, einerlei ob der Sinn und Geist der katholischen Lehrautorität den „fremden Colonisten" behagt oder nicht. Die Sache ist die, daß die katholischen Rheinländer ihr Recht suchten, und daß die preußische Regierung an die Versprechungen erinnert werden sollte, die bei der Annexirung der Rheinlande gegeben worden waren. In welcher Weise die an die Stelle der Fremdherrschaft getretene „vaterländische" Regierung ihr Versprechen der Wahrung und Wiederherstellung der durch die Fremden verletzten alten Rechte der befreiten Landestheile praktisch verstand, hat die bekannte Freiburger Denkschrift schlagend und unwiderleglich nachgewiesen.

Weiterhin aber halten wir das Evangelium von der „freien Wissenschaft" für apokryph. Man braucht nur einen Einblick in die geheimen Wirthschaftsangelegenheiten der „freien Wissenschaft" zu thun, um die Empfänglichkeit des Gefühls für solche Schlagwörter abzustumpfen. Wir bekennen, daß wir in dieser Beziehung vollständig blasirt sind, und erlauben uns die freie Wissenschaft, wie die freie Schule und freie Maurerei einfach als monopolisirende Cliquenwirthschaft, als eine Versicherungs-

Gesellschaft auf Gegenseitigkeit gegründet, anzusehen. Auch die Wissenschaft lebt zuletzt vom Brode.

Die Orden, die alten katholischen Akademien und andere Fonds mit wissenschaftlicher Bestimmung sind säkularisirt, die Güter im Sinne der freimaurerischen Regierungsbehörden verwandt worden, deren Rücksichtslosigkeit in den sogenannten katholischen Staaten mitunter nur um so größer war, als ihre Machinationen unter der katholischen Firma ungehinderter und unverantwortlicher seyn mochten. Wer sollte es unbegreiflich finden, wenn eine seit anderthalb Jahrhunderten fortgesetzte Alleinherrschaft des Liberalismus, im Bunde mit dem omnipotenten Staate, der zu einer maurerischen Filiale herabgewürdigt war, eine so lange fortgesetzte Unterdrückung aller wahren Freiheit jener negativen auflösenden Wissenschaft das Uebergewicht verschafft hat.

Wir können uns darüber nicht täuschen, daß selbst wenn der katholischen Kirche ihre Güter und Rechte zurückgegeben würden, eine neue Aera der Wissenschaft nicht plötzlich, wie aus dem Boden gewachsen, hervortreten würde. Es bedürfte dazu der Zeit, des allmähligen Umschwungs der wissenschaftlichen Mode und Zeitrichtung, die im Banne der herrschend gewordenen Vorstellungen gefesselt liegt. Sehen wir doch, daß selbst mitunter katholische Gelehrte sich von den Einflüssen derselben Tendenzen, die sie bekämpfen, nicht völlig loszuringen vermögen.

Woher anders diese scheinbar mißtrauische Aengstlichkeit der aufrichtig frommen Katholiken den Genies gegenüber, eine Aengstlichkeit, die zu den Zeiten Alberts des Großen unbekannt und überflüssig war, heutzutage aber nothwendige Vorsicht, die unbedingte Pflicht aller derjenigen ist, die dazu berufen sind, den unendlich kostbaren, der Kirche anvertrauten Schatz heiliger Ueberlieferungen, unversehrt und unverfälscht, für alle kommenden Generationen aufzubewahren!

Die Kirche an sich bedarf nicht der Genies. Sie bleibt dieselbe, auch als die Kirche der Ungelehrten, die Kirche der

Katakomben und Martyrer. Ist es doch nicht zum erstenmale in der Kirchengeschichte der Fall gewesen, daß die wissenschaftliche Zeitrichtung mit dem kirchlichen Geiste in ausgesprochenem Zwiespalte sich befand. Wäre die Kirche eine bloß menschliche Anstalt, so würde sie nothwendigerweise untergehen, sobald die natürlichen Bedingungen ihres Einflusses auf die Menschen fehlten, oder den Gegnern der Kirche ein solcher Einfluß in überwiegendem Maße zu Gebote stände. Sie wäre dann längst untergegangen, oder hätte vielmehr überhaupt nie zur Geltung und Ausbreitung gelangen können. Wie aber der Gründer der Kirche zu dem Werke der ersten Verkündigung des Evangeliums arme, meist unwissende und ungebildete Männer ausersah, und die Armuth des Kreuzes, den Juden ein Aergerniß, den Heiden eine Thorheit, dem ganzen Reichthum des klassischen Geistes entgegenstellte, so hat er auch in späteren Zeiten, über alle menschlichen Möglichkeitsberechnungen hinaus seine Stiftung wunderbar erhalten.

Aber die Sache ist die, daß die menschliche Wissenschaft oder vielmehr die Menschheit selbst der Kirche bedarf, daß die Wissenschaft ihren höchsten absoluten Zweck der Wahrheit, der Erkenntniß des Göttlichen und der Vereinigung mit Gott nur vermittelst der Kirche, nur durch die von Gott zur Erreichung dieses Zweckes gegründete Anstalt erlangen kann und wird. Es gibt keine für sich bestehenden letzten Resultate des Denkens ohne Autorität und das Denken ohne Glauben ist eine Abstraktion, die sich selbst widerspricht und aufhebt. Das ist so wahr als es keine freie Bewegung ohne bewegendes Princip, als es kein Tageslicht ohne Sonne geben kann. Es ist so wahr, daß selbst die wirklichen Leistungen der dem Boden der Kirche äußerlich entfremdeten Wissenschaft, auch unbewußt in diesem Boden wurzeln und aus diesem Boden ihre Nahrung ziehen, wie denn die Bemerkung keine ganz neue ist, daß gerade die bedeutenden akatholischen Genies und Denker, von Leibnitz bis auf Göthe und Hegel, im Gegensatze zu den einseitigen Reflexionen ihrer Zeit „katholisiren“, daß gerade das

katholisirende Element ihr Jahrhundert überdauerte, während die Schaumblasen der wissenschaftlichen Hypothesen, Systeme und Modevorurtheile sehr bald in raschem Wechsel zu den „überwundenen Standpunkten“ geworfen wurden. Die wirklichen und positiven Resultate aller Anstrengungen des modernen Denkens müssen schließlich wider Willen zur Kirche zurückführen und der Autorität zu Gute kommen. Die Kirche, wenn auch von der modernen Intelligenz im Bunde mit dem Centralisationsstaate verachtet, verhöhnt, beraubt und auf alle Weise bei Seite geschoben, durfte ruhig, des absoluten Inhalts ihrer Lehre bewußt, des Sieges gewiß den Ausgang der Krisis abwarten. So sicher als die Kirche sich auf das Wort beruft, daß die Pforten der Hölle sie nicht überwältigen werden, so philosophisch nothwendig hat alle Kritik und Reflexion die Bestimmung in sich selbst, die Vernünftigkeit des Autoritäts-Glaubens, die Unumstößlichkeit der einzigen ewigen Autorität ins Licht zu setzen.

Auch die katholische Kirche anerkennt das Recht der freien Wissenschaft im wahren Sinne; im Sinne der Autonomie der Wissenschaft innerhalb ihres eigenthümlichen Gebietes, aber nie und nimmer mehr im Style der Alleinberechtigung einer Tagesmeinung, der Willkür der Lehre. Die falsche Wissenschaft begnügt sich keineswegs mit der freien Forschung auf natürlichem Gebiete, mit ihrem Rechte das die katholische Kirche ihr freudig zugesteht, sondern sie zieht aus den Resultaten ihrer Experimente Consequenzen, die ihr nicht zustehen und versteigt sich dahin, über Dogmen abzuurtheilen und ihrerseits Dogmen aufstellen zu wollen. Das kommt ihr nicht zu und es verletzt ein solches Verfahren ebensowohl die Rechte der kirchlichen Lehrautorität, als es den eigenen wesentlichen Gesetzen und dem Begriffe der Wissenschaft selbst widerspricht.

Wer ist es denn, der heutzutage der Kirche den Vorwurf unvernünftiger Gebundenheit zu machen wagt? Wird ein solcher Vorwurf von Seiten des irgendwie positiven Protestantismus erhoben, so können wir denselben getrost zurückschieben. Jedem

wirklich wissenschaftlich gebildeten Protestanten mag es überlassen bleiben zu entscheiden, ob die Unterwerfung subjektiver Meinungen und menschlicher Hypothesen unter den Geist und die lebendige Lehrautorität der Kirche, aus deren Quelle die mächtigsten und erhabensten Geister aller Jahrhunderte ihre Weisheit schöpften, dem wahren Wesen der freien Wissenschaft entspricht, oder vielmehr die starre Fesselung durch den Buchstaben, der doch nur wieder in der Form der Meinung Leben erhalten kann und darum dem Begriffe der Autorität widerspricht. Die Geschichte beweist, daß der erste Protestantismus den Wissenschaften zum Grabe wurde, aus dem erst später eine neue Art geistigen Lebens hervorging, die mit den positiven protestantischen Bekenntnissen eben nichts weiter zu thun hatte; eine Denkweise, die theils in Negationen und Kritik sich erschöpfend und überstürzend, sich selbst negirte, theils in Bezug auf die Fortschritte der positiven Wissenschaften den verlorenen Anknüpfungspunkt an eine konkrete philosophische Auffassung und Begründung vergebens wieder zu gewinnen bestrebt ist. Nach hegel'scher Ausdrucksmanier ist der Denkgeist im 18. Jahrhundert in das Stadium der abstrakten Reflexion getreten, die in sich leer und inhaltlos, zum absoluten vernünftigen Inhalt, zum Begreifen des übernatürlich Gegebenen durchzudringen oder zurückzukehren bestimmt ist. Der positive Protestantismus weiß recht gut, daß in ihm das Lebenselement einer Regeneration der Wissenschaft nicht gelegen ist und sieht sich rettungslos der Destruktion überantwortet.

In Zeiten außerordentlicher Krisen bedarf es außerordentlicher Hülfsmittel. Dieses Gefühl war es, das einmüthig die General-Versammlung zu Aachen durchdrang, als sie sich nicht damit begnügen zu dürfen glaubte, die der Kirche bisher noch zugestandenen Rechte auf Besetzung der akademischen Lehrstühle in den einzelnen deutschen Staaten zu vertheidigen und geltend zu machen, sondern außerdem die Gründung eines Centralpunktes katholischer Wissenschaft für Deutschland für nöthig und zeitgemäß erachtete.

Nach der Erfahrung aller Zeiten ist ein durchgreifender Umschwung auf geistigem Gebiete nicht sowohl von vereinzelten, wenn auch noch so werthvollen Bestrebungen, die im Kampfe mit der Ungunst der Verhältnisse so leicht erlahmen und erdrückt werden, sondern vielmehr von dem persönlichen Verkehr und Zusammenwirken eines Collegiums von in gleichem Sinne wirkenden, gegenseitig sich belehrenden und voneinander lernenden Männern, von einer Gelehrten-Akademie zu erwarten, wie solche in den verschiedensten Zeiten, unter verschiedenen Namen und Gestaltungen sich gebildet haben. Die eigenthümlich katholische Form und der Grundtypus solcher Akademien waren die gelehrten Orden, um deren Kern sich dann im *Mittelalter* im weitern Kreise die universitates docentium et *audientium*, die hohen Schulen mit ihren eigenen Institutionen, Pensionaten, Bursen entwickelten und organisch gruppirten.

Die Vorstellung der Gründung einer katholischen Universität in modernem Style, der enormen dazu erforderlichen Mittel, der mancherlei gegen die Ausführung einer solchen Idee sich erhebenden Schwierigkeiten und Inconvenienzen, hat natürlicherweise den Muth gelähmt und die Fortschritte der Betheiligung, nachdem dem ersten Enthusiasmus der Bedenken Blässe angekränkelt war, gehemmt. Das Alles wäre anders geworden, wenn man sich allgemeiner des zunächst zu erreichenden Zweckes klar bewußt gewesen, wenn man die Möglichkeit eines ersten Beginnens auch mit geringen Mitteln, wie es schon das Programm des Universitäts-Comité's andeutete, praktischer ins Auge gefaßt hätte. Insbesondere hat man durch die Vorstellung unserer heutigen Universitäten verleitet und im Bewußtseyn der großen Mängel derselben in Bezug auf den Unterricht und die Erziehung der akademischen Jugend, die Frage der katholischen Wissenschaft mit der zwar in wesentlichem Zusammenhange stehenden, aber doch strenge zu unterscheidenden Frage der Jugendbildung vermischt. Beide Interessen sollen bei der Gründung einer katholischen Universität berücksichtigt werden, was aber nicht geschieht, indem man beide confundirt und so das

Eine durch das Andere schwächt, das Eine dem Andern aufopfert, sondern indem man jedes für sich selbstständig entwickelt und durch Wechselwirkung des Einen auf das Andere beide gleichmäßig kräftigt und belebt. Um was es sich zunächst in der vorausgegangenen Auseinandersetzung handelte, war nicht sowohl die Gründung einer hohen Schule, sondern das dringende Bedürfniß der Hebung der katholischen Wissenschaft, die Idee der Gründung einer katholischen Akademie der Wissenschaften und Künste. Abgesehen von der Gründung eines Ordenshauses zu diesem Zwecke von Seiten der kirchlichen Behörden, ließe sich, wenigstens in diesem Sinne, auch schon gleich und mit geringen Mitteln ein Anfang machen, zunächst durch Unterstützung katholischer wissenschaftlicher Bestrebungen im Allgemeinen, Bestimmung von Preisen 2c.; sodann weiterhin durch persönliche Unterstützung hoffnungsvoller katholischer Gelehrten, wo sie immer sich befinden mögen, endlich sobald die Mittel hinreichend angesammelt sind, durch Fundirung von Pfründen für am Orte der entstehenden Akademie selbst residirende Gelehrte.

Was sodann die Frage der höhern Jugendbildung betrifft, so bedarf dieselbe einer besondern kurzen Besprechung. Unsere heutigen Universitäten haben, abgesehen von den theologischen Seminarien und etwa einigen speziellen, insbesondere medizinischen Unterrichtsinstituten, ihre Bedeutung als Bildungsanstalten größtentheils eingebüßt und sind im Wesentlichen nicht viel Anderes als kostspielige Akademien der freien Wissenschaft, Pfründen für das deutsche Professorenthum, Sinekuren, welche durch die der Examinationsbedürftigen Jugend auferlegte Steuer der Zwangs-Collegiengelder nur um so fetter werden. Von einem näheren Verhältnisse der Lehrer und Schüler, von eigentlichem Unterricht, von einer praktischen Anleitung zum selbstständigen Studium ist ja höchstens zufälliger und außerordentlicher Weise die Rede. Vorausgesetzt, daß die Testate mit gewohnter Milde gegen baar ertheilt werden, zu deren Verweigerung denn auch wirklich kein in der Sache selbst liegender

vernünftiger Grund ersonnen werden kann, warum sollten die jungen Leute, besonders die Juristen, nicht lieber die Kosten des Aufenthalts in der Universitätsstadt den Eltern ersparen, sich zu Hause fleißig mit ihren Büchern beschäftigen und sich schließlich von einem geübten „Einpauker", deren Unentbehrlichkeit und wirkliche Nützlichkeit immer evidenter wird, zum Examen vorbereiten lassen? Würden sie nicht an Leib und Seele gesunder bleiben und auch mehr lernen, wenn die jetzt, Dank der akademischen Freiheit, auf ungefähr sechs Monate jährlich zu berechnenden Ferien, auf zwölf Monate ausgedehnt würden? Ist es nicht heutzutage ein purer Anachronismus, hundert Stunden weit zu reisen, um in öffentlichen Auditorien Diktate nachzuschreiben wie zur Zeit des seligen Irnerius von Bologna? Wozu wären denn die gedruckten Bücher? Und ist es wohl mehr als eine Fiktion, daß in den Collegienheften, die Jahr aus Jahr ein vorgetragen und so auf die gemächlichste Weise durch weitere Zusätze und Ausführungen für ihre eigentliche Bestimmung, für den Druck reif gemacht werden, eine neue bisher unbekannte, in den zahllosen schon gedruckten und zum ersten Studium jedenfalls bequemeren Compendien noch nicht enthaltene Weisheit verborgen läge?

Aber die vielen literarischen Hülfsmittel der Universitäten, die Bibliothek, Sammlungen, Cabinete ꝛc. stehen doch nur den an Ort und Stelle Weilenden zu Gebote! Allerdings; aber wie viele unserer deutschen Abiturienten, die sich meistens für ein spezielles Berufsfach ausbilden, haben Zeit und Lust sich um diese Dinge zu bekümmern? Und wenn sie Zeit und Lust haben, wie viele sind wohl im Stande diese Schätze selbstständig zu benutzen, in das verborgene Heiligthum der Wissenschaft einzudringen? Wird nicht dem grünen Studiosus, wenn er ausnahmsweise den Trieb in sich fühlt, etwas mehr als gewöhnlich zu lernen und den kühnen Entschluß gefaßt hat, mit dem vorschriftsmäßigen Cavet versehen sich an der Bibliothek zu melden, bei dem mitleidigen Blick des Famulus und Custos, der ihn bis ins Innerste durchschaute, seine Armseligkeit und

Unwissenheit so fühlbar, daß er gerne darauf verzichtet sich zum zweitenmale zu „blamiren“? Er merkt es sich, daß in Wirklichkeit alle diese schönen Sachen nicht für ihn, sondern für die Gelehrten vom Fache bestimmt sind, die damit umzugehen wissen. Freilich gibt es Einzelne, zumal Söhne von Gelehrten, die schon von Hause aus eine allgemeine Kenntniß, wie sie die Sache anzugreifen haben, mitbringen, denen es bei lebhaftem wissenschaftlichen Triebe und unverdrossenem Eifer gelingt, sich die Hülfsmittel, welche die Universität bietet, nutzbar zu machen und diese sind es denn, welche sich ihren eigenen Weg bahnen, in ihren eigenen, wenn auch einseitigen Ansichten sich festsetzen und den Nachwuchs deutschen Gelehrtenthums liefern.

Das Resultat ist, daß die große Mehrzahl derjenigen, welche sich Studirens halber in der Universitätsstadt herumtreiben, ziemlich leer und wüst in Kopf und Herzen, oder mit einem anspruchsvollen Halbwissen ausgerüstet, ins praktische Leben eintreten, daß die Universität das Vaterland zwar mit einigen Gelehrten, zum guten Theil originellen Queerköpfen, beglückt, aber keine Männer liefert, Männer von gediegener Charakterbildung wie sie Deutschland bedarf. Wenn sich trotzdem solche Männer finden, so kann man so ziemlich darauf rechnen, daß die Schuld nicht an den Universitäten liegt, auf denen die heranreifende Jugend gerade in den Jahren, wo die Entscheidung fürs Leben einzutreten pflegt, ohne jede ernste moralische Leitung, ohne Erziehung, insbesondere religiöse Erziehung, gelassen und den traditionellen Gemeinheiten der akademischen Freiheit anheimgegeben ist.

Man kann aus diesem Zustand der Dinge den akademischen Lehrern kaum einen Vorwurf machen. Sie sind und verfahren nicht anders, als sie den Umständen nach seyn und verfahren können. Sie sind darauf angewiesen, für ihre Wissenschaft etwas zu leisten und es ist weder ihres Amtes, noch haben sie Zeit und Möglichkeit, die Rolle von Tutoren zu übernehmen, wie sich deren z. B. auf den englischen Universitäten vom Mittelalter her noch erhalten haben.

Was könnte aber auch in Bezug auf Erziehung von jenen Vertretern der modernen Wissenschaft erwartet werden, die großentheils, trotz aller Gelehrsamkeit, selbst nichts weniger als Erziehung haben, denen insbesondere das Element und Grundmotiv aller wahren Bildung und Erziehung, der religiöse Boden abhanden gekommen, deren Einfluß auf die Jugend, insoferne ein solcher statt hat, nur ein erkältender und destruktiver seyn kann! Es kann in keiner Weise durch bloße Einschränkung der Freiheit, durch administrative Maßregeln, etwa durch Verschärfung des Collegienzwangs, durch Semestralexamina und Moralitätszeugnisse geholfen werden, so lange nicht das Uebel an der Wurzel gefaßt, die prädominirende Herrschaft der rationalistisch-liberalen Tendenzen gebrochen, den Confessionen ihre Rechte in positiver, oder wenn man will „arithmetischer" Weise zugestanden werden und ihnen statt jener theoretischen Freiheit der Wissenschaft die konkrete Freiheit eingeräumt wird, ihren Angehörigen eine wahrhaft von religiösem Geiste getragene Erziehung und Bildung angedeihen zu lassen. Der Katholicismus verlangt seinem Begriffe gemäß, wie schon früher in diesen Blättern hervorgehoben wurde, nicht Vertretung der katholischen Subjektivität, sondern der Kirche. Man gebe den Protestanten, wenn sie nicht anders wollen und können, die protestantische Lehrfreiheit, den Katholiken aber die katholische Lehrfreiheit, Lehrfreiheit im Sinne der Kirche.

Ein Aufgeben unserer wohlbegründeten Rechte auf die einzelnen bestehenden Universitäten liegt nicht darin, wenn wir den Plan ins Auge fassen, mit einer zunächst zu gründenden katholischen Akademie eine katholische Centralhochschule zu verbinden, im Gegentheil sollen durch die Aufstellung eines Musters die Kräfte und der Eifer zur Erreichung annähernd ähnlicher Ziele auch für andre Orte angespornt und belebt werden. Deutschland ist zu groß und die Verfassungen der deutschen Einzelstaaten sind zu verschieden, als daß eine katholische Hochschule für sich allein jemals die Stellung und Bedeutung für ganz Deutschland erhalten könnte, die etwa Löwen für Belgien hat.

Dagegen kann und soll ein solches Institut in Deutschland eine ungleich größere, höhere und allgemeinere Bedeutung erreichen, als Centralsitz katholischer Wissenschaft und Musteranstalt für katholische Erziehung.

Vor Allem ist es wichtig, sich durch die Vorstellung des Umfangs eines solchen Unternehmens im Verhältniß zu den geringen, bis jetzt disponibeln Mitteln nicht abschrecken und einschüchtern zu lassen. Ist es sobald nicht möglich, eine ganz selbstständige neue Hochschule auf eigenen Fundamenten zu errichten und zu dotiren, so wäre es wohl das zweckmäßigste am geeigneten Orte mit der Gründung von einzelnen, nach katholischen Grundsätzen eingerichteten, von katholischen Männern geleiteten Collegien, Pensionaten, Bursen in Verbindung mit einer bereits bestehenden, gut ausgestatteten Universität voranzugehen und dann von der Entwicklung einer katholischen Gelehrten-Akademie eine allmählig zunehmende Selbstständigkeit und unabhängigere Stellung der einzelnen Institute zu erwarten.

Also frisch ans Werk, deutsche Katholiken, sammelt, subscribirt, handelt unverdrossen! Wenn auch die Vollendung des Ganzen, wie es der Idee vorschwebt, vielleicht erst einer spätern Zeit vorbehalten bleiben sollte, so kann doch schon, bei einigermaßen reger Betheiligung, ein Anfang in der That gemacht werden, ein Einzelwerk schon gleich in lebensfähiger Weise ins Leben treten, dessen Wachsen, Gedeihen und weitere Entwicklung dem Schutze Gottes anvertraut werden mag, der keinen ehrlichen Deutschen verläßt, wenn dieser Deutsche nur auch das Seinige thun will.

XXIX.

Zeitläufe.

Umschau über die brennenden Punkte in der europäischen Lage.

Den 24. September 1864.

Seit drei Monaten ist in den politischen Stellungen Europa's eine vollständige Aenderung vor sich gegangen. Nur sehr allmählig ist die neue Situation erkennbar geworden, und noch ruht ihre Entstehung größtentheils im Dunkel des diplomatischen Geheimnisses, ebenso wie ihre Tragweite. Viele haben die neue Erscheinung ihrer schwachen Umrisse wegen, in welchen sie sich bis jetzt an das Licht gewagt, ganz übersehen, aber man muß dieselbe durchaus zu begreifen suchen, wenn man nicht von den Ereignissen des nächsten Tages überrascht und sinnlos verwirrt werden will.

Weil die jüngsten Wochen in schläfriger Stille verflossen sind und kaum mehr ein Wölkchen den politischen Horizont zu trüben schien, deßhalb hat man geglaubt: die Zertrümmerung Dänemarks habe sich ja über alles Erwarten leicht gemacht, und die Lage Europa's sei nun gerade wieder wie vorher. In

Wahrheit aber kommt es erst allmählig an den Tag, was die Auflösung der dänischen Monarchie gekostet hat, nämlich nicht mehr und nicht weniger als die gänzliche Auflösung des europäischen Staatensystems. Was selbst die italienische Erschütterung nicht hervorzubringen vermochte, das ist jetzt vollendete Thatsache. Noch ein Jahr vorher hatten drei Großmächte in der polnischen Krisis ihre Stimme erhoben und Rußland erinnert, daß es für Polen ein gültiges Recht der Verträge gebe. Damals lebte noch, wenn auch schwach, die Idee, daß europäische Mächte nicht bloß für ihren eigenen Nutzen zu sorgen, sondern auch das Recht Anderer, sei es nach dem alten oder nach dem neuen Völkerrechtsprincip, zu vertreten haben. Diese Idee ist nun in der deutsch-dänischen Krisis völlig untergegangen und verstorben; alle großen Mächte haben der Reihe nach erklärt, daß es für sie keine europäische Pflicht und Gemeinsamkeit mehr gebe, daß jede nur für sich selber sorge und die anerkannten Rechte Anderer ihr ganz gleichgültig seien. Somit ist im Grunde das europäische Faustrecht proklamirt und es ist nur natürlich, wenn seitdem die Stellungen aller großen und kleinen Mächte zu einander giftiger und perfider geworden sind, als sie jemals waren.

Auf den ersten Blick hat es geschienen, daß nur England diese das europäische Staatensystem verläugnende Sprache geführt, und daß die Wucht seiner feigen Verrätherei lähmend auf die anderen Mächte zurückgewirkt habe. Aber es war nicht so. Das stets unberechenbare Benehmen der englischen Wucher-Seelen hätte auch weitaus nicht die gewaltige Wirkung geübt. Es war vielmehr Rußland, welches in der Herbeiführung der neuen Lage die Hauptrolle gespielt hat. Rußland hat am lautesten das Recht Dänemarks auf seine Integrität bekannt, und Rußland hat gerade dadurch in selbstsüchtiger Berechnung den gründlichsten Sturz des anerkannten Rechts herbeigeführt. Wir müssen diesen in der That fast unglaublichen Hergang

nun näher untersuchen; er bildet die Axe, um die sich die neue Lage Europa's dreht.

Die Wendung war so fein ersonnen und ausgesponnen, daß offenbar der Imperator selbst von ihr vollständig überrascht wurde, wie außer den Eingeweihten Jedermann. Der Imperator wähnte sich als Herrn der Situation; zu welcher Partei er sich gegen billiges Entgelt neigen würde, die, schien es, würde den Sieg davon tragen. Derselben Ansicht war auch der Prinz von Augustenburg, als er seinen berüchtigten Brief vom 2. Dec. 1863 schrieb, um seine Sache dem Imperator zu Füßen zu legen und dessen „Entscheidung" anzurufen. Der Prinz ging von der Voraussetzung aus, daß England und Rußland die entschlossenen Feinde seiner Ansprüche seien, und daß die zwei deutschen Großmächte jedenfalls nicht leicht über die in London und Petersburg gezogene Grenze hinausgehen würden. Auch die Mehrheit am Bund war offenkundig von dieser Voraussetzung beherrscht, wie noch der in eigenthümlicher Weise von Schleswig abstrahirende Bundesbeschluß vom 25. Febr. beweist. Von den zwei deutschen Großmächten endlich weiß Jedermann, daß sie den Bruch des Londoner Protokolls als großen Kriegsfall betrachteten, und daß namentlich das Wiener Kabinet mit unverkennbarem Ernst immer nur soviel für die Herzogthümer zu thun versprach, als ohne „allgemeinen Krieg" zu erreichen sei.

Wie ist nun trotzdem die Zertrümmerung Dänemarks so leicht, ja im Grunde ohne ernstlichen Widerspruch vor sich gegangen? War es wirklich bloß der Respekt und die Furcht der anderen Mächte vor der bewaffneten Standhaftigkeit Deutschlands? Allerdings mußte die Thatsache schwer ins Gewicht fallen, daß „zum erstenmale seit fünfzig Jahren", wie der preußische Obercommandant in der Proklamation vom 28. Jan. sagte, Oesterreich und Preußen neben einander und nicht gegen einander kämpften. In keinem europäischen Kabinet mag man

eine solche Einigung für möglich gehalten haben, und insbesondere waren die nächsten Pläne der Tuilerien unfraglich auf die Voraussetzung eines schlechthin unvereinbaren Gegensatzes zwischen den zwei deutschen Mächten gebaut. Aber alles Das reicht doch nicht hin zur Erklärung der Gleichgültigkeit, womit die drei Weltmächte den letzten Schicksalen Dänemarks zusahen. Es reicht schon aus dem einfachen Grunde nicht hin, weil ja die zwei deutschen Mächte selber, und jedenfalls das Wiener Kabinet, gar nicht auf die Zerstörung der dänischen Monarchie ausgingen und erst durch die seltsame Haltung der angeblichen Beiständer Dänemarks zu weitern Schritten förmlich gezwungen wurden. Niemanden ist ja unbekannt, wie sowohl Preußen als Oesterreich mit der Personalunion und nachher mit einem bescheidenen Theil Schleswigs sich begnügt hätten, wenn nicht die unnachgiebige Hartnäckigkeit der Dänen jede Mäßigung unmöglich gemacht hätte.

Aber gerade diese dänische Hartnäckigkeit wie ist sie zu erklären? Von der Antwort auf diese Frage hängt Alles ab. Selbst dem bornirten Fanatismus der eiderdänischen Partei ist es menschlich nicht zuzutrauen, daß sie ohne bestimmten Verlaß die Sache soweit getrieben, und den Vorschlag der Personalunion wie der Theilung Schleswigs, ja zuletzt noch den französischen Schiedspruch rein ins Blaue hinein sollte abgewiesen haben. Hier eben waltet noch ein dunkles Geheimniß ob. Sowohl England als Frankreich haben die damalige dänische Regierung beschuldigt, daß ihre Rathschläge in Kopenhagen nicht befolgt worden seien. Bestimmte Zusicherungen der Hülfe lagen nur von Schweden vor, aber dieses Schweden richtete sich ganz nach der Haltung Frankreichs; als König Christian in Paris immer vergeblicher anklopfte, da brach die Stockholmer Politik ihr Wort, stellte ihre Rüstungen ein und ließ das scandinavische Brudervolk ehrlos im Stiche. Dieser Rückzug Schwedens war schon geraume Zeit vor der Londoner Conferenz eine aus-

gemachte Sache. Bis in die Conferenz hinein kann nur Eine Macht die Täuschung der dänischen Diplomatie fortgesetzt haben, es war die Macht, welche durch ihren allbekannten Einfluß in Berlin zu besondern Hoffnungen zu berechtigen schien, und welche sich stets als in erster Reihe bei der Erhaltung der dänischen Integrität interessirt bewiesen hatte, es war Rußland.

Im Interesse der oldenburgischen Candidatur wird jetzt von russischer Seite selber zu verstehen gegeben, daß der Abfall Rußlands die dänische Katastrophe eigentlich herbeigeführt habe. War es aber so, dann muß Rußland ein schwer zu bezeichnendes Doppelspiel gespielt haben. Die czarische Diplomatie mußte bis zu dem Punkt, wo der leichte Triumph des Herrn von Bismarck gewiß war, den Starrsinn der dänischen Partei bestärkt und dann, im unerwarteten Rücktritt von der dänischen Advokatie, alle ihre Stützen und Halte umgeworfen haben. Man erinnert sich jetzt vielleicht, daß wirklich in der ersten Hälfte des Monats Juli, als über die plötzliche Wendung der Londoner Conferenz und über die berüchtigten Depeschen der Morning Post viel hin und her geredet wurde, von London aus sonderbare Angaben durch die Zeitungen gingen, welchen man aber damals wenig Acht schenkte, weil Jedermann darin nur faule Beschönigungen und Ausreden der feigen Mantel-dreherei Englands sah. Der russische Gesandte in London, so hieß es nämlich, sei zum Schein gar heftig in England gedrungen seine Flotte ins baltische Meer zu senden, er sei als der entschiedenste Vertheidiger Dänemarks aufgetreten und habe namentlich in der Conferenz den preußischen Diplomaten einen studirten Widerstand entgegengesetzt; inzwischen habe aber Herr von Bismarck in Berlin vom Petersburger Kabinet bereits die positive Zusicherung seiner Unterstützung und Hülfe in der dänischen Sache in Händen gehabt. Das, wurde beigefügt, sei die Ueberzeugung der eingeweihtesten Kreise Londons. Die

von der Post veröffentlichten Depeschen wären demnach zwar nicht dem Wortlaut, aber dem Gedankengang nach ganz richtig gewesen, und man hätte in der plötzlichen Wendung der Londoner Conferenz den Effekt eines zwischen der intimsten Diplomatie Rußlands und Preußens längst abgekarteten Spiels zu erkennen.

Noch mehr. Am 8. Juli hat sich auch Graf Russel im englischen Oberhaus dahin geäußert, daß der überraschende Ausgang der Conferenz hauptsächlich das Werk Rußlands gewesen sei. Man hat damals, wo Jedermann nur das räthselhafte Benehmen Frankreichs und die Schmach der großmauligen Minister Englands im Auge hatte, natürlich auch auf diese Rede Russels, der sich ganz besonders lächerlich und verächtlich gemacht hatte, wenig Gewicht gelegt. Russel setzte indeß doch die Sache ruhig und verständig auseinander wie folgt: „Hätte die englische Regierung allein mit den Kabineten von Wien und Berlin zu thun gehabt, so wäre sicherlich keine Schwierigkeit einer friedlichen Lösung der Frage im Wege gestanden, denn es sei nicht besonders der Wunsch Preußens und durchaus nicht der Wunsch Oesterreichs gewesen, von dem Vertrage von 1852 abzugehen; die Kabinete aber hätten dem starken Drang des Volkes nachgegeben. Außerdem s c h e i n e auch R u ß l a n d bedeutend auf die Frage eingewirkt zu haben; die russische Regierung fürchte die Fortschritte volksthümlicher Demokratie in Deutschland, und zeige sich deßhalb gewillt Dänemark aufzuopfern, um die Volkspartei zu beschwichtigen." Mit diesen Worten Russels muß man nun, um tiefer in das merkwürdige Getriebe einzublicken, sofort das Folgende zusammenhalten.

Die Wiener Diplomatie scheint von der ganzen Intrigue wenig oder gar nichts geahnt zu haben. Dieß geht aus der grenzenlosen Ueberraschung hervor, womit sie die endliche Wendung der Londoner Conferenz zum neuen Kriegsausbruch und zur völligen Zerreißung Dänemarks aufnahm. Nachträglich

aber scheint das Werk der Herren von Bismark und Fürst Gortschakoff als im „conservativen Interesse“ liegend dargestellt worden zu seyn. Wie erinnern uns jetzt auch, damals ziemlich mysteriöse Darlegungen gelesen zu haben des Inhalts: es habe im conservativen Interesse gelegen, daß die Dinge gerade so und nicht anders gegangen seien. Das conservative Interesse bestand aber darin, daß auf diese Weise der Imperator dupirt und aus dem Sattel geworfen wurde, in dem Augenblicke wo ihm sonst die Entscheidung unfehlbar hätte zufallen müssen. Man hätte sich demnach das Manöver ungefähr zu denken wie folgt:

Rußland bestärkte, zum Schein und im geheimen Einverständniß mit Preußens genialem Minister, England in seiner drohenden Haltung gegen die deutschen Mächte; auf diesem indirekten Wege wie auch direkt nährte Rußland den blinden Dünkel der herrschenden Partei in Kopenhagen mit falschen Hoffnungen*) und bewirkte so, daß Dänemark im entscheidenden Moment nicht nur die Personalunion und die Theilung Schleswigs oberhalb der Schley, sondern auch das an Frankreich zu über-

---

*) Unter den dem Kopenhagner Reichsrath vorgelegten Aktenstücken findet sich ein Bericht des dänischen Gesandten in St. Petersburg vom 1. Juni, worin es heißt: nachdem das Londoner Protokoll nun nicht mehr aufrechtzuhalten sei, gedenke der Czar seine Rechte an den Oldenburger zu übertragen, welcher ein „weniger peinlicher Nachbar“ für Dänemark seyn werde als der Augustenburger. Aber nach dem weitern Bericht vom 3. Juni hielt Rußland nicht nur an der Schleylinie fest, sondern Fürst Gortschakoff nahm an: es werde durch einflußreiche Männer bei den Ständen von Holstein zu erwirken seyn, „daß den getrennten Landestheilen zwar die Autonomie würde gesichert, aber die Integrität der Monarchie aufrecht erhalten werden.“ — Gleich darauf hat Dänemark in der Londoner Conferenz alle andern Theilungslinien außer der Schley, ja auch den französischen Schiedsspruch verworfen!

tragende Schiedsgericht ausschlug. So wurde die Gefahr beseitigt, daß doch noch der Imperator des letzten Wortes in der Sache sich bemächtige, und kaum hatte die Kopenhagner Partei blindlings diesen Dienst gethan, so stieß Rußland durch seinen plötzlichen Rücktritt ihre letzte Stütze um, Dänemark war verloren, Preußen Sieger von Alsen und glorreicher Retter der heiligsten Angelegenheit deutscher Nation.

Ob ein solcher Gang der Dinge wirklich im conservativen Interesse gelegen habe, wollen wir hier nicht untersuchen. Es liegt uns nur daran, aus der innern Geschichte der dänischen Katastrophe die total veränderte Situation zu erkennen, vor welcher Europa heute steht, und deren Folgen wir alle von nun an zu tragen haben werden.

Zunächst constatiren wir die Thatsache, daß ohne die Vorgänge mit Polen ein solcher Ausfall des deutsch-dänischen Streites nicht möglich gewesen wäre. Es ist buchstäblich wahr: *die eigentlichen* Retter Schleswig-Holsteins sind die *unglücklichen* Polen gewesen. Erinnere man sich nur, wie das Verhältniß der Mächte zu einander bis an die Schwelle der polnischen Insurrektion stand. Die französisch-russisch-preußische Allianz war damals an der Tagesordnung; die gegenseitige Annäherung der zwei Mächte mit Frankreich war constant, und hätte nicht der polnische Zwischenfall diese Allianz-Bewegung gestört, so hätte natürlich sie, d. i. der vorherrschende Wille Frankreichs, auch über den dänischen Erbfall entschieden. Die polnische Krisis hat Rußland, und indirekt Preußen, mit Frankreich überworfen, und so ist im Verlauf des dänischen Falls das diametrale Gegentheil der frühern Allianz-Neigung zur vollendeten, wenn auch noch behutsam verdeckten Thatsache geworden. Dafür daß beide Westmächte den polnischen Aufstand mit Worten ermunterten und schürten, mit der That aber im Stiche ließen und verriethen, dafür sind sie mit der schleswig-holsteinischen Ruthe gezüchtiget worden, dem Herrn von Bismark

aber hat Rußland seine Bundestreue in Polen mit dem leichten Sieg in Schleswig-Holstein kaiserlich gelohnt.

Verhielt sich die innere Geschichte des dänischen Sturzes wie angegeben — und wir wissen wirklich für die klaffenden äußern Widersprüche keine andere Erklärung — dann müssen die Absichten Rußlands natürlich weitergehende seyn als eine bloße Rache für Polen am Imperator. Wer sich an diesem Manne rächen will, der muß auch die Folgen bedenken, und die Art wie Rußland ihm mitgespielt hat, ist in der That stark. Es war, wie wir sahen, gerade der conservative Anstrich des Manövers, daß es im Princip darauf angelegt war, dem Imperator das Eis unter den Füßen einzustoßen und die brennende Frage seinem Einfluß gänzlich zu entziehen. Darum ließ Rußland die Kopenhagner Partei erst dann die wahre Lage erkennen, als sie die wahnsinnige That begangen und selbst den Schiedgerichts-Vorschlag abgelehnt hatte. In den Tuilerien war schon die begierige Hand nach diesem Ehrengeschenk ausgestreckt, das die französische Eitelkeit außerordentlich gekitzelt hätte, und es muß wie ein Schlag mit dem Kantschu des Kosacken empfunden worden seyn, als die Hand plötzlich wieder zurückgezogen werden mußte. Kein Wunder, daß in Paris die Dänen seitdem, wie Graf Moltke in seinen Depeschen klagt, als Leute behandelt wurden, denen nicht zu rathen und nicht zu helfen sei, ja, die selbst der Aufnahme in den deutschen Bund werth wären. Immer kehrte der Vorwurf wieder, das Kopenhagener Kabinet habe niemals den Rath Frankreichs befolgt, womit die falschen Rathschläge ziemlich deutlich denuncirt waren, die man in Kopenhagen wirklich befolgt hat.

Frankreich war bekanntlich — man ist nur in den liberalen Kreisen Deutschlands darauf capricirt es sich nicht gestehen zu wollen — vollständig bereit für die Sache des dänischen Nationalismus aktiv einzutreten, nur stellte es gewisse Bedingungen an England. Der Imperator sagte, er wolle sich nicht

wieder durch eine diplomatische Intercession wie in der Sache Polens blamiren; Ernst und voller Ernst müsse es seyn. Den Protesten für Polen und gegen Rußland hatte Graf Russel die Erklärung nachgeschickt, einen Krieg würde übrigens England Polens wegen nicht anfangen; für die Börsen war dieß eine treffliche Beruhigung, von Fürst Gortschakoff aber wurden die zwei intercedirenden Mächte natürlich ausgelacht. Der Imperator war in der dänischen Sache zu drohenden Noten bereit, aber nur wenn auch England sich mit entsprechendem Nachdruck dahinter aufstellen, und zwar nicht bloß behufs einer Spazierfahrt in der Nord- und Ostsee, und wenn es dem Recht des Krieges vollen Lauf lassen würde, also auch dem der Franzosen am Rhein. Ueber diese Intentionen Frankreichs ist noch Anfangs August in der französischen Presse ein merkwürdiger Streit entstanden. Einige gehässigen Journale behaupteten: der Imperator habe eine schöne Gelegenheit versäumt und Vortheile sich entgehen lassen, die ihm von englischer Seite aus Anlaß des deutsch-dänischen Conflikts geboten worden seien. Aber sofort erhob sich die ganze inspirirte Presse gegen eine so beleidigende Zumuthung, und entrüstet fragte la France: „Hat je die Regierung der Königin Viktoria unserm Kabinet den Preis angezeigt, der allein eine Parteinahme in deutschen Händeln rechtfertigen könnte?" Das ist deutlich und so war es; nicht die schönen Augen des Herrn von Beust, sondern die ängstliche Knauserei Englands hat die aktive Theilnahme des Imperators an dem deutsch-dänischen Streit verhindert.

Daß England die ihm von Paris aus zugemutheten Schritte für Dänemark nicht zu thun wagte, ist am Ende auch ohne die berüchtigte Krankheit dieser im eigenen Fett erstickenden Handelsnation erklärlich. Wir sehen ganz ab von den getheilten Sympathien der königlichen Familie, sowie von dem Zwiespalt im Ministerium, wo ein Theil (natürlich ex post) der Meinung seyn soll, daß England allerdings, nach der Cobden'schen Lehre,

auf den rein merkantilen Standpunkt überzutreten und um alle politischen Händel des Continents sich nicht mehr zu kümmern habe. Ein viel triftigerer Grund der Enthaltsamkeit als dieser theoretische, war die blasse Furcht vor den Ereignissen, womit die Lage Nordamerika's den Rücken England's bedroht. Hat doch Graf Russel sich nicht gescheut in der Oberhaus-Rede vom 27. Juni als wesentliches Motiv der continentalen Politik Englands die Rücksicht auf Nordamerika voranzustellen, die Furcht nämlich, daß der nächste Friedensschluß in der ehemaligen Union identisch seyn werde mit dem Ueberfall der englischen Besitzungen durch die Yankee's, also mit einem englisch-amerikanischen Krieg. Dazu kam das „herzliche Mißtrauen" gegen den Alliirten des Krimkrieges. Dieses herzliche Mißtrauen (es ist jetzt sprichwörtlich geworden) rührt von der Zeit her, wo der Imperator Savoyen und Nizza nahm, Rom und den Papst aber behielt, und es wird solange fortdauern, bis er Rom und den Papst an die Revolution ausliefert. Dann würde England ihm, für die kurze Zeit wo er noch existirte, gerührt an das treue Herz sinken, es hätte keinen Grund mehr zum Mißtrauen.

So ist also wohl die Frage gelöst, warum England nicht aktiv für seinen dänischen Clienten einschritt, aber keineswegs **die**, warum England trotzdem der fanatischen Kopenhagener Partei fortwährend die Stange gehalten, warum es durch die Vorspiegelung seines Beistandes die Dänen in den ungleichen Kampf gehetzt hat, um sie dann hülflos untergehen zu lassen. Es gibt nur Eine Antwort auf diese Frage, wenn man anders nicht dem Londoner Kabinet alle Vernunft und alles menschliche Gefühl absprechen will. Die Antwort lautet: England schämt sich jetzt es zu gestehen, aber England hat sich vollständig auf Rußland verlassen; ein aktives Einschreiten Rußlands konnte zwar, dessen wiederholten Erklärungen zufolge, für Dänemark nicht erwartet werden, aber desto mehr rechnete man in

London auf den unbegrenzten Einfluß der russischen Diplomatie in Berlin. Als dann Rußland selber seine Schwenkung machte, da war es zur Besinnung zu spät, und es ist möglich, daß man sich zuletzt sowohl in London als in Paris „überrumpelt“ sah.

Freilich ist aber die Explosion der russischen Mine in London weitaus nicht so schwer empfunden worden wie in Paris. Hier muß sie wie ein Donnerschlag getroffen haben. Um sich davon zu überzeugen, braucht man nur die vertraulichen Depeschen des dänischen Gesandten in Paris vom 7., 12. und 14. Juli zu lesen. In diesen Berichten, bei deren Veröffentlichung in Kopenhagen es gleichfalls nicht mit rechten Dingen zuging, spricht Graf Moltke geradezu von der „Schwäche des kaiserlichen Gouvernements.“ Plötzlich begegnete ihm überall eine „besondere Rücksicht auf den Zustand Europa's und die wirklichen oder eingebildeten Gefahren einer Coalition.“ Ihm selber schien es unzweifelhaft, „daß die Allianz welche Frankreich mittelst des Krimkrieges glücklich gesprengt hatte, für den Augenblick mehr oder weniger eine vollendete Thatsache sei.“ Unter diesen Umständen sei der Imperator fest entschlossen eine noch mehr zurückhaltende Stellung einzunehmen und sie um keinen Preis zu verlassen, wenn auch ganz Dänemark in den Bund treten sollte. Man hatte also in den Tuilerien das Getriebe, welches der allgemeinen Preisgebung Dänemarks zu Grunde lag, schnell durchschaut. Man war vorsichtig genug sich die kochende Zornesglut nicht anmerken zu lassen, aber wenn es auch nicht wahr ist, daß der Minister Drouyn zu dem preußischen Gesandten geradezu von einem „schwarzen Buch“ gesprochen habe, worin Frankreich das Benehmen der deutschen Mächte einschreiben werde, so existirt doch dieses schwarze Buch um so gewisser.

Merkwürdig rasch hat sich England in die neue Lage gefunden. Kaum war noch die ganze Nation in heißem Eifer

für das Recht Dänemarks und des [illegible] Schwiegervaters entbrannt, und unmittelbar darauf offenbart das officielle England die vollendetste Gleichgültigkeit gegenüber den grausamen Geschicken der schutzbefohlenen Monarchie. Schon am 14. Juli berichtet Graf Moltke aus Paris, die Kälte des Lord Cowley habe auf ihn den peinlichsten Eindruck gemacht. Er erzählt, der französische Minister habe zu ihm gesagt: „die Haltung welche England in diesem Augenblick in Bezug auf Sie einnimmt, ist gleichzeitig traurig und merkwürdig; es beschuldigt Sie der Starrköpfigkeit und der Undankbarkeit.“ Mit anderen Worten: England wäscht seine Hände in Unschuld; es überläßt die Verantwortung jener Macht, welche unter dem Schein die Personalunion zu empfehlen die Ohren der Kopenhagener Partei taub gemacht hat für jede Stimme der Mäßigung; es überläßt dieser Macht auch die Aufgabe ihre Lebensfragen in den scandinavischen Meeren, wo ja die russischen Interessen mit den englischen völlig identisch sind, den veränderten Umständen gemäß zu sichern. Inzwischen stellt sich England seinerseits auf den höhern Standpunkt und acceptirt bestens die durch die russisch-preußische Finesse geschaffene neue Lage.

Daß übrigens weder Rußland noch England gesonnen sind den Rest der dänischen Monarchie dem Scandinavismus preiszugeben, beweisen doch wohl die wunderlichen Erscheinungen, welche Seeland in den jüngsten Tagen geboten hat. Der englische Thronerbe macht seinem dänischen Schwiegervater einen Condolenzbesuch, und zu gleicher Zeit verweilt der russische Thronerbe in Kopenhagen zur Brautschau bei der jüngern Schwester der Kronprinceß von England. Also der künftige König von England und der künftige Czar aller Reussen Schwiegersöhne des von ihren Kabineten verrathenen und verkauften Dänenkönigs, Schwäger unter sich, und eventuell auch die beiderseitigen Schwäger des jungen Dänenprinzen, der

unter englisch-russischem Protektorat den revolutionirten Thron von Griechenland bestiegen hat. Daß der Imperator an dieser Versippung allerdings kein persönliches Interesse hatte, und für den dänischen Großvater der künftigen Beherrscher Englands, Rußlands und Griechenlands nur gegen besondere Garantien einschreiten konnte, das leuchtet ein. Inzwischen mag die fragliche Heiraths-Combination es dem englischen Kabinet noch mehr erleichtert haben, die Sorge für Dänemark und das baltische Meer ganz an Rußland abzutreten, um seinerseits auf den höhern Standpunkt hinaufzusteigen.

Man hat gelacht, als vor Kurzem Graf Russel in öffentlicher Rede versicherte: Englands Einfluß sei durch den Ausfall der dänischen Krisis nicht gesunken sondern vielmehr gestiegen. Darüber hat man gelacht; aber es ist wirklich so. Schon der bloße Schatten einer russisch-preußisch-österreichischen Allianz hat England einen bedeutenden Vortheil über den Imperator verschafft. Als Morning *Post* ihre berüchtigten Depeschen veröffentlichte, und zwar allem Anschein nach aus dem geheimen Kabinet des rothen Prinzen in Paris: da hat freilich das Philisterium in England ein wüstes Geschrei erhoben über diese Verschwörung der reaktionären Mächte gegen das „liberale und fortschreitende Element" in Europa. Aber so spricht eben der liberale Philister, die englische Diplomatie denkt ganz anders. Vor einiger Zeit hat die „Kölnische Zeitung", wahrscheinlich aus französischer Quelle, Enthüllungen gebracht, wornach die geheimen Agenten des Londoner Kabinets schon zur Zeit der Frankfurter Fürstenconferenz eifrig daran arbeiteten Oesterreich mit Rußland und Preußen auszusöhnen, um so eine Coalition der drei Mächte gegen den Imperator zu Stande zu bringen. Auch schon vor der polnischen Krisis sollen ähnliche Schritte aus der eigenen Initiative Englands insgeheim geschehen seyn, und so hätte denn der dänische Streit wenigstens in der Beziehung den für das Londoner Kabinet erwünschtesten Ausgang genommen, als er die Be-

fürchtung aufhob, daß Rußland und Preußen heute oder morgen in eine unbequeme Verbindung mit Frankreich treten könnten. Selbstverständlich haben die alten Füchse von St. James begierig nach diesem unerwarteten Glücksfall gegriffen, und England wird nicht versäumen zur Kräftigung der neuen „heiligen Allianz" das Möglichste beizutragen.

Nur muß man ja nicht glauben, daß dieß in einem „conservativen Interesse" geschehe. Ei bewahre! Es geschieht nur deßhalb und insoweit, als die neue Allianz dazu dienen kann dem Imperator Zaum und Zügel anzulegen, sobald er in einer von England nicht gebilligten Richtung vorgehen wollte. Im Uebrigen hat die junge Coalition gerade darin vor englischen Augen ihren Hauptwerth, daß sie den Imperator zwingen soll endlich Rom und den Papst der italienischen Revolution zu opfern. Unter keiner andern Bedingung wird England dem weiland so hochgefeierten Alliirten wieder verzeihen, sein herzliches Mißtrauen aufgeben und ihn aus seiner Isolirung befreien. Um Rom und den Papst drehen sich die sämmtlichen Zwangsmaßregeln, welche von London aus seit vier Jahren gegen den Beherrscher der Tuilerien angespannt worden sind. Man erinnert sich doch, wie im verflossenen März Garibaldi als Abgott der englischen Nation nach London kam; ganz England fiel vor ihm nieder und küßte ihm die Sandalen, aber mitten im höchsten Volksenthusiasmus mußte die Regierung den lahmen Heldennarren manierlich heimsenden, weil der Imperator an dem Fest Anstoß nahm und weil die englische Politik damals noch den Imperator zu brauchen schien und ihn also schonen zu müssen glaubte. Das hat jetzt aufgehört, Dank der glücklichen Verständigung von Kissingen und Karlsbad, ja das Verhältniß hat sich umgekehrt und England wird Ihn aus der Isolirhaft nicht herauslassen, ehe er die billigen Wünsche Garibaldi's bis auf den letzten Heller zu befriedigen verspricht.

Indeß hat aber diese singuläre Stellung Englands zur „Coalition" noch eine andere Seite. Sie gibt es nämlich in die Hand des Imperators, Englands Politik jederzeit wieder in seine Zauberkreise hineinzuziehen; sobald er den Weg eines Bundes mit der Revolution betreten will, muß England für ihn oder kann es jedenfalls nicht wider ihn seyn. Bei allen Versuchen der geheimen brittischen Diplomatie eine Vereinigung der Mächte gegen das gefährliche Uebergewicht Frankreichs herzustellen, hat England sich doch immer geweigert, dieser Vereinigung selber beizutreten; es hat damit thatsächlich eingestanden, daß seine Zwecke nie mit denen der continentalen Coalition identisch seyn können, und daß es die letztere immer nur für bestimmte Ziele der englischen Selbstsucht und fanatischen Furie mißbrauchen will. In dieser Entartung Englands liegt die Schwäche Europa's gegenüber den Plänen des Napoleonismus, in ihr wurzelt die eigentliche Stärke der Stellung des Imperators.

Die drei Mächte selber scheinen, trotz ihres Triumphes im Streite mit Dänemark, diese und andere Consequenzen der neuen Lage empfindlich genug zu fühlen Sie verrathen gegenüber dem westlichen Nachbar eher zu wenig als zu viel Selbstgefühl. Vor Allem wollen sie durchaus nicht als eine „Coalition" angesehen seyn, schon von Kissingen und Karlsbad aus haben sie gegen solche Verdächtigungen mit Entrüstung protestirt. Seitdem haben sie nicht aufgehört beruhigende Erklärungen nach Paris zu senden, und namentlich scheint Hr. v. Bismark eifrigst beflissen, die aufgeregte Stimmung in den Tuilerien durch einschmeichelndes Wesen zu begütigen. Wäre das baarer Ernst, so stünden die Dinge um so schlimmer; denn es läge darin der Beweis, daß die Herren von Bismark und Gortschakoff den Schlag in's Gesicht des Imperators gewagt haben, ohne auf die unausbleiblichen Folgen gefaßt zu seyn.

Für den Imperator ist die neue Situation seiner Politik

schon durch das einfache Factum eingetreten, daß *Rußland* wieder angefangen hat in die Machtstellungen Europa's direkt einzugreifen, und daß es sofort definitiv Partei genommen hat und zwar nicht die Frankreichs. Ganz abgesehen von der alarmirenden Art seines Wiedererscheinens in der dänischen Krisis, die Thatsache daß Rußland aber einmal wieder dieselbe Position zwischen den zwei deutschen Mächten einnimmt wie vor dem Krimkrieg, schließt an sich schon die Periode seit dem Pariser Frieden von 1856 völlig ab. „Rußland sammelt sich": hatte Fürst Gortschakoff damals proklamirt, und in der That lebte das Czarthum seitdem ganz in sich selbst zurückgezogen. Noch in dem großen Streit mit Dänemark war Rußland so gut wie vergessen und noch bis zur Londoner Conferenz kümmerte sich kaum Jemand darum, was denn seine Ansicht von der Sache sei. In diesem Augenblicke noch scheint es fast unglaublich, daß Rußland bei der dänischen Katastrophe die Hauptrolle gespielt habe. Von 1856 bis zum polnischen Aufstand war die europäische Lage durch die eifersüchtige Rivalität Englands und Rußlands um die Gunst des Imperators charakterisirt; er schwankte wie eine spröde Schöne zwischen den zwei Werbern hin und her, bis nun plötzlich beide mit Hohn ihm den Rücken kehren; und dazu hat Rußland das Signal gegeben, indem es zu der alten Verbindung zurückkehrt, welche im blutigen Krieg zerstört zu haben, bisher der größte Ruhm des französischen Herrschers war.

Offenbar haben sich dadurch für den Imperator alle Machtstellungen in Europa total verändert. Aber es fragt sich, ob er nicht für andere Zeiten andere Mittel weiß? Und es fragt sich, ob nicht vielleicht gerade die Entfaltung der neuen Position Rußlands ihm die Aufbringung der neuen Mittel erleichtern wird? Wir fürchten, es dürften beide Fragen zu bejahen seyn. Rußland steht in der neuen Verbindung vor einer complicirten und mehrfach sich widersprechenden Aufgabe: es soll

die preußische Bundestreue mit reellem Lohn bezahlen; es soll in der oldenburgischen Candidatur dem eigenen Hausinteresse gerecht werden; es soll den König Christian aufrechterhalten und wenigstens eine theilweise Personalunion durch die Hinterthüre einführen; es soll so den durch Frankreich und Schweden begünstigten Scandinavismus durchkreuzen. Mit allen diesen Absichten wird aber Rußland eine Reihe kleinerer Staaten auf's äußerste reizen, und gerade die kleineren Staaten bilden jetzt — wenn nicht Alles täuscht — die Reserve der napoleonischen Aufstellung.

Früher wenigstens, als der Imperator sich das neue Königreich Italien so kunstvoll als seinen gehorsamen Knecht Rupert zurichtete, war vielfach davon die Rede: für den Fall, daß einst alle großmächtlichen Allianzen vor ihm zurückweichen sollten, gedenke er die kleineren Staaten ringsum in sein Interesse zu ziehen. War es so, dann konnte ihm nichts gelegener kommen, als die gewaltsame Erregung des dritten Deutschlands und des scandinavischen Nordens durch die dänische Frage. Schweden steht immer zu Frankreich, zumal wenn es gegen das verhaßte Rußland geht; das hat sich 1854 bewiesen und hätte sich im letzten Winter zu Paris nur ein Finger erhoben, so würde man in Stockholm die Maske abgeworfen haben. In Dänemark selber steht König Christian ohne Zweifel in intimem Einverständniß mit Rußland, und schon die Thatsache, daß er die von den dänischen Königen sonst bekleidete Großmeisterwürde der vereinigten scandinavischen Freimaurer abgewiesen hat, beweist sein tiefes Mißtrauen gegen Schweden. Aber die Partei, welche zehn Jahre lang Dänemark beherrscht hat, ist nicht todt, sie pausirt nur, und sie steht zuverlässig auf Frankreichs Seite*) gegen den deutschen Fürsten, der die Be-

---

*) Nichts charakterisirt diese Partei besser als folgender Ausspruch in

dingung seiner Thronbesteigung in Dänemark nicht zu erfüllen vermocht hat. Wir könnten bei der steigenden Zerrüttung Belgiens auch von Holland reden; aber gehen wir lieber gleich zur Hauptsache über, nämlich auf die Wirkung welche von der weitern Entwicklung des drei Mächte-Bundes auf die deutschen Mittel- und Kleinstaaten ausgeübt werden wird. Allerdings ist der Einfluß Rußlands durch Familien- und andere Bande an vielen kleineren deutschen Höfen bedeutend, und dieser Einfluß wird eben jetzt von den russischen Herrschaften in Person eifrig cultivirt. Aber es ist bei uns nicht mehr wie vor zwanzig Jahren. Die jüngste Krisis hat bewiesen, was diese Höfe gegen die Parteien im Lande vermögen. Man muß daher fragen, werden die russisch-preußischen Absichten unsern Parteien conveniren? Und wenn nicht, werden diese sich, wie die Dinge nun einmal stehen, lange besinnen zum Imperator ihre Zuflucht zu nehmen, der überall den „Liberalismus und Fortschritt" befördert, nur nicht im eigenen Lande? Einer solchen Wendung gegenüber würde aber die neue Trippel-Allianz ohnmächtig seyn, oder sie würde innere Kämpfe in Deutschland entzünden, die der beste Bundesgenosse des Imperators wären.

Wir halten also nicht viel von der conservativen Wirkung der neuen Allianz oder (heimlichen) „Coalition" der drei Mächte, und glauben, daß ihre Vergleichung mit dem großen Präcedens von 1815 in keiner Weise paßt. Aus einer dunkeln Verabredung zwischen Zweien hervorgegangen, ist Oesterreich halb widerwillig und mit verbundenen Augen hineingezogen worden. Noch in der Stunde ihrer Geburt hat sie sich selbst verläugnet. Principien und Grundsätze bekennt sie nicht, sondern nur Be-

---

Fädrelandet: „Der Eidergedanke ist unser Unglück gewesen, doch nicht weil er national, sondern weil er nicht genug national, weil er durch Legitimität befleckt war."

dürfnisse des Tages; oder soll etwa die Ausführung des Züricher Friedens gefordert und mit vereinter Macht dem Imperator und — England abgetrotzt werden? Geschützt hat sie in Polen und in Dänemark nur die Sonderinteressen Rußlands und Preußens. Eines ihrer Glieder hat aus innerstem Antrieb den italienischen Raubstaat anerkannt; das andere ist durch einen Handelsvertrag gegen den deutschen Bundesgenossen mit Frankreich verbunden. Im besten Falle steht sie auf den zwei Augen eines greisen Königs, vielleicht aber nur auf der Regierungsdauer zweier constitutionellen Minister. Wo sind da Vergleichspunkte mit dem gewaltigen Aufschwung von 1815 zu entdecken? Noch mehr. Das verbindende Mittelglied jener alten Allianz fehlt jetzt ganz, nämlich das übrige Deutschland; und Altengland von 1815 existirt nicht mehr, mit dem England von heute aber gibt es gar keine principielle Allianz, weder eine conservative noch eine revolutionäre.

Unter diesen Umständen muß das Auftreten der drei Mächte seit der Londoner Conferenz viel mehr als eine gefährliche Reizung des Imperators, und nicht als ein fester Damm gegen seine Uebergriffe erscheinen. Wir haben nie an die hundertfältigen Gerüchte von Concessionen an den italienischen Raubstaat geglaubt, welche die katholische Welt in Aufregung setzen müßten; jetzt aber sind wir fast geneigt daran zu glauben. Allerdings wird der Herrscher in den Tuilerien nicht sofort den Papst für seine Niederlage in der dänischen Sache bezahlen lassen; aber er könnte das Bedürfniß fühlen warnend anzudeuten, wessen er im Drange der Noth fähig sei. Es wird nicht einmal in seiner Macht stehen, die neue Situation auf sich beruhen zu lassen, als wenn nichts geschehen wäre. Schon hat er zu lange zugewartet und sich verdächtig gemacht, als wenn er gute Gelegenheiten verpaßt habe und übervortheilt worden sei; es weht von neuem allenthalben eine scharfe revolutionäre Luft und namentlich in Frankreich erwacht mehr und

mehr der alte gefährliche Geist; wie, wenn er es gerathener fände, anstatt die gegnerischen Elemente, England mit eingeschlossen, zu bekämpfen, sich lieber an ihre Spitze zu stellen und sie seinen Zwecken gegen die „Coalition" dienstbar zu machen? Die Macht der Revolution ist jetzt ungleich größer als vor vier Jahren und sie war nie weniger als heute ein zu verachtender Bundesgenosse. Jedenfalls braucht der Imperator, um seinen Nimbus wieder aufzufrischen, einen Erfolg. Er altert rasch und seine Gesundheit soll wanken; um so mehr ist Gefahr auf Verzug, denn seine Dynastie wäre verloren, wenn er ihr nur das Wrak seiner großen Entwürfe hinterließe. Mit Einem Worte: er wird bald noch einmal die *Alternative* stellen müssen: Congreß oder Krieg!

Nur dann wäre nichts zu fürchten, wenn wirklich ganz Deutschland in sich geeinigt und allein auf sich selbst vertrauend dastünde. Dahin hätte der Sturz der alten heiligen Allianz vor zehn Jahren führen sollen, und wäre es geschehen, dann bedürfte es jetzt nicht einer verschlechterten Auflage derselben alten Allianz. Rußland kann den tiefen Riß in Deutschland nicht ausfüllen, es wird ihn nur erweitern. Die Rolle welche die czarische Diplomatie in der deutsch-dänischen Krisis spielen konnte, ist eben ein Beweis der großen Schwäche Deutschlands, die nicht von außen, sondern nur von innen und durch uns selbst gehoben werden kann. Unser beständiges Ceterum censeo!

XXX.

Lyrisches.

Sonette aus dem Orient. Von Carl Birkenbühl. Schaffhausen bei Hurter 1864.

Ein ganzes Bändchen Sonette und nur Sonette, ein kühnes Unterfangen! Das knappe Maß, die strenge Regel dieser zierlichen Reimarchitektur verlangt kein geringes Maß von Selbstbeschränkung, Gedrungenheit des Gedankens und Formbeherrschung. Auf der andern Seite ist kaum zu vermeiden, daß eben diese geschlossene Form, durch ein ganzes Buch fortgesetzt, eine gewisse Monotonie mit sich führt und auf die Dauer nur schwer vor Ermüdung zu bewahren vermag. Indeß sind wir nicht überreich an guten Sonetten, obgleich seit A. W. Schlegel, der sich ohne allzugroße Blödigkeit selber als „Sieger, Muster, Meister im Sonette" hinstellte, ganz treffliche Muster vorliegen. Ein neuer Versuch darf sich also immerhin eines wohlwollenden Entgegenkommens versehen.

Dazu kommt der Stoff. Es erweckt schon ein günstiges Vorurtheil, wenn man einen zum erstenmal vor der Oeffentlichkeit erscheinenden Dichter aus der beliebten gegenstandlosen Lyrik der Selbstbespiegelung heraustreten und nach etwas objektiv Gegebenem greifen sieht, an das er seine Gedanken und

Empfindungen anknüpft. Eine Fahrt ins Morgenland aber bietet des anziehenden Stoffes in Fülle. Der Orient — das Wort allein genügt, um vor der Phantasie ein ganzes Reich poetischer Anschauungen aufgehen zu lassen. Das Land der Bibel ist zugleich ein gemeinverständlicher, ein populärer Stoff; wo der Dichter anknüpft, berührt er bekannten Boden, theure Namen und Erinnerungen. Um so höher stellen sich freilich auch die Anforderungen.

Muß nun allerdings das Sonett mit seinem kleinen Rahmen für diese großen Perspektiven eher beengend und einschnürend erscheinen, wenigstens für eine mächtige originale Phantasie, so verbleiben dem, der sich die freiwillige Selbstbeschränkung einmal auferlegt, auf dem ergiebigen Boden immerhin doch mancherlei Themate, für welche das Sonett eine ganz passende Form darbietet, zumal in der Hand eines sinnigen Gemüths, das seine Empfindungen in kurze Akkorde, seine Eindrücke und Betrachtungen in gleich gemessene Sprüche zu fassen liebt.

Der Verfasser vorliegender Sonette hat eine Pilgerfahrt ins gelobte Land mitgemacht, und seine Lieder sind also hauptsächlich Ergüsse und Betrachtungen eines Pilgers. Daneben aber gehen mannigfaltige Schilderungen anderer Gattung, wie sie sich gerade auf dem weiten Wege bieten; geographische und ethnographische, Geschichts- und Naturbilder zwanglos durch einander gemischt. Vom Meer und seinen Wundern zieht der Dichter zum Nilland und zur Wüste; er entfaltet uns deren stille Größe und Schauer und läßt die alten Pharaonenmale, die riesigen Finger einer vergrabenen Zeit, vor unsern Augen erstehen: im Morgenscheine schimmernd die Königspyramide, „geschmolzen Erz, draus Lichtesfunken sprühen, die Wüste rings, und Erz das Felsgestein;“ die Sphynx sodann, das steinerne Räthselbild, „Saharas Kind und Königin zugleich,“ und Aehnliches. Er malt eine Karawane im Vorüberziehen, und Handel und Wandel im Reich des Halbmonds überhaupt.

In Palästina sodann, auf dem weltgeschichtlichen Central-

Land, tauchen zunächst die historischen Gestalten größerer Jahrhunderte vor der Phantasie des Pilgers auf, die wohlbekannten ritterlichen Heldennamen der Kreuzzüge. Gedrungene Charakteristiken einzelner Gestalten sind es nun auch, die sich für das schmucke Rähmchen des Sonetts ganz besonders eignen. Der „Terra sankta" selbst endlich weiht der pilgernde Sänger recht warm empfundene Töne. Er schildert seine Eindrücke bald erzählend und beschreibend, bald poetisch glossirend, und begrüßt die geweihten Stätten in vielfältigen Weisen, die freilich mitunter nur eine Scala klangvoller Exclamationen bilden. Man höre z. B. folgende Apostrophe:

> Ich liebe dich, du Land der Prophezieen!
> Obgleich die Patriarchen, Kön'ge, Richter
> Und deine Heldenfrauen, Sänger, Dichter
> Nur noch im Geist an mir vorüberziehen;
>
> Obgleich dein eigen Volk, Undanks geziehen,
> Ein Fremdling dir geworden, kein Errichter
> Des alten Bund's ersteht, kein Normen-Sichter
> Im Haus Jehova's liegt auf seinen Knieen.
>
> Du meiner Sehnsucht sonniges Gestade!
> Du bist Jehova's Land, das Land der Gnade,
> Das Land der Bibel, wundervoller Siege,
> Der Strafgerichte, der Prophetenmahnung,
> Der tausend'jährigen Messiasahnung —
> Des Heilands Grab und meines Glaubens Wiege!

Doch fehlt es auch an solchen nicht, die durch eine sinnvolle Wendung dem Bild eine Pointe abgewinnen, und dieses dadurch in eine duftigere Beleuchtung rücken. So flicht er auf seinen Wanderungen am See Tiberias folgende Scene ein, die wir als eine andere Probe noch hersetzen:

> Ein Beduine folgte seinem Pflug
> Mit nacktem Fuß, gegürtet um die Lenden;
> Er zog die Furchen, ohne sich zu wenden
> Nach uns'rem trachtenfremden Pilgerzug.

Vom Pferde, das mich durch die Eb'ne trug,
Gestiegen, langt' ich kühn mit beiden Händen
Nach seinem Pflug; er ließ es gern bewenden,
Kaum daß er ruhig, was ich wolle, frug.

Die Scholle brechend sprach ich Segen d'rein:
„O Land, das einst von Milch und Honig floß,
O werde wieder reich und schön und groß!

Wann wird der Sektenzwist beendet seyn?
Wann gleicht ihr, Hügel, üpp'gen Fohlen wieder?
Wer reißt von Morija den Halbmond nieder?“

Der Verfasser behandelt das Sonett mit augenscheinlicher Leichtigkeit; die Reime sind meistentheils rein und ungezwungen, Rhythmus und Sprache klangvoll. Die Freiheiten, die er sich zuweilen im Bau gestattet, durchbrechen zwar die reine Strenge der Regel, bringen aber wenigstens Wechsel in die Gleichförmigkeit. Der warme Hauch orientalischer Bilderpracht ist in manches seiner Gedichte übergeflossen. Doch sind die Bilder weniger gedankenreich als malerisch, die Schilderungen mehr erzählend als stimmungsvoll. Es offenbart sich in diesen Dichtungen vorzüglich ein beschreibendes Talent. Und als poetische Beschreibungen morgenländischer Stätten, als Glossen biblischer Themate seien sie den Liebhabern empfohlen.

die aufzudecken ich mich um so mehr angetrieben fühle, als wir damit immer tiefer in die Verhältnisse des Landes eingeweiht werden.

Das Grundübel, woraus die hülflose Armuth der großen Masse des Volkes hervorgeht, liegt in den oben besprochenen Verhältnissen des Grundbesitzes, auf deren Aenderung das angestrebte Pächterrecht gerichtet ist. Die ungeheure Mehrheit des Volkes bestand in den besten Zeiten Irlands, im Anfange des J. 1847, als die Bevölkerung der Insel 8,475,139 Seelen betrug, aus armen Leuten über die eine einzige Kartoffel-Mißerndte die schreckliche Hungersnoth brachte. Zeigt das nicht, daß die Masse der irischen Bevölkerung auch in den glücklichsten Jahren nicht einen gesicherten Nahrungsstand hatte? Was Irland vor Hungersnoth bewahren muß, sind die Kartoffeln, die sich jeder Irländer auf einem gepachteten Acker zu ziehen sucht; mißrathen diese, so hat der arme Pächter nichts mehr, um sich und seine Familie zu ernähren. Und woher das? Wenn Jeder, der für seine Existenz auf die Bodencultur angewiesen ist, von der Menge nicht bebauten Bodens so viel bestellen könnte, als er, um nicht bloß Kartoffeln sondern auch andere Früchte nach Bedarf zu ziehen, gebraucht, so würde das Mißrathen der einen Frucht nicht sogleich von Hungersnoth begleitet seyn. Darum läßt sich auch der irische Pauperismus nur durch eine gründliche Aenderung der Bodensverhältnisse dauerhaft beseitigen.

Zu der Ungunst dieser Umstände sind aber seit dem J. 1847 noch verschiedene andere hinzugekommen, und auch diese sind theils derartig, daß sich ohne Lösung der Pächterfrage kaum ein ephemeres Heilmittel erwarten läßt. Vor dem J. 1847 wurde nach officiellen Berichten der vierte Theil aller Lebensmittel im Werthe von 4,771,494 Pf. Sterl. von Ackersleuten gebaut, welche unter 5 Morgen Landes bestellten. Zu dieser Zeit führte Irland aus seinen Bodenerzeugnissen jährlich für mindestens 4 Millionen Pf. Sterl. nach England aus. Diese Ausfuhr konnte den großen Geldabflüssen das
halten. Anders gestaltete sich die Sache von d

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Der Ackerbau, der unter Anderm auch viel Flachs und Hanf liefert, ließe sich bei der Feuchtigkeit des Bodens noch mehr heben, wenn die in England mit so großem Erfolge betriebene Entwässerung stärkere Nachahmung fände. Was die Fischerei betrifft, so werden an der Nordküste viele Häringe und in den zahlreichen Küstenflüssen viele Lachse gefangen. Die Viehzucht, namentlich Schafzucht, wird in wenigen Ländern in so großem Maße getrieben wie in Irland. Fabriken fehlen zwar nicht; sie sind aber, obgleich sie sich sehr heben ließen, weniger blühend als in England.

Die Einwohner Irlands sind ein Gemisch aus Engländern, Holländern und alten Irländern. Jene eingewanderten Volkstheile sind fast ausschließlich im Besitze des Grund und Bodens, letztere sind ihre Pächter. Die größte Einwohnerzahl hatte Irland im Anfange des Jahres 1847. Damals zählte es 8,475,139 Seelen, eine Zahl die in Folge des Hungertyphus und der Auswanderung im J. 1861 auf 5,795,967 und, in Folge erneueter Auswanderung, jetzt auf noch viele Tausende weniger herabgesunken ist. Die eigentlichen Irländer, ungefähr drei Viertel der ganzen Bevölkerung, sind katholisch, die übrigen gehören theils der englischen Staatskirche, theils anderen protestantischen Bekenntnissen an. Die Zahl der Staatskirchlichen schätzt man auf eine kleine halbe Million, welche von 31 anglikanischen Bischöfen regiert werden.

Die Irländer sind eine keltische Race. Ihre Sprache, welche mit der schottischen und wälischen verwandt ist, wird aber nur noch hie und da auf dem Lande, namentlich im Gebirge, gesprochen und von den gebildeten Irländern in den Städten nicht einmal mehr verstanden. Man kann hundert solchen Irländern begegnen, ohne einen einzigen zu finden der ein Wort Irisch versteht. Während so das Englische mehr und mehr die Sprache des Landes wird, sprechen es die Irländer doch etwas hart und haben das Eigenthümliche, das will und shall zu verwechseln. Indeß soll die Aussprache zu Dublin der

dürfnisse des Tages; oder soll etwa die Ausführung des Züricher Friedens gefordert und mit vereinter Macht dem Imperator und — England abgetrotzt werden? Geschützt hat sie in Polen und in Dänemark nur die Sonderinteressen Rußlands und Preußens. Eines ihrer Glieder hat aus innerstem Antrieb den italienischen Raubstaat anerkannt; das andere ist durch einen Handelsvertrag gegen den deutschen Bundesgenossen mit Frankreich verbunden. Im besten Falle steht sie auf den zwei Augen eines greisen Königs, vielleicht aber nur auf der Regierungsdauer zweier constitutionellen Minister. Wo sind da Vergleichspunkte mit dem gewaltigen Aufschwung von 1815 zu entdecken? Noch mehr. Das verbindende Mittelglied jener alten Allianz fehlt jetzt ganz, nämlich das übrige Deutschland; und Altengland von 1815 existirt nicht mehr, mit dem England von heute aber gibt es gar keine principielle Allianz, weder eine conservative noch eine revolutionäre.

Unter diesen Umständen muß das Auftreten der drei Mächte seit der Londoner Conferenz viel mehr als eine gefährliche Reizung des Imperators, und nicht als ein fester Damm gegen seine Uebergriffe erscheinen. Wir haben nie an die hundertfältigen Gerüchte von Concessionen an den italienischen Raubstaat geglaubt, welche die katholische Welt in Aufregung setzen müßten; jetzt aber sind wir fast geneigt daran zu glauben. Allerdings wird der Herrscher in den Tuilerien nicht sofort den Papst für seine Niederlage in der dänischen Sache bezahlen lassen; aber er könnte das Bedürfniß fühlen warnend anzudeuten, wessen er im Drange der Noth fähig sei. Es wird nicht einmal in seiner Macht stehen, die neue Situation auf sich beruhen zu lassen, als wenn nichts geschehen wäre. Schon hat er zu lange zugewartet und sich verdächtig gemacht, als wenn er gute Gelegenheiten verpaßt habe und übervortheilt worden sei; es weht von neuem allenthalben eine scharfe revolutionäre Luft und namentlich in Frankreich erwacht mehr und

anzurechnen, als sie sich leicht heben ließe, und als das Maß der an Irland begangenen Frevel ohnehin unerschöpflich ist.

Will England einen Schritt zur Aussöhnung mit Irland thun, so muß es vor Allem seine anglikanischen Sinekuren auf der grünen Insel fallen lassend, nicht bloß die Katholiken von den Kirchensteuern für die Zwecke der Staatskirche befreien, sondern auch das geraubte Kirchengut zurückerstatten. Es gibt in Irland für mehr als 4 Millionen Katholiken 28 katholische Bischöfe ohne festes Einkommen, wornach eine irische Diöcese durchschnittlich 150,000 Seelen zählt. Dagegen gibt es für 500,000 Anglikaner 31 Bischöfe, unter welchen der geringste jährlich über 6000 Pf. Sterl. = 40,000 Thlr., der reichste aber über 12,000 Pf. Sterl. = 80.000 Thlr. Einkommen bezieht. Will man nicht, wie es billig und recht wäre, das ganze Vermögen das diese Bischöfe verschlingen, zurückgeben, so könnte man doch, ohne Schaden für den Anglikanismus, 26 dieser Bisthümer aufheben und die Fonds derselben den Katholiken wiedererstatten. Denn die übrigbleibenden 5 anglikanischen Diöcesen würden doch, bei den unbedeutenden Geschäften eines anglikanischen Bischofes, viel zu klein an Seelenzahl seyn, als daß die Bischöfe sich über zu viel Arbeit zu beschweren hätten. Auf ähnliche Weise könnte man eine Masse anglikanischer Pfarren mit reichem Einkommen, in denen es fast keine Gläubige gibt, ohne Weiteres beseitigen und andere vereinigen. So wäre es unschwer dahin zu bringen, daß die armen Katholiken von ihren Kirchensteuern und Kirchenopfern vollständig befreit würden.

Eine solche theilweise Restitution ist aber freilich nicht nach englischem Geschmacke. England braucht die Sinekuren, um seine Söhne mit irischem Fette zu mästen. Das zeigte sich noch bei Gelegenheit einer Rede, welche Abends vor der Legung des Grundsteins zu O'Connell's Monument in der Royal Chapel zu Dublin gehalten wurde. Der Redner Maziere W. Brady hatte auf das Unrecht hingewiesen, das die Staatskirche in Vorenthaltung des kirchlichen Eigenthums begehe, und gleich

beeilten sich die englischen Blätter Morning Post, Evening Mail etc. darin eine Störung des Friedens zu erblicken.

Um aber das Maß der Ungerechtigkeit voll zu machen, haben die Engländer unter Elisabeth, Jakob I., Karl I., Cromwell und Wilhelm von Oranien den Grund und Boden von fast ganz Irland systematisch seinen rechtmäßigen Eigenthümern auf die ungerechteste Weise entrissen und fremden (englischen und holländischen) Colonisten übergeben. In Folge dessen sind in Irland fast nur Fremde die Grundeigenthümer (Landlords), die Nachkommen der frühern wahren Eigenthümer aber sind ihre Pächter (tenants). Dazu kommt, daß manche Landlords sehr unbarmherzig mit ihren Pächtern verfahren. Wenn dieselben, was in neuerer Zeit in Folge wiederholten Mißwachses oft der Fall seyn mußte, ihren Pachtzins nicht bezahlen konnten, so machten die Landlords, sagt man, ohne Rücksicht auf die Umstände von der Strenge ihres Rechtes Gebrauch und nahmen den Pächtern das Land. Darum wird in Irland, neben den besprochenen Kirchenlasten, das Pächter-Recht (tenant's rights) als eine Frage betrachtet durch deren gesetzliche Lösung den Beschwerden der Nation abzuhelfen sei.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche vom Standpunkte der Staatsallmacht den Staat für befugt halten, in das Eigenthumsrecht beliebig einzugreifen. Nach meinem Dafürhalten kann der Staat nur aus Rücksicht des allgemeinen Wohles das Eigenthumsrecht beschränken oder aufheben, und wenn er sich, ohne durch solche Rücksichten bestimmt zu werden, einen Eingriff in dasselbe erlaubt, so macht er, nach meiner Rechtsanschauung, nicht von seinem Rechte, sondern wie Räuber von seiner Gewalt Gebrauch. Von dieser Anschauung ausgehend, kann ich auch nicht alles billigen, was im J. 1848, um dem Götzen des Zeitgeistes zu huldigen, von manchen Kleinstaaten in der Ablösungsfrage geschehen ist. Denn angenommen daß, was noch sehr zu bezweifeln, die Freiheit des Bodens im Interesse des allgemeinen Wohles liege, so mochte das eine Ablösung überhaupt rechtfertigen; aber nicht ein Verfahren, welches

Empfindungen aufzeigt. Eine Fahrt ins Morgenland aber bietet des anziehenden Stoffes in Fülle. Der Orient — das Wort allein genügt, um vor der Phantasie ein ganzes Reich poetischer Anschauungen aufziehen zu lassen. Das Land der Bibel ist zugleich ein gemeinverständlicher, ein populärer Stoff; wo der Dichter aufhört, berührt er bekannten Boden, theure Namen und Erinnerungen. Um so höher stellen sich freilich auch die Anforderungen.

Muß nun allerdings das Sonett mit seinem kleinen Rahmen für diese großen Perspektiven eher beengend und einschnürend erscheinen, wenigstens für eine mächtige originale Phantasie, so verbleiben dem, der sich die freiwillige Selbstbeschränkung einmal auferlegt, auf dem ergiebigen Boden immerhin doch mancherlei Themate, für welche das Sonett eine ganz passende Form darbietet, zumal in der Hand eines sinnigen Gemüths, das seine Empfindungen in kurze Akkorde, seine Eindrücke und Betrachtungen in gleich gemessene Sprüche zu fassen liebt.

Der Verfasser vorliegender Sonette hat eine Pilgerfahrt ins gelobte Land mitgemacht, und seine Lieder sind also hauptsächlich Ergüsse und Betrachtungen eines Pilgers. Daneben aber gehen mannigfaltige Schilderungen anderer Gattung, wie sie sich gerade auf dem weiten Wege bieten; geographische und ethnographische, Geschichts- und Naturbilder zwanglos durch einander gemischt. Vom Meer und seinen Wundern zieht der Dichter zum Nilland und zur Wüste; er entfaltet uns deren stille Größe und Schauer und läßt die alten Pharaonenmale, die riesigen Finger einer vergrabenen Zeit, vor unsern Augen erstehen: im Morgenscheine schimmernd die Königspyramide, „geschmolzen Erz, draus Lichtesfunken sprühen, die Wüste rings, und Erz das Felsgestein;" die Sphynx sodann, das steinerne Räthselbild, „Saharas Kind und Königin zugleich," und Aehnliches. Er malt eine Karawane im Vorüberziehen, und Handel und Wandel im Reich des Halbmonds überhaupt.

In Palästina sodann, auf dem weltgeschichtlichen Central-

Land, tauchen zunächst die historischen Gestalten größerer Jahrhunderte vor der Phantasie des Pilgers auf, die wohlbekannten ritterlichen Heldennamen der Kreuzzüge. Gedrungene Charakteristiken einzelner Gestalten sind es nun auch, die sich für das schmucke Rähmchen des Sonetts ganz besonders eignen. Der „Terra sankta" selbst endlich weiht der pilgernde Sänger recht warm empfundene Töne. Er schildert seine Eindrücke bald erzählend und beschreibend, bald poetisch glossirend, und begrüßt die geweihten Stätten in vielfältigen Weisen, die freilich mitunter nur eine Scala klangvoller Exclamationen bilden. Man höre z. B. folgende Apostrophe:

Ich liebe dich, du Land der Prophezieen!
Obgleich die Patriarchen, Kön'ge, Richter
Und deine Heldenfrauen, Sänger, Dichter
Nur noch im Geist an mir vorüberziehen;

Obgleich dein eigen Volk, Undanks geziehen,
Ein Fremdling dir geworden, kein Errichter
Des alten Bund's ersteht, kein Normen-Sichter
Im Haus Jehova's liegt auf seinen Knieen.

Du meiner Sehnsucht sonniges Gestade!
Du bist Jehova's Land, das Land der Gnade.
Das Land der Bibel, wundervoller Siege,
Der Strafgerichte, der Prophetenmahnung,
Der tausend'jährigen Messiasahnung —
Des Heilands Grab und meines Glaubens Wiege!

Doch fehlt es auch an solchen nicht, die durch eine sinnvolle Wendung dem Bild eine Pointe abgewinnen, und dieses dadurch in eine duftigere Beleuchtung rücken. So flicht er auf seinen Wanderungen am See Tiberias folgende Scene ein, die wir als eine andere Probe noch hersetzen:

Ein Beduine folgte seinem Pflug
Mit nacktem Fuß, gegürtet um die Lenden;
Er zog die Furchen, ohne sich zu wenden
Nach uns'rem trachtenfremden Pilgerzug.

Vom Pferde, das mich durch die Eb'ne trug,
Gestiegen, langt' ich kühn mit beiden Händen
Nach seinem Pflug; er ließ es gern bewenden,
Kaum daß er ruhig, was ich wolle, frug.

Die Scholle brechend sprach ich Segen d'rein:
„O Land, das einst von Milch und Honig floß,
O werde wieder reich und schön und groß!

Wann wird der Sektenzwist beendet seyn?
Wann gleicht ihr, Hügel, üpp'gen Fohlen wieder?
Wer reißt von Morija den Halbmond nieder?“

Der Verfasser behandelt das Sonett mit augenscheinlicher Leichtigkeit; die Reime sind meistentheils rein und ungezwungen, Rhythmus und Sprache klangvoll. Die Freiheiten, die er sich zuweilen im Bau gestattet, durchbrechen zwar die reine Strenge der Regel, bringen aber wenigstens Wechsel in die Gleichförmigkeit. Der warme Hauch orientalischer Bilderpracht ist in manches seiner Gedichte übergeflossen. Doch sind die Bilder weniger gedankenreich als malerisch, die Schilderungen mehr erzählend als stimmungsvoll. Es offenbart sich in diesen Dichtungen vorzüglich ein beschreibendes Talent. Und als poetische Beschreibungen morgenländischer Stätten, als Glossen biblischer Themate seien sie den Liebhabern empfohlen.

XXXI.

Verhältnisse und Zustände Irlands.

Den Erörterungen, welche in diesen Blättern jüngst über die kirchliche Physiognomie Englands und Schottlands veröffentlicht worden sind, lassen wir nun ähnliche über Irland folgen. Später dürfte sich daran ein Excurs über die außereuropäischen Besitzungen Englands anreihen. Das Ganze aber soll die Basis successiver Besprechungen bilden, welche die täglich lehrreicher sich entwickelnden Geschicke der englischen Weltmacht verdienen.

I. Allgemeine Notizen über Irland.

Die Irische Insel erreicht mit einem Flächeninhalt von 1514 Quadratmeilen ungefähr den siebenten Theil der Größe Deutschlands. Nur im Norden, Westen und Süden gibt es einige unbedeutende Gebirgszüge, deren höchste Spitzen sich 2 bis 3000′ über die Meeresfläche erheben; dagegen ist der größte Theil der Insel flach und sumpfig. Irland ist außerordentlich reich an kleinen Flüssen und an Landseen. An Mineralien liefert es nur einige unedle Metalle als Blei, Eisen und Kupfer sowie in geringer Quantität Steinkohlen; um so reichlicher ist der Torf vorhanden, der überall zu haben ist und das Hauptbrennmaterial bietet.

Die Hauptbeschäftigung der Bewohner besteht in Ackerbau, Viehzucht und Fischerei. Der Ackerbau, der unter Anderm auch viel Flachs und Hanf liefert, ließe sich bei der Feuchtigkeit des Bodens noch mehr heben, wenn die in England mit so großem Erfolge betriebene Entwässerung stärkere Nachahmung fände. Was die Fischerei betrifft, so werden an der Nordküste viele Häringe und in den zahlreichen Küstenflüssen viele Lachse gefangen. Die Viehzucht, namentlich Schafzucht, wird in wenigen Ländern in so großem Maße getrieben wie in Irland. Fabriken fehlen zwar nicht; sie sind aber, obgleich sie sich sehr heben ließen, weniger blühend als in England.

Die Einwohner Irlands sind ein Gemisch aus Engländern, Holländern und alten Irländern. Jene eingewanderten Volkstheile sind fast ausschließlich im Besitze des Grund und Bodens, letztere sind ihre Pächter. Die größte Einwohnerzahl hatte Irland im Anfange des Jahres 1847. Damals zählte es 8,475,139 Seelen, eine Zahl die in Folge des Hungertyphus und der Auswanderung im J. 1861 auf 5,795,967 und, in Folge erneueter Auswanderung, jetzt auf noch viele Tausende weniger herabgesunken ist. Die eigentlichen Irländer, ungefähr drei Viertel der ganzen Bevölkerung, sind katholisch, die übrigen gehören theils der englischen Staatskirche, theils anderen protestantischen Bekenntnissen an. Die Zahl der Staatskirchlichen schätzt man auf eine kleine halbe Million, welche von 31 anglikanischen Bischöfen regiert werden.

Die Irländer sind eine keltische Race. Ihre Sprache, welche mit der schottischen und wälischen verwandt ist, wird aber nur noch hie und da auf dem Lande, namentlich im Gebirge, gesprochen und von den gebildeten Irländern in den Städten nicht einmal mehr verstanden. Man kann hundert solchen Irländern begegnen, ohne einen einzigen zu finden der ein Wort Irisch versteht. Während so das Englische mehr und mehr die Sprache des Landes wird, sprechen es die Irländer doch etwas hart und haben das Eigenthümliche, das will und shall zu verwechseln. Indeß soll die Aussprache zu Dublin der

Londoner, welche in England tonangebend ist, wenig nachstehen.

Die Art und Weise, wie die Eroberung Irlands unter Heinrich II. im J. 1172 begonnen und im 16. Jahrhundert unter Elisabeth vollendet wurde, hat mit den nachfolgenden beispiellosen Bedrückungen einen unauslöschlichen Haß gegen die Engländer in die Gemüther des irischen Volkes gepflanzt. Der Irländer sieht in allem, was englisch ist, seine Henker und Quäler, und macht diesem Gefühle, wo dasselbe nicht unterdrückt wird, bei jeder Gelegenheit Luft. Das Gefühl erlittenen Unrechts wird auch, so lange zu dessen Sühnung nicht mehr geschieht als bis jetzt, täglich aufgefrischt. Die unmenschlichen zur Knechtung Irlands und zur Ausrottung der katholischen Religion erlassenen Gesetze haben zwar mit der Katholiken-Emancipation aufgehört, doch die ungerechte Lage, in welche die Reformation die irischen Katholiken gebracht hat, besteht noch immer, und es geschieht auch nichts, um dieselbe erträglicher zu machen.

Unter den Gewaltthaten, mit welchen die Apostel des Anglikanismus die Irländer vom Glauben ihrer Väter abtrünnig zu machen suchten, haben sich die Güterconfiskationen als vollendete Thatsachen erhalten. Um die Apostasie des Volkes zu erzwingen, wurde alles Kirchengut confiscirt und der englischen Staatskirche gegeben. Diese ist auch, obgleich sie in Irland kaum eine halbe Million Bekenner zählt, bis auf den heutigen Tag im Besitze des ganzen Kirchengutes geblieben, und überdieß müssen die armen Katholiken nebst ihren eigenen Cultus-Kosten auch die der anglikanischen Sinekuren tragen. Es sind Fälle vorgekommen, daß die baufällige anglikanische Kirche einer Pfarrei, in welcher es außer dem Pfarrer und Küster nebst ihren Familien keinen Anglikaner gab, von dem armen katholischen Volke neu zu bauen war. Wie ist, so lange diese wahnsinnige Beraubung fortdauert, an eine Aussöhnung der Irländer mit ihren Unterdrückern zu denken? Die himmelschreiende Ungerechtigkeit ist aber den Engländern um so höher

anzurechnen, als sie sich leicht heben ließe, und als das Maß der an Irland begangenen Frevel ohnehin unerträglich ist.

Will England einen Schritt zur Aussöhnung mit Irland thun, so muß es vor Allem seine anglikanischen Sinecuren auf der grünen Insel fallen lassen, nicht bloß die Katholiken von den Kirchensteuern für die Zwecke der Staatskirche befreien, sondern auch das geraubte Kirchengut zurückerstatten. Es gibt in Irland für mehr als 4 Millionen Katholiken 28 katholische Bischöfe ohne festes Einkommen, wornach eine irische Diöcese durchschnittlich 150,000 Seelen zählt. Dagegen gibt es für 500,000 Anglikaner 31 Bischöfe, unter welchen der geringste jährlich über 6000 Pf. Sterl. = 40,000 Thlr., der mächtigste aber über 12,000 Pf. Sterl. = 80.000 Thlr. Einkommen bezieht. Will man nicht, wie es billig und recht wäre, das ganze Vermögen das diese Bischöfe verschlingen, zurückgeben, so könnte man doch, ohne Schaden für den Anglikanismus, 26 dieser Bisthümer aufheben und die Fonds derselben den Katholiken wiedererstatten. Denn die übrigbleibenden 5 anglikanischen Diöcesen würden doch, bei den unbedeutenden Geschäften eines anglikanischen Bischofes, viel zu klein an Seelenzahl seyn, als daß die Bischöfe sich über zu viel Arbeit zu beschweren hätten. Auf ähnliche Weise könnte man eine Masse anglikanischer Pfarren mit reichem Einkommen, in denen es fast keine Gläubige gibt, ohne Weiteres beseitigen und andere vereinigen. So wäre es unschwer dahin zu bringen, daß die armen Katholiken von ihren Kirchensteuern und Kirchenopfern vollständig befreit würden.

Eine solche theilweise Restitution ist aber freilich nicht nach englischem Geschmacke. England braucht die Sinecuren, um seine Söhne mit irischem Fette zu mästen. Das zeigte sich noch bei Gelegenheit einer Rede, welche Abends vor der Legung des Grundsteins zu O'Connell's Monument in der Royal Chapel zu Dublin gehalten wurde. Der Redner Maziere W. Brady hatte auf das Unrecht hingewiesen, das die Staatskirche in Vorenthaltung des kirchlichen Eigenthums begehe, und gleich

beeilten sich die englischen Blätter Morning Post, Evening Mail etc. darin eine Störung des Friedens zu erblicken.

Um aber das Maß der Ungerechtigkeit voll zu machen, haben die Engländer unter Elisabeth, Jakob I., Karl I., Cromwell und Wilhelm von Oranien den Grund und Boden von fast ganz Irland systematisch seinen rechtmäßigen Eigenthümern auf die ungerechteste Weise entrissen und fremden (englischen und holländischen) Colonisten übergeben. In Folge dessen sind in Irland fast nur Fremde die Grundeigenthümer (Landlords), die Nachkommen der frühern wahren Eigenthümer aber sind ihre Pächter (tenants). Dazu kommt, daß manche Landlords sehr unbarmherzig mit ihren Pächtern verfahren. Wenn dieselben, was in neuerer Zeit in Folge wiederholten Mißwachses oft der Fall seyn mußte, ihren Pachtzins nicht bezahlen konnten, so machten die Landlords, sagt man, ohne Rücksicht auf die Umstände von der Strenge ihres Rechtes Gebrauch und nahmen den Pächtern das Land. Darum wird in Irland, neben den besprochenen Kirchenlasten, das Pächter-Recht (tenant's rights) als eine Frage betrachtet durch deren gesetzliche Lösung den Beschwerden der Nation abzuhelfen sei.

Ich gehöre nicht zu denjenigen, welche vom Standpunkte der Staatsallmacht den Staat für befugt halten, in das Eigenthumsrecht beliebig einzugreifen. Nach meinem Dafürhalten kann der Staat nur aus Rücksicht des allgemeinen Wohles das Eigenthumsrecht beschränken oder aufheben, und wenn er sich, ohne durch solche Rücksichten bestimmt zu werden, einen Eingriff in dasselbe erlaubt, so macht er, nach meiner Rechtsanschauung, nicht von seinem Rechte, sondern wie Räuber von seiner Gewalt Gebrauch. Von dieser Anschauung ausgehend, kann ich auch nicht alles billigen, was im J. 1848, um dem Götzen des Zeitgeistes zu huldigen, von manchen Kleinstaaten in der Ablösungsfrage geschehen ist. Denn angenommen daß, was noch sehr zu bezweifeln, die Freiheit des Bodens im Interesse des allgemeinen Wohles liege, so mochte das eine Ablösung überhaupt rechtfertigen; aber nicht ein Verfahren, welches

den Eigenthümer fast um die Hälfte seines Einkommens bringt. Ich kenne einen Ablösungs-Musterstaat, in welchem der Frucht-Zehent niedrig angeschlagen und überdieß bloß zum 16⅔fachen des jährlichen Betrages abgelöset wurde, obgleich daselbst der Zinsfuß kaum 3⅓ Proc. beträgt. Solche Ablösungen betrachte ich als Dinge, welche für den betreffenden Staat, so lange er das siebente Gebot nicht abschaffen kann, eine Restitutionspflicht nach sich ziehen. Deßungeachtet glaube ich, daß die Irländer im Rechte sind, wenn sie vom Staate eine bessere Stellung der Pächter im Wege der Gesetzgebung durch ein Pächterrecht fordern.

Das Eigenthumsrecht der irischen Landlords ist, von wenigen abgesehen, ein sehr precäres. Welches Recht hatte die Krone Englands, irisches Eigenthum zu confisciren? Und welches Recht konnten daher diejenigen erwerben, welche es, als Schenkung oder für eine Bagatelle, von ihr erhielten? Die Unrechtmäßigkeit des Besitzes wird auch nicht durch seine Dauer aufgehoben. Den neuen Besitzern mußte es vom Anfange bis auf den heutigen Tag an dem guten Glauben fehlen, und wo dieser nicht ist, da gilt auch keine Verjährung. Daß sie in ihrem Besitze nicht molestirt waren, ist lediglich der Gewalt, welche sie in demselben beschützt hat, nicht aber einer freiwilligen Cession der wahren Eigenthümer beizumessen. So sind die rechtmäßigen Erben der vor 200 bis 300 Jahren von ihrem Boden vertriebenen Besitzer auch noch jetzt vor Gott und dem Gewissen die alleinigen Eigenthümer desselben. Diese überall aufzufinden, das mag allerdings, in Folge der stattgefundenen Veränderungen schwer, ja unmöglich seyn; um so leichter ist es aber in den meisten Fällen mit Bestimmtheit zu sagen, daß die jetzigen Inhaber nicht die Eigenthümer seien. Wenn der Mangel an rechtmäßigem Besitztitel von Seiten des jetzigen Besitzers offenbar wäre, der rechtmäßige Eigenthümer sich aber nicht auffinden ließe, so würde nichts übrig bleiben, als das Besitzthum der irischen Nation in ihrer Gesammtheit zuzuschreiben, und den jetzigen Inhabern zu ihrer Entschädigung einen Regreß an den Staat einzuräumen.

Eine solche Restitution kann freilich England, ohne sich zugleich insolvent erklären zu müssen, nicht eingehen. Sie ist nur auf demselben Wege möglich, auf welchem das Unrecht geschehen ist, und darum fällt es auch den Irländern nicht ein, sie von dem englischen Parlamente zu verlangen. Was die Irländer fordern, ist nicht eine Restitution. Sie wollen nur eine Regulirung der Pachtverhältnisse, die dem Pächter Sicherheit gegen Bedrückung gibt, und diese Forderung ist aus den vorerwähnten Gründen gerechtfertigt.

Dieselbe ist aber auch durch politische Rücksichten geboten. Wird den gerechten Klagen der Irländer nicht zeitig abgeholfen, und bleibt namentlich die Pächterfrage ungelöst, so wird sicher die Zeit kommen, wo man die englischen und holländischen Landlords mit mehr Recht von ihren Besitzungen treiben wird, als die rechtmäßigen Eigenthümer von ihnen vertrieben wurden. England ist stolz auf seine Macht; es sind aber schon viele stolzen Reiche zu Grunde gegangen, und auch an England wird früher oder später die Reihe kommen. Hat dieses einmal seine Flotte nicht mehr, so ist es nicht im Stande Irland, aus dem es seine besten Soldaten bezieht, in Unterwürfigkeit zu halten, und das mißhandelte Volk wird sich selbst Recht zu verschaffen wissen. Das kann auch bälder kommen als man denkt, und um so eher, je größer Englands Macht und Besitzungen sind. England ist auf die Dauer nicht im Stande, seine Colonien zu behaupten, mit deren Verlust die Quellen seines Reichthums versiegen. Ueberdieß ist die Kriegführung zur See eine andere und dadurch das Machtverhältniß Englands ein anderes geworden. Wie leicht können jetzt Verwicklungen entstehen, welche der Seeherrschaft Englands ein Ende machen?

Inzwischen ruht die Fenian Brotherhood ebensowenig, wie die von England gehätschelten italienischen Carbonari. Noch am 30. Juni d. Is. hielt dieser irische Geheimbund eine Versammlung zu Boston in New England. Verschiedene Beschlüsse, die sich auf die Unabhängigkeit Irlands beziehen, wurden einstimmig angenommen und (so wenig hält der Bund seine Ab-

sichten geheim) in den zu Boston erscheinenden Zeitungen öffentlich bekannt gemacht. Diese schon lange bestehende Verbindung befindet sich auch nicht in Amerika allein, sondern ist zugleich über ganz Irland und England verzweigt. Zu den amerikanischen Nordstaaten scheint sie in demselben Verhältnisse zu stehen, das wir zwischen dem italienischen Raubstaate und den ungarischen Revolutionären finden. Wie leicht kann sich nun aber von Amerika aus ein Gewitter über England zusammenziehen? Das weiß man auch in London sehr wohl. Man hofft zwar, daß der gegenwärtige Bürgerkrieg die Macht der Nord-Staaten auf lange Zeit brechen werde; daß man sich aber bei diesem Gedanken nicht sicher fühlt, das zeigte sich noch in der dänischen Sache. Durch nichts mehr ist die englische Kriegslust gedämpft worden, als durch die von Amerika drohende Gefahr. Und warum hat England die Besatzung in Canada mitten im Frieden vermehrt? Es weiß recht gut, daß der Haß gegen England in den vereinigten Staaten allgemein ist, so daß kein Krieg populärer seyn würde, als der gegen England, und daß es in einem solchen Kriege nur eines Aufrufes bedürfte, um alles was irisch heißt, auch ohne Handgeld, unter die Fahnen Amerikas zu schaaren. Welchen Ausgang der Krieg in Amerika auch immer nehmen wird, Amerika scheint nicht abgeneigt zu seyn sich dafür an England zu rächen. Verlieren die Nordstaaten, so ist, die Stimmung des Landes erwogen, nichts wahrscheinlicher, als daß sie sich für den Verlust im Süden durch die Eroberung Canada's im Norden zu entschädigen suchen. Ein Gleiches darf man erwarten, wenn es zwischen dem Norden und Süden zum Vergleiche kommt. Denn ist die Stimmung gegen England im Norden schlecht, so ist sie im Süden kaum besser. Selbst die nordamerikanische Finanzlage dürfte seinerzeit eher ein Sporn als ein Hinderniß des Krieges gegen England werden. Englische Privaten haben eine Masse Vermögen in Nordamerika, namentlich in den Eisenbahnen. Werden nun die Yankee's, wenn sie mit Einziehung dieser Millionen dem Bankrott entgehen können, sich besinnen?

Ein Krieg mit Nordamerika würde aber jetzt für England viel gefährlicher seyn als je zuvor. Nordamerika ist mehr als je gerüstet. Seine Flotte, welche schon vor dem Kriege der englischen ziemlich gleich kam, ist während desselben — Dank der englischen Hülfe! — nicht bloß überhaupt, sondern auch mit Schiffen neuester Erfindung vermehrt. Dabei fehlt es nicht an Waffen, und im Falle eines Krieges mit England würde sich leicht eine halbe Million irischer Soldaten finden. Was könnte England, zumal für den Augenblick, einer solchen Macht entgegenstellen? Was würde England machen, wenn die Nord-Amerikaner unter dem Schutze ihrer Flotte nur 100,000 Irländer nach Irland brächten?

So hat England das höchste Interesse daran, Irland zu pacificiren oder, was dasselbe ist, die drückende Lage der irischen Pächter gründlich zu verbessern. Das gleiche Interesse müssen die irischen Grundbesitzer theilen, deren Besitz ein höchst precärer ist, so lange das irische Volk nicht abgefunden wird. Fragen wir nun, was in dieser Beziehung geschehen könnte und sollte, so muß ich ein Verhältniß befürworten, das man in deutschen Musterstaaten als mit dem allgemeinen Wohle unverträglich durch Ablösung abgeschafft hat. Und welches? Die auf Ackerbau angewiesenen Irländer müssen so viel Boden als Eigenthum haben, als sie, um von seiner Bestellung leben zu können, gebrauchen. Darum sollten alle großen Grundbesitzer, welche confiscirten Boden besitzen, gesetzlich angehalten werden, einen dem Bedürfnisse entsprechenden Theil davon gegen eine mäßige ablösbare Jahresrente in Erbpacht zu geben. Das würde nicht bloß eine Schutzwehr gegen Bedrückung seyn, sondern auch die Cultur des Bodens erhöhen und den Grund zu einem freien Bauernstande legen.

Irland hat einen von der Natur begünstigten Boden, der gehörig verbessert, einen weit größern Ertrag liefern würde, als es jetzt der Fall ist. Wer kann aber von einem Pächter eine besondere Verbesserung des Bodens hoffen, so lange er die Früchte dieses Fleißes dem Grundherrn überlassen muß?

Anders verhält sich die Sache, wenn er Erbpächter wird. Ist er dann nicht im Stande, die mit Kosten verbundenen Entwässerungsanlagen, welche in den sumpfigen Gegenden Irlands ein großes Bedürfniß sind, aus eigenen Mitteln zu bestreiten, so könnte die Regierung, wie sie nöthigen Falles schon jetzt zu thun gewohnt ist, mit verzinslichen Vorschüssen zu Hülfe kommen. Schon die durch die Erbpacht erzielte Verbesserung des Bodens allein wäre hinreichend, um die Lage des Volkes bedeutend zu erleichtern. Dazu kommt dann noch, daß der Irländer in der Möglichkeit, sich eine sichere Existenz in seinem Vaterlande zu gründen, nicht bloß einen Sporn zur Thätigkeit, sondern auch einen Zügel gegen die Trunksucht finden würde. Sind die Irländer mehr als andere Nationen diesem Laster ergeben, so ist ihre entmuthigende Lage nicht ohne Einfluß darauf. Was würde nicht ein Irländer bei seiner unbegrenzten Vaterlandsliebe zu thun und zu lassen im Stande seyn, wäre ihm die Hoffnung, sich in Irland eine wahre Heimath zu begründen, nicht benommen? Ich zweifle daher nicht, daß die besprochenen Maßregeln mehr als alles Andere zur Regeneration und zur Pacificirung des Volkes wirken würden und somit im eigenen Interesse der Engländer wären; es ist aber leider zu befürchten, daß England die Zeichen der Zeit nicht eher, als wenn es zu spät ist, verstehen wird.

II. Der irische Pauperismus.

Die zunehmende Armuth Irlands, von der die massenhafte Auswanderung nach England, Schottland, Amerika, Australien und Neuseeland, bei der großen Anhänglichkeit des Irländers an den heimischen Boden, den sprechendsten Beweis gibt, hat längst die Aufmerksamkeit von ganz Europa auf sich gezogen. Ueberall fragt man sich, was die Ursache dieses Pauperismus sei, und was etwa, um dieselbe zu heben, von der englischen Regierung geschehen könne und solle. Meines Bedünkens ist der irische Pauperismus Folge eines Complexes von Ursachen,

die aufzudecken ich mich um so mehr angetrieben fühle, als wir damit immer tiefer in die Verhältnisse des Landes eingeweiht werden.

Das Grundübel, woraus die hülflose Armuth der großen Masse des Volkes hervorgeht, liegt in den oben besprochenen Verhältnissen des Grundbesitzes, auf deren Aenderung das angestrebte Pächterrecht gerichtet ist. Die ungeheure Mehrheit des Volkes bestand in den besten Zeiten Irlands, im Anfange des J. 1847, als die Bevölkerung der Insel 8,475,139 Seelen betrug, aus armen Leuten über die eine einzige Kartoffel-Mißerndte die schreckliche Hungersnoth brachte. Zeigt das nicht, daß die Masse der irischen Bevölkerung auch in den glücklichsten Jahren nicht einen gesicherten Nahrungsstand hatte? Was Irland vor Hungersnoth bewahren muß, sind die Kartoffeln, die sich jeder Irländer auf einem gepachteten Acker zu ziehen sucht; mißrathen diese, so hat der arme Pächter nichts mehr, um sich und seine Familie zu ernähren. Und woher das? Wenn Jeder, der für seine Existenz auf die Bodencultur angewiesen ist, von der Menge nicht bebauten Bodens so viel bestellen könnte, als er, um nicht bloß Kartoffeln sondern auch andere Früchte nach Bedarf zu ziehen, gebraucht, so würde das Mißrathen der einen Frucht nicht sogleich von Hungersnoth begleitet seyn. Darum läßt sich auch der irische Pauperismus nur durch eine gründliche Aenderung der Bodensverhältnisse dauerhaft beseitigen.

Zu der Ungunst dieser Umstände sind aber seit dem J. 1847 noch verschiedene andere hinzugekommen, und auch diese sind theils derartig, daß sich ohne Lösung der Pächterfrage kaum ein ephemeres Heilmittel erwarten läßt. Vor dem J. 1847 wurde nach officiellen Berichten der vierte Theil aller Lebensmittel im Werthe von 4,771,494 Pf. Sterl. von Ackersleuten gebaut, welche unter 5 Morgen Landes bestellten. Zu dieser Zeit führte Irland aus seinen Bodenerzeugnissen jährlich für mindestens 4 Millionen Pf. Sterl. nach England aus. Diese Ausfuhr konnte den großen Geldabflüssen das Gegengewicht halten. Anders gestaltete sich die Sache von dem J. 1846 an.

Zunächst wird der Verlust, den Irland durch den Mißwachs der Kartoffeln damals erlitt, auf 20 Millionen Pf. Sterl. veranschlagt, eine Berechnung welche, die Hungerpreise berücksichtigt, nicht zu hoch erscheinen kann. Mußte das schon zur Verarmung des Landes wirken, so kam seit dem J. 1846 noch ein anderer Umstand hinzu, welcher den Ruin Irlands vollendete. Bis zu jenem Jahre hatte Irland, die natürliche Kornkammer Englands, in Folge der Korngesetze welche die Einfuhr fremden Korns untersagten, auf den englischen Kornmärkten mit keiner fremden Concurrenz zu kämpfen. Das wurde mit Abschaffung der Korngesetze im J. 1846 anders. Es war nun dem irischen Korn nicht bloß auf den englischen, sondern auch selbst auf den irischen Märkten eine Concurrenz geschaffen, welche zunächst auf den Preis, dann auf den Tagelohn und zuletzt auf den Ackerbau selbst zurückwirken mußte. Bei den gesunkenen Preisen konnten kleine Pächter nicht mehr bestehen. Das Ackerland wurde daher vielfach zu Weiden oder sonstigen Großwirthschaften verwendet, und das hatte zur Folge, daß Irland, von den oft wiederholten Mißerndten abgesehen, von 1847 an jährlich für 5 Millionen Pf. Sterl. Korn einführte, während es vordem für 4 Millionen ausgeführt hatte. Irland verlor somit, im Vergleiche mit früher, jährlich 9 Millionen Pfund oder 60 Millionen Thaler. Wie mußte das in einem Lande, das auf Ackerbau so sehr angewiesen ist, den allgemeinen Wohlstand ruiniren? Dazu kommt noch, daß das Land in den letzten Jahren wiederholt Mißwachs erlitten hat. Die General-Register ergeben, daß die erzeugten Viktualien von dem J. 1858 bis zum J. 1862 um den Werth von 4,163,934 Pf. Sterl. abgenommen haben. Der veranschlagte Werth der ganzen Erndte, welcher im J. 1841 noch 50 Millionen Pf. betrug, machte im J. 1851 nur 43 und im J. 1861 sogar nur 35 Millionen.

Der Capitalverlust, den Irland in Folge der vorerwähnten Umstände erleidet, wird noch durch zwei andere vergrößert, durch den Aufenthalt der besitzenden Classe außerhalb des Landes und durch unverhältnißmäßige Steuern.

Die irischen Landlords haben ihren Wohnsitz meist außerhalb Irlands, oder sie halten sich sonst oft lange außerhalb auf. Das Geld, das in Folge dessen aus dem Lande wandert, wird auf nicht weniger als jährlich 2 bis 4 Millionen Pfund Sterl. geschätzt.

Die öffentlichen Abgaben Irlands sind im Verhältnisse zu den Umständen sehr hoch, und sogar höher als die Englands. An Grund- und Gebäudesteuer zahlt England für 20 Schillinge Reinertrag 4¹/₁₆ Schillinge, Irland dagegen 6¹³/₁₈ Schillinge, so daß Irland, obgleich es so sehr mit Communallasten beschwert ist, von seiner Einkommen-*) und indirekten Steuer abgesehen, ein Drittel mehr Steuern gibt als England. Und doch sollte das Verhältniß, aus Rücksicht auf die größere Steuerkraft Englands, ein umgekehrtes seyn. Wenn es überhaupt ein Land gibt, das im wahren Sinne des Wortes ausgesogen wird, so ist es Irland; ein ganzer Complex von Umständen ist auf den Zweck der Erschöpfung gerichtet, und was das Resultat davon seyn müsse, kann keinem zweifelhaft seyn.

Für die Abhülfe der zuletzt genannten Uebel kann allerdings auch ohne Lösung der Pächterfrage Einiges geschehen; doch mehr als eine momentane Erleichterung läßt sich so nicht erreichen. Der Boden Irlands hat nicht mehr den Werth, den er vor dem J. 1846 hatte. Soll daher Irland nicht durch Auswanderung völlig entvölkert werden, so müssen die dortigen Verhältnisse eine der Gegenwart angemessene Umgestaltung erfahren. Vor Allem ist das Land von seiner drückenden Steuerlast zu befreien. Man geht in England bei der Besteuerung Irlands von dem Grundsatze aus, daß letzteres, weil es zum vereinigten Reiche gehöre, auch dieselbe Steuerlast tragen müsse, und zufällig besteuert man doch Irland um ein

*) In der Einkommensteuer wird von dem ersten 100 Pf. jährlicher Einnahme nichts bezahlt. Voriges Jahr wurden in Irland 796,170 Pf. Sterl. Einkommensteuer erhoben.

Drittel höher, als es nach diesem Grundsatze geschehen sollte. Der Grundsatz ist aber, zumal für die gegenwärtigen Verhältnisse, durchaus falsch. So lange die irischen Fabriken keinen höhern Aufschwung erhalten, muß die Ausfuhr Irlands, wie vor dem J. 1847, in Bodenerzeugnissen, welche in England ihren Markt finden, bestehen, und die Bodenerzeugnisse Irlands sind eben deßhalb, weil sie mit den englischen auf den Märkten Englands concurriren müssen, niedriger zu veranschlagen, als die Englands. Sind die Viktualien in Irland zum Ruin des Landes seit Jahren theurer als in England, so ist das nur ein Zustand bei dem Irland zu Grunde gehen muß, und die Besteuerbarkeit des Bodens darf daher nicht nach diesem zufälligen und unnatürlichen Preise, sondern sie soll nach dem natürlichen sich bestimmen. Der Boden Irlands kann seit dem J. 1846 keine höhere Steuerlast tragen, als der Deutschlands 2c., mit dessen Erzeugnissen er auf englischen Märkten zu concurriren hat, und seine Besteuerung muß also eine dem angemessene Abänderung erfahren; sonst kann selbst der freie irische Bauer nicht bestehen.

Soll aber auch der irische Pächter unter den gegenwärtigen Verhältnissen den Lohn seiner Arbeit erndten, soll damit der Ackerbau in Irland einen neuen Aufschwung erhalten und die Hauptquelle des irischen Pauperismus verstopft werden, so reicht die Verminderung der Steuern, die zunächst nur den Landlords zu Nutzen kommt, noch keineswegs aus. Der Pächter muß, um aus den Erzeugnissen des Bodens, den er bestellt, nicht bloß seinen Pachtzins entrichten, sondern auch mit seiner Familie leben zu können, durch die Verbesserung und fleißigere Bearbeitung des Bodens das wieder einbringen, was er durch niedrigeren Preis in Folge größerer Concurrenz verliert. Dazu kann es aber, so lange er Zeitpächter bleibt, selbst bei niedrigem Pachtzins nicht kommen. Wie kann er sich als Zeitpächter einer Verbesserung des Bodens unterziehen? Und wie soll er unter solchen Verhältnissen einen Sporn zur Thätigkeit haben, wie ihn die Aussicht, sich ein freies Besitzthum zu erwerben, gibt?

So kommen wir bei Betrachtung der Lage Irlands immer dahin zurück, daß die dortigen Verhältnisse durch Lösung der Pächterfrage einer gründlichen Umgestaltung bedürfen. Findet eine solche Umgestaltung statt, dann mag Irland sich allmählig erholen, und allmählig mag auch mit Gottes Segen das Nothgeschrei, das jetzt so oft aus Irland zu uns herüber tönt, verstummen.

Eine momentane Verbesserung verspricht die heurige Erndte. Anhaltender Mangel an Regen hat in England der dießjährigen Erndte großen Nachtheil bereitet. Die Cerealien konnten nicht auswachsen, und noch mehr wird es für den Winter an Futter mangeln. Die Sonne hat das Gras so versengt, daß man die Wiesen, welche Heu für den Winter zu liefern bestimmt waren, zu Weideplätzen machen mußte, und aus demselben Grunde versprechen die Rüben, das hauptsächlichste Futter-Surrogat in England, eine sehr schlechte Erndte. Mit banger Erwartung sieht man daher dem Winter entgegen. Anders lauten die Berichte aus Irland. Es liegen mir über die dießjährige Erndte Irlands verschiedene Notizen vor, welche alle einstimmig darin sind, daß dieselbe in jeder Beziehung eine ganz ergiebige ist, so daß man der Schwesterinsel nicht bloß mit Cerealien, sondern auch mit Heu aushelfen kann. Man ist sogar der Meinung, daß Irland in seinen alten besten Jahren selten eine bessere Erndte gehabt habe. Auch die Kartoffel scheint alle Gefahren überstanden zu haben. Bis zur Mitte des Monats August (so weit reichen meine Berichte) hatte sich keine Spur der Krankheit, welche so oft die schönsten Aussichten zerstört hat, gezeigt, obgleich die Zeit, in welcher dieselbe in frühern Jahren zum Vorscheine kam, schon vorüber war. Dabei scheint der Flachsbau, den Irland in den letzten Jahren mehr als früher betrieb, ein sehr lohnender zu werden.

Es ist dieß eine Folge des Bürgerkriegs in Nordamerika, und es mag nicht uninteressant seyn, die Ausdehnung zu veranschaulichen, welche der Flachsbau in Irland genommen hat. Es liegt mir ein tabellarisches Verzeichniß über den Flachsbau

der vier Provinzen (Ulster, Munster, Leinster und Connaught) in den letzten zwei Jahren und ein summarisches von ganz Irland in den letzten 14 Jahren nach Aeckern (Morgen) vor. Indem ich das erste Verzeichniß unberücksichtigt lasse, gebe ich das zweite. Es wurden in Irland mit Flachs bebaut: 140,536 Aecker im J. 1851; 137,008 Aecker im J. 1852; 174,579 Aecker im J. 1853; 151,403 Aecker im J. 1854; 97,075 Aecker im J. 1855; 106,311 Aecker im J. 1856; 97,721 Aecker im J. 1[illegible] [illegible]6 Aecker im J. 1858; 136,282 Aecker im J. 1[illegible] 128,595 Aecker im J. 1860; 147,957 Aecker im J. 18[illegible]) Aecker im J. 1862; 214,099 Aecker im J. 1[illegible] Aecker im J. 1864. Man sieht aus diesem Verz[illegible] daß der Flachsbau in demselben Maße zugenommen hat, [illegible] das Leinen in Folge des amerikanischen Krieges im We[illegible]a[illegible] und daß Irland in diesem Jahre eine doppelt so große [illegible]e mit Flachs bebaut hat, als in gewöhnlichen Jahren.

Eine solche in aller Beziehung ergiebige Erndte muß allerdings dahin wirken die Leiden Irlands zu lindern. Wie sehr das die Irländer fühlen, gibt sich auch schon darin kund, daß die günstigen Erndteaussichten augenblicklich wieder Vertrauen in ihnen erweckt und die massenhafte Auswanderung nach Amerika vorläufig zu hemmen beigetragen hat. Man müßte aber ganz kurzsichtig seyn, wenn man die gründliche Heilung eines in den Verhältnissen tief begründeten Uebels von Umständen erwarten wollte, welche so wenig Aussicht auf Bestand haben, daß sie alle zusammen in einem ganzen Jahrhunderte nicht wiederkehren möchten. So lange die gegenwärtigen Verhältnisse dauern, befindet sich die arbeitende Klasse des irischen Volkes entweder in wirklicher Hungersnoth oder am Vorabende derselben.

XXXII.

Die erste Gesammtausgabe des literarischen Nachlasses von Leibniz*).

I.

Onno Klopp und die Vorgänger seiner Edition.

Es ist eine merkwürdige, für unser hochgeschwollenes Nationalgefühl keineswegs schmeichelhafte Thatsache, daß wir von dem reichsten Geiste, welchen unsere Nation in den letzten drei Jahrhunderten besaß, daß wir von Leibniz noch immer keine von einem Deutschen besorgte und aus der rechten Quelle, der königlichen Bibliothek zu Hannover, geschöpfte Gesammtausgabe seiner Werke, namentlich der deutsch von ihm geschriebenen, erhalten haben. Ein auf fast allen Gebieten des Wissens Bahn brechender Genius wie Leibniz gehört allerdings einer einzelnen Nation so wenig, wie einem einzelnen Jahrhundert

*) Die Werke von Leibniz gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der Königlichen Bibliothek zu Hannover. Durch die Munificenz Sr. Maj. des Königs von Hannover ermöglichte Ausgabe von Onno Klopp. Erste Reihe. Historisch-politische und staatswissenschaftliche Schriften. Erster und zweiter Band. Hannover 1864. Klindworths Verlag.

an; aber die Nation, aus welcher er hervorging und welcher er in einer Zeit, wo Gelehrsamkeit und warme Vaterlandsliebe noch so wenig Hand in Hand gingen, seine feurigste Begeisterung und sein edelstes Streben gewidmet hat, hätte doch vor allem eine Schuld der Dankbarkeit gegen ihn abzutragen gehabt, dadurch daß sie die wissenschaftlichen Schätze seines Geistes zum Gemeingut aller Zeiten machte, zumal dieselbe Nation wie keine andere sich sonst durch einen Cultus des Genius hervorthut, der nicht allzu ängstlich in der Bewunderung fremder und einheimischer Größen ist. Während von den Koryphäen unserer neuern Literatur nunmehr beinahe jeder beschriebene Papierschnitzel der Nachwelt aufbewahrt ist, und selbst die Geister zweiten Rangs sich einer ausgezeichneten Aufmerksamkeit erfreuen, ist bis jetzt der literarische Nachlaß eines Leibniz noch immer der Nation großen Theils vorenthalten gewesen. Und doch bildet dieser Nachlaß eine Masse, von der wir uns eine Vorstellung machen können, wenn wir uns, wie der erste deutsche Herausgeber sagt*), denselben vereinigt denken in drei Schränken von etwa zehn Fuß Höhe, fünf Fuß Breite und anderthalb Fuß Tiefe.

Noch beschämender ist für uns die Thatsache, daß ein Ausländer, der französische Schweizer Dutens in Genf, 1768 die erste Gesammtausgabe der Werke von Leibniz in 6 Quart-Bänden veranstaltet hat. Für den literarischen Werth der Ausgabe war es zu bedauern, daß Dutens sich nicht an die erste Quelle wandte, daß er von dem Vorhandenseyn der sämmtlichen Werke von Leibniz auf der Bibliothek in Hannover noch keine Ahnung hatte und deßwegen aus andern, weniger reinen und vollständigen Quellen geschöpft hat. Aber noch viel mehr, sagen wir mit dem neuen deutschen Herausgeber, ist es im deutschen Interesse zu beklagen, daß ein französischer Schweizer diese Ausgabe durchführte: „Dutens gab uns Leibniz

*) Werke von Leibniz I. Einleit. XXII.

den Theologen, den Philosophen, den Mathematiker, den Naturforscher, den Juristen, den Historiker, den Etymologen, so gut und soviel er ihn zu geben vermochte; er gab uns nicht den Politiker, den deutschen Patrioten Leibniz." Die deutschen Schriften, welche er aufnahm, hat er, um sie seinen Lesern genießbar zu machen, ins Lateinische übersetzt, mit einziger Ausnahme der Schrift: „Unvorgreifliche Gedanken betreffend die Ausübung und Verbesserung der deutschen Sprache", die er neben einer französischen Uebersetzung auch deutsch gegeben hat, aus Rücksicht auf die Deutschen, damit sie sich nicht beschweren könnten, daß ihnen diese „goldene Abhandlung, diese beredteste Schrift über die deutsche Sprache" vorenthalten sei*). Wie ist es möglich, daß dieser Fingerzeig des französischen Schweizers fast ein ganzes Jahrhundert lang von Deutschen unbeachtet bleiben konnte?

Nach Dutens fuhr man fort, einzelne Schriften von Leibniz zu publiciren. Der Gedanke einer Gesammtausgabe ward nicht wieder aufgenommen. Einen Anlauf machte zwar G. H. Pertz, früher Bibliothekar in Hannover; er gab die Annales imperii occidentalis Brunsvicenses heraus; es wurde der Plan gefaßt, wenigstens die ungedruckten geschichtlichen und staatswissenschaftlichen Schriften zu veröffentlichen; aber von diesen, sowie von dem überaus reichen Briefwechsel, ist je nur ein einziger Band erschienen. Einzig die von Gerhardt übernommene mathematische Reihe der Schriften von Leibniz wird noch fortgeführt.

Die größten Verdienste um Leibniz hat in neuester Zeit sich ohne Zweifel der für die Wissenschaft leider zu früh verstorbene G. E. Guhrauer erworben. Im J. 1838 gab er zwei Bände deutscher Schriften von Leibniz heraus; 1839 verbreitete er in seinem Werke: „Kurmainz in der Epoche von 1672" zuerst Licht über den im höchsten Grade merkwürdigen Vorschlag einer ägyptischen Expedition, welchen Leibniz dem

*) Werke von Leibniz I. Einl. XIII. f.

französischen König Ludwig XIV. machen wollte, obgleich ihm das Material noch nicht genügend vorlag; am 2. April 1846 entwickelte er vor der Akademie der Wissenschaften in Berlin seine trefflichen Ideen zu einer künftigen kritischen Gesammtausgabe der Werke von Leibniz; die reichste Anregung gab er endlich 1846 durch seine „zu Leibnizens Säkular-Feier“ verfaßte Biographie in zwei Bänden. Dennoch, so groß der Gewinn auch ist, welcher für die Kenntniß namentlich der politischen Thätigkeit von Leibniz aus diesen Publikationen zu schöpfen ist, sagt der neue Herausgeber im Hinblick auf das ihm vorliegende vollständige Material, „daß Guhrauer jene (politische) Thätigkeit mehr geahnt, als in ihrer vollen Wirklichkeit durchschaut habe“*). Und Guhrauer selbst schloß im J. 1846, zwei Jahrhunderte nach der Geburt des großen Leibniz, die Biographie desselben mit den denkwürdigen Worten: Ein Monument, welches Deutschland und Europa Leibnizens Genius zu setzen hat, ist übrig: eine würdige Ausgabe seiner sämmtlichen Werke.

Ein deutscher Fürst der Dynastie, welcher Leibniz vorzugsweise das reiche Maß seiner genialen Kräfte gewidmet, hat es übernommen, diese Ehrenschuld an Deutschland und an Europa abzutragen und dem „Genius von Leibniz“ das einzige Denkmal zu setzen, das seiner würdig ist. Und zur Ausführung seiner wahrhaft königlichen Intentionen hat er in dem Herausgeber der Werke von Leibniz einen Mann gefunden, welcher nicht bloß seiner schwierigen Aufgabe nach ihrer wissenschaftlichen Seite vollkommen gewachsen ist, sondern auch in seiner bewährten deutschen Gesinnung die Kraft und Hingebung besitzt, welche ein so großes Unternehmen fordert. Zwei mit königlicher Munificenz ausgestattete Bände dieses Denkmals liegen vor; die Ausgabe des dritten steht in nächster Zeit zu erwarten. Wie aus dem Grabe steigt die erhabene Gestalt des deutschen Weisen vor uns auf; denn wie der Herausgeber, die ihn

*) Werke von Leibniz I. Einl. XIX.

leitenden Grundsätze damit andeutend, sagt, „die Werke von Leibniz sind seine Biographie“ *).

Es ist gewiß — fast schämen wir uns des Wortes — keine zu hoch gespannte Hoffnung zu nennen, wenn man erwartet, daß dieses königliche Geschenk, welches uns vor allem den deutschen Leibniz gibt, von den berufenen Vertretern der deutschen Wissenschaft, der deutschen Literatur und des deutschen Nationalgeistes, wenn nicht mit Begeisterung, wenigstens mit Dank werde aufgenommen werden. Es ist beschämend und niederdrückend, eingestehen zu müssen, daß dem nicht so ist, daß das Ausland, daß vielleicht Frankreich den Worten des deutschen Patrioten Leibniz ein aufmerksameres Ohr leiht, als das für eine große Zukunft schwärmende Deutschland. Es ist kaum denkbar und dennoch wahr, daß zwei Bände Leibnizischer Schriften, die jetzt größtentheils zum erstenmale an das Licht der Oeffentlichkeit treten, von unserer gelehrten, patriotisch thuenden Zunft an den Universitäten, von unsern zahllosen vor Patriotismus überschäumenden Zeitschriften, von unsern größern politischen Organen, mit wenigen Ausnahmen, vornehm ignorirt werden können. Nicht einmal das gelehrte Blatt der Hannoverschen Landesuniversität hat sich bis jetzt soweit herabgelassen, von einem Leibniz Notiz zu nehmen. Freilich ist auch ein Leibniz, der mit einer rührenden Treue, mit einer unversieglichen Begeisterung, mit einer Art von Religion am ganzen Deutschland, an Kaiser und Reich festhielt, und dessen von „Harmonie“ genährter Geist mehr auf die Einigung und Versöhnung der Gegensätze bedacht war, als daß er sich auf Spaltung und Parteihaß verstand, kein Ideal das nach dem Geschmack des Hrn. Waitz seyn dürfte. Freilich ist der Herausgeber bei den den literarischen Markt beherrschenden Kreisen in Acht und Bann gethan. Warum hat er sich auch einfallen lassen, einem Friedrich II. die deutsche Maske abzureißen, mit welcher das deutsche Pro-

*) Werke von Leibniz I. Einl. XXIII.

fessorenthum das Bild dieses undeutschen Fürsten in der Geschichte umsponnen hatte? Warum hat er es umgekehrt auf sich genommen, die Gestalt des dem nationalen Hasse preisgegebenen Tilly in ihrer sittlichen Größe und dem reinen Adel der Gesinnung wiederherzustellen? Warum wagt er es auch, den faulen Sumpf der stagnirenden historischen Vorurtheile anzurühren, oder mit seinen kleindeutschen Geschichtsbaumeistern in das kleindeutsche Wespennest des gelehrten Zunftgeistes zu stechen? Warum wagt er die Olympier zu reizen? Wir hoffen kaum, daß die gelehrten Herrn der Georgia Augusta aus Scham thun, was sie bislang ohne Scheu, ihren wissenschaftlichen Ruhm zu beflecken, unterlassen haben. Wo man es im politischen Parteigeist soweit gebracht hat, daß ein Mitglied der gelehrten Körperschaft einer Universität, nur weil sie sich weigert, in eine liberal-servile Parteidemonstration zu Gunsten des Augustenburgers einzuwilligen, bei einem öffentlichen Anlaß ein Pereat sprechen durfte; wo man soweit geht, einem Mitgliede der Universität das allen andern unbedenklich eingeräumte Recht zu versagen, in dem literarischen Organe der Universität die eigene Schrift anzuzeigen und gegen den verstorbenen Vater eine Pflicht der Pietät zu erfüllen, und wo man dieses Recht lediglich deßwegen versagt, weil die Gewährung desselben einem liberalen Tagesgötzen, der zugleich Curator der Universität ist, unbequem werden dürfte; wo man in der Ausschließlichkeit der Parteisucht und in Servilität soweit voran ist, da wird auch ein Leibniz nicht zu seinem Rechte kommen, das ihm vor Deutschland, vor Europa gebührt.

Vor Hrn. Klopp hat indessen ein Franzose, Hr. Graf Foucher de Careil, eine Ausgabe von Leibnizens Werken seit dem J. 1859 unternommen und es im laufenden Jahre bis zum fünften Bande gebracht. Mit der Bescheidenheit eines deutschen Gelehrten geht Hr. Klopp in der literarischen Einleitung zu seiner Ausgabe über die Leistung des Hrn. Foucher de Careil hinweg. Eine Kritik dieser Ausgabe, sagt er, wird man von einem Deutschen, der gleichzeitig mit der seinigen

auftritt, nicht erwarten *). Wie es scheint, mußte erst die empörende Mißhandlung, welche der edle Guhrauer von dem französischen Herausgeber im fünften Bande seines Werkes erfahren hat, das Rechtsgefühl des deutschen Gelehrten so tief verletzen, daß er jetzt mit verdienter Unbarmherzigkeit die Geißel der Kritik über seinem Opfer schwingt **). Wir wissen uns von jeder nationalen Eifersüchtelei frei; um so dankbarer sind wir Hrn. Klopp für das von ihm über den ebenso leichtfertigen als anmaßenden Franzosen verhängte Strafgericht. Es sind nicht undeutliche Spuren vorhanden, daß der gallische Uebermuth sich auch auf dem Gebiete der Literatur fühlbar macht. Man scheint jenseits des Rheins mit dem politischen Primat auch den literarischen in Anspruch nehmen zu wollen. Man kann von nationalem Dünkel so entfernt wie möglich seyn, denn auf dem Felde der Wissenschaft gilt nicht die Nation sondern das Verdienst, und doch eine Genugthuung darüber empfinden, wenn fremder Uebermuth nach Verdienst gezüchtigt wird. Und verdient ist die Züchtigung des Hrn. Grafen für seine übermüthige Behandlung eines deutschen Gelehrten, dessen Gründlichkeit, Gewissenhaftigkeit und Bescheidenheit wir bei seinem französischen Gegner vergebens suchen, allerdings in vollem Maße. Da es sich aber hiebei nicht bloß um die Ehre des verstorbenen Guhrauer, sondern zugleich und hauptsächlich um die von Hrn. Foucher de Careil besorgte Ausgabe von Leibniz handelt, so sind wir der Sache wegen genöthigt, ausführlicher auf diese Fehde einzugehen.

Hr. Klopp hat sich zu seiner Kritik den in diesem Jahre erschienenen fünften Band der Ausgabe des Hrn. Foucher de Careil ausersehen. Er enthält vornehmlich die auf die ägyptische Expedition bezüglichen Schriften, und derselbe Gegenstand

---

*) Werke von Leibniz I. Einl. XX.

**) O. Klopp, Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten. Hannover 1864. S. 107—138.

ist der Kern des Werkes, welches Guhrauer 1839 unter dem Titel: „Kurmainz in der Epoche von 1672“ veröffentlicht hat. Daß der Herr Graf im Stande gewesen wäre, die Arbeit von Guhrauer vielfach zu berichtigen und zu ergänzen, ist außer Zweifel. Das von Hrn. Klopp im zweiten Bande mitgetheilte neue Material gibt darüber volle Gewißheit. Guhrauer selbst hat die Nothwendigkeit einer solchen Ergänzung wohl erkannt, wie die nach vollendetem Drucke seines Werks am Schlusse nachträglich hinzugefügten Zusätze beweisen. Als er 1836 auf der Bibliothek in Hannover die Papiere von Leibniz einsah, war Vieles von den Schriftstücken, welche sich auf die ägyptische Expedition beziehen, noch nicht aufgefunden; selbst das eigentliche Hauptwerk, die größere Denkschrift, wurde damals noch vermißt. Nur ein Auszug aus derselben, den Leibniz für seinen Freund, den Baron Boineburg gemacht und als Consilium Aegypliacum bezeichnet hatte, stand damals zu Gebote. Durch weitere Forschungen in Paris und durch scharfsinnige Combinationen überzeugte sich indeß Guhrauer schon damals, daß neben dem Consilium Aegypliacum noch eine größere Denkschrift, das eigentliche Hauptwerk, existiren müsse. Seine Vermuthung bestätigte sich vollkommen, indem diese Denkschrift wirklich zwischen den Jahren 1836 bis 1839 in Hannover aufgefunden wurde. Bei einer zweiten Anwesenheit in Hannover nahm er Einsicht von der Handschrift, und beeilte sich das Ergebniß derselben in den Zusätzen zu seinem Werke mitzutheilen. Seitdem kann es keinem Zweifel unterliegen, daß man zwischen der eigentlichen Denkschrift und dem für Boineburg verfaßten Auszug, dem Consilium Aegypliacum, sorgfältig unterscheiden müsse. Für einen Herausgeber der Werke von Leibniz, der noch dazu „nach den Originalhandschriften“ arbeitet, müssen dieß elementare Dinge seyn.

Hören wir nun den Hrn. Foucher de Careil. Er sagt: Guhrauer hat die große Denkschrift nicht gekannt; er hat den Auszug für das eigentliche Werk gehalten, und hat diesem Auszug den Namen Consilium Aegyptiacum gegeben, welcher

der großen Denkschrift gebührt. Die Sache verhält sich, wie wir gesehen haben, gerade umgekehrt. Guhrauer hat die größere Denkschrift gekannt; er ist von ihrer Existenz schon vor ihrer Auffindung überzeugt gewesen; er trennt sie sorgfältig von dem Auszuge, und bezeichnet diesen richtig mit den eigenen Worten von Leibniz als Consilium Aegyptiacum, während der französische Herausgeber der Werke von Leibniz „nach den Originalhandschriften" diese Bezeichnung auf die eigentliche Denkschrift überträgt und dadurch Verwirrung in die ganze Sache bringt.

Doch vielleicht ist der Aufmerksamkeit des Hrn. Foucher de Careil dieser Auszug, das Consilium Aegyptiacum, entgangen. Er war selbst in Hannover, hat selbst den Nachlaß von Leibniz eingesehen und die auf die ägyptische Expedition bezüglichen Schriftstücke verzeichnet. Auch das Stück mit der Ueberschrift Consilium 6cum (die Ziffer 6 bedeutet in der Correspondenz mit Boineburg Aegypten) hat ihm vorgelegen. Darunter steht mit kleinerer Schrift von Leibnizens Hand als Inhaltsangabe des ersten Paragraphen das Wort Summa. Hr. Foucher de Careil hat also das eigentliche Consilium Aegyptiacum vor sich gehabt; er hat es nicht erkannt; er gibt ihm im Verzeichniß der Leibnizischen Schriften den Titel La Summa und behauptet, dieses Stück sei bisher das einzige gewesen, welches als die vollständige Handschrift des Consilium Aegyptiacum betrachtet worden sei. Das heißt doch in der That das Pferd suchen, auf dem man reitet. Hr. Foucher de Careil hat indessen von der Selbsttäuschung, in der er befangen ist, nicht die leiseste Ahnung. Mit Entrüstung schleudert er gegen Guhrauer den Vorwurf, daß er nicht einmal durch den Titel Summa, soviel wie bloßes Inhaltsverzeichniß der Capitel, veranlaßt worden sei, die Existenz der großen Denkschrift als möglich anzunehmen. Er habe sich durch nichts in seiner vorgefaßten Meinung irre machen lassen, selbst nicht durch den Brief des Hrn. Pertz, der ihn „in peremtorischen Ausdrücken" von der Existenz der großen Denkschrift in Kenntniß gesetzt habe. „Es ist unglaublich", setzt Hr. Foucher de Careil in

unvergleichlicher Selbstironie hinzu, und merkt nicht, daß jeder Pfeil, den er auf Guhrauer schleudert, den unglücklichen Schützen selber trifft.

Hr. Foucher de Careil unterscheidet also in der Einleitung La Summa, den Auszug, und das Consilium Aegyptiacum, die eigentliche Denkschrift, auf das genaueste. Man ist somit berechtigt zu erwarten, daß er im Abdruck des Textes dieselbe Unterscheidung der Aufschriften auf das gewissenhafteste beibehalten werde. Würde er die Summa unter dem rechtmäßigen Titel Consilium Aegyptiacum abdrucken, so hätte er damit selbst das Fundament seiner fulminanten Kritik Guhrauers zerstört. Und doch das gänzlich Unerwartete, man sollte sagen, das ganz Unmögliche wird bei Hrn. Foucher de Careil Wirklichkeit. Seite 315 druckt er seine Summa ab, und druckt sie ab unter dem Titel Consilium Aegyptiacum, und druckt sie ab nicht „nach den Originalhandschriften", wie der Titel seiner Ausgabe verheißt, sondern nach dem Guhrauer'schen Texte. „Es ist unglaublich."

Gehen wir nun zur großen Denkschrift von Leibniz, die ägyptische Expedition betreffend, über, dem eigentlichen Consilium Aegyptiacum, wie Hr. Foucher de Careil meint. Vorab sind indeß, ehe wir seine Leistungen hinsichtlich dieser Schrift in's rechte Licht stellen, einige Bemerkungen über den Zustand der Handschrift unerläßlich. Es sind nämlich die einzelnen Theile derselben erst allmählich zusammengefunden worden, und zwar zuerst Anfang und Schluß, später der mittlere Theil. Die Handschrift besteht demgemäß aus drei zusammengehörenden Lagen. Der beiliegende Bericht eines frühern Bibliothek-Sekretärs, der diese Zusammenordnung vorgenommen hat, gibt von der Zusammengehörigkeit der Papiere Nachricht. Als Hr. Foucher de Careil die Bibliothek in Hannover besuchte, war diese Ordnung der Papiere längst vollzogen. Er war also völlig in den Stand gesetzt, die Denkschrift ihrem ganzen Umfange nach zu geben; er konnte nicht fehlgreifen; der beiliegende Bericht des Sekretärs mußte ihn orientiren. Doch für Herrn

Foucher de Careil sind die Fingerzeige deutscher Gelehrten, wie es scheint, vergebens; er hat um die mittlere Lage des Manuscripts sich nicht im mindesten gekümmert und deßhalb nur den Anfang und den Schluß der großen Denkschrift gegeben.

Vielleicht ein verzeihliches Versehen! Hr. Foucher de Careil hat etwa den beiliegenden Bericht des Sekretärs nicht beachtet und sich deßhalb unfreiwillig geirrt. Es mag seyn. Aber wenn eine so große Partie ausgelassen ist, und wenn Leibniz sonst in seiner Darstellung den strengsten Zusammenhang beobachtet, so mußte ja die Schrift selbst, oder vielmehr der an der Lücke nothwendig sich zeigende Mangel an Zusammenhang den Hrn. Grafen auf den fehlenden Theil aufmerksam machen. So ist es in der That. Der erste Theil schließt auf S. 203 und 204 mit einer Besprechung von Nubien und Abyssinien; der erste Paragraph des zweiten Theils beginnt auf S. 205 mit den Worten: Tels sont, parmi les Etats *européens*, ceux dont *les possessions* touchent les frontières de l'empire turc et *dont* nous avons tout à espérer et rien à craindre. Die Lücke ist klaffend; es ist handgreiflich, daß eine Besprechung von Oesterreich, Deutschland überhaupt, von Polen und Rußland vorhergegangen seyn muß. Hr. Foucher de Careil merkt es nicht. „Es ist unglaublich."

Betrachten wir endlich, was Hr. Foucher de Careil mehr gegeben hat als Guhrauer, und wie er es gibt. Hr. Klopp berichtet mit lakonischer Kürze: „Als Hr. Foucher de Careil die Bibliothek in Hannover besuchte, fand er die hieher gehörenden Manuscripte durch den Fleiß des Bibliothek-Sekretärs Sertro geordnet vor. Mithin konnte er mehr Schriften geben als Guhrauer. Es sind deren, die er mehr gegeben hat, zwei an der Zahl. Die andern hat er mit Guhrauer gemein!" Das ist also der Gewinn, welchen man dem Manne verdankt, der auf dem Titel seines Werks ankündigt, daß er „zum erstenmale die Werke von Leibniz nach den Originalhandschriften" herausgibt.

Und wie hat er sie herausgegeben! Der erste Theil der

Denkschrift enthält im Original einige kleine, kaum nennenswerthe Lücken. Ein sorgfältiger Herausgeber hat das zu notiren. Hr. Foucher nimmt davon keine Notiz. Doch sich selbst übertroffen hat er erst in der Uebersetzung oder richtiger in der ganz freien Bearbeitung, die er von der Denkschrift gegeben. Hier sind Unwissenheit und Dünkel in einer beispiellosen Weise miteinander gepaart. Einige Belege werden dieses harte Urtheil bestätigen. In dem zweiten Theile der Denkschrift, wo Leibniz zeigt, daß die Holländer nur zur See zu überwältigen seien, bei einem Landkriege dagegen der Verlust einiger Städte des Binnenlandes unerheblich sei, nennt er unter solchen Städten auch Rhenobergum und Sylvaducis (Herzogenbusch). Herr Foucher de Careil übersetzt das erstere mit Rheims, das letztere mit Sédan! Einige Sätze weiter berichtigt Hr. Foucher de Careil die geographischen Kenntnisse Leibnizens abermals, indem er aus Neu-Batavia Australien macht. Etwa zehn Seiten weiter bereichert Hr. Foucher de Careil Deutschland um das neue Fürstenhaus Brandenburg-Lüneburg, und macht es dadurch nicht unwahrscheinlich, daß er derselbe gewesen sei, welcher 1859 in der Lüneburger Haide die neue Völkerschaft der Haidschnucken entdeckte. In der Geographie des eigenen Vaterlandes erscheint Hr. Foucher de Careil nicht besser bewandert; denn zwei Seiten später übersetzt er Rupella (la Rochelle) mit Rupelmonde. Doch die Krone von allem ist Folgendes. Leibniz sagt, durch einen unglücklichen Ausgang der Expedition nach Aegypten werde die Ehre und der Ruhm des Königs nicht leiden. „Denn wir sehen, daß die Ehre des Königs und der Nation durch das nicht ruhmvolle Aufgeben von Gigeri und von Candia um nichts verringert ist.“ Herr Foucher de Careil übersetzt (T. V. p. 251): Nous voyons, en effet, que la réputation du roi et de la nation ne perdit rien de son prestige lorsque *Genséric* abandonna peu glorieusement Candie. Also Ludwig XIV. und Genserich, der Vandalenkönig, Zeitgenossen! Nach solchen Vorgängen fällt es nicht mehr auf, wenn der französische Gesandte bei der Pforte

de la Haye in einen marchand Isaac, oder die Arminianer Hollands in Armenier verwandelt werden.

Aehnlich steht es mit der zweiten Schrift, welche Herr Foucher de Careil mehr geliefert hat. Er gibt ihr den willkürlichen Titel: Projet de fable politique pour *faire suite* au projet de conquête de l'Egypte, ungeachtet sie vor der Reise Leibnizens nach Paris verfaßt ist. Doch in Vergleich zu andern Dingen ist dieß beinahe Nebensache; denn auch hier überspringt Hr. Foucher die chronologischen Unterschiede mit einer beinahe ebenso genialen Kühnheit, als da wo er Genserich und Ludwig XIV. zu Zeitgenossen macht. Die „Thaten des K. von Beuningen" verwandelt er in les exploits de *Blenheim*, und läßt es sich dabei nicht im mindesten stören, daß, als die Schlacht von Blindheim geschlagen wurde (1704), seit dem Projekt der ägyptischen Expedition bereits 32 Jahre verflossen waren, und daß Wilhelm von Oranien, dessen politischer Thätigkeit in Holland an der Stelle gedacht wird, bereits seit länger als zwei Jahren als König Wilhelm III. von England gestorben war. Daneben wäre es wohl zuviel verlangt, wenn wir von Hrn. Foucher de Careil erwarten wollten, daß er die Stelle, wo Leibniz von heimlichen Calvinisten in Frankreich redet, recht verstehen und auf die jansenistische Partei deuten sollte, obwohl es sich dabei um eine leider nur zu bekannte Partie der Kirchengeschichte Frankreichs handelt*).

Vergleichen wir zum Schluß noch die Schriftstücke, welche beide Herausgeber, Guhrauer und Hr. Foucher de Careil, gemeinsam haben. In dieser Beziehung constatirt Hr. Klopp zunächst, daß bei letzterm weder eine chronologische, noch irgend

*) Die Stelle lautet bei Leibniz (Werke II. 71, Ausgabe von Klopp): Plures *animis* Hugonotas esse quam qui templum Charentoniense, aut Academiam Salmuriensem *corpore* frequentent. Hr. Foucher de Careil übersetzt: Les Huguenots sont paisibles à peu près comme ceux que l'on enferme dans l'établissement de Charenton (ein bekanntes Irrenhaus).

eine andere Anordnung nach wissenschaftlichen Grundsätzen feststellt, während Guhrauer (und selbstverständlich auch Hr. Klopp) sorgfältig jedem Schriftstück aus der Feder von Leibniz in der chronologischen Reihenfolge seine richtige Stelle anzuweisen sucht: „denn die Werke von Leibniz sind seine Biographie." Manche Arbeiten von Leibniz waren Guhrauer nur in schlechten, incorrekten Abschriften zugänglich. Die schlechte Beschaffenheit seines Textes entging ihm nicht; dennoch, da ihm kein besserer zu Gebote stand, mußte er ihn abdrucken, gab jedoch, nachdem ihm bei einer zweiten Anwesenheit in Hannover die inzwischen aufgefundenen Originale vorgelegt waren, am Schlusse seines Werkes berichtigende Zusätze. Hr. Foucher de Careil kam viel später nach Hannover, sah die sämmtlichen Manuscripte im Original, und versprach ihnen gemäß seine Ausgabe zu veranstalten. Trotzdem zeigt eine Vergleichung der Texte mit Evidenz, daß er nicht den Text der Originale, sondern den Guhrauer'schen gegeben hat. Nicht bloß, daß er die von Guhrauer selbst mitgetheilten Berichtigungen ganz unberücksichtigt gelassen, und daß er sogar die Druckfehler bei Guhrauer mit gewissenhafter Treue conservirt hat — es kommt sogar der Fall vor, daß Hr. Foucher de Careil die unter dem Texte von Guhrauer stehenden Noten streicht, und doch in seinem Texte die auf die Noten verweisenden Ziffern stehen läßt! Noch mehr. Von einer Reihe von Briefen, welche Guhrauer in französischen Archiven fand, hat er nur eine deutsche Uebersetzung und aus dem Texte nur soviel mitgetheilt, als für seine Beweisführung nöthig war. Dieselben Briefe gibt auch Hr. Foucher de Careil, und zwar genau mit denselben Lücken, wie bei Guhrauer, ein Beweis daß er nur die deutsche Bearbeitung Guhrauers vor sich hatte und aus ihr eine Rückübersetzung veranstaltete. Und das nennt Hr. Foucher de Careil eine Ausgabe d'après les manuscrits originaux!

Genug. Wir bemerken nur noch, daß die Ausgabe des Hrn. Klopp das wirklich ist, was die Ausgabe des Hrn. Foucher de Careil nicht ist, nämlich wirklich eine correkte, sorg-

fältig chronologisch geordnete, vollständige Ausgabe der Werke von Leibniz gemäß seinem handschriftlichen Nachlasse in der königlichen Bibliothek von Hannover. Wenn wir aber dennoch zum Schlusse einen Wunsch aussprechen sollen, so ist es dieser. In der Ankündigung des dritten Bandes verspricht Hr. Klopp einen neuen Abdruck des Caesarinus Fuerstnerius von Leibniz; möchte er doch außerdem den Ulicorius Lithuanus in seine Ausgabe aufnehmen!

XXXIII.

Gedanken über die philosophischen Studien.

(Schluß.)

Was die Ausführungsweise betrifft, so drängt sich mir vor Allem noch die Frage auf, wohin man die besprochene palaestra philosophica, für welche das Gymnasium die Zeit abzutreten hätte, verlegen solle. Ich will auch über diesen Punkt mich unumwunden aussprechen.

Es bieten sich, was diese Frage betrifft, drei Pläne dar: Entweder müßte man die an den Universitäten bestehende philosophische Fakultät mit der neuen Aufgabe betrauen, oder man müßte hiefür in gewisser Verbindung mit dem Gymnasium eine Anstalt schaffen, oder man müßte endlich eine vom Gymnasium und von der Universität getrennte Anstalt für dieselbe errichten. Unter diesen drei Plänen hätte wohl der letzte als der schwierigste keine Aussicht auf Annahme; dagegen würden die Universität und das Gymnasium in einen Competenzstreit

gerathen. Die Universität würde sich die Philosophie als einen ihr [illegible] Gegenstand vindiciren. Das Gymnasium würde geltend machen, daß es sich darin um die Vorbereitung der Jünglinge für das akademische Fachstudium handle, eine Aufgabe, die ihm längst zugewiesen worden. Dabei würde es sich darauf berufen, daß es in die Erbschaft des Lyceums, welches ehemals Philosophie gelehrt habe, getreten sei. Ich fühle mich nicht berufen, diesen Rechtsstreit zu entscheiden oder für eine der streitenden Parteien zu plaidiren. Die Competenzfrage umgehend, betrachte ich die Sache vom Standpunkte der Zweckmäßigkeit, und dann kann ich, ohne parteiisch zu seyn, nicht umhin, für das Gymnasium mich zu entscheiden.

Der gründliche Unterricht in der Philosophie, dessen die Jugend bedarf, um durch ihn die gehörige Reife für das akademische Fachstudium zu erhalten und für die von der Universität aus drohende Gefahr gerüstet zu seyn, ist nicht ein solcher, wie ihn die Universität ertheilt und voraussichtlich auch in Zukunft ertheilen wird. Soll die Jugend durch das Studium der Philosophie die ihr fehlende geistige Reife für ihr Fachstudium erhalten, so muß dasselbe für sie eine geistige Gymnastik werden, durch welche sie nicht weniger geschult und sozusagen dressirt wird, als dieses am Gymnasium, um sie in den Rudimenten der Grammatik zu üben, geschieht. Wer wollte aber wohl eine solche geistige Uebungsschule an unsern Universitäten finden, auf welchen die Jugend schon viel zu groß ist, als daß sie noch zum Besuche der Vorlesungen, geschweige zu den hier geforderten Uebungen anzuhalten wäre, und wo im besten Falle das Studium der Philosophie mit dem Anhören gelehrter, aber von Wenigen verstandener Vorträge über philosophische Gegenstände abgeschlossen ist. Ein solches Studium der Philosophie nützt zu dem Zwecke, der mit demselben für die geistige Bildung zu erzielen ist, nichts, und ebenso wenig kann es zu dem andern oben besprochenen Zwecke dienen, der Jugend eine solide Grundlage für ihre Fachwissenschaft und ein wirksames Gegen-gegen afterphilosophische Einflüsse zu geben. Und wenn

dann noch gar die Hochschule an demselben Krebsschaden leidet, gegen den wir in dem Studium der Philosophie ein Präservativ suchen! Das mag zwar nicht überall zutreffen, es ist aber leider gar zu allgemein der Fall; jedenfalls kann die Universitäts-Philosophie, so lange sie im Namen der freien Wissenschaft sich aller höhern Rücksicht ungestraft entzieht, uns nie und nimmer eine Bürgschaft bieten, der wir für die Jugend benöthigt sind.

Besser läßt sich dagegen die mit dem Studium der Philosophie angestrebte Bildung in der Verbindung desselben mit dem Gymnasium erreichen. Das Gymnasium steht noch, mehr als die Hochschule, unter dem Einflusse der Kirche, durch deren Leitung die freie Wissenschaft vor Abwegen bewahrt und, sollte sie sich verrennen, eher auf den rechten Pfad zurückgeführt wird. An ihm läßt sich auch ein geregeltes Studium mit den nothwendigen Uebungen viel leichter durchführen. So bietet uns das Gymnasium für einen guten Erfolg weit mehr Garantie als die Hochschule, und würde seine lockere Verbindung mit der Kirche, wie allerdings geschehen müßte, ein wenig gekräftigt, so könnten wir die von ihm gebotene Garantie als eine vollständige betrachten.

Wenn ich hier die Verbindung der philosophischen Studien mit dem Gymnasium befürworte, so ist damit eine solche gemeint, die dem oben ausgesprochenen Bedürfnisse entspricht. Die Philosophie als Nebenfach auf einige Klassen des Gymnasiums vertheilen oder sie ganz bei Seite lassen, das ist in Wirklichkeit einerlei. Es handelt sich um ein gründliches und daher um gesondertes Studium der Philosophie in einem mindestens zweijährigen Cursus. Das erste philosophische Jahr würde mit täglich zwei Stunden Naturwissenschaften, einer Stunde Logik und empirischer Psychologie und einer halbstündigen Repetition 2c. vollständig ausgefüllt werden. Im zweiten würde man mit täglich zwei Stunden für Metaphysik (Repetition einbegriffen) und zwei Stunden für Moralphilosophie und demonstratio Christiana genug zu bewältigen haben. Den Gedanken, auch noch philologische Studien hinzukommen zu lassen und da-

mit die an den Gymnasien übliche Stundenzahl auszufüllen, kann ich so wenig billigen, daß ich das dem Schüler hier zugewiesene Gebiet zu einem gründlichen Studium desselben eher für zu groß, als für zu enge halte. Mit der Vielwisserei ist uns nicht gedient; um aber die vorgezeichneten Fächer in der oben angegebenen Weise gründlich zu studiren, dazu genügt das Hören nicht.

Die Zulassung zu den philosophischen Studien müßte von einer strengen Prüfung in den eigentlichen Gymnasialstudien abhängen; dagegen müßte das Schlußexamen, dessen Objekt die Frage über Reife für das akademische Fachstudium ist, sich über die philosophischen Studien allein erstrecken, eines Theils weil dieselben, eine gute Durchbildung in den Gymnasialfächern vorausgesetzt, den allein richtigen Maßstab für das Urtheil über Reife abgeben, und dann auch, um das gründliche Studium der Philosophie nicht durch fremdartige Studien für das Examen zu stören Das auf Grund eines solchen Examens ausgestellte Zeugniß über Reife oder Unreife könnte auch wirklich als ein Beweismittel für das Eine und Andere gelten, was sich von unsern gegenwärtigen Abgangszeugnissen nicht sagen läßt.

Eine andere die Weise der Ausführung betreffende Frage ist die, wornach die Philosophie zu lehren wäre. Nach dem, was ich über unsere neuern philosophischen Systeme gesagt habe, wird keiner von mir als Antwort erwarten, daß die philosophischen Studien nach einem derselben zu betreiben seien. Doch unsere Frage ist keine Frage um besondere Ansichten, die wir haben, und denen ein Anderer mit Fug eine andere entgegenstellen könnte, noch betrifft sie auch besondere Lehrsysteme, die entstehen und, um anderen Platz zu machen, vergehen, sondern es handelt sich hier um eine Regel, die unabhängig von unsern Ansichten Geltung hat und für alle Zukunft maßgebend ist. Was nun diese Regel betrifft, so ist, namentlich in katholischen Schulen, der Grundsatz festzuhalten, daß die Philosophie (d. h. die Vernunft als ihre Vertreterin) der Offenbarung und folglich der kirchlichen Auktorität sich unterzuordnen habe, und

daß mithin die Kirche über die Zulässigkeit oder Nichtzulässigkeit philosophischer Ansichten und Systeme zu entscheiden befugt sei.

Zwar hat die Kirche mit ihrer Sendung, die Niederlage des geoffenbarten Glaubens zu bewahren und zu verkünden, nicht zugleich die Sendung, profane Wissenschaften und namentlich auch Philosophie zu lehren, und deßhalb bedürfen die, welche diese Wissenschaften zu lehren auserkoren werden, zur Wahrnehmung ihres Amtes der kirchlichen Auktorität nicht. Das gibt ihnen aber kein Recht, im Namen der Wissenschaft über die christliche Glaubens- und Sittenlehre, deren Trägerin die Kirche ist, sich hinwegzusetzen, noch kann es die Kirche hindern, ihre göttliche Glaubens- und Sittenregel der falschen Wissenschaft entgegen zu stellen und diese als derselben widersprechend zu verdammen. Wenn daher die Kirche auf die Beseitigung von Lehrmeinungen, die sie als dem Glauben und der Sittlichkeit widersprechend oder gefährlich betrachtet, dringt, so haben weder die Lehrer noch auch die Eigenthümer der Schule (einerlei, ob Staat oder Private) das Recht, ihre Stimme zu überhören, und mag es sich auch um angebliche Resultate der Wissenschaft handeln. Die Kirche dieses negativen Einflusses auf die profanen Wissenschaften berauben, das heißt so viel als sie nicht mehr als die Hüterin der Glaubens- und Sittenlehre anerkennen, und eine solche Stellung kann ihr gegenüber weder ein Gläubiger, der sie noch als seine Lehrmeisterin in Glaubens- und Sittenlehren betrachtet, für sich einnehmen, noch auch der Staat, der sie anerkennt, in seinen für ihre Gläubigen eingerichteten Schulen. Wer sich im Namen der Wissenschaft, deren Träger die Vernunft ist, gegen die kirchliche Auktorität auflehnt, der setzt seine fehlbare Vernunft über die unfehlbare und hat den Boden des Glaubens verlassen.

Der besprochene negative Einfluß der Kirche auf die Wissenschaft schadet auch dieser nicht. Denn so wahr es ist, daß die Vernunft absolut genommen alle natürlichen Wahrheiten aus sich erkennen und folglich in demselben Sinne alle Irrthümer, in welche sie sich etwa verstrickt, aus sich überwinden

könne, ebenso wahr ist es auch, daß sie aus sich zu dieser Erkenntniß der Wahrheit und zu dieser Ueberwindung des Irrthums nicht gelangen wird, und es sind daher reine Tiraden, wenn man, auf das absolute Vermögen der Vernunft gestützt, die „Wissenschaft" (soll heißen: das jämmerliche Ich) als der höhern Leitung nicht bedürftig darstellt. Was die Vernunft sich selbst überlassen in Erkenntniß der Wahrheit und in Ueberwindung des Irrthums faktisch leistet, dafür haben wir einen eklatanten Beweis nicht bloß in den Völkern, welchen das Licht der Offenbarung nicht geleuchtet, sondern auch in den Individuen, welche demselben ihr Auge verschlossen haben. Bei dieser Schwäche der Vernunft, die natürlichen Wahrheiten frei von Irrthum zu erkennen und den einmal angenommenen Irrthum mit der Wahrheit zu vertauschen, kann es nur von dem heilsamsten Einflusse auf die Wissenschaft seyn, in der Offenbarung und folglich auch in der Kirche als ihrem Organe einen Leitstern, der sie vor Abwegen bewahre, zu finden.

Ein solcher negativer Einfluß gebührt der Kirche auch nicht bloß auf die Wissenschaften, welche, wie die Metaphysik und Moralphilosophie, mit der Glaubens- und Sittenlehre in direkter Beziehung stehen, sondern auch selbst auf die, deren Beziehung, wie die der Naturwissenschaften, zur Glaubens- und Sittenlehre eine mehr indirekte ist. Denn wie die wahre Philosophie, so kann auch die wahre Naturwissenschaft keine der Glaubens- und Sittenlehre widersprechenden Resultate liefern, vielmehr hört jede Wissenschaft, welche zu solchen Resultaten gelangt, eben damit eine wahre zu seyn auf.

Wenn die Kirche über die Resultate der Philosophie und Naturwissenschaften urtheilt, so faßt sie dieselben in ihrer Beziehung zur Glaubens- und Sittenlehre und diese wieder nach den Zeitideen auf. Ein Beispiel dieser Art haben wir in der Antipodenfrage, welche im achten Jahrhunderte die Geister verwirrte. Die Antipoden dachte man sich in genannter Zeit, in Folge mangelhafter Erdkunde, so, als stammen sie nicht von Adam ab, und als werde damit der Uebergang der Erbsünde

auf alle Menschen geleugnet, und welch Wunder daher, daß Papst Zacharias die Meinung über die Existenz solcher Antipoden als eine irrthümliche bezeichnete. Was Zacharias lehren wollte, war die Abstammung des ganzen Menschengeschlechtes von einem Menschenpaar. Aehnlich ging es in der Sache des Galilei. Wenn dieser als der Ketzerei verdächtig oder überführt der Inquisition verfiel, so geschah es deßhalb, weil das Kopernicanische Weltsystem, das er annahm, nach seiner eigenen Auffassung wie nach der seiner Zeitgenossen mit der heil. Schrift im Widerspruche stand. Was die Kirche hier vertheidigen wollte, war, daß die heil. Schrift keine Falschheit enthalte. Man mag den genialen Mann, den man fälschlich als Märtyrer hinstellt, bemitleiden; doch das Verhalten der Kirche gegen ihn anzuklagen, dazu hat man keinen Grund, und wer es thut, stellt sich damit das Zeugniß aus, daß er die Sache nicht kennt. Der Glaube verbietet, etwas aus Vernunftgründen anzunehmen, wovon man (obgleich irrthümlich) meint, daß es mit der göttlichen Offenbarung im Widerspruche stehe; denn wer es thut, der leugnet mit dem Akte dieser Annahme den Glaubenspunkt, welchem es widersprechen soll. Eine solche Glaubenspflicht widerstreitet auch nicht den Rechten der Vernunft. Diese muß erkennen und anerkennen, daß sie sich als fehlbare Auktorität der unfehlbaren göttlichen unterordnen müsse, und so kann sie nur da Zustimmung fordern, wo sie zwischen dem Worte Gottes und dem Resultate ihrer Forschungen keinen Widerspruch findet. Und was anderes hat die Kirche von Galilei gefordert? Sie forderte eine Meinung aufzugeben, die er als der Offenbarung widersprechend ansah. Hätte Galilei bewiesen, daß er mit Annahme des Kopernicanischen Weltsystems die Wahrheit der heil. Schrift nicht anzutasten gedenke, so würde ihm dieses Systems wegen kein Haar gekrümmt worden seyn.

Auch der Einfluß der Kirche auf den Gang der naturwissenschaftlichen Forschungen läßt sich nicht als eine Hemmung derselben in ihrem Fortschritte betrachten. Ein gläubiger Katholik wird sich durch seinen Glauben in dem Gange seiner For-

schungen nicht weiter eingeengt fühlen, als daß er sich verbunden hält, keine Hypothesen aufzustellen, die in einem wirklichen oder vermeintlichen Widerspruche mit dem Glauben stehen. Doch welch' ein Unglück für die Wissenschaft in ihren Fortschritten soll daraus entstehen, daß keine dem Glauben widersprechende Hypothesen aufgestellt werden? Ungläubige Geologen haben sich schon unendlich viele Mühe gegeben, nachzuweisen, daß das Alter des Menschengeschlechtes über die mosaische Zeitangabe weit hinausreiche, und zu dem Ende die Geologie mit vielen Hypothesen bereichert; doch was haben sie mit allem dem bewiesen? Die frühern Hypothesen sind schon längst widerlegt und aufgegeben; die Lyell'schen und andere, denen das Siegel der Willkür aufgeprägt ist, werden ebenso vergessen werden und den Beweis vollenden, daß die Naturforscher ihre Zeit mit größerm Nutzen für die Wissenschaft auf andere Gesichtspunkte, als auf solche Hypothesen verwendeten. Was dann die Hypothesen betrifft, die Jemand irrthümlich als der Offenbarung widersprechend betrachten mag, so wird der Irrthum, wenn die Hypothese etwas für sich hat, nicht lange dauern. So ist es in solchen Fällen immer gegangen. Wer denkt jetzt noch daran, die Existenz von Antipoden oder das Kopernicanische Weltsystem im Widerspruche mit der Offenbarung zu finden?

Ebenso wenig ist für den Fortschritt der Naturwissenschaften selbst daraus zu fürchten, daß die Kirche, um die Hinterlage des Glaubens zu retten, gegen gewisse Ansichten mitunter einschreitet und dieselben zu halten oder zu lehren verbietet. Eine solche Ansicht widerspricht nun entweder dem Glauben wirklich, und dann wird die Wissenschaft mit dem Einschreiten der Kirche keinen Nachtheil erleiden, oder sie widerspricht demselben nicht, und dann wird die irrthümliche Anschauung, wie stets geschehen ist, sich bald ändern und mit ihr das kirchliche Verbot aufhören.

Zur richtigen Beurtheilung des Einflusses, den die Kirche auf die Wissenschaft ausübt, kommt es gar wenig darauf an, ob diese nach langen Irrgängen, aus sich den Irrthum zu überwinden im Stande sei. Die Kirche verfolgt in ihrem Ver-

halten zur Wissenschaft ein viel höheres, ethisches Ziel. Sie verwirft, was sie als dem Glauben gefährlich betrachtet, und das zu unterlassen kann sie nicht durch die noch so sichere Aussicht bestimmt werden, daß die augenblicklich drohende Gefahr endlich einmal, nachdem viele Seelen zu Grunde gegangen sind, auch ohne ihre Dazwischenkunft aufhören würde. Eine frivole Presse mag das engherzig nennen; anders erscheint es im Lichte des Glaubens, bei dem betrachtet eine einzige Seele mehr gilt, als alle Spekulationen.

So steht denn fest, daß die Philosophie und Naturwissenschaften sich dem leitenden Einflusse der Kirche nicht entziehen dürfen, und ihre Stellung der Kirche gegenüber ist dargethan. Zum Schlusse kann ich es mir aber nicht versagen, einige Worte über Systeme und Unterrichtsmethode beizufügen.

Was Systeme betrifft, so habe ich gegen keins eine Antipathie, das den Bedingungen, welche die Kirche zu stellen berechtigt ist, genügt und für eine gründliche Schulung der Jugend Gewähr bietet. Doch wenn man die Sache im Conkreten betrachtet, so wird man sich unmöglich in Allem einem bestimmten Systeme anschließen können. So hat man es auch in neuerer Zeit in den katholischen Schulen meistens gemacht, und namentlich auch an der Löwener katholischen Universität, von der man (auch im Falle des Abweichens in einigen Punkten von ihren Ansichten) sagen muß, daß sie mit ihrem katholischen Charakter gründliches Studium verbindet.

Die Unterrichtsmethode muß nothwendig eine schulmäßige seyn. Welche Vortheile die alte Scholastik trotz ihrer Mängel damit bot, daß sie scholastisch war, ist auch in neuerer Zeit von denen, welche dem Systeme nicht freund sind, vielfach anerkannt, und es liegt darin nicht das kleinste Verdienst, das sie sich um die Bildung erworben hat. Damit soll jedoch nicht gesagt seyn, daß wir in der Unterrichtsmethode geraden Weges zur Scholastik mit allen ihren Auswüchsen zurückzukehren haben. Man kann von einer Methode das Gute, das sie vor jeder andern für einen besondern Zweck empfiehlt, annehmen, ohne

deßhalb auch ihre Mängel zu adoptiren, und das gilt auch namentlich von der scholastischen. Daß diese das Denken, um was es sich auch handeln mochte, auf seine Gesetze zurückführte, bildet ihren großen Vorzug, namentlich auch für unsern mit dem Studium der Philosophie anzustrebenden Zweck; dagegen war es ein Auswuchs, wenn diese Zurückführung, obgleich nicht von ihren Koryphäen, mit einer gewissen Pedanterie und ohne Noth in jeder Kleinigkeit geschah. Die Klarheit und Gründlichkeit kann überall nur gewinnen, wenn die Richtigkeit oder Unrichtigkeit des Denkens durch Zurückführung desselben auf die Gesetze des richtigen Denkens zum Bewußtseyn gebracht wird. Aus diesem Grunde ist die scholastische Methode, mäßig angewandt, ein ganz vorzügliches Mittel, einen Gegenstand der Nachdenken erfordert, Anderen klar zu machen. Noch wichtiger ist sie aber, wenn, wie in dem Studium der Philosophie für unsern Zweck, nicht die bloße Einführung in einen Gegenstand, sondern auch die Uebung und Fertigkeit im richtigen Denken erstrebt wird. Soll der Jüngling eine Fertigkeit im richtigen Denken erhalten, so muß er es durch Uebung dahin bringen, daß er jeden gegen dasselbe gemachten Fehler woher derselbe auch rühre, in ähnlicher Weise vermeidet, wie der gute Grammatiker, ohne noch an die Regeln zu denken, die grammatikalischen Fehler; eine solche Fertigkeit läßt sich aber nicht anders, als durch fortgesetzte Uebung im Zurückführen des Denkens auf seine Gesetze erlangen.

Die besprochene Zurückführung des richtigen und unrichtigen Denkens auf die Gesetze des Denkens kann allerdings nicht ohne den Gebrauch logischer Schlußformen und ohne häufig angewandte Distinktionen, also ohne die Anwendung von Mitteln geschehen, welche so häufig ein Gegenstand des Witzes gewesen sind, daß der unwissende Leser glauben sollte, sie seien nur ein Ausfluß der Barbarei. Es ist leicht zu begreifen, daß diejenigen, deren Denken die Probe der Zurückführung auf die Denkgesetze nicht bestehen kann, von einer solchen Zurückführung nichts hören wollen. Da sollten sie aber, statt gegen den Gebrauch logischer Denkformen ihren Witz auszulassen, die Logik

selbst und mit ihr das richtige Denken zu dessen Zielscheibe machen. Warum handelt man in der Logik von Schlüssen und stellt die Erfordernisse zu richtigen Schlüssen auf, wenn es unstatthaft seyn soll, seine Gedanken in eine Schlußform zu kleiden und mit logischen Distinktionen die gegen die richtige Schlußform begangenen Fehler aufzudecken? Unser ganzes Denken bewegt sich fort und fort in Schlüssen, und zu diesen gebrauchen wir nothwendig eine Form. Wenn die Scholastik aus den verschiedenen Schlußformen den Syllogismus für die Form ihrer Beweise gebrauchte, so geschah das aus dem handgreiflichen Grunde, weil er die vollständige und zur Beurtheilung des richtigen Denkens für den noch ungeübten Denker auch die geeignetste Schlußform ist. Wer ferner Trugschlüsse nicht als wahre Schlüsse hinnehmen und dabei den Grund, aus dem sie eben Trugschlüsse sind, angeben will, der muß nothwendig distinguiren. So sind denn selbst Syllogismen und Distinktionen, so ungeheuerlich auch ihr Name Manchem klingen mag, für das richtige Denken kein unnützes Möbel, vielmehr sind sie, um den Jüngling im richtigen Denken zu üben, ein unentbehrlicher Apparat. Nur wer in's Blaue hinein reden will, bedarf ihrer so wenig, wie der Logik selbst. Es wäre allerdings lächerlich, mit diesem Apparat überallhin auszurücken. Daraus folgt aber nicht, daß man desselben auch überall entbehren könne, namentlich in der Schule.

Ich habe hier meine Gedanken über das Bedürfniß eines gründlichen Studiums der Philosophie sine ira et studio frei ausgesprochen. Es hat mich dabei das Bewußtseyn geleitet, daß für einen neuen Aufschwung unserer Wissenschaft und für die Heilung der Krankheit, an welcher die Gesellschaft leidet, nichts ersprießlicher und nothwendiger sei, als eine Restauration der philosophischen Wissenschaften. Hier am Schlusse bleibt mir nur der Wunsch übrig, daß die von mir angeführten Gründe auch von denjenigen mögen erwogen werden, welche nach Maßgabe ihrer Stellung für die Einrichtung unserer Schulen dem Staate, der Kirche und Gott verantwortlich sind.

XXXIV.

Historische Novitäten.

I. Arno, erster Erzbischof von Salzburg (785—821) von Dr. Heinrich Zeißberg. Wien aus der k. k. Hof- und Staatsdruckerei 1863.

Die beinahe aus dem Nichts hervorgezauberte, den Staat, das öffentliche Leben, Wissenschaft und Kunst umfassende Organisation Karls des Großen gewährt ein so überaus mannigfaches Interesse und war so folgenreich, daß alle Personen, die an derselben einen hervorragenden Antheil genommen, die regste Aufmerksamkeit der Geschichtschreibung verdienen und als Träger der Cultur nach Gebühr beurtheilt werden müssen. Erst dann, wenn nicht mehr die stärksten Triebfedern als das einzige Agens der Bewegung einer Zeit allein der Aufmerksamkeit gewürdigt werden, erst dann wenn das Auge nicht mehr allein an den Koryphäen wichtiger Zeitabschnitte haftet, sondern auch die eigentlichen Werkzeuge der großen historischen Momente in ihrer offenen oder weniger hervortretenden Thätigkeit erkannt werden, eröffnet sich ein klarer Blick in die Werkstätten des welt- und culturhistorischen Schaffens und gewinnen die oft so ganz abstrakt hingestellten Resultate von bedeutungsvollen Vorgängen oder kunstvoll geschlungenen Machinationen wirkliches Leben, und aus der Kenntnißnahme der bewegenden Kräfte

erwächst das Verständniß für die durch sie geschaffenen Produkte. Es ist also weitaus nicht genug, den Mittelpunkt des karolingischen Weltreichs, den Kaiser selbst, für sich allein in's Auge zu fassen, wenn man seinen Wirkungskreis nach allen Seiten erkennen will, sondern auch die kleineren Räder des Triebwerks verdienen unsere Aufmerksamkeit und gewähren ein entschiedenes historisches Interesse.

Es ist daher die Pflicht der Wissenschaft, allen den achtbaren und bedeutenden Gestalten, die dem großen Karl ihren Rath und ihre Kräfte zur Ausführung seines civilisatorischen Berufes liehen, eine ehrenvolle Stelle in den Reihen der Männer zu verleihen, welche auf Wahrung ihres Andenkens gerechten Anspruch erheben können. Zu diesen Männern gehört ohne Zweifel auch Arno, der erste Erzbischof von Salzburg, welchem die vorliegende Schrift gewidmet ist.

Die Geburtszeit desselben ist unbekannt, aber jedenfalls war er jünger als der um 735 geborne Alkuin. Unbestreitbar ist sein Erscheinen als Zeuge in der Stiftungsurkunde von Kremsmünster vom J. 777, er verschwindet aber seit 778 aus den bayerischen Urkunden, indem er um diese Zeit nach Elnon in Belgien gegangen seyn mag, wo er 782 als Abt auftritt. Im J. 785 wird er „Nachfolger des frömmsten und lieblichsten Virgilius“ auf dem damals noch bischöflichen Stuhle zu Salzburg. Als der Bayern-Herzog Thassilo mit Karl d. Gr. in Conflikt gerieth, übernahm Arno eine politische Mission an den letzteren und erschien 787 in Rom vor ihm. Der Papst wollte vermitteln, allein Thassilo's Gesandtschaft erklärte, daß sie nicht mit den nöthigen Instruktionen versehen sei. Sie reiste daher unverrichteter Sache nach Bayern zurück, dem Herzog die Drohungen des Papstes verkündend, die er gegen jenen ausgesprochen, sofern er nicht den wohlmeinenden Vorstellungen des Apostolicus nachgeben würde. Arno hat sich in diesen Verwickelungen ohne Zweifel als einen getreuen Sohn der Kirche bewährt, Thassilo aber ging, einmal auf Irrwege gerathen, seinem tragischen Schicksal entgegen.

Im J. 791 begann Karl d. Gr. den Krieg gegen die Avaren und Arno folgte ihm auf dem Zuge an die Raab, indem er das Werk der christlichen Mission im Auge hatte. Als aber der König schon bald nach Regensburg zurückkehrte und daselbst eine Synode hielt, dürfte wohl auch Arno auf derselben zugegen gewesen seyn. Erst in den Jahren 795 und 796 gelang die dauernde Unterwerfung der Avaren und jetzt konnte Arno die Christianisirung unter denselben, die ihm von Karls Sohn Pippin aufgetragen wurde, mit Erfolg betreiben; von Salzburg aus ward er gut unterstützt, und soweit die fränkische Herrschaft vordrang, gewann auch die christliche Mission Boden.

In Rom kam es nach dem Tode Papst Hadrians zu Zerwürfnissen zwischen der Familie desselben und dem neuen Papst Leo III. Dieser bat Karl d. Gr. um Vermittelung und der König übertrug dieselbe Arno, welcher nach Rom reiste und während dieser Gesandtschaft zum Erzbischofe von Salzburg erhoben wurde. Hierdurch waren die Ansprüche des Bisthums Passau, die Metropole der neubekehrten östlichen Länder zu werden, abgewiesen und verloren alle praktische Bedeutung, wenn es gleich auch in der Folge von Seiten Passau's nicht an Versuchen fehlte, die Erhebung des benachbarten Rivalen als unrechtmäßig hinzustellen und sogar mit trügerischen Beweismitteln anzufechten. Uebrigens war die Metropolitanwürde zur Zeit Karls d. Gr. noch nicht an bestimmte Bisthümer geknüpft, sondern es wurde dieselbe persönlich verliehen. Die Erhebung Arno's war auf den speciellen Wunsch Karls geschehen. Als Suffragane gehörten dem Salzburger Sprengel an: Regensburg, Passau, Freising, Neuburg, Seben.

Bis zum J. 798 weilte Arno in Rom. Auf seiner Rückreise begegnete er schon einem Briefe Karls, der ihn mit der Bekehrung der Karantanen beauftragte. Zuvor entledigte sich aber der Erzbischof bei jenem persönlich seiner Aufträge. Bei den Slaven war ihm nur eine kurze Zeit des Wirkens gegönnt, da er wieder zu den größeren öffentlichen Geschäften

zurückgerufen ward; er ließ daher den Chorbischof Deoderich als seinen Stellvertreter bei den Slaven zurück.

Papst Leo III. mußte im J 799 seinen Gegnern in Rom weichen und suchte Schutz bei Karl d. Gr. Dieser nahm sich seiner an und ließ ihn durch Gesandte, unter denen sich auch Arno befand, nach Rom zurückführen. Der Papst wurde aufs freundlichste begrüßt und nachdem die königliche Gesandtschaft über die Aufrührer Gericht gehalten, wurden dieselben verbannt. Arno begab sich nach Deutschland und bald nachdem er Italien verlassen, wurden die Verhältnisse seines neugeschaffenen Erzbisthums durch eine päpstliche Bulle geregelt.

Arno verblieb stets in dem regsten Briefwechsel mit Alkuin, wodurch beide ein inniges Freundschaftsverhältniß bewahrten. Zu Elnon veranstalteten sie eine Zusammenkunft und schmerzlich war die Trennung, die ihr folgte. Alkuin traf hierauf mit dem König in Tours zusammen, während der Erzbischof von Salzburg wieder nach Italien aufbrach. Ihn begleitete Alkuin mit dem Zurufe: „Du heiliger Vater, trage im Munde den Zweig der Friedliebenden in die Arche des Herrn und wandle fremde Zwietracht in dein Verdienst, indem du sie zur Eintracht zurückrufest, daß das Volk dem Leiter, die Heerde dem Hirten, die Söhne dem eigenen Vater gehorchen und der Vater den Söhnen vorstehe in Friede und Langmuth.“ Karl d. Gr. traf auch selbst in Rom ein, schlichtete die bestehenden Kämpfe und empfing die Kaiserkrone. Ohne Zweifel wohnte Arno dieser Feier bei, über welche er an Alkuin berichtete. Demselben übersandte er auch als Geschenk ein Linnen und ein Wollengewand und eine Cappa nach römischem Schnitte.

In den folgenden Jahren weilte Arno fast ausschließlich als Königsbote in Bayern, wodurch er in seiner geistlichen Thätigkeit sehr gehindert wurde. Laut Urkunden befindet er sich im J. 802 zu Regensburg, dann zu Freising und später zu Tegernsee, wo er mit zwei andern judices zu Gericht saß; er befand sich auch noch daselbst als im J. 804 bei Gelegenheit der Translation der Gebeine des Märtyrers Quirinus eine

große Menschenmenge dort zusammenströmte. Um dieselbe Zeit ward Arno von einem schweren Verlust betroffen, indem Alkuin zu Tours starb nachdem er ihn flehentlich gebeten, zu ihm zu kommen, um Abschied von ihm zu nehmen und dann in seinen Armen auszuhauchen.

Die Thätigkeit Arno's als Metropolit gab sich hauptsächlich auf Synoden kund. Die wichtigste derselben war die zu Reispach, welche nach der Annahme des Verfassers wahrscheinlich in das J. 799 gehört. Anwesend waren auf derselben die Suffragane des Salzburger Erzbisthums, eine Anzahl Aebte und viele Kleriker. Die Bestimmungen der Synode schließen sich meist älteren Kirchenverordnungen an, und es wurden dieselben zu Freising und Salzburg bestätigt und wahrscheinlich durch Arno vermehrt. Ferner ist einer Synode Erwähnung zu thun, die im J. 805 an einem nicht bekannten Ort gehalten wurde und auf welcher Arno die Bestimmung erneuerte, daß nach dem Tode eines jeden Bischofs und Abts hundert Messen in jeder bischöflichen Kirche gehalten und hundert Psalter in jedem Kloster gebetet werden sollen. Endlich ist die Kunde von einer Synode des bayerischen höheren und niederen Klerus vorhanden, auf welcher eine Uebereinkunft über den Zehnten getroffen wurde.

Nach dem Tode des Bischofs Paulinus von Aquileja, welcher zu Alkuin und Arno im freundschaftlichsten Verhältniß gestanden, erhob sich ein Streit zwischen dem neuen Bischof von Aquileja und Arno über die Grenzen ihrer Bisthümer. Karl d. Gr. entschied denselben im J. 811 zur beiderseitigen Zufriedenheit, indem er die Länder südlich der Drau zu Aquileja, die nördlich von derselben gelegenen zu Salzburg wies.

Auch an der so überaus wichtigen, von Karl d. Gr. mit Eifer betriebenen Angelegenheit der Einführung des kanonischen Lebens nahm Arno Antheil, indem er auf der im J. 813 zu Mainz gehaltenen Synode, auf welcher jene Frage behandelt wurde, zugegen war.

Da Arno in der größten Gunst bei dem Kaiser stand,

konnte es natürlich nicht fehlen, daß er ihn auch in den Kreis der geistigen Leuchten zog, mit welchem er sich umgeben hatte. In der Hofschule Karls war der Mittelpunkt der Bildung und der Wissenschaft, wodurch jener die geistige Cultur über sein ganzes Reich verbreiten wollte, und so geschah es denn, daß die bedeutendsten Bisthümer und Abteien nur mit Männern besetzt wurden, welche ihre Bildung in der Umgebung des Kaisers erhalten hatten. Daß Arno auch hier einen Wirkungskreis gefunden, gereichte ihm ebensowohl zur Ehre, als seinen Zeitgenossen und der Nachwelt zum Vortheil, da er seinen Schülern die Segnungen seiner Kenntnisse und der praktischen Lebenserfahrung konnte zu Theil werden lassen. Wie Alkuin den Namen Flaccus, Einhard den Namen Beseleel, Angilbert den Namen Homer in der Hofschule führte, so hieß Arno Aquila.

Zwar bestand schon vor Arno eine Klosterschule in Salzburg, aber eine größere Bedeutung erhielt sie erst durch Arno, durch dessen Vermittelung ihr auch Alkuin seine besondere Aufmerksamkeit schenkte; er versah sie z. B. reichlich mit Büchern und sorgte dafür, daß frühzeitig die Mathematik in derselben eine Pflege fand. Auch schickte Arno Schüler der Salzburger Schule zu Alkuin nach Tours, der ihm in theologischen Fragen ein trefflicher Rathgeber war.

Nachdem er 36 Jahre höchst segensreich gewirkt, seine Kirche zu großem Ansehen erhoben und sich ein unvergängliches Denkmal eines treu ergebenen Sohnes der Kirche, eines fleißigen Förderers christlicher Bildung und eines klugen Berathers in weltlichen Dingen gesetzt hatte, starb er am 24. Jannar 821, und die Fülle seiner Tugenden fand auch nach seinem Tode die gebührende Anerkennung.

Aus dieser Skizze wird zur Genüge klar geworden seyn, wie sehr der Mann, welchem die vorliegende Schrift gewidmet ist, einer so gründlichen Biographie, als die besprochene ist, würdig erscheint. Wir dürfen nicht versäumen, schließlich mit Anerkennung auszusprechen, daß der Verfasser mit allen Mitteln der neueren Wissenschaft an seinen Gegenstand herangetreten

ist und keine Mühe gescheut hat, seine Aufgabe vollkommen zu lösen. Möchten doch auch die vielen andern hehren Gestalten, welche die Kirche im Mittelalter aufzuweisen hat, durch sorgfältige Forschung in das rechte Licht gestellt und ihnen die Krone des Verdienstes zu Theil werden.

II. Histoire de l'abbaye de La Cour-Dieu ordre de Citeaux, diocèse d'Orléans (1118—1793) Par *Louis Jarry*, Avocat. *Orleans* H. Herluison, libraire-éditeur. 1864. XII. und 234 Seit. 8.

Es ist eine eigenthümliche Erscheinung, die sich in Frankreich kund gibt, das Andenken der im Laufe der Revolution untergegangenen und theilweise bis auf einige Ruinen verschwundenen Cisterzienser-Klöster zu erneuen und eigene umfangreiche Schriften über selbe zu veröffentlichen, wobei sich fast immer die Ahnung kund gibt, daß der Tag ihres Wiedererstehens dennoch kommen möge. Mag es seyn, daß der Franzose mit Stolz auf seinen heil. Bernard sieht, mag es seyn, daß Verhältnisse in Frankreich walten, die zu ihrer Regelung eines Bernard wieder bedürfen, genug die Thatsache steht fest, und findet neue Bekräftigung in der vorliegenden Arbeit des Advokaten Louis Jarry, der sich die altehrwürdige Abtei La Cour-Dieu oder Curia Dei im Bisthume Orleans, von der nur noch Ruinen stehen, zum Gegenstand seiner Bearbeitung wählte.

Dieser „Gottes-Hof" war die neunte unter den 303 Cisterzienser-Stiftungen, die sich auf Gottes Welt befanden, und hatte im J. 1118 ihre erste Begründung durch den Bischof Johannes von Orleans und sein Capitel gefunden, welche alle

jene Freiheiten und Privilegien ertheilten, die damals nothwendig waren, sollte der neu begründete Orden St. Bernards seine Bestimmung erfüllen. Und diese neue Abtei erfüllte sie! „Elle se rendit utile au pays en défrichant d'immenses terrains jusqu' alors incultes, en même temps qu'elle semait la parole divine dans le coeur inculte aussi des populations forestières à demi-sauvages.“ Dieses ihre Wirksamkeit nach außen! Ihre Wirksamkeit nach innen wird bezeichnet: „Elle fit disparaître l'inégalité des conditions en recevant dans son enceinte les pauvres et les riches, les nobles comme les vilains: tous venaient partager la vie commune, la prière et le travail dans le silence, astreints les uns et les autres au triple voeu de chasteté, pauvreté individuelle et obéissance.“ Mit anderen Worten, es lebte in diesen Häusern der heilige aus Liebe zu Gott eingeführte Communismus, der freilich ganz andere Motive hat als der Communismus gemeinster Sorte, wie solcher heutzutage der Welt droht. Jener war eingeführt um Gott ausschließlich dienen zu können, Folge der Entsagung; der heutige soll dazu dienen, um die Welt genießen zu können, Folge unbändiger Genußsucht und der Verachtung jenes Subordinationsverhältnisses, welches sich in der physischen und moralischen Welt mit jedem Schritte kund gibt, und welches bestehen muß, wenn das Weltall nicht in sich selbst verfallen soll.

Ueberhaupt sieht man es der Schrift an, daß ihr Verfasser der Advokat Jarry mit jenem unparteiischen Sinne an die auf reichlichen Urkunden-Studien sich gründende Arbeit ging, und daß der Gegenstand seiner Arbeit ihm ein lieber ward. Er theilt nun die Geschichte in drei Perioden, deren erste vom Jahre 1118 bis 1181 reicht. Bekanntlich machte der im Jahre 1098 begründete Orden von Citeaux ungemeine Fortschritte, woran die damalige Zeitstimmung sowie vorzugsweise das Zeitalter der Kreuzzüge den wesentlichsten Antheil hatten, in welch' letztere der neue Orden von seinem Stifter an mächtig eingriff. Das gefiel dem ritterlichen Frankreich, und man kann sagen, daß der Cisterzienser-Orden so recht sein Orden war. So kam

es, daß auch der fromme Johannes II., Bischof von Orleans, denselben in seine Waldgegend rief und St. Stephan Abt zu Citeaux 1118 den Ordensbruder Amalric mit 12 Mönchen, (die gewöhnliche Ordenszahl bei neuen Begründungen, erinnernd an die 12 Apostel) dorthin sandte, wo ihnen ein Waldgebiet, curia dei genannt, als Eigenthum angewiesen wurde. Die neue Pflanzung gedieh in der Art, daß 1123 die förmliche Stiftungsurkunde ausgefertigt werden konnte, aus der der Verfasser die Stelle hervorhebt: „Si quis forte ad eos confugerit, vel latro captus, vel sanguis ibi fuerit, nullatenus ministerialium nostrorum praesumptione, vel alicujus violentia quies fratrum ibi perturbetur, sed abbatis deliberationi ac pacificationi totum reservetur", und auf die Verleihung der hohen Gerichtsbarkeit schließt, indessen sie mehr auf das Asylrecht, das man damals allen Klöstern zugestand, zu deuten seyn dürfte. Auch König Louis ertheilte seine Genehmigung, verlieh Befreiung von den Zöllen, und begünstigte die Stiftung, der auch Papst Eugen III. durch eine eigene Bulle seinen Schutz und Schirm angedeihen ließ (i. J. 1147), gleichwie die folgenden Päpste ihre Vorliebe dem Kloster bewiesen, wie denn Papst Alexander 1162 eine eigene Bulle erließ und indulgirte: „ut si fundatores monasterii vestri, vel alii fideles apud vos monasterium vestrum elegerint sepulturam, dummodo non sint excommunicati, vel interdicti, aut etiam publice usurarii, eorum devotioni vel extremae voluntati nullus obsistat, sed liceat vobis ipsos, non obstante alicujus contradictione temeraria ecclesiasticae tradere sepulturae, salva tamen *justicia* illarum ecclesiarum a quibus mortuorum corpora assumuntur". Wer mochte auch nicht in der Nähe oder in der Mitte jener stillen andächtigen Beter ruhen, deren Frömmigkeit und Gottseligkeit die Gemüther Vieler hob, ja so groß war, daß in diesem ersten Zeitraume vier Klöster von Cour-Dieu aus ihre Bevölkerung sich erbaten: 1128 die Abtei Loroy (Locus regius), Notre-dame-du-Val (Vallis sanctae Mariae) begründet durch den eifrigen Abt Robert 1136, Olivet (de Oliveto) 1145,

und endlich Cercanceau (sacra cella) 1181. Aus diesem ersten Zeitraum übrigen die Namen von 8 Aebten.

Die zweite Periode des Stiftes reicht von 1181 bis 1400, welche Jarry bereits als eine Zeit der Stagnation und des beginnenden Verfalles bezeichnen möchte. Der allzugroße Reichthum, der heranwuchs, war ein Gebrechen und mit dem Grundstatute des Ordens, der Charta caritatis kaum mehr vereinbar; die Geschenke der frommen Gläubigen nahmen ab, dagegen mehrten sich die Käufe, welche das Kloster in seinem Interesse machte. Das geistige Leben trat zurück, das materielle hervor, und der Neid und Verdruß von dritter Seite kam dazu, wie ja selbst das Capitel von Orleans seine dem Kloster gemachten Schenkungen und ertheilten Privilegien zurückziehen wollte, so daß Papst Lucius 1182 ins Mittel treten mußte. Der Ruf eines gottseligen Wandels verblieb indeß den Bewohnern des „Gottes-Hofes“ annoch, wie denn 1196 der Bischof Heinrich von Dreux schreiben durfte: „Cum dilecti in Christo filii abbas et frater Curiae Dei honestate vitae semper et morum compositione floruerint et inter omnes nostrae parvitati commissas ecclesias praerogativa debeant honorari.“ Uebrigens besaß Cour-Dieu um das Jahr 1203 an Heinrich I. einen Abt voll Wissenschaft und Tugend, der durch ganz Frankreich geachtet war, gleichwie sein Nachfolger Hugo II. mit den „delikatesten“ Missionen betraut ward, er der auch an den Kreuzzügen gegen die Albigenser Theil nahm. Unter ihm fand 1216 die Weihe der Kirche von Cour-Dieu statt, an der die Mönche, die bekanntlich ihre Kirchen mit eigenen Händen bauten, 47 Jahre lang gearbeitet hatten. Interessant ist die S. 75 vorfindliche Einschiebung über das „Sigillum: Abbatis: Curie: Dei.“ Aus diesem Zeitraume übrigen noch die Schankungen der Königin Ingeburg und der Besuch des heiligen Ludwig, Königs von Frankreich, im Mai 1256, wo er an der gastfreundlichen Pforte des Klosters anklopfte, deren Devise die Worte: „Prière, travail et charité“ gewesen waren. Wir übergehen minder wichtige Ereignisse, um zur dritten Periode über-

zugehen, die mit dem Jahre 1400 beginnt und mit dem Jahre der Zerstörung 1793 endet. In der zweiten Periode hatten 20 Aebte regiert

Traurig beginnt die letzte Periode mit der Verwüstung des abteilichen Eigenthums durch Englands Waffen, welchen gegenüber einzelne Stiftungen nur schwacher Ersatz waren, zumal die eigenen Renten kaum eingebracht werden konnten. Indessen verging auch diese harte Zeit, in der 7 Aebte regierten, unter ihnen der letzte Johannes Boyvin ein nicht unrühmlich bekannter Name, der von 1520 bis 1537 seiner Abtei vorstand, der eigentlich letzte wirkliche Abt, indem nach ihm auch in Cour-Dieu der in Frankreich eingerissene unerträgliche Unfug der Commendatär-Aebte Platz griff, der mehr oder weniger der klösterlichen Disciplin den Todesstoß versetzte. Auch in Cour-Dieu währte er von 1538 bis zur Vernichtung der Abtei unter 18 Scheinäbten dieser Art, deren erster Guillaume de Vallery, der letzte der 1789 ernannte De la Geard de Cherval war. Besaß doch diese Abtei von 1550 bis 1556 der Cardinal de Lorraine, Premierminister König Heinrichs II., und kommen selbst unter den Commendatär-Aebten Laien vor, die eben kein anderes Interesse als ihre Einnahme hatten, welche einen großen Theil der Einkünfte in der Art verschlang, daß im Jahre 1770 in der Abtei, in der einst 100 Mönche wohnten, nur 4 Cisterzienser sich befanden, bei der Aufhebung endlich nur noch 3 vorhanden waren: P. Melchior Simon, P. Bonaventura Moillard, P. Leonard Pelissard. Der Namenabt erhielt eine Pension von 6000 L., indessen die großen und ehrwürdigen Gebäude um einen Spottpreis veräußert wurden, um alsbald eine Ruine zu werden, welches Judasgeschäft im Jahre 1791 begann und bis 1793 vollendet war.

Die vierte Abtheilung des Buches gibt eine Beschreibung der Ruinen der Abtei und ihrer einst wundervollen Kirche. Zwei Abbildungen aus späterer Zeit nebst dem Grundriß der Kirche finden sich als Beigabe. Eine Beschreibung der Gräber, die einst der Protestantismus schon im 16. Jahrhundert erbrach

und schändete, sowie der theilweise schon damals verstümmelten Monumente reiht sich an. Eine weitere Untersuchung verbreitet sich S. 157—167 über Saint-Hüe. Dieser h. Hugo wird vom Volke als Mann von sonderlicher Heiligkeit und Fieberpatron heute noch verehrt, indessen über sein Zeitalter eine Gewißheit nicht zu erlangen ist. Interessant ist auch die folgende Beigabe: „Du Privilége qu'avait la Cour-Dieu de recevoir les évêques d'Orléans à l'époque de leur joyeuse entrée." Der *jucundus introitus* spielte im Mittelalter oft eine wichtige Rolle, eben so wichtig wie der *tristis exitus* oder das Leichengepränge. Von S. 173—228 folgen als „pièces justificatives" 43 Urkunden in diplomatischer Treue wiedergegeben, welchen sich „Excerpta e necrologio pro abbatibus Curiae-Dei" und „Excerpta e martyrologio benefactorum" sowie die Reihe der Aebte beigefügt finden.

Dieses ist Alles, was sich von der einst so blühenden und segenverbreitenden Abtei „Gottes-Hof" erhalten hat. Unwillkürlich ergreift den Leser ein wehmüthiges Gefühl, versetzt er sich in die zerstörte Kirche, die einst mit 16 Altären ausgestattet war. Gerne möchten wir uns der Hoffnung hingeben, in der der Advokat Jarry sein verdienstliches Buch schließt: „Dans le siècle de renaissance chrétienne où nous vivons, qui sait l'avenir que l'Eternel réserve à la Cour-Dieu? Il s'est souvenu de Lazare et l'a ressuscité; le vieux monastère peut aussi se relever de ses ruines. Cette pensée est venue à de nobles visiteurs*). Puisse-t-elle ne pas demeurer stérile! Puissent ces cloîtres retrouver leur ancien éclat et ces voûtes reconstruites par une main bienfaisante, entendre de nouveau les chants sacrés! Puissent ces autels restaurés servir pendant des siècles au sacrifice de la victime éternelle! C'est le voeu que nous formons avec le Psalmiste: Dans votre amour, Seigneur, répandez vos bénédictions sur Sion, élevez les murs de Jérusalem; alors vous

*) Dupanloup und Montalembert.

recevrez le sacrifice de justice, les offrandes et les victimes.“ (Psalm 50). „In der Zuversicht“, fügt Hr. Jarry bei, „daß dieser Wunsch sich verwirklichen werde, haben wir die Erinnerungen gesammelt, welche sich auf La Cour-Dieu beziehen.“

Das sind wirklich französische Gegensätze! Ein Renan will selbst den lebenden Christus niederreißen, ein anderer will die Altäre, die zu seiner Ehre einst errichtet, durch die Revolution fielen, wieder errichtet wissen! Ersteres gelingt natürlich nie, ob für letzteren Wunsch ein fruchtbarer Boden sich finde? Wie dem auch sei, wir glaubten das schön ausgestattete, nur in 125 Abdrücken aufgelegte Buch in diesen Blättern nicht übergehen zu dürfen.

XXXV.

Zeitläufe.

Die französisch-italienische Convention —

was ist sie und was soll sie? Darüber herrscht nun in ganz Europa und nicht am wenigsten in Deutschland ein wahrhaft sinnverwirrendes Räsonniren, und das ist an sich schon ein großer Vortheil für ihren Urheber. Uebrigens liegt der Mangel an Klarheit nicht an ihm, sondern an den Andern. Je grausamer seine Haltung in der schleswig-holsteinischen Verwicklung irgendwo mißverstanden worden ist, desto mehr muß auch sein Schritt vom 15. September überraschen und verwirren. Denn derselbe ist nichts Anderes als die Correktur der Londoner Conferenz und die Strafe der Trutzvisiten von Kissingen und Karlsbad. Ihn wähnte man isolirt; nun greift er zur ita-

lienischen Harpune und der liebste Alliirte den er sich damit einfangen möchte, wäre — Oesterreich. Die Convention als solche verhält sich zum eigentlichen Zweck nur als wächserne Nase, die nach den Umständen gedreht werden kann, sei es zum intimen Einverständniß mit der oder zum revolutionären Angriffskrieg gegen die deutsche Großmacht; und der letztere könnte stattfinden im Felde oder auf dem kaum mehr zweifelhaften — Congreß.

Manche werden vielleicht den ersten Theil dieser Alternative nicht zugeben wollen, wenn sie auch einsehen, daß die Spitze der Convention in der That viel weniger auf den Rest des Kirchenstaats als auf Oesterreich gerichtet ist. Aber es ist eben ein nur zu häufig aufstoßender Fehler, daß man, vom deutschen Kaiserstaat sprechend, bloß an dessen Stellung in Venetien denkt, nicht aber an die österreichische Stellung in Mainz und Umgegend. Hier und nirgends sonst liegt das *mögliche* Versöhnungsgebiet der zwei Mächte. Der Imperator hat es 1859 zu Villafranka mit so deutlichen Worten gesagt, daß vernünftigerweise heute noch jedes deutsche Ohr nachklingen sollte. Die deutsche Treue des Kaisers hat damals die Versuche abgeschlagen, und jede der zwei Mächte hat mit entgegengesetzten Allianzen ihr Glück versucht und keine hat es gefunden. Jedenfalls ist der Imperator mit England ebenso wie mit Rußland und Preußen übel angekommen. Ob Oesterreich endlich in der mysteriösen Allianz mit Preußen und Rußland besser gebettet sei — nun das will Er eben wissen. Zu diesem Zwecke hat er die Convention vom 15. Sept. in das diplomatische Geheimniß hineingeschickt; und sollte wirklich nach seiner Vermuthung Oesterreich wenig beglückt und gesichert hinter den Coulissen sitzen, sollte es nicht allein von den englischen Staatsmacklern endlich definitiv überzeugt seyn, was von ihnen unter allen Umständen zu erwarten ist — nun dann will er durch die Convention vom 15. Sept. die Hand von Villafranka nocheinmal bieten.

Der Imperator besitzt weitreichende Fühlhörner. Wäre

die schleswig-holsteinische Hoimetzgerei in Wahrheit das Siegel eines unerschütterlichen Bundes der drei nordöstlichen Mächte, dann hätte er den Streich vom 15. Sept. schwerlich gewagt. So fürchte ich. Die berüchtigte Convention hat demnach keineswegs die Aufgabe, die wahre Absicht des Imperators in Bezug auf Rom und den heiligen Vater zu enthüllen, sondern sie soll den räthselhaften Drei-Mächte-Bund vor sein Apropos stellen, sie soll eventuell Oesterreich der Verirrung in eine sehr ungeeignete Gesellschaft überführen, und es zwingen diese oder jene Entscheidung über das Schicksal des Kirchenstaats mitzugeben. Insoferne ist die Convention auch eine der preußisch-russischen Diplomatie gestellte Falle. Oesterreich wird natürlich gespannt seyn auf deren Benehmen in der brennenden Frage; der Imperator aber wird von dem Verhalten Oesterreichs die Deutung seiner Convention abhängig machen, ja unter allen Umständen die Schuld auf die Wiener Politik überwälzen. Das ist die ächt napoleonische Zweideutigkeit.

Wie bekannt ist die inspirirte Presse des französischen Imperiums in ihrer Gesammtheit aufgeboten, um den Verdacht als läge in der Convention eine indirekte Preisgebung der restirenden Rechte des heiligen Stuhls, als schwarze Verleumdung zu brandmarken. Man liebt es bei uns, diese Loyalitäts-Bezeugungen für eitel Heuchelei und Heimtücke anzusehen; aber es läßt sich Wahrheit daraus machen. Seit dem Züricher Frieden hat ganz Europa Italien sich selbst und dem Imperator überlassen. Zwischen diesen Zweien ist nun ein Vertrag geschlossen, von dem sich unter solchen Umständen keinenfalls Besseres erwarten ließ, nur daß er allerdings geschlossen ist über den Papst ohne den Papst. Wollen aber katholische Mächte sich darüber beschweren, so hat der Imperator wenigstens den Schein eines Rechtes zu fordern, daß diese Mächte dann auch nicht alle Pflicht und Schuldigkeit auf ihn allein abwälzen möchten. Der Vertrag vom 15. Sept. hat unzweifelhaft zwei Seiten, und es wird von Oesterreich abhängen, ob die bessere dieser Seiten herausgekehrt bleiben wird oder nicht.

Man hat sich vielfach gewundert, daß ein Staatsmann wie der Minister Drouyn de Lhuys, der stets in dem Rufe stand Oesterreich besonders freundlich gesinnt zu seyn, zu den Dokumenten vom 15. Sept. seine Unterschrift geben konnte. Aber diese Thatsache ist doch nicht so unerklärlich, wie es auf den ersten Blick scheint. Der Minister steht eben auf französischem Boden, und von da aus sieht er die Convention von der bessern Seite an, wonach sie in der That geeignet wäre, der italienischen Revolution einen Riegel zu schieben und ihren Schwall an den römischen Grenzen zurückzustauen. Daß die ganze Bewegung in diesem Falle in sich selber zusammenbrechen müßte, ist eine unter allen Parteien ausgemachte Sache; die Unifikation muß unaufhaltsam fortschreiten bis zu ihrem letzten Ziele oder sie wird sich in innerlichen Reibungen verzehren. Insoferne kann auch ein soidisant conservativer Staatsmann der Convention Geschmack abgewinnen, und insoferne mag auch der Minister Drouyn ernstlich gehofft haben, auf diesem Wege die gewünschten Anknüpfungspunkte bei Oesterreich endlich zu erreichen.

Auch am entgegengesetzten Ende der italienischen Revolutionspartei herrschen ähnliche Anschauungen. Zwar ist bei diesen Massen der Haß gegen das piemontesische Gamaschenthum so stark, daß die Convention sich bei ihnen gerade wegen der Verlegung des Regierungssitzes von Turin nach Florenz empfahl, und so schien selbst die nächste Umgebung Garibaldi's anfangs mit widerstreitenden Gefühlen vor dem „ehrlosen Vertrag" zu stehen. Doch dürfte bei den Rothen im Allgemeinen das herzliche Mißtrauen gegen den Imperator überwiegen und die Ansicht vorherrschen, daß er wo immer möglich dem Vertrag eine für das Papstthum günstige Wendung geben werde. Es wird ihnen schwer werden zu glauben, daß der Umzug nach Florenz nur die Dauer eines Nachtquartiers haben solle vor dem Einzug des Raubkönigthums auf dem Capitol. Und wenn auch Florenz als Hauptstadt nicht das Siegel des definitiven Verzichts Italiens auf Rom seyn soll, so wäre dennoch, wenn die Fahnen Viktor Emmanuels auch nur längere

Zeit an den Grenzen des Patrimoniums [illegible] [illegible]. das Reich der [illegible] überhaupt verloren. Sollte ich nun gar noch den Verdacht bekräftigen, daß der Umzug des neuen Königthums aus seiner Hauptstadt den nebensächlichen Zweck habe, neuen Abtretungen an Frankreich, vielleicht bis über die Thore Turins hinaus, Raum zu schaffen, da man ja weiß, daß bis jetzt nur der Annexionspreis für die Herzogthümer, nicht aber für Neapel und Sicilien bezahlt ist, so wäre das Maß der Schande voll. Es ist auch bloß ein geringer Trost für die Rothen, daß im Falle solcher colossalen Verräthereien an den „Rechten der Nation" das Heft ihnen in die Hände fallen würde; denn ganz natürlich würde zugleich eine militärisch-despotische Reaktion mit vernichtender Macht eintreten müssen. Was soll man nun von diesen schwarzen Ahnungen halten? Einfach das: wenn Oesterreich will, so wird der Instinkt der Rothen auch dießmal nicht trügen.

Die „monarchische Revolution" hingegen, in deren Schooß die Lüge ihren eigentlichen Thron aufgeschlagen hat, behauptet den Vertrag nur geschlossen zu haben um ihn zu brechen, und sie vertraut, daß auch der Imperator nicht anders könne als lügen bis ans Ende. Viktor Emmanuel und seine „Blauen", das englische Kabinet und alle protestantischen Parteien Albions, die liberalen Blätter in Frankreich, sie alle halten vom Vertrag das Gegentheil dessen was er besagt; sie sehen in ihm den gebahnten Weg um in kürzester Frist Rom in ihre Gewalt zu bekommen, und den Umzug nach Florenz wollen sie nur vornehmen, um gleich bei der Hand zu seyn, sobald nach den zwei Jahren die bezahlten Sendlinge in der ewigen Stadt ihre Pflicht thun. Mit dieser Anschauung der „monarchischen Revolution" von dem Vorgang des 15. Sept. steht die katholische Presse Frankreichs in seltener Uebereinstimmung. Aber was ist es eigentlich, worauf die Einen ihre Befürchtungen und die Anderen ihre Hoffnungen bauen?

Sind es vielleicht geheime Artikel? Schwerlich ist dem rator eine solche Thorheit zuzutrauen. Wenn geheime

Artikel zu dem so unschuldig aussehenden Traktat existiren, so können und werden sich dieselben auf Venedig, auf Ligurien mit Genua, auf die Insel Sardinien, aber sicher nicht auf Rom beziehen. Oder stützt sich die Zuversicht der „monarchischen Revolution" vielleicht auf die verbalen Zweideutigkeiten und Lücken des Texts vom 15. September? z. B. auf die Stelle wo von der künftigen Armee des Papstes gesagt ist, daß sie nie so groß werden dürfe, um als eine Gefahr für Italien zu erscheinen; oder auf die Stelle wo das Dokument keine Sylbe darüber äußert, wie es denn im Falle innerer Unruhen im Reste des Kirchenstaats gehalten werden solle? Allerdings sind das verfänglich geschraubte Sätze, aber als Stützen des Ministeriums Lamarmora wären sie doch zu kindisch und schwach. Nicht Vertragsworte — was dieselben in Paris und Turin werth sind, hat ja die Geschichte des Züricher Friedens bewiesen — sondern thatsächliche Verhältnisse müssen die Zuversicht der Turiner Politik unterstützen. Dieselbe beruht vor Allem in der Berechnung, daß ein Entgegenkommen Oesterreichs hinsichtlich der Anforderungen des Imperators zu den unmöglichen Dingen gehöre, und der letztere daher genöthigt seyn werde, der Convention andere als die von ihm selbst anfänglich gewollten Consequenzen zu geben, sei es auf das Andringen Italiens im Krieg oder auf das Andringen Englands im Congreß.

Unfraglich steht das Wiener Kabinet in diesem Augenblicke vor Entschließungen von unermeßlicher Tragweite. Setzen wir nur den Fall, es gelänge, den Imperator bei der Convention vom 15. Sept. in ihrem wörtlichen Sinne und ohne Hintergedanken festzuhalten, was wäre die Wirkung davon auf Italien? Die blutigen Scenen in Turin, wozu die loyalste und königstreueste Bevölkerung auf die erste Nachricht von der projektirten Verlegung der Hauptstadt sich hinreißen ließ, geben den deutlichsten Vorgeschmack. Vorher schon haben die feindlichen Parteien wilden Thieren gleich sich selber und das unglückliche Land zerfleischt; ihre Zahl würde nun noch um eine

Convention nicht fähig seyn, weil dieß der Untergang für den Italianismus wäre. Italien ist ihm nie Selbstzweck sondern immer nur Mittel zum Zweck gewesen; das zeigt sich gerade jetzt am schlagendsten. Die Unifikation lag nie in seiner Absicht, denn sie ist ein Interesse Englands und nicht ein Interesse Frankreichs. Sobald eine italienische Regierung nur einmal auf Einem, geschweige denn auch auf dem zweiten Fuße selbstständig stehen könnte, würde sie sofort ihre Sympathien von Paris ab- und London zukehren. Das weiß man in Frankreich sehr genau, und selbst in den gesetzgebenden Körpern ist diese Gewißheit schon öffentlich zur Sprache gekommen. Allerdings war es dem Imperator auch mit dem Züricher Frieden nie ernst. Denn die Verwirklichung desselben hätte den österreichischen Einfluß mit den Herzogen in Italien zurückgeführt, und diesen Einfluß definitiv fernezuhalten, liegt ebenso sehr in der traditionellen Politik Frankreichs als den englischen nicht überhandnehmen zu lassen. Aber zwischen der Unifikation und der Restauration liegt ein Drittes in der Mitte, nämlich die Dreitheilung Italiens, bei welcher wenigstens Ein Theil für ein Mitglied der napoleonischen Dynastie abfallen müßte. Sicherlich war dieß die ursprüngliche Absicht des Imperators. Von den zahlreichen Symptomen ihrer Fortdauer zu reden, ist jetzt nicht die Zeit; aber erinnern möchten wir doch an die merkwürdigen Enthüllungen, welche im September 1862, unmittelbar nach der Niederlage Garibaldi's auf Aspromonte, durch die Blätter gingen und auch das eigentliche Thema für die wuthschäumenden Reden des rothen Helden gebildet hatten. Nur durch die ebenso heimliche als rasche Dazwischenkunft Englands, hieß es damals, sei der mit Rattazzi abgekartete Plan vereitelt worden, aus Neapel und Sicilien einen französischen Vasallenstaat unter einem napoleonischen Prinzen zu machen.

Was wollen wir damit sagen? Es müßte nur schlechthin keiner seiner Zwecke unter einer andern Bedingung mehr zu erreichen seyn, sonst wird er festhalten an dem römischen Schutz, und dieß um so mehr, je endgültiger er durch die Preisgebung

Convention nicht fähig seyn, weil dieß der Untergang für den Italianismus wäre. Italien ist ihm nie Selbstzweck sondern immer nur Mittel zum Zweck gewesen; das zeigt sich gerade jetzt am schlagendsten. Die Unifikation lag nie in seiner Absicht, denn sie ist ein Interesse Englands und nicht ein Interesse Frankreichs. Sobald eine italienische Regierung nur einmal auf Einem, geschweige denn auch auf dem zweiten Fuße selbstständig stehen könnte, würde sie sofort ihre Sympathien von Paris ab- und London zukehren. Das weiß man in Frankreich sehr genau, und selbst in den gesetzgebenden Körpern ist diese Gewißheit schon öffentlich zur Sprache gekommen. Allerdings war es dem Imperator auch mit dem Züricher Frieden nie ernst. Denn die Verwirklichung desselben hätte den österreichischen Einfluß mit den Herzogen in Italien zurückgeführt, und diesen Einfluß definitiv fernezuhalten, liegt ebenso sehr in der traditionellen Politik Frankreichs als den englischen nicht überhandnehmen zu lassen. Aber zwischen der Unifikation und der Restauration liegt ein Drittes in der Mitte, nämlich die Dreitheilung Italiens, bei welcher wenigstens Ein Theil für ein Mitglied der napoleonischen Dynastie abfallen müßte. Sicherlich war dieß die ursprüngliche Absicht des Imperators. Von den zahlreichen Symptomen ihrer Fortdauer zu reden, ist jetzt nicht die Zeit; aber erinnern möchten wir doch an die merkwürdigen Enthüllungen, welche im September 1862, unmittelbar nach der Niederlage Garibaldi's auf Aspromonte, durch die Blätter gingen und auch das eigentliche Thema für die wuthschäumenden Reden des rothen Helden gebildet hatten. Nur durch die ebenso heimliche als rasche Dazwischenkunft Englands, hieß es damals, sei der mit Rattazzi abgekartete Plan vereitelt worden, aus Neapel und Sicilien einen französischen Vasallenstaat unter einem napoleonischen Prinzen zu machen.

Was wollen wir damit sagen? Es müßte nur schlechthin [illegible] seiner Zwecke unter einer andern Bedingung mehr zu [illegible] sonst wird er festhalten an dem römischen Schutz, [illegible] je endgültiger er durch die Preisgebung

Süditaliens an die Unifikation, derselben Concessionen machen muß. Von dem „Vatikan und seinen Gärten“ ist schon nicht mehr die Rede; nicht mehr von der „freien Zustimmung des Volks“, und nichts mehr davon daß der Papst mit dem italienischen König in Einer Hauptstadt sich vertragen müsse. Die Convention zeigt überhaupt vergleichsweise ein unverkennbar reaktionäres Gesicht, nur daß sie dasselbe mit der Fiktion maskirt, als wenn Piemont sich bekehrt habe und von seinen unerlaubten Begierden nach der ewigen Stadt abgestanden sei. Auf dem Vorgeben, daß die italienische Regierung sich ernstlich getrennt habe von den Ideen Garibaldi's, beruht der ganze Vertrag. Der Minister Drouyn weist ausdrücklich auf seine Depesche vom 26. Okt. 1862 zurück, wo er die Zumuthungen aus Turin in Folge der Niederlage Garibaldi's auf Aspromonte beantwortet hat. Hier war man damals unverschämt genug, das Programm des gefangenen Freischaaren-Führers sich nun selber anzueignen, sich mit dessen Worten für das „Recht Italiens auf Rom“ auszusprechen und im Namen der Regierung von Frankreich die Auslieferung dieser Hauptstadt zu verlangen. Hr. Drouyn antwortete dem Minister Durando einfach: das sei ein Standpunkt, der gar keine Diskussion zulasse. Heute freut sich derselbe Hr. Drouyn: daß dieser Standpunkt in Turin endlich ganz aufgegeben sei, und daß man dort nicht mehr von einem Recht Italiens auf Rom spreche. Darin bestehen die „glücklichen Veränderungen“, von welchen die französische Regierung in Italien überrascht worden seyn will, daß, wie die Depesche vom 12. Sept. sagt, „die italienische Regierung seit zwei Jahren bemüht ist, die letzten Trümmer jener gefürchteten Gesellschaften bei Seite zu schaffen, die durch die Gunst der Verhältnisse sich außerhalb des Bereichs ihrer Aktion gebildet und hauptsächlich Rom zum Gegenstand ihrer Projekte gemacht hatten.“

In dieser Fiktion besteht nun die bewußte Lüge [illegible]
vention, wie denn irgend eine Lüge jeden Schri[illegible]
perators begleiten muß. Aber er wird festhalten [illegible]

französische Idee, daß der verstorbene Minister Billault, der unerreichte Meister im Ausdruck napoleonischer Gedanken, sich nicht besann am 10. Febr. 1863 vor der französischen Kammer unumwunden zu erklären: „Rom als Hauptstadt Italiens steht in direktem Widerspruch mit dem französischen Interesse." Man hat diese Phrase Billaults damals allgemein als Frankreichs letztes Wort und Testament in der römischen Frage angesehen. Auch Garibaldi verstand sie so; er hat noch im vergangenen Frühjahr, als er zur Adoration in England verweilte, ungenirt geäußert: es gebe nur Ein Mittel um Rom der italienischen Nation zu verschaffen, gerade das Mittel wozu allein Britannien sich nicht entschließen will: Krieg mit Frankreich.

Rom kann es in der That darauf ankommen lassen. Es braucht keine neue päpstliche Armee zu bilden, und könnte es nur noch ein paar Jahre die Schuld des ganzen Staats, von dem vier Fünftel ihm geraubt sind, wie bisher verzinsen, so könnte der heilige Vater die Handhabung der Convention sehr ruhig demjenigen überlassen, der sie geschlossen und den gesammten Zustand, wie er ist, geschaffen hat. Aber in Wien steht man nicht auf dem gleichen Standpunkt. Oesterreich kann um seiner selbst willen nicht in starrer Unbeweglichkeit verharren, und es darauf ankommen lassen; denn von seinen eigenen Entschließungen hängt nicht nur das Schicksal der Convention, sondern überhaupt die Gestaltung der Dinge in Italien bis an die Adria ab. Der Imperator muß einen Secundanten

---

sollte in Malta zu bleiben, so würde Ihrer Majestät Regierung dort zu seiner Aufnahme einen Palast (a mansion) anweisen. Se Heiligkeit könnte sich dort mit seinen vornehmsten Cardinälen und treuesten Räthen umgeben. Man würde von ihm nicht verlangen irgendeine seinem Gewissen widerstreitende Bedingung einzugehen. Der Bürgerkrieg in Italien würde aufhören, und dem italienischen Volke stünde es frei entweder sein eigen Gebiet vollständig in Besitz zu nehmen, oder, wenn es ihm gut däuchte, den Papst wieder in die weltliche Herrschaft einzusetzen."

haben, nicht so fast zum Krieg als zum Congreß; wird er sich wohl oder übel wieder mit dem perfiden Albion behelfen müssen, oder wird er endlich mit Oesterreich übereinkommen können? Das ist die Frage, und von der Antwort dürfte auch die Entscheidung über die Kriegs- oder Friedensfrage abhängen.

Man sieht eine Annäherung zwischen Oesterreich und Frankreich gewöhnlich so an, als ob die freiwillige Abtretung Veneziens die erste Bedingung derselben wäre. Wir sind fast der umgekehrten Ansicht. Allerdings spricht man in Paris gerne davon, daß Oesterreich sich zu einer friedlichen Ausgleichung wegen Venetiens herbeizulassen habe. Aber man kann sich darunter mehr als Einen Modus denken, und die Ausgleichung muß um so weniger in der einfachen Vergrößerung des italienischen Raubstaats durch das venetianische Königreich bestehen, als sie ja mit Frankreich stattzufinden hat und nicht mit den Nachfolgern Cavours. Die unerläßliche Bedingung dürfte daher eine ganz andere seyn, und man kann sie vielleicht in der Frage formuliren: wenn die deutsche Großmacht ihre natürliche Grenze an der Adria haben muß, warum sollte nicht die französische Großmacht ihre natürliche Grenze am Rhein haben müssen? Dieß ist das punctum saliens nach wie vor. Wir leben nun einmal nicht mehr im Zeitalter des Rechts und der Verträge, sondern im Zeitalter der Macht und der Interessen. Will Oesterreich in billiger Anerkennung dieser Thatsache dem Imperator nicht ferner hinderlich seyn, ein Stück deutschen Landes nach seinen geographischen, strategischen und commerciellen Bedürfnissen zu erwerben, dann wird er auch um ein Congreß-Votum nicht verlegen seyn, wornach der Besitz Venetiens aus ganz gleichen Gründen eine österreichische Nothwendigkeit ist. Nicht der Mincio, sondern der Rhein hält die zwei Mächte unversöhnlich auseinander. Darum ist jetzt guter Rath für Oesterreich vom deutschen Standpunkt aus so theuer und von jedem andern Standpunkt aus so wohlfeil.

Noch weniger als Venedig würde die Rücksicht auf den heiligen Stuhl einer Verständigung zwischen den zwei Mächten

hinderlich seyn. Es ist vielmehr, wie gesagt, das Gegentheil der Fall; die Convention als Minimum der weltlichen Herrschaftsrechte des Papstes wird aufrecht erhalten werden, wenn Oesterreich beihilft, zweifelhaft wird sie nur, wenn man in Wien ewig negirt wie bisher. Unsere Liberalen freilich stellen die Sache so dar, als wenn Oesterreich, um sich mit Frankreich zu vereinigen, erst mit Italien sich aussöhnen und dem Italianismus wenigstens den Papst zum Opfer bringen müßte *). Aber es beruht dieß auf ganz falschen Vorstellungen; nicht für Italien, sondern für sich hat der Imperator wiederholt um Oesterreich geworben, und aufzugeben braucht Oesterreich zu diesem Zwecke weiter gar nichts, als Deutschland und die deutsche Integrität. Wenn daher ein katholisches Blatt in Wien sich für direkte Verhandlungen mit Frankreich ausspricht, so kann es dieß sehr wohl thun, ohne seinem katholischen Standpunkt nahe zu treten; wir aber können einer solchen Verständigung nicht das Wort reden, ohne unser deutsches Gefühl schmerzlich zu unterdrücken. Ja, die Geschicke Deutschlands und Roms hängen aufs engste zusammen. Aber nur nicht so, wie unsere Liberalen und Josephiner glauben: als wenn nämlich Oesterreich durch seine Abkehr von Rom deutscher würde. Sondern gerade umgekehrt: wenn wir nicht endlich alle zusammenhelfen, um an der Spitze aller gekränkten Rechte das Recht des Papstes zu retten, so werden wir Oesterreich doch noch zwingen, von Deutschland sich zurückzuziehen, seine eigene Existenz allein im Auge zu behalten und uns unserm eigenwilligen Schicksal zu überlassen.

Man hat eine studirte Feindseligkeit schon darin gesehen, daß die Convention vom 15. September, obwohl dieselbe den Züricher Frieden nun auch formell aufhebt, ausschließlich zwi-

*) Das ist die Zumuthung, mit der die Agenten Englands den österreichischen Staatsmännern fortwährend in den Ohren liegen. In der ehrlichen alten Zeit hätte man die Wichte einfach aus dem Reich gejagt.

schen der französischen und der italienischen Diplomatie verhandelt worden sei, ohne daß man in Wien auch nur Kenntniß davon hatte. Das Faktum ist richtig. Aber Oesterreich hat auch seit fünf Jahren in Bezug auf Italien nie ein anderes Lebenszeichen gegeben, als unbedingte Ablehnungen, und es war überdieß mit England unter den Ersten, welche die napoleonische Einladung zum Congreß ohne weiters zurückwiesen. Gerade darum ist nun der italienische Berg so plötzlich wieder ins Kreisen gebracht worden, und der resultirende Vertrag ist nichts Anderes, als eine nach Wien adressirte thatsächliche Einladung zu nachträglichen Verhandlungen, welche ja doch in jeder Beziehung die Hauptsache sind.

In zweifacher Hinsicht wiederholt die Convention den Aufruf der französischen Thronrede vom 5. November v. Js., sie ist erstens das Mittel um die bereits verschollen geglaubte Congreßidee wieder auf die Bahn zu bringen, und sie ist zweitens ein specieller Aufruf an das Wiener Kabinet zur vorgängigen Verständigung mit Frankreich. Man wird bald sehen, wie der Vertrag über die Räumung Roms in zwei Jahren, vielmehr zu diesen allernächsten Zwecken dienen muß, und auch insoferne ist er wesentlicher auf England und Oesterreich gemünzt, als auf Viktor Emmanuel und den Papst. Wie sehr hat man sich in dem schleswig-holsteinischen Getümmel geirrt, wenn man den Imperator bereits für zu alt und zu schläfrig hielt, als daß er noch einmal einen seiner politischen Meisterstreiche ausspielen könnte!

England hat in erster Reihe das Congreß-Projekt zu Falle gebracht, an England tritt nun die Convention mit der dringenden Mahnung heran, sich die Sache noch einmal zu überlegen. Die englischen Minister hatten damals die freche Stirne zu erklären: es sei nicht wahr, daß die Verträge von 1815 aufgehört hätten zu existiren und daß der europäische Grund-Vertrag allmählig zerrissen sei. Inzwischen folgte die Strafe der frechen Verläugnung eigenster Thaten auf dem Fuße. Der Dänenkönig starb, und der Verlauf des Erbstreites hat dem

europäischen Grundvertrag gerade an einer Stelle, die für England besonders empfindlich ist, nicht nur einen neuen tiefen Riß beigebracht, sondern er hat auch bewiesen, daß selbst das Princip des europäischen Vertragsrechts nicht mehr anerkannt wird. Ohne Zweifel hat sich der Imperator diesen köstlichen Stoff für ein neues Manifest an Europa sorglich angesammelt, und selbst die englischen Minister dürften dann nicht mehr im Stande seyn, ihre Kritik der Congreßrede vom vorigen Jahr zu wiederholen. Er hat aber zugleich Sorge getragen, durch die italienische Convention einen specifisch englischen Congreßköder auszuwerfen, und der blinde Fanatismus des Ropopery-Kabinets wird schwerlich umhin können darauf anzubeißen, in der Hoffnung auf dem Congreß die Stellung der italienischen Schooßkinder — noch zu verbessern.

Ist aber der Congreß einmal errungen, so handelt es sich in Paris sofort um die weitere Aufgabe, nicht ohne Partei unter den Großmächten in denselben einzutreten. Mit allen Mächten, ausgenommen Eine, hat der Imperator es der Reihe nach versucht, und mit keiner ist er gut gefahren; noch am Schlusse der dänischen Verwicklung haben ihm Rußland und Preußen, nicht weniger als England im ganzen Verlauf, Falschheit bewiesen und übel mitgespielt. Auch Oesterreich hat mit allen diesen mehr oder weniger natürlichen Alliirten bis auf die neueste Zeit fast nur bittere Erfahrungen gemacht. Warum sollte der Imperator nicht auf den Gedanken gekommen seyn, daß gerade Oesterreich und Er für einander bestimmt seien, um dem heillos zerrütteten Welttheil eine neue Ordnung anzuweisen?

Gebe Gott, daß Oesterreich nicht Ursache habe einzuschlagen! Aber mit der ruhenden Aktivität wie bisher ist auch nichts gethan, ja sie ist der Uebel schlimmstes, denn während sie keinen Einsturz des Alten hindert, läßt sie auch keinen Neubau zu Stande kommen. Positiv müßte dem Imperator widerstanden und seinem Werk ein anderes und gerechteres Werk entgegengesetzt werden. Aber dazu müßte Oesterreich, seine eigene

Neigung und Kraft vorausgesetzt, mächtige Gehülfen haben, und wo sind sie? Im Jahre 1859, dem Anfangsdatum des jetzigen europäischen Elendes wie es die herrliche Proklamation des Kaisers prophetisch vorausgesagt hat, war Oesterreich von Allen verlassen; wo ist seine Stellung heute besser geworden? Wir sehen nichts als Niederlage und Enttäuschung bei allen seinen Versuchen. Im dritten Deutschland haben sie damit geendet, daß selbst die rath- und thatlose Freundschaft der kleineren Staaten eingebüßt ist. England existirt in Wien nur mehr als Commis voyageur der Versöhnung mit Viktor Emmanuel und Garibaldi. Mit Preußen und indirekt mit Rußland soll nun allerdings eine „Allianz“ existiren, aber was ist ihr Inhalt?

Niemand weiß das; wohl aber ist es gewiß, daß die Convention vom 15. September die unmittelbare Antwort war auf die angebliche Wiederherstellung der „heiligen Allianz“ und die Rache für den Affront, der für den Imperator in dem ganzen Verfahren Preußens und Rußlands seit dem Falle Polens lag. „Kissingen und Karlsbad“: so lautete die erste Erläuterung der France über die Convention. „Kissingen und Karlsbad“ sollten sogar die Verlegung der Hauptstadt Italiens nach Florenz motiviren, denn dazu tauge die strategisch sehr ausgesetzte Lage Turins nun nicht mehr, nachdem Oesterreich, in der neuen Allianz gestärkt, wahrscheinlich einen Angriff auf Italien beabsichtige. Aus Kissingen und Karlsbad sollte das schwarze Gespenst der Tuilerien, die „Coalition“, hervorgegangen seyn, und mit seiner Convention wollte der Imperator sondiren, was denn wohl daran sei. Nun, was wird er finden? Es ist ein ganz richtiger Gedanke, wenn die Coalition der heiligen Allianz wirklich wieder auferstanden wäre, dann müßte sie mindestens die Durchführung des Züricher Friedens zum Ziele haben. Wird der Imperator mit der Sonde seiner Convention wirklich auf eine so bedrohliche Entdeckung stoßen?

Bald nach den Besuchen von Kissingen und Karlsbad war das westliche Europa von Gerüchten erfüllt, daß Preußen zur

Neigung und Kraft vorausgesetzt, mächtige Gehülfen haben, und wo sind sie? Im Jahre 1859, dem Anfangsdatum des jetzigen europäischen Elendes wie es die herrliche Proklamation des Kaisers prophetisch vorausgesagt hat, war Oesterreich von Allen verlassen; wo ist seine Stellung heute besser geworden? Wir sehen nichts als Niederlage und Enttäuschung bei allen seinen Versuchen. Im dritten Deutschland haben sie damit geendet, daß selbst die rath- und thatlose Freundschaft der kleineren Staaten eingebüßt ist. England existirt in Wien nur mehr als Commis voyageur der Versöhnung mit Viktor Emmanuel und Garibaldi. Mit Preußen und indirekt mit Rußland soll nun allerdings eine „Allianz" existiren, aber was ist ihr Inhalt?

Niemand weiß das; wohl aber ist es gewiß, daß die Convention vom 15. September die unmittelbare Antwort war auf die angebliche Wiederherstellung der „heiligen Allianz" und die Rache für den Affront, der für den Imperator in dem ganzen Verfahren Preußens und Rußlands seit dem Falle Polens lag. „Kissingen und Karlsbad": so lautete die erste Erläuterung der France über die Convention. „Kissingen und Karlsbad" sollten sogar die Verlegung der Hauptstadt Italiens nach Florenz motiviren, denn dazu tauge die strategisch sehr ausgesetzte Lage Turins nun nicht mehr, nachdem Oesterreich, in der neuen Allianz gestärkt, wahrscheinlich einen Angriff auf Italien beabsichtige. Aus Kissingen und Karlsbad sollte das schwarze Gespenst der Tuilerien, die „Coalition", hervorgegangen seyn, und mit seiner Convention wollte der Imperator sondiren, was denn wohl daran sei. Nun, was wird er finden? Es ist ein ganz richtiger Gedanke, wenn die Coalition der heiligen Allianz wirklich wieder auferstanden wäre, dann müßte sie mindestens die Durchführung des Züricher Friedens zum Ziele haben. Wird der Imperator mit der Sonde seiner Convention wirklich auf eine so bedrohliche Entdeckung stoßen?

Bald nach den Besuchen von Kissingen und Karlsbad war das westliche Europa von Gerüchten erfüllt, daß Preußen zur

wie Oesterreich auch nur so lange wie bisher in rathloser Unentschiedenheit zwischen den zwei Heubündeln stehen und seine besten Kräfte nutzlos verzehren konnte. Endlich aber drängt die Entscheidung: heute noch wäre die Allianz Oesterreichs viel werth für Frankreich, denn sie wäre das Verderben Deutschlands; morgen vielleicht verdirbt sich Deutschland selber, und die österreichische Allianz ist dann nichts mehr werth für Frankreich.

Wir haben Jahre lang vor dem Moment gewarnt, der jetzt gekommen ist; wir haben gemeint, man solle Oesterreich den Abschied von uns schwer machen. Jetzt kommen derlei Warnungen zu spät, denn was in dieser Hinsicht nicht schon geschehen ist, das wird auch nicht mehr geschehen. Es läßt sich nicht länger verbergen, wie bodenlos die Zustände Europas geworden sind. Bloß noch der Prostitution der Geheimnisse von Kissingen und Karlsbad bedarf es, und der volle Beweis ist geliefert, daß jedes Wort unwidersprechliche Wahrheit gewesen, das der Imperator in seiner Congreßrede vom 5. November v. Js. gesprochen hat. Auffallend war es schon, daß kein Souverain die napoleonische Idee, es müsse eine neue Rechtsordnung in Europa geschaffen werden, rückhaltloser gebilligt hat, als in seiner großartigen Unbefangenheit — Papst Pius IX.

Den 11. Oktober 1864.

XXXVI.

Südtirol, sonst und jetzt.

Als im Jahre 1813 Südtirol von den österreichischen Heeren besetzt wurde, und später auf dem Wiener Congresse wieder an Oesterreich kam, war das Land durch die dreijährige französisch-italienische Herrschaft nur unbedeutend verwelscht, trotz den bekannten energischen Bestrebungen der Napoleonischen Regierung in dieser Richtung. Die Südtiroler betrachteten von Altersher ihr Gebiet als deutsches Reichsland, die Theorie der Sprachgrenzen war damals dem Gehirn der Menschen noch nicht entstiegen, daher begrüßte allgemeine Freude die Rückkehr der kaiserlichen Adler in diese Thäler. Nun wäre eine Zurückführung deutscher Bildungs-Anstalten, wie sie früher unter Oesterreich, dann während einer vierjährigen Periode, von 1806 bis 1810, unter Bayern bestanden, nach den allergewöhnlichsten Regeln der Politik angezeigt und eine allmälige Germanisirung Südtirols leicht auszuführen gewesen. Jeder größere Staat sucht die Regierungssprache auszubreiten und zur herrschenden zu machen, so Frankreich im Elsaß, Preußen in Posen, Rußland in seinem weiten Reiche, England in der ganzen Welt. Es ist bezeichnend für die in Südtirol vordem herrschende Strömung, daß viele Adelsfamilien deutsche, selbstgewählte Prädikate von hiesigen
gen führten (die sie jetzt in aller Stille rückübersetzen), daß
bis zu den dreißiger Jahren das Deutsche die Sprache

der höheren Gesellschaft war, und daß Oesterreich im J. 1814 Vertrauensstellen, welche zuverlässige Beamte erforderten, im Lombardo-Venetianischen Königreiche mit Südtirolern besetzte. Es wäre also nicht schwer gewesen, die Spuren einer kurzen Gewaltherrschaft zu verwischen und das altgewohnte deutsche Wesen wiedereinzuführen.

Unsere Regierung that von alle dem das Gegentheil. Die deutsche Sprache wurde nicht nur nirgends als obligat eingeführt, es bestand in den Gymnasien kein Lehrstuhl dafür; wer neben den anderen Studien deutsch lernen wollte, fand hiezu in den kaiserlichen Anstalten keine Gelegenheit. Noch mehr: in einigen Seitenthälern hatte sich die deutsche Sprache durch mehrere Jahrhunderte, nachdem das welsche Element im Hauptthale vorgedrungen, in ihren älteren Formen erhalten. Die Ausrottung derselben wurde österreichischerseits durch italienische Beamte und Seelsorger begonnen und glücklich vollführt. Die Regierung des Re galantuomo hätte es heute nicht besser zu machen verstanden. Diese Dinge klingen unglaublich, und doch hat sie hier jeder ältere Mann mitangesehen und mit erlebt. Es darf nicht vergessen werden, daß nach 1830, als eine siegreiche Revolution das Werk des Wiener Congresses in Frankreich und Belgien über den Haufen geworfen und Jungitalien seine ersten Bocksprünge machte, auf den hiesigen Gymnasien der liberale Luftzug als Teutophobie unvermerkt und unbeachtet durch die Hörsäle zu wehen angefangen. Daß die südtirolische Jugend, welche in den öffentlichen Schulen nicht deutsch, im Gegentheil alles Tudeske gründlich verlachen und hassen gelernt hatte, die Universitäten in Padua und Pavia den deutschen vorzog, war natürlich; nicht minder, daß sie ganz welsch gebildet und verbildet nach Hause kam.

Die Folgen dieses Systems oder besser dieser Systemlosigkeit kamen erst im J. 1848 zu Tage, obschon sie für offene Augen 15 bis 20 Jahre früher sichtbar waren. Zur großen Verwunderung des Innsbrucker Guberniums hatte die italienische Revolution in Südtirol, besonders in den Städten, ein lautes Echo gefunden. Der Magistrat von Trient sagte in einem Manifeste am 20. März 1848, daß „das Land seit langer Zeit den Augenblick ersehnt, sich mit seiner Nation (der italienischen) zu ver-

einigen.“ Die österreichische Armee stand damals in Verona und hatte durch ein paar Monate keine andere Verbindung mit der Monarchie als über Tirol. Ein k. k. Gymnasialprofessor forderte öffentlich dazu auf, die Straße zu sperren, um den Feldmarschal Radetzky zur Uebergabe zu zwingen. Diese seit dem Jahre 1816 in den Kreisen der Halbbildung groß gezogenen Gesinnungen hatten im Jahre 1848 keine Handlanger gefunden, die Sache war neu, in engen Grenzen bekannt und besprochen. Die früher verflossenen 16 Jahre wurden von der Partei besser ausgenützt als von der Staatsverwaltung.

Ein propagandistisches Blatt durfte seit der Zeit jeden Tag unbehelligt den Abfall des Landes von der Monarchie predigen. Dieses Blatt erscheint in Roveredo, heißt Messaggiere tirolese, seit einigen Monaten Messaggiere schlechtweg; nachdem es im J. 1848 die tirolische Farbe abgestreift, warf es folgerichtig, nur etwas spät, auch den Namen von sich. Diese Zeitung füllt die Hälfte, oft drei Viertel ihrer Spalten mit der Rubrik Italien; alles was dort vorgeht ist wichtig, groß, schön, bewunderungswerth. Von Oesterreich kommt wenig, von unserer Provinz gar nichts vor. Als im Herbste 1863 in Innsbruck die Säkularfeier der Vereinigung Tirols mit Oesterreich begangen wurde, und die unerwartete Erscheinung des Kaisers daselbst unbeschreiblichen Jubel erregte, sprach der Messaggiere mit keinem Worte weder von dem Feste, noch von dem Besuche des Monarchen. Doch wird von ihm jede Fahrt, jeder Spaziergang, jeder Schritt des Königs Viktor Emmanuel, seiner Prinzen und Minister, so wie der rothen Berühmtheiten der Halbinsel mit schuldiger Ergebenheit und Andacht weitläufig geschildert und gehörig breit gefnetet. Daß der Messaggiere der treue Bundesgenosse aller geheimen und offenen Feinde Oesterreichs ist, noch neuerlich der Dänen, versteht sich wohl von selbst. Drum wurde auch „l'onesto Messaggiere“ vom geheimen comitato veneto in seinen Cirkularen warm empfohlen. Derselbe wird von einem k. k. pensionirten Landrath redigirt, der sich zwar Verstöße gegen Geschichte, Geographie, Statistik, die Sprache und den gesunden Menschenverstand mit großer Anmaßung zu Schulden kommen läßt, niemals aber gegen den Buchstaben des Strafcodex. Man sagt, daß ihm gesetzlich nicht beizukommen sei. Das sind

sonderbare Gesetze, einzig in der Welt, welche die Propaganda des Landesfeindes im Herzen der eigenen Provinzen zum offenbaren Zwecke, dieselben abzureißen, nicht zu treffen vermögen. Was wäre dieß für eine Reichsvertretung, wenn sie dem Ministerium die nöthigen Vollmachten versagte, um die Integrität der Monarchie zu wahren und dergleichen Monstruositäten abzuschaffen? Dieses Blatt ist das gelesenste, man kann sagen das einzig gelesene, nicht nur in Südtirol, sondern auch im Venetianischen; es wirkt seit 1848 im selben Sinne, bald mehr, bald weniger verdeckt, seit 1859 mit staunenswerther Kühnheit. Aus Gründen der Sparsamkeit hat man es versäumt, ihm zu rechter Zeit eine loyale, tüchtig redigirte Zeitung entgegenzustellen; jetzt wäre es zu spät.

Und nun zum Schlusse. Ueber die im August glücklich vereitelte Revolutionirung Südtirols goßen die liberalen Zeitungen, rothe und blaue, tirolische, Wiener und deutsche ihre unfläthige Lauge aus. Die einen lassen ihren kameradschaftlichen Gesinnungen gegen die welschen Rebellen den Zügel schießen, lachen über die dumme Polizei, die überall Verschwörung wittere, und prophezeien, daß die Innsbrucker Inquisitoren an den arglosen Jungen keine Lorbeeren verdienen würden. Diese Leute sympathisiren mit den Tumultuanten in allen Ländern. Die anderen meinen, die Ignoranz habe alles verschuldet, man müsse den Unterricht verallgemeinern und das Volk über seine wahren Interessen belehren. Sehr wahr, wenn auch nicht in ihrem Sinne. Die Schriftgelehrten kranken an der fixen Idee, aus jedem Bauer einen Philosophen zu machen. Wieder andere schieben den Putsch der Glaubenseinheit in die Schuhe, und rathen, die südtirolische Erde mit deutschen Protestanten zu bevölkern. Daß solcher Blödsinn im J. 1864 durch die deutsche Journalistik in die Welt posaunt werden konnte, wird nur der glauben, der es gedruckt, schwarz auf weiß, in der Bozner, in der Allg. Zeitung, in der „Presse" gelesen.

Wer obige Andeutungen vor Augen hat, wer die Wirkung eines Tagblattes auf eine in den Schulen und Conventikeln gehörig bearbeitete Jugend abzuwägen versteht, der wird ohne den Mangel an humanitarischem Unterricht, oder die Glaubenseinheit ins Mitleiden zu ziehen, nicht verlegen seyn, die Quellen des südtirolischen Attentates zu entdecken. Die Bevölkerung hat das tolle

sonderbare Gesetze, einzig in der Welt, welche die Propaganda des Landesfeindes im Herzen der eigenen Provinzen zum offenbaren Zwecke, dieselben abzureißen, nicht zu treffen vermögen. Was wäre dieß für eine Reichsvertretung, wenn sie dem Ministerium die nöthigen Vollmachten versagte, um die Integrität der Monarchie zu wahren und dergleichen Monstruositäten abzuschaffen? Dieses Blatt ist das gelesenste, man kann sagen das einzig gelesene, nicht nur in Südtirol, sondern auch im Venetianischen; es wirkt seit 1848 im selben Sinne, bald mehr, bald weniger verdeckt, seit 1859 mit staunenswerther Kühnheit. Aus Gründen der Sparsamkeit hat man es versäumt, ihm zu rechter Zeit eine loyale, tüchtig redigirte Zeitung entgegenzustellen; jetzt wäre es zu spät.

Und nun zum Schlusse. Ueber die im August glücklich vereitelte Revolutionirung Südtirols goßen die liberalen Zeitungen, rothe und blaue, tirolische, Wiener und deutsche ihre unfläthige Lauge aus. Die einen lassen ihren kameradschaftlichen Gesinnungen gegen die welschen Rebeller den Zügel schießen, lachen über die dumme Polizei, die überall Verschwörung wittere, und prophezeien, daß die Innsbrucker Inquisitoren an den arglosen Jungen keine Lorbeeren verdienen würden. Diese Leute sympathisiren mit den Tumultuanten in allen Ländern. Die anderen meinen, die Ignoranz habe alles verschuldet, man müsse den Unterricht verallgemeinern und das Volk über seine wahren Interessen belehren. Sehr wahr, wenn auch nicht in ihrem Sinne. Die Schriftgelehrten kranken an der fixen Idee, aus jedem Bauer einen Philosophen zu machen. Wieder andere schieben den Putsch der Glaubenseinheit in die Schuhe, und rathen, die südtirolische Erde mit deutschen Protestanten zu bevölkern. Daß solcher Blödsinn im J. 1864 durch die deutsche Journalistik in die Welt posaunt werden konnte, wird nur der glauben, der es gedruckt, schwarz auf weiß, in der Bozner, in der Allg. Zeitung, in der „Presse" gelesen.

Wer obige Andeutungen vor Augen hat, wer die Wirkung eines Tagblattes auf eine in den Schulen und Conventikeln gehörig bearbeitete Jugend abzuwägen versteht, der wird ohne den Mangel an humanitarischem Unterricht, oder die Glaubenseinheit ins Mitleiden zu ziehen, nicht verlegen seyn, die Quellen des südtirolischen Attentates zu entdecken. Die [illegible] [illegible]as tolle

XXXVII.

Die erste Gesammtausgabe des literarischen Nachlasses von Leibniz.

II.

Leibnizens Plan einer christlich-socialen Akademie.

Wenden wir uns nach den unerquicklichen Erörterungen über das verfehlte Unternehmen des Hrn. Foucher de Careil zu einem erfreulichern Gegenstand, zum Inhalt der von Herrn Klopp in den ersten beiden Bänden seiner Ausgabe veröffentlichten Schriften von Leibniz. Sie gehören sämmtlich der Mainzer Periode von 1667—1672 an, und beschäftigen sich erstens mit dem Plane der Gründung einer Akademie der Künste und Wissenschaften, zweitens mit dem Versuche, die Sicherheit des deutschen Reiches durch eine Reform seiner Verfassung, nämlich durch eine engere Einigung der Fürsten unter sich und unter dem Kaiser zu bewirken, und drittens mit der ägyptischen Expedition, welche Leibniz Ludwig XIV. vorzuschlagen gedachte, um auf die Versöhnung von Habsburg und Bourbon den allgemeinen Frieden Europas und die neue Aera eines religiösen, sittlichen und politischen Aufschwunges zu gründen. Einige kleinere Aufsätze, welche der erste Band enthält, lassen uns tiefe

XXXVII.

Die erste Gesammtausgabe des literarischen Nachlasses von Leibniz.

II.

Leibnizens Plan einer christlich-socialen Akademie.

Wenden wir uns nach den unerquicklichen Erörterungen über das verfehlte Unternehmen des Hrn. Foucher de Careil zu einem erfreulichern Gegenstand, zum Inhalt der von Herrn Klopp in den ersten beiden Bänden seiner Ausgabe veröffentlichten Schriften von Leibniz. Sie gehören sämmtlich der Mainzer Periode von 1667—1672 an, und beschäftigen sich erstens mit dem Plane der Gründung einer Akademie der Künste und Wissenschaften, zweitens mit dem Versuche, die Sicherheit des deutschen Reiches durch eine Reform seiner Verfassung, nämlich durch eine engere Einigung der Fürsten unter sich und unter dem Kaiser zu bewirken, und drittens mit der ägyptischen Expedition, welche Leibniz Ludwig XIV. vorzuschlagen gedachte, um auf die Versöhnung von Habsburg und Bourbon den allgemeinen Frieden Europas und die neue Aera eines religiösen, sittlichen und politischen Aufschwunges zu gründen. Einige kleinere Aufsätze, welche der erste Band enthält, lassen uns tiefe

und welche einzelne Seite der menschlichen Bestrebungen in Wissenschaft, Politik und Religion er auch ergreifen mag, so versäumt er doch niemals, das Einzelne wieder mit dieser höchsten Idee zu verknüpfen und erst in jener Universalharmonie zur Vollendung kommen, gleichsam in einem vollen musikalischen Accorde ausschwingen zu lassen. Darum ist Leibniz nicht bloß der Gelehrte, den wir mit den unermeßlichen Schätzen seines Wissens und in seiner schöpferischen, bahnbrechenden Thätigkeit anstaunen; er ist für uns auch der liebenswürdige Mensch, mit dem wir uns unwillkürlich verwandt, und zu dem wir uns durch ein harmonisches Band hingezogen fühlen.

Dieser Mittelpunkt seines Wesens tritt uns sofort mit überraschender Klarheit in seinem Plane zur Gründung einer deutschen Akademie der Künste und Wissenschaften entgegen und spiegelt sich auf das herrlichste ab in den allgemeinen Betrachtungen, mit welchen er die Erörterung seines Gegenstandes beginnt. „Alle Schönheit, sagt er (I. 113), besteht in einer Harmonie und Proportion zwischen Verstand und Macht, welches auch in dieser Welt das Fundament der Gerechtigkeit, der Ordnung, der Meriten, ja der Form der Republik ist, daß ein jeder verstehe, was er vermag, und vermöge soviel, als er versteht." Gott selbst ist ihm nach diesem Grundsatze die höchste Schönheit, weil bei ihm die Proportion, d. h. die Durchdringung von Macht und Weisheit in unendlicher Vollkommenheit vorhanden ist, sowie die Welt in ihrer schönen, unaussprechlichen Universalharmonie ein Kunstwerk der göttlichen Macht und Weisheit. „Denn Gott hat zu keinem andern End die vernünftigen Creaturen geschaffen, als daß sie zu einem Spiegel dieneten, darinnen seine unendliche Harmonie auf unendliche Weise in etwas vervielfältigt werde. Maßen auch die vollkommen gemachte Erkenntniß und Liebe Gottes zu seiner Zeit in der visione beatifica oder unersinnlichen Freude, die die Bespiegelung und auf gewisse Maße Concentrirung der unendlichen Schönheit in einem kleinen Punkt unserer Seelen mit sich bringen wird, bestehen muß. Wie denn

dessen die Brennspiegel oder Brenngläser ein natürlich Vorbild sein" (I. 115). „Daher vor gewiß zu halten, daß soviel einer Wunder der Natur weiß, soviel besitze er in seinem Herzen Bildnisse der Majestät Gottes, wenn er sie nur dahin und also zu ihrem Original reflektiret" (I. 118). Unter diesem Gesichtspunkte wird ihm die Wissenschaft, die Erkenntniß der „so schönen, unaussprechlichen Harmonie der Dinge", selbst ein Gottesdienst. „Gewißlich, so oft von den nunmehr fleißigen Anatomicis ein neues Gefäß per modum experimenti entdecket, oder ein bisher unbekannter Gebrauch der längst bekannten Gefäße per modum hypotheseos ersonnen wird, so oft wird die Allmacht und Weisheit Gottes gleichsam mit lebendigen Farben illuminiret, und ein verständiger Mann zur Verwunderung der Weisheit, Furcht der Macht und Liebe der Uebereinstimmung beider, das ist der Schönheit und Gütigkeit seines Schöpfers mehr bewegt, als durch tausend orationes, carmina, auch wohl bisweilen lectiones und homilias. Maßen ein einig dergleichen inventum viele 1000 schöner Lobgesänge Materie und Quelle seyn kann" (I. 119). Aber auch die ernste, sittliche Seite hebt Leibniz hervor. Denn auch bei den freien Creaturen, wie bei den Menschen, beruht ihre innere, geistige Schönheit, ihre Gottähnlichkeit auf dem harmonischen Verhältniß von Verstand und Macht, und diejenigen, welchen Gott beides in hohem Grade gegeben, „das sind die Helden, so Gott zu Ausführung seines Willens als principalste Instrumenta geschaffen, deren unschätzbares Talent aber, so es vergraben wird, ihnen schwer genug wird fallen.... Es ist ein wichtiger Punkt, daran die Seligkeit und endliche Rechenschaft hanget, seinen Verstand und Macht recht zu Gottes Ehre brauchen" (I. 116).

Der Dienst der Wissenschaft ist in den Augen von Leibniz nicht bloß ein Gottesdienst, er ist eine Art von Priesterthum. Wir verehren, sagt er, Gott auf eine dreifache Weise, entweder mit dem Wort als Priester, oder mit dem Andenken als Philosophen, oder mit guten Werken als Staatsmänner. Letztere

dessen die Brennspiegel oder Brenngläser ein natürlich Vorbild sein" (I. 115). „Daher vor gewiß zu halten, daß soviel einer Wunder der Natur weiß, soviel besitze er in seinem Herzen Bildnisse der Majestät Gottes, wenn er sie nur dahin und also zu ihrem Original reflektiret" (I. 118). Unter diesem Gesichtspunkte wird ihm die Wissenschaft, die Erkenntniß der „so schönen, unaussprechlichen Harmonie der Dinge", selbst ein Gottesdienst. „Gewißlich, so oft von den nunmehr fleißigen Anatomicis ein neues Gefäß per modum experimenti entdecket, oder ein bisher unbekannter Gebrauch der längst bekannten Gefäße per modum hypotheseos ersonnen wird, so oft wird die Allmacht und Weisheit Gottes gleichsam mit lebendigen Farben illuminiret, und ein verständiger Mann zur Verwunderung der Weisheit, Furcht der Macht und Liebe der Uebereinstimmung beider, das ist der Schönheit und Gütigkeit seines Schöpfers mehr bewegt, als durch tausend orationes, carmina, auch wohl bisweilen lectiones und homilias. Maßen ein einig dergleichen inventum viele 1000 schöner Lobgesänge Materie und Quelle seyn kann" (I. 119). Aber auch die ernste, sittliche Seite hebt Leibniz hervor. Denn auch bei den freien Creaturen, wie bei den Menschen, beruht ihre innere, geistige Schönheit, ihre Gottähnlichkeit auf dem harmonischen Verhältniß von Verstand und Macht, und diejenigen, welchen Gott beides in hohem Grade gegeben, „das sind die Helden, so Gott zu Ausführung seines Willens als principalste Instrumenta geschaffen, deren unschätzbares Talent aber, so es vergraben wird, ihnen schwer genug wird fallen.... Es ist ein wichtiger Punkt, daran die Seligkeit und endliche Rechenschaft hanget, seinen Verstand und Macht recht zu Gottes Ehre brauchen" (I. 116).

Der Dienst der Wissenschaft ist in den Augen von Leibniz nicht bloß ein Gottesdienst, er ist eine Art von Priesterthum. Wir verehren, sagt er, Gott auf eine dreifache Weise, entweder mit dem Wort als Priester, oder mit dem Andenken als Philosophen, oder mit guten Werken als Staatsmänner. Letztere

Müssiggang und Laster, zu Handhabung der Gerechtigkeit, zu Belohnung und Strafe, zu Erhaltung gemeiner Ruhe, zu Aufnehmung und Wohlfahrt des Vaterlandes, zu Exterminirung theuerer Zeit, Pest und Krieges, soviel in unser Macht und an uns die Schuld ist, zu Ausbreitung der wahren Religion und Gottesfurcht, ja zu Glückseligmachung des menschlichen Geschlechts soviel an ihm ist anwenden und was Gott in der Welt gethan, in ihrem Bezirk nachzuahmen, sich befleissen." (I. 120.) Das höchste Ideal eines solchen Bundes der Wissenschaft mit dem Leben wäre zu erreichen, „wenn eine allgemeine Conspiration und Verständniß nicht inter chimaeras zu rechnen, und gemeiniglich der allergrößten Herrn consilia von allgemeiner Wohlfahrt (nicht) zu weit entfernt wären" (I. 121). Gleichwohl, wenn sich auch Leibniz vor der rauhen Wirklichkeit beugt und auf die volle Verwirklichung seines Ideals verzichtet, verzweifelt er doch nicht daran, es in einem engern Kreise zur Ausführung zu bringen. Nichtsdestoweniger, wenn auch die Universal-Harmonie der Geister nicht herzustellen, „bringet die Vernunft, die Gerechtigkeit, das Gewissen mit sich, daß ein Jeder das Seine in seiner sphaera activitatis thue, dadurch er vor Gott und dem Tribunal seiner Conscienz entschuldiget sei", zumal oft mit kleinen Mitteln dennoch große Erfolge „zu gemeinem Nutzen, zu Aufnehmung des Vaterlandes, zu vieler Menschen Unterhalt und Conservation, zur Ehre Gottes und Entdeckung seiner Wunder" zu erzielen sei.

Hier enthüllt sich eine neue Seite an dem Wesen von Leibniz: seine praktische Geschicklichkeit und Tüchtigkeit. Sein Sinnen ist an sich stets auf das Höchste und Vollkommenste gerichtet, aber niemals verliert er sich in die hohle Leerheit unfruchtbarer Projektenmacherei. Mit dem Schwunge seines Geistes, der ihn in das Reich der höchsten Ideale emporträgt, paart sich bei ihm ein gesunder, nüchterner Verstand, der mit den kleinsten Mitteln die größten Erfolge zu erreichen strebt. Darum sind auch dem Manne und Greise die Ideale der Jugend nicht untreu geworden; bis zum letzten Hauche seines Lebens hat er ihre

Verwirklichung erstrebt, und tragisch ist es zu erfahren, daß Leibniz, als er kaum die Nachricht von der Verwirklichung seines Lieblingsgedankens, der Gründung der kaiserlichen Akademie der Wissenschaften in Wien erfahren hatte, aus diesem Leben abgerufen wurde. „Unter solchen Mitteln (mit kleinen Kosten großen Nutzen zu schaffen), fährt Leibniz (I. 121) fort, wird die Aufrichtung einer wiewohl anfangs kleinen, doch wohlgegründeten Societät oder Akademie eines der leichtesten und importantesten seyn. Dadurch die ingenia der Deutschen nach dem Exempel ihrer Nachbaren, denen sie es verhoffentlich bevorthun sollen, aufgemuntert, eine mehrere Conspiration und engere Correspondenz erfahrener Leute erwecket, viele schöne nützliche Gedanken, inventiones und experimenta, so oft zu Grunde und verloren gehn (weil die habende Vertraulichkeit zu communiciren und wieder dagegen zu erfahren, Gelegenheit und Anstalt auszumachen, Mittel und Verlag in's Große zu thun und anderes mangelt) erhalten und zu Nutz gemacht, Theorici Empiricis felici connubio conjungiret, von einem des andern Mangel suppliret, ein seminarium artificum und gleichsam officina experimentorum stabilirt, Art und Vortheil experimenta se ipsis alendi, imo augendi (wenn nur anfangs ein geringer Fundus da ist) gefunden, ja Mittel an die Hand gegeben werden, die Nahrung im Lande zu behalten."

Leibniz entwickelt sodann seinen Plan im Einzelnen. Es ist unmöglich, ihm auf dieses Gebiet zu folgen und den ganzen Reichthum seiner Anschauungen auseinanderzulegen. Wir müssen uns mit der allgemeinen Bemerkung begnügen, daß es keine Seite der Wissenschaft und des Lebens gibt, welche er nicht durch seine Akademie gefördert wissen will. Er redet erstens von den Künsten und Wissenschaften, zweitens von der Hebung der Literatur, und was alles mit ihr auch nur in der entferntesten Verbindung steht, drittens von der Verbesserung des Medizinalwesens, viertens von der Beförderung des Gewerbfleißes und fünftens von der Hebung des Handels. Man kann die Uebersicht von dem Kreise der Thätigkeit, welche Leibniz seiner Akademie zudachte, nicht lesen, ohne den Geist zu be-

wundern, welcher in allen Höhen der Wissenschaft, wie in den praktischen Forderungen des Lebens in gleicher Weise zu Hause war, der mit seinem combinatorischen Scharfblick das Erhabenste wie das Kleinste umfaßte und allem die gleiche liebevolle Sorgfalt zuwendete. Wir heben aus dem reichen Material nur hervor, was er S. 124 f. über die Verbesserung der Schulen sagt, indem er es als eine Aufgabe der Akademie bezeichnet, „die Jugend nicht sowohl auf poeticam, logicam et philosophiam scholasticam, als realia: historiam, mathesin, geographiam und physicam veram, moralia et civilia studia zu leiten — ja rechte Ritterschulen aufzurichten und zu verlegen, damit man nicht solcher Dinge wegen, so man zu Haus haben können, sein halbes Patrimonium in der Fremde verzehren und mit seinem eigenen Verderben zur Verarmung des Vaterlandes cooperiren müsse." Man bedenke, daß es das siècle Ludwigs XIV. ist, in welchem Leibniz diese Worte schreibt, die unverkennbar den bittern Unmuth des deutschen Mannes über die Ausländerei verrathen, von welcher neben den Fürsten namentlich der Adel angesteckt war. Der ihm von seiner Akademie vorschwebende Plan ist so umfassend und so hoch gegriffen, daß dagegen alle übrigen gelehrten Gesellschaften zurückbleiben müssen; er selbst sagt: „Sintemalen Puppenwerk dagegen, was die engländ- und französischen Societäten ihren institutis und legibus nach ausrichten können" (I. 127).

Man würde sehr irren, wenn man in der von Leibniz beabsichtigten Akademie nichts als eine gelehrte Körperschaft sehen wollte, welche aus Männern vom Fach bestehend sich lediglich auf trockene, unfruchtbare Theorie mit ihren Spitzfindigkeiten und kleinlichen Controversen verlegt. Dem von Haus aus dem Leben und seinen Realitäten zugewendeten Geiste eines Leibniz mußte ein derartiger Formalismus der Wissenschaft auf das äußerste widerstehen. Wissenschaft und Leben zu vermählen — dieß ist sein Ziel überhaupt, und dasselbe steckte er auch seiner Akademie. Wer die damalige Beschaffenheit der Gelehrsamkeit und der wissenschaftlichen Zustände bedenkt, wird

die tief eingreifende reformatorische Tendenz, welche in solchen Ansichten sich kundgibt, nicht verkennen, und ebensowenig wird es ihm entgehen, daß diese Tendenz die Frucht der Samenkörner ist, welche durch die Schriften des Baco von Verulam, der auf Leibniz in so vielfacher Beziehung entscheidenden Einfluß geübt hat, in dem empfänglichen Geiste des jungen Denkers ausgestreut waren. Solche Erwägungen indessen können wir hier nur andeuten; wir haben die Tragweite seines Planes, eine deutsche Akademie der Wissenschaften in's Leben zu rufen, noch nach einer andern, folgenschwerern Richtung in's Auge zu fassen. Die höchste Aufgabe nämlich, welche Leibniz seiner Akademie stellt, ist eine sociale; man kann sagen, daß er in dem Entwurfe zu ihrer Gründung die Grundzüge zu einem christlichen Socialismus gegeben habe. Wie seine Akademie in dem religiösen Boden wurzelt und aus ihm ihre Nahrung zieht; wie die Pflege der Wissenschaft selbst eine Art von Gottesdienst, ja Priesterthum ist, so gipfelt ihm auch die Aufgabe derselben in einem religiös-politischen Ziele von der höchsten Bedeutung. Dieses Ziel ist ihm in einer Zeit, wo überhaupt zum erstenmale Friedensworte zwischen den gespaltenen Religionsparteien gewechselt wurden, die Vereinigung der Confessionen zu einer einzigen christlichen Kirche. Wie ihn die Harmonie des Weltalls entzückte, so mußte ihn dagegen der tiefe Riß, welcher durch die Christenheit ging, und an welchem kurz zuvor noch sein deutsches Vaterland beinahe sich verblutet hatte, auf das schmerzlichste betrüben. Daher sein glühendes Verlangen, die durch die Spaltung gestörte Harmonie der christlichen Societät wiederherzustellen und jenen Einklang der Träger der höchsten geistlichen und weltlichen Gewalt, wie er als unerreichtes Ideal dem Mittelalter vorschwebte, herbeizuführen und zu verwirklichen. Diese Versöhnung der Gemüther in einer neuen Theokratie ist der Grundgedanke seines Lebens, die schönste Harmonie die seinen Geist mit Hoffnung und Sehnsucht erfüllte. Mit Begeisterung versenkt er sich in diesen Gedanken, den er mit Wärme, oft mit einem poetischen Schwunge der

Darstellung entwickelt. Ja hätte das Wort in neuerer Zeit nicht die Nebenbedeutung einer hohlen, unfruchtbaren Sehnsucht nach längst entschwundenen und nicht wieder zu belebenden Zuständen erhalten — man könnte versucht seyn, Leibniz den reinsten und edelsten Romantiker zu nennen.

Leibniz schließt darum seinen Entwurf für eine deutsche Akademie der Wissenschaften mit dem Gedanken, vor allem sei dahin zu wirken, daß alle Protestanten dieser Societät mit der römischen Kirche vereinigt seien, wenigstens soweit als die Griechen mit Rom und Venedig geeinigt sind*), und entwickelt sodann in 18 Punkten die Bedingungen, unter welchen ein solches Friedenswerk zu Stande kommen könnte. Sodann bemerkt er: der Societät müßte allmählich der Stand der Welt-Geistlichen einverleibt werden, was geschehen werde, wenn in ganz Frankreich jeder, der Weltgeistlicher seyn wolle, Glied dieser Societät seyn müßte. Sei dieß in Frankreich bewirkt, so würden die Bartholomiten (die Congregation des Bartholomäus Holzhauser) in Deutschland folgen. Der Papst wird diesen Orden bestätigen. Alsdann werden die übrigen Orden genöthigt werden, mit diesem Orden zum allgemeinen Wohle in Verbindung zu treten, oder vielmehr diese Societät selbst wird sich (ihnen) anbieten können. Am leichtesten, meint er, werde es gehen mit den Orden, die keinen General haben (I. 133).

Erst hier wird uns Leibnizens Gedanke vollständig klar. Seine Societät soll ein neuer auf Wissenschaft gegründeter Orden seyn, der das allgemeine „Verständniß", die Harmonie der Geister wiederherstellt, und den zuletzt der Papst selbst bestätigen wird. Ist ihm jene Harmonie in ihrer Allgemeinheit für den Anfang noch wohl eine „Chimäre, ein Utopien" (I. 120), so soll sie doch vorläufig wenigstens in einem engern

*) Bd. I. 130: Sed ante omnia efficiendum est, ut conciliati sint cum ecclesia Romana omnes protestantes hujus societatis, saltem ut Graeci conciliati Romae et Venetiis.

Kreise, in einer Elite von Geistern in's Leben treten und allmählich Fleisch und Blut annehmen. Der junge, vierundzwanzigjährige Leibniz als Ordensstifter! Was wohl unsere aufgeklärte Zeit dazu sagen wird! Sollte sie es wohl ohne Erröthen wagen dürfen, den sonst so klaren, praktisch verständigen Leibniz als einen träumerischen Phantasten zu verschreien? Wir wünschen aufrichtig, daß Gott in seiner Erbarmung unserm armen, zerklüfteten, von Parteien mehr als je zerrissenen Vaterlande auch in der Gegenwart wieder solche edle Geister, solche Engel des Friedens, wie Leibniz es war, erwecken möchte. Dann und nur dann sind wir auch berechtigt, mit Leibniz auf eine schönere Zukunft zu hoffen *).

Auf dieser Höhe des Gedankens ahnen wir wohl kaum, wie klein und unscheinbar die Wurzel sei, aus welcher diese großartige Conception entsprungen ist. Es ist eben das Vorrecht des Genies, auch das Kleinste und Unbedeutendste zu befruchten, und das Größte und Bedeutendste daraus zu schaffen. Leibniz besaß diese Gabe in einem staunenswerthen Grade, und wenn irgendwo, so tritt hier seine nahe Geistesverwandtschaft mit einem der schöpferischsten Geister des Alterthums, mit Plato, zu Tage. Sein Wahlspruch war: Si non possumus, quod volumus, velimus, quod possumus, und wie wir oben hörten, „mit kleinen Kosten großen Nutzen" zu schaffen (I. 121). Er selbst gesteht, daß er oft, er wisse selbst nicht wie, durch Kleinigkeiten auf die größten Dinge gebracht werde**). So ist es

---

*) Wir können uns nicht versagen, die herrlichen Worte von Leibniz aus seinem Dedikationsschreiben an den Kurfürsten von Mainz vom J. 1667 hieher zu setzen: O mihi tam longe maneat pars ultima vitae, donec videre liceat coëuntia Germaniae ulcera, Principumque concordiam inter mutuos amplexus exultantem. Tum vero redibit honor templis, charitas animis, virtus genti, exteris terror, salus omnibus (I. 4).

**) T. I. 99: A minutiis (so dürfte wohl statt *minutis* zu lesen seyn) ad maxima nescio quomodo delatus. S. 100: Ita saepe a minimis via ad maxima sternitur.

auch mit dem Plane der Societät. Der Scandal eines Injurienprozesses, welcher zwischen den beiden mit Ueberwachung des Bücherwesens beauftragten kaiserlichen Commissarien in Frankfurt entstanden war, erweckte in Leibniz 1668, ein Jahr nachdem er nach Mainz übergesiedelt war, den Gedanken, eine Reform dieses Dienstzweiges vorzuschlagen, und den Plan, „die Direktion des deutschen Bücherwesens" an Kurmainz zu ziehen. Die weitere Verfolgung dieses Gedankens ließ ihn, bei dem Reichthum der literarischen Produktion, die Nothwendigkeit einer Literaturzeitung, oder wie er es nannte, eines von Halbjahr zu Halbjahr erscheinenden nucleus librarius (auch semestria literaria genannt) erkennen. Anfänglich sollte dieser „Bücherkern" nichts als eine wissenschaftliche Vervollständigung der Meßkataloge seyn, und ohne verletzende Kritik einen gedrängten Auszug des Wissenswerthesten aus den neu erschienenen Schriften enthalten. Aber wie alles, was Leibniz ergriff, unter seinen Händen sich ins Große gestaltete, so sollte aus dem „Bücherkern" nach dem Vorbilde des Photius (doch „vollkommener als es Photius vorgehabt," I. 40) eine Literaturgeschichte erwachsen, welche schon Leibniz bei der stets zunehmenden Schreibseligkeit (scribacitas) der Deutschen „einen Ariadnefaden im Labyrinth der Literatur" nannte (I. 46). Dieser Gedanke erweiterte sich sodann zu dem Plane einer allgemeinen Encyklopädie alles menschlichen Wissens, die nach ihm ein aerarium publicum humanae scientiae experientiaeque seyn sollte *).

---

*) T. I. 39—56, bes. 54, wo der Umfang dieser Schatzkammer alles Wissens und aller Erfahrung angegeben wird. Die Encyklopädie soll enthalten 1) eine bibliotheca contracta seu nucleus utilissimarum rerum, quae in plerisque omnibus libris extant; 2) einen Universalatlas, worüber Leibniz anderweitig sich näher erklären will; 3) cimeliorum literariorum corpus; 4) einen thesaurus experientiae seu descriptiones rerum artiumque atque actuum insignium utiliumque nondum in literas missorum; endlich 5) eine vera methodus inveniendi ac judicandi, quae analyticam et com-

Da die Ausführung dieses Planes die Kräfte eines einzelnen Mannes überstieg, so wollte Leibniz dieselbe einer Societät von Gelehrten überweisen, und schon i. J. 1668 gibt er in seinen Meditationen über die Art und Weise das Bücherwesen zu reformiren, die Grundzüge eines dahin zielenden Planes an (I. 18). Diesen schon in den Grundzügen durch Großartigkeit überraschenden Plan hat er später weiter entwickelt und in seinen einzelnen Theilen ausgeführt. So entstand der Plan seiner Akademie der Künste und Wissenschaften.

Wir fragen, was aus der von Leibniz intendirten Literatur-Zeitung geworden sei. Die Antwort ist beschämend. Da wo das Unternehmen mit beiden Händen hätte ergriffen werden sollen, fand es eine laue oder kalte Aufnahme. An den kleinlichsten Umständen mußte es scheitern. Leibniz wandte sich, um ein Privilegium, dessen er nicht entbehren konnte, vom Kaiser für seine Zeitschrift zu erhalten, nach Wien und wurde in seinen Bemühungen durch den Baron Boineburg, den mainzischen Gesandten Gudenus und den kaiserlichen Bibliothekar Lambek auf das eifrigste unterstützt. Die in dieser Sache gewechselten Schriften hat der Herausgeber im ersten Bande bis zum 9. Januar 1670 mitgetheilt. Trotz aller seiner Anstrengungen, trotzdem daß Leibniz in Briefen und Denkschriften seinen Plan auf das eindringlichste empfahl und im glänzendsten Lichte darstellte, in seinen Wünschen aber sich auf das äußerste mäßigte, erreichte er — nichts. In Wien wußte man ein, damals freilich noch namenloses, Genie wie Leibniz nicht zu würdigen. Selbst die Privatfeindschaft zwischen Boineburg und dem Reichsvicekanzler Grafen Königseck, dem das Referat in dieser Sache beim Kaiser zustand, mußte hinderlich seyn. Die ebenfalls von Leibniz oft hervorgehobene deutsch-nationale Seite*) blieb in Wien unbeachtet.

---

binatoriam artes complectatur — wobei es hauptsächlich auf Fortbildung der Wissenschaft abgesehen ist.

*) T. I 87: Nos vero non decet a Gallis pendere.

Seinem Kaiser blieb Leibniz nichts desto weniger in unverbrüchlicher Anhänglichkeit zugethan, aber seinen tiefen Unmuth über das Treiben in Wien vermochte er nicht zurückzuhalten. Am 14. Juni 1670 schrieb er an Conring: Viennae omnia sunt intricata et lenta et Caesaris bonitate abutuntur omnes, und um dieselbe Zeit charakterisirt er das geistige Leben in Wien mit zwei Worten: „Zu Wien *Panem* et Circenses." Welch ein Bild enthüllt sich uns in diesem inhaltsschweren Lakonismus! Was würde Leibniz erst von dem heutigen Wien sagen?

Wahrlich, es liegt etwas Tragisches in dem Leben des großen Leibniz, und der Gedanke daß er es mit vielen großen Geistern theilt, kann nicht trösten. Seine großartigsten Entwürfe blieben erfolglos, zum Theil weil seine Zeit ihn nicht verstand, zum Theil weil die großen Männer fehlten, die sie ergriffen, „jene Helden, denen Gott Verstand und Macht in hohem Grad gegeben, so Gott zu Ausführung seines Willens als principalste instrumenta geschaffen, deren unschätzbares Talent aber, so es vergraben wird, ihnen schwer genug wird fallen." Wie auf wissenschaftlichem Gebiete, ähnlich ging es Leibniz auch auf politischem. Auch hier ist der größte und kühnste Plan seines Lebens — auf dem Papier geblieben.

XXXVIII.

Verhältnisse und Zustände Irlands.

III. Politische Gesinnung der Irländer.

Unter politischer Gesinnung der Irländer verstehe ich nicht die, welche sie über die englische Herrschaft nähren. Daß sie englisch gesinnt seien, das ist in Anbetracht der Behandlung, die sie in den verflossenen Jahrhunderten erfahren haben, und deren Andenken sich von den Eltern auf die Kinder vererbt, während noch so wenig geschehen ist, um die klaffende Wunde zu heilen, Menschen unmöglich. Als englisch gesinnt erscheinen in Irland, von einigen Stellenjägern die außer der des Beutels gar keine Gesinnung haben, abgesehen, nur die reichen Gutsbesitzer und die Orangemänner. Aber jemehr sich die Orangemänner mit England identificiren, desto mehr werden die Irländer noch fort und fort gegen dasselbe aufgestachelt. Man liest in Zeitungen viel von dem Christenhasse der Türken und von den rohen Ausbrüchen desselben; will man bei einem civilisirten Volke etwas Aehnliches sehen, so betrachte man die Orangisten in Irland. Sie glühen von Haß gegen Alles, was katholisch ist, und machen ihrer Wuth ohne alle Veranlassung bei jeder Gelegenheit Luft, so daß Irland, wenn die Regierung keinen Einhalt thäte, in beständigen Bürgerkrieg verwickelt wäre. Wir haben das

noch neulich in den Excessen zu Belfast, bei Gelegenheit der Grundsteinlegung zu dem Monumente O'Connell's erfahren. Es war bei dieser Ceremonie ängstlich Alles vermieden worden, was die Protestanten und Engländer reizen konnte, und doch mußten die Orangemänner sich durch öffentliche Beschimpfung O'Connell's mit einem zu dem Ende veranstalteten Leichenzuge und, als wäre das noch nicht genug, durch Angriff auf die Katholiken mit Stöcken und Steinen rächen. Bei solcher Gesinnung der Orangemänner würde es zwischen ihnen und den leicht reizbaren Irländern beständige Fehden geben, welche zu unterdrücken ein kleines Heer erforderlich wäre, wenn nicht die irische Geistlichkeit Alles aufböte, die Irländer zu beschwichtigen, und auf solche Weise die Polizei in Handhabung der Ruhe unterstützte. Was demnach das Verhältniß der Irländer zu England betrifft, so tragen dieselben das englische Joch, und von Sympathien für England kann so wenig die Rede seyn, daß der Irländer die englische Nation als solche haßt und seine Abneigung gegen sie nirgends verhehlt, ohne sich deßhalb, wie die Orangisten, zu Lieblosigkeiten gegen die Einzelnen, welche er schätzen und lieben mag, hinreißen zu lassen.

Wenn ich hier von politischer Gesinnung spreche, so meine ich die Stellung Irlands zu den in England bestehenden Parteien der Tories und Whigs.

Daß es im Interesse der Irländer liege, sich mit keiner Partei zu verbinden, sondern eine unabhängige Stellung zu behaupten, das sah schon der selige Lucas, der diese Politik stets befürwortete, und im englischen Parlamente die nach ihm benannte katholische Fraction ins Leben rief. Es liegt auch so in der Natur der Sache begründet. Die beiden großen Parteien der Tories und Whigs halten sich im englischen Unterhause, wie schon früher gesagt ist und wie wir noch neulich sahen, in der Art das Gleichgewicht, daß die Partei, welcher die Katholiken sich anschließen, meistens siegen muß. Wenn demnach Katholiken in sich einig sind, so können sie jede beliebige [illegible]ung halten und stürzen. Unter diesen Umständen muß

die Klugheit den Irländern gebieten, daß sie mit vereinter Macht jede Regierung unterstützen, so lange sie den gerechten Forderungen ihres Landes billiges Gehör schenkt. Sie haben darin ein leichtes Mittel, sich die regierende Partei gefällig zu erhalten, ohne sich die andere zu verfeinden. Dagegen schließt jede Alliance mit einer Partei eine Verletzung der andern ein, was, wenn diese zufällig an's Ruder kommt, ihre bösen Folgen für Irland haben muß.

Diese Politik hat den Irländern bis auf den heutigen Tag noch nicht so recht einleuchten wollen, wenigstens ist sie nie im vollen Maße zur Ausführung gekommen. So sehr auch der selige Lucas in dem von ihm gegründeten Tablet Alles aufbot, um die Landsleute für seinen Schlachtplan zu gewinnen, es war ihm nicht möglich, von den mehr als 30 katholischen Deputirten mehr als etwa 20 in seiner Fraktion zu vereinigen; mit seinem Tode aber hörte die Fraktion auf, und bis auf den heutigen Tag existirt sie nicht mehr. Von den 32 katholischen Deputirten des Unterhauses unterstützen 11, darunter der in Irland gewählte Engländer Sir John Acton, die Regierung, 20, darunter Pope Hennessy und Maguire, zählen zur Opposition, und nur Myles O'Reilly macht auf eine unabhängige Stellung Anspruch. Woher das? Weil die Wahl in Irland ein Kampf der zwei Parteien war. Aus diesem Parteikampfe sind auch die übrigen 60 protestantischen Abgeordneten, zu welchen die Katholiken Irlands mitgewirkt haben, hervorgegangen.

Es ist nicht leicht, alle Motive dieses Parteiwesens aufzuzählen; es mag daher genügen die hauptsächlichsten anzudeuten. Vor Allem haben die Irländer aus alter Zeit, wo die Tories regelmäßig am Ruder waren, eine große Abneigung gegen sie. Sie können auch nicht, bei ihrem Kampf gegen die Ungerechtigkeit der bestehenden Ordnung, in dem Sinne, wie die alten Tories es wollten, conservativ seyn. Ich sage: die alten Tories. Denn die gegenwärtigen Tories sind sicher ebenso liberal, wie die alten Whigs, und namentlich der katholischen

Kirche feindlicher als diese. Sie waren aber dies allein nicht. Was ist daher natürlicher, als daß die liberalen Grundsätze der Whigs vor denen der alten Tories in Irland Anklang fanden, und daß die Zuneigung Irlands von der Zeit der Emancipation den Whigs in die Hände fiel? Als die Allianz einmal geschlossen war, mußten sich auch die Folgen derselben zeigen, und diese trugen viel bei, um den Bruch zwischen den Tories und den Irländern zu vergrößern.

Jedes Ministerium handelt bei Vergebung von Stellen nach seinen Tendenzen. Es sucht dabei auch geleistete Dienste zu belohnen und durch Beförderung der ihm ergebenen Männer seine Stellung zu befestigen. Wie sehr dieses die Whigs in ihrer langen Regierung verstanden, zeigte sich noch neulich im Oberhause, als die Bischöfe, auf deren Stimmen die Tories früher zu rechnen pflegten, mit einer Majorität von 20 zu 3 für die Whigs stimmten, ein Beweis daß die Whigs nur Männer ihrer Partei auf die Bischofsstühle befördert hatten. Nicht anders handeln die Tories, so oft sie das Staatsruder führen. Waren sie in der Gewalt, so pflegten sie in Irland Männer ihrer Partei, welche bei der Parteinahme der Katholiken für die Whigs Protestanten seyn mußten, zu befördern; dagegen ließen die Whigs, sofern sie ohne die Protestanten zu verletzen es thun konnten, auch noch wohl Katholiken ihrer Partei zu Aemtern kommen. Das befestigte die Irländer in dem Glauben, daß die Tories ihnen mehr als die Whigs aus religiösen Beweggründen abgeneigt seien, und steigerte die Antipathie gegen sie. Dagegen wurden die Whigs mehr und mehr beliebt, namentlich aber bei denen, welche durch sie zu Aemtern und Würden zu gelangen hoffen, und daher unbedingt ihre Anhänger wurden.

Welche Schwierigkeiten es unter solchen Umständen in Irland haben müsse, unabhängige Parlamentsmitglieder zu bekommen, das muß uns noch mehr einleuchten, wenn wir bedenken, was, um im Hause der Gemeinen zu sitzen, erforderlich sei. Die Parlamentsmitglieder bekommen nicht, wie unsere Deputirte, Diäten, sondern müssen sich die ganze Sitzung hin-

durch selbst verköstigen. Es ist mir aus guter Quelle versichert, was mir jedoch unglaublich klingt: daß die Kosten eines Sitzes im Hause der Gemeinen sich wohl auf 20 bis 30,000 Pf. Sterl. belaufen. Bei so hohen mit dem Sitze im Parlamente verbundenen Kosten muß es schwer halten, brauchbare, geschweige denn solche Mitglieder ausfindig zu machen, die in keiner Weise den eigenen Vortheil zu suchen haben; und es darf nicht verwundern, daß die meisten derjenigen, die gewählt zu werden trachten, um mich der Worte eines Engländers zu bedienen, eine hohe Stelle für sich und eine kleine für ihre Wahlagenten ambitioniren.

Inzwischen ist doch, in Folge der Vorgänge in Italien, die Allianz zwischen den irischen Katholiken und den Whigs gesprengt. Die irischen Katholiken werden künftig nicht mehr von einem Candidaten verlangen, daß er ein Whig sei, und wenn die von ihnen ins Parlament Geschickten künftig ihre Gesinnung ausdrücken wollen, so müssen sie vor Allem, ohne sich deßhalb mit den Tories zu verbinden, die Palmerston'sche Regierung stürzen. D. h. durch die Handlungsweise der Regierung ist den irischen Katholiken die Stellung angewiesen, welche die Verhältnisse schon früher nahegelegt haben. Ob man aber unter den angedeuteten Umständen Alles, was zu thun wäre, ausführen kann, das muß die Zukunft lehren. So viel ist ausgemacht, daß die Whigs mit dem Willen Irlands nicht wieder so viele Sitze im Unterhause erhalten werden, als sie im J. 1859 erhielten; es bleibt aber zu befürchten, daß schöne Stellen auch für das nächste Haus ihren Reiz nicht verlieren. So lange Irland, wie bisher, sein Schicksal in die Hände von Advokaten legt, muß es seine Hoffnungen auf Stellen und Stellchen für Stellenjäger beschränken, und für diese Errungenschaft ladet es sich eine Mitschuld an den gewissenlosen Akten einer schmachvollen Regierung auf.

IV. Kirchliche Zustände Irlands.

Die irische Kirche ist nach den vier Provinzen des Landes:

Ulster, Leinster, Munster und Connaught [illegible] [illegible] Namens [illegible] ursprünglich ge- macht wurde, von 26 Bischöfen regiert. In der Provinz Ulster ist Armagh der erzbischöfliche Sitz, und der Erzbischof, der Dr. Crolly, führt den Titel „Primas von ganz Irland.“ Die Provinz Leinster hat ihren erzbischöflichen Sitz zu Dublin. Der Erzbischof von Dublin, Dr. Daniel Murray, ehemals Rektor des irischen Collegs zu Rom, heißt „Primas von Irland und Metropolitan Leinster's.“ Der Provinz Munster steht der Erzbischof von Cashel vor; derselbe, Dr. Michael Slattery, heißt Erzbischof von Cashel und Administrator von Emly. In der Provinz Connaught ist der erzbischöfliche Sitz zu Tuam und ihr jetziger Erzbischof ist John Mac Hale, bekannt unter dem Namen Johann von Tuam, der einen unbeschreiblichen Einfluß auf das irische Volk übt und deshalb von der Regierung sehr gefürchtet wird. Die Provinz Ulster zählt 9 Suffragane, nämlich die Bischöfe von Armagh, Clogher, Derry, Down und Connor, Dromore, Kilmore, Meath, Raphoe; die von Leinster 3, nämlich die von Ferns, Kildare und Leighlin, Ossory; die von Munster 7, nämlich die von Cork, Cloyne, Kerry und Aghadoe, Killaloe, Limerick, Roß, Waterford und Lismore; die von Connaught 6, nämlich die von Achonry, Clonfert, Elphin, Galway, Kilfenora und Kilmacduagh, Killala. Die irischen Diöcesanverhältnisse sind denen Englands ziemlich gleich.

An Orden fehlt es in Irland ebensowenig, ja noch weniger als in England. Die Reformation hatte sie zwar, gerade wie in England, vernichtet. Der Gräuel der Verwüstung hat fast bis in die Mitte des vorigen Jahrhunderts gedauert, wo wir die ersten Frauenklöster wieder erstehen sehen. Seitdem haben sich die meisten Orden beiderlei Geschlechtes, namentlich aber solche welche das Bedürfniß geschaffen hat, über ganz Irland verbreitet, alle mit Werken der geistigen und leiblichen Barmherzigkeit beschäftigt. Sie sind meistens, gleich wie der Klerus, auf die Unterstützung des Volkes, dem sie dienen, angewiesen.

Die Pastorirung ist oft sehr mangelhaft. Oft steht ein

Geistlicher, ähnlich wie in Amerika, mehreren Kirchen vor, zu denen er abwechselnd kommt. Die Kirchen auf dem Lande sind vielfach ohne Flur, ein Bild der Armuth des Volkes, das meistens so in Lumpen gehüllt ist, daß man stellenweise den bloßen Körper sieht. Weite Wege zum Besuche des Gottesdienstes zu machen, daran denkt der Irländer nicht; der Priester muß zu ihm kommen, dann fehlt er nicht. Wer seinen Mangel an Kleidern bedenkt, wird das leicht erklärbar finden.

Die Anhänglichkeit des Irländers an die katholische Kirche ist eben so fest, als sein Glaube unerschütterlich. Daß ein Irländer sittlich verkomme, ist nichts Seltenes; daß er aber seinen Glauben verliere, ist unerhört. Lasse man einen Irländer, der Jahre lang seine religiösen Pflichten hintangesetzt hat, von der geringsten Krankheit befallen werden, so ist das erste, was er thut, daß er mit den Worten „I want the priest“ nach dem Geistlichen verlangt; weßhalb ein Irländer, plötzliche Todesfälle abgerechnet, selten ohne die heil. Sakramente stirbt. Mit seinem Glauben und seiner Anhänglichkeit an die Kirche hält auch seine Ehrfurcht gegen die Geistlichen gleichen Schritt. Der Einfluß der Geistlichen auf das Volk ist unbegrenzt und kommt der Regierung bei den vielen in Irland vorkommenden Raufereien in Handhabung der Ordnung gut zu statten. Von dem Geistlichen lassen sich die Irländer Alles sagen und bieten. Haben sie Streit unter einander, und kommt ein Geistlicher dazwischen, der die Parteien auf das härteste, selbst mit verletzenden Worten zurecht weiset, so hören sie nicht bloß zu streiten auf, sondern bitten auch mit den Worten „Your reverence, I beg pardon“ um Verzeihung. Daß Jemand in der Hitze ein beleidigendes Wörtchen erwidere, ist so gegen das irische Gefühl, daß wer es wagte, sich in den Augen Aller zum Ausbund der Verkommenheit machen würde. Der Irländer sieht in dem Geistlichen seinen von Gott ihm bestellten geistlichen Vater, dem er unter allen Umständen Ehrfurcht erweist. Wo dieser, was in Irland auch geschieht, sich etwas zu Schulden kommen läßt, da sucht Paddy es zu entschuldigen, und kann er das nicht, so sagt er, statt

sich darüber aufzuhalten: „Armer Mann, laßt uns f
beten."

Die langen Leiden Irlands haben sicher beigetragen
schen Klerus und Volk ein Verhältniß zu schaffen, da
inniger seyn könnte. Der unbeschreibliche Einfluß des
auf das Volk wird uns daraus zum Theile klar, indeß
derselbe doch viel mehr auf religiösem, als auf natürlich
den, er beruht auf lebendigem Glauben. Denn ist a
irische Geistliche bei allen seinen Schwächen ein Leidensg
und Vater des Volkes, so ist doch das es nicht allein
der Irländer an ihm achtet. Der Irländer bleibt sich
Anhänglichkeit an den Geistlichen, welcher Nation dieser a
stets gleich. Und was soll ich dann von seiner Anhän
an die Bischöfe und den heiligen Vater sagen? Kein L
dem Papste in seinen Bedrängnissen mehr Beistand geleis
das arme Irland, wo eine arme Dienstmagd oft mehr
als bei uns ein reicher Kapitalist.

Was die geistlichen Bildungsanstalten Irlands betr
haben die Irländer ein von Gregor XIII. gestiftetes
Colleg zu Rom, in das bei 40 Zöglinge freie Aufnah
den. In anderen Ländern des Continents besitzen sie S
fonds. Ihre Hauptbildungsanstalt ist jetzt das Maynool
bei Dublin, eine Centralanstalt für die Erziehung des
In ihm vollenden die Candidaten des Priesterstandes au
Diöcesen Irlands, nachdem sie an den kleineren Diöcesa
ten vorbereitet sind, ihre theologische Bildung. Das
wurde zu derselben Zeit, wo verschiedene Schwesteransta
England, nämlich im Jahre 1794 gegründet. Augen
zählt es an 400 Zöglinge. Obgleich die Regierung in
eben so wenig wie in England eine katholische Kirche
so daß bei ihr die irische Kirche die mit katholischem Ki
gemästete Staatskirche von 500,000 Bekennern bedeu
leistet sie doch dem Maynoothcollege jährlich eine namha
terstützung, ohne daß dieses deßhalb ihr gegenüber etw
unabhängigen Stellung verlöre. Alljährig wird

Maynoothbill die vorgenannte Unterstützung vom Parlamente verlangt, und alljährig wird sie, obgleich stets, um die unbegrenzte Intoleranz der Exeter Hall zu constatiren, bekämpft, mit großer Mehrheit bewilligt. Das ist zwar, von den Unterstützungen der Armenschulen abgesehen, das einzige, was die katholische Kirche im ganzen vereinigten Königreiche vom Staate erhält, und es mögen noch Decennien vergehen, bis die Ueberzeugung sich Bahn bricht, daß sie mehr als jede andere auf die Unterstützung des Staates Anspruch hat; das Maynoothcollege ist aber dadurch in eine Lage versetzt, um die jede ähnliche katholische Anstalt der Welt es beneiden kann. Es befinden sich an demselben auch (was es besonders der Maynoothbill verdankt, welche für angemessene Dotation der Lehrstühle sorgt) ganz tüchtige Lehrkräfte. Der Präses, Karl W. Russell, der sehr geläufig deutsch spricht, ist mit unserer deutschen Literatur wohl vertraut. Unter den Professoren will ich nur Patrick Murray nennen, welcher durch sein Werk „Tractatus de ecclesia Christi", von dem der dritte und letzte Band noch immer auf sich warten läßt, auch in Deutschland bekannt ist. Möchte die englische Regierung für die übrigen katholischen Anstalten des Reiches ähnlich sorgen! Was denselben vor Allem noch fehlt, ist die angemessene Dotation einer entsprechenden Anzahl von Lehrstellen, ein Mangel, der nicht ohne schädlichen Einfluß auf den Gang der Studien bleiben kann, der aber, so lange er besteht, die englische Regierung in den Augen der ganzen Welt mit Schande bedecken muß. Wegen der Unterstützung, die St. Patrick's College zu Maynooth von der Regierung erhält, heißt es auch Royal College of S. Patrick.

Unter den Anstalten, in welchen die Zöglinge des Priesterstandes zur Aufnahme in das Maynoothcollege vorbereitet werden, will ich hier das St. Jarlath's College zu Tuam, das St. Patrick's College zu Armagh, das St. Vincent's College zu Castleknock, das St. Patrick's College zu Carlow, das St. Kyran's College zu Kilkenny, Clongowes Wood zu Kildare und das Diöcesanseminar zu Navan nennen. Es sind das, wie es

auch ihre Bestimmung mit sich bringt, unbedeutendere Anstalten als die zu Maynooth, doch bei dem Werthe, der auf eine gründliche Gymnasialbildung zu legen ist, nicht zu übersehen.

Eine andere irische Anstalt, welche dem Maynooth College zur Seite gestellt zu werden verdient, ist das Allhallows College zu Dublin, eine große Anstalt zur Bildung von Missionären, namentlich für die überall hin zerstreuten Irländer. In dieser Anstalt, welche meistens aus Almosen unterhalten wird, werden fortwährend an 300 Jünglinge unterhalten und für die Missionen in verschiedenen englischen Diöcesen, in Nordamerika ꝛc. ausgebildet. Auch wir Deutsche haben sicher an zwei Millionen unserer Glaubensgenossen über das Meer geschickt, wie sorgen wir für sie, während der Mangel an deutschen Priestern in der neuen Welt so fühlbar ist? Was die Irländer für ihre durch das Meer getrennten Brüder thun, ist ihnen um so höher anzurechnen, als sie arm sind und trotzdem dreimal mehr Kirchenlasten zu tragen haben als wir. Der wackere Verfasser der bei Herder erschienenen „Rundschau" hat uns in unserer Fürsorge für die Brüder in Amerika schon vor zwei Jahren mit den Irländern verglichen; seine Worte haben aber weder in der Presse, noch auf den Katholikenversammlungen Beachtung gefunden, obgleich es sich um eine Sache handelt, die ganz von unserm Willen abhängt. Können und wollen wir nicht wie die Irländer in Allhallows College, eine eigene großartige Anstalt zur Bildung von 300 Missionären gründen, so gibt es doch in Deutschland noch Seminarien, die Räume genug haben, um eine kleine Anzahl Seminaristen mehr aufzunehmen, oder sie ließen sich leicht dahin erweitern. In solche Seminarien könnte man, um Kosten zu sparen, die Zöglinge für Amerika, und wären ihrer auch dreihundert, leicht vertheilen, und viel leichter würde es gehen, wenn wir für die Glaubensbrüder nicht so viel zu thun im Stande wären.

An nichts scheint es in Irland mehr als an Schulen zu fehlen, in welchen sich die katholische Jugend für eine weltliche Stellung im Leben befähige. Regierungsanstalten (Queen's

Colleges) beruhen alle auf dem Principe gemischter Erziehung, sind de facto protestantisch und stehen in schlechtem Rufe. Junge Leute, welche dieselben beziehen, kehren gewöhnlich sittlich und religiös verdorben in den Schooß der Familie zurück. Die anderen Colleges, die als Vorbereitungsschulen für das Maynooth College dienen, bieten in der Erziehung alle mögliche Garantie; sie scheinen aber dem Bedürfnisse derer, welche sich einem weltlichen Fache widmen, weniger angepaßt zu seyn. Denn es ist Thatsache, daß fast ein Drittel aller Zöglinge in den englischen Anstalten aus solchen Irländern besteht. Das würde freilich nichts beweisen, wenn das Studiren jenseits des Kanals so allgemein wäre wie diesseits und namentlich in Deutschland. Doch die Sitte, daß Straßenjungen, bevor sie ihr Handwerk beginnen, ein paar Jahre statt der Bürgerschule das Gymnasium besuchen müssen, diese Sitte oder Unsitte kennt man in England, wo das Studiren theuer ist, nicht. Wo man bei uns zehn Gymnasien braucht, da braucht man in England und Irland noch keine zwei. Nur ganz vermögende Leute, die als Gentlemen in der Gesellschaft dastehen, schicken ihre für ein Geschäft bestimmten Kinder auf kurze Zeit in ein College. Unter denjenigen aber, welche für ihren Beruf studiren, absolviren wenige Candidaten der Medicin und Jurisprudenz das Gymnasium ganz, sondern die meisten treten in den mittleren Gymnasialklassen aus, um gleich bei einem Arzte oder Advokaten das Fachstudium zu beginnen. So ist die Anzahl der Studirenden, besonders in den obern Klassen, sehr gering. Unter solchen Umständen darf man daraus, daß so viele katholische Irländer ihre Gymnasialstudien in England machen, um so mehr einen Schluß auf die entsprechenden Anstalten Irlands ziehen, als die Anzahl der für ein weltliches Fach studirenden katholischen Irländer an sich gering ist.

Diesem Mangel abzuhelfen, ist die Dubliner katholische Universität geschaffen. Um sich einen Begriff von einer Universität nach englischer Auffassung zu machen, muß man bedenken, daß die Universität in England eine wahre Universitas litterarum

ist und daher neben den Fächern, welche man bei uns zur Universität rechnet, auch das Gymnasium enthält. Die Gymnasialstudien bilden unter dem Namen der schönen Wissenschaften (arts) nach englischen Begriffen so einen Zweig der Universität, daß man sie, namentlich die in den letzten Gymnasialklassen, als die wichtigsten bezeichnen darf. Bei dem schwachen Besuche der medicinischen und juristischen Collegien würde man an den englischen Universitäten fast keine Studiosen mehr finden, wenn man die Theologie und die schönen Wissenschaften davon nähme. Welche Stelle die letzteren unter den Universitätsstudien einnehmen, zeigt sich auch in den Universitätsprüfungen. Will ein Studiosus als Universitätsbürger anerkannt werden, so muß er sich die Matrikel bei der Universität durch ein Examen verdienen, zu dem er nur dann kann zugelassen werden, wenn er an einer Anstalt studirt hat, welche der Universität einverleibt ist. Das Examen erstreckt sich über Fächer des Gymnasial-Unterrichtes. Es zu bestehen sollten die im Stande seyn, welche das Gymnasium bis an die letzte Klasse durchgemacht haben. Ueber dieselben Gegenstände erstreckt sich das etwas strengere Examen für das Baccalaureat der schönen Wissenschaften (B. A.), das die Universität den Immatriculirten abnimmt. Höhere Grade werden höchst selten nachgesucht und ertheilt. Die Londoner Universität, welcher die katholischen Collegien Englands aggregirt sind, hat post hominum memoriam auf Grund eines Examens (das sich auch über Philosophie erstreckt) nur einen Magister artium (M. A.) in Edw. Goldschmitt (deutscher Abkunft) von St. Cuthberts College creirt. So ist das Universitätsexamen über Gymnasialfächer das vorzüglichste, durch das der Engländer sich ein Zeugniß der Bildung verschafft, und daraus begreift man, was die Gymnasialstudien für eine englische Universität sind.

Die Dubliner katholische Universität ist bis dahin kaum etwas Anderes als Gymnasium und philosophischer Curs. Auch hierin hat sie mit großen Schwierigkeiten zu kämpfen. So lange sie keine staatliche Anerkennung besitzt, kann sie auch in den schönen Wissenschaften keine vom Staate anerkannten Grade

ertheilen, und so lange sie das nicht kann, ist an eine gehörige Frequenz nicht zu denken. Die Bemühungen Irlands die staatliche Anerkennung zu erlangen, sind bis dahin erfolglos gewesen, weßhalb die Zahl der Studiosen kaum über 150 betragen mag.

Das Recht theologische Grade zu ertheilen, hat die Universität vor reichlich zwei Jahren vom Papste erlangt. Sie theilte das mit einem Reglement für Erlangung dieser Grade mit, und sie hat auch bereits ihre Rechte geübt. Das Reglement ist sehr schön, es mußte aber auffallen, daß die Prüfungscommission so überwiegend aus Mitgliedern, die der Universität gar nicht angehören, zusammengesetzt ist. Das Recht theologische Grade zu ertheilen ist eben für die Universität bloßer Schein. Die theologische Fakultät ist und bleibt, wo die Schüler sind, zu Maynooth. Von geringem Werthe sind ihr auch die juristische und medicinische Fakultät; dagegen wiegen die schönen Wissenschaften schwer.

Aus dem Vorstehenden ergibt sich, was für Forderungen Irland jetzt an die Regierung stellt. Was die Pächterfrage betrifft, so fordert das Land ein Pächterrecht, tenants rights. Um in seinen Kirchenlasten Linderung zu erhalten, dringt es auf Abschaffung der katholischen Beiträge (für die Staatskirche), churchrates. Diese Forderungen hat Irland schon lange, aber stets ohne Erfolg vorgebracht. Hiezu kommen dann noch als dritter Punkt Universitätsrechte für die Dubliner katholische Hochschule. Mehr untergeordnet ist die Steuerfrage, welche jetzt im Parlamente anhängig ist und in der nächsten Session ihre Erledigung finden muß. Bis alle diese Forderungen gewährt werden, können noch Decennien verstreichen; die Irländer werden aber deßhalb nicht müde, von dem Vielen was England ihnen schuldet, dieses Wenige zu fordern, und wenn sie einig sind, so werden sie es auch erringen.

XXXIX.

Populäre Geschichtschreibung.

I. Badische Landes-Geschichte für Jung und Alt bearbeitet von Joseph Bader. Freiburg bei Herder 1864.

Archivrath Dr. Bader in Karlsruhe hat seinen innern Beruf die badische Landesgeschichte zu popularisiren, nicht allein durch das uns nunmehr in der dritten, durchaus umgearbeiteten Auflage vorliegende Buch, sondern auch durch seine „Wanderungen" und die in zwanglosen Heften erscheinende „Badenia" beurkundet. Für seine wissenschaftliche Tüchtigkeit bürgen die in Mone's trefflicher Zeitschrift für die Geschichte des Oberrheines gegebenen Urkunden und Regesten und verschiedene gehaltvolle Monographien. Wir haben es mit der auf gründlichen Studien ruhenden Arbeit eines besonnenen, umsichtigen Forschers zu thun, mit der selbstständig gewonnenen Ueberzeugung eines die theuere Heimath innig liebenden Ehrenmannes. An Büchern, wie sie der Gelehrte für den Gelehrten schreibt, ist in Deutschland bekanntlich kein Mangel. Gute populäre Darstellungen dagegen sind selten, wenigstens auf dem Gebiete der Special-Geschichte.

Vergleichen wir die dritte Auflage der badischen Landes-Geschichte mit den beiden früheren Auflagen, so ergibt sich,

daß der Verfasser das Glück hat, nicht zu den pseudoconsequenten Vertretern aprioristischer Theorien und erstmaliger Anschauungen zu gehören. Er sagt im Vorworte: „Seit der ersten Abfassung des gegenwärtigen Büchleins sind jetzt drei Jahrzehnte verflossen, ein Zeitraum, welcher ein wichtiges Stück deutscher und badischer Geschichte umfaßt. Schon allein die Ereignisse und Erscheinungen desselben hätten den Verfasser in seiner politischen, religiösen und socialen Anschauung vielfach umstimmen müssen; es kamen aber noch zwei weitere Umstände dazu, welche diese Veränderung sehr vertieften und verschärften. Denn während er im engeren Kreise, durch ein Quellenstudium unmittelbar aus den Akten und Urkunden, wie es mit seinem Dienstberufe zusammenhängt, manche geschichtliche Erscheinung anders als früher aufzufassen genöthigt wurde, machte die deutsche Geschichtsforschung im Großen einen Fortschritt, welcher die bisherige Auffassung überhaupt gewaltig erschütterte.“

Der Verfasser hat also den nunmehr in seinem Werke wahrnehmbaren Fortschritt zur unbefangenen Erkenntniß historischer Wahrheiten in erster Linie seiner richtigen Ansicht von der wirklichen Wesenheit der Consequenz zu verdanken. Wer wollte ihm nicht von Herzen beistimmen, wenn er sagt: „Ein hartnäckiges Festhalten an einmal ausgesprochenen Anschauungen, wie es öfters als Merkmal einer charakterstarken Gesinnung zu gelten pflegt, darf gegen bessere Belehrung nicht stattfinden, sonst wäre alle wahrhafte Fortbildung ein Ding der Unmöglichkeit.“ In zweiter Linie dankt er aber die nunmehr erlangte größere Sicherheit seinen eigenen, rastlos fortgesetzten Forschungen. Hätte sich Dr. Bader, statt nach unmittelbarster Belehrung aus den Urquellen redlich zu streben, auf die ebenso glänzenden als gehaltlosen Preßerzeugnisse moderner Sophisten verlassen, so wäre wohl ein Buch erschienen, welches sich vielleicht sogar der Gnade der badischen Landeszeitung zu erfreuen gehabt hätte, nicht aber diese in der That Jung und Alt zur Beherzigung anzuempfehlende, im besten Sinne populäre Darstellung der Geschichte eines zwar kleinen aber reichlich gesegneten und

wichtigen Landes. Wäre das Buch für Gelehrte geschrieben worden, so würden demselben sicherlich auch die alsdann unentbehrlichen Quellenangaben nicht fehlen; jener Leserkreis aber, den der Verfasser im Auge gehabt hat, bedarf nicht der Citate. Ein für das Volk geschriebenes Buch muß nach Form und Inhalt volksthümlich seyn.

Nun ist aber bekanntlich für den Verfasser einer jeden populär gehaltenen Specialgeschichte, durch die Nothwendigkeit zugleich auch Theile der allgemeinen Geschichte behandeln zu müssen, eine recht gefährliche Klippe vorhanden. Verbreitet man sich über Ereignisse und Zustände, die nicht sowohl auf bestimmte Landstriche bezogen werden können, als vielmehr zur gemeinsamen Signatur bestimmter Zeiten gehören, so ist die rügende Kritik sofort bei der Hand, um solche Abschweifung vom eigentlichen Ziele zu beanstanden. Wollte man dagegen die Kenntniß der im gegebenen Falle ganz Deutschland berührenden historischen Thatsachen unbedingt voraussetzen, so würde man vielen Lesern mehr zumuthen, als man ihnen billiger Weise zumuthen darf und daher, vielleicht an sehr entscheidenden Wendepunkten des über unser engeres Vaterland verhängten Geschickes, sehr unverständlich und dunkel bleiben. Bader hat sich auch über diesen Punkt im Vorworte ausgesprochen. Wir stimmen ihm völlig bei, wenn er sich dahin äußert, daß es kaum eine einzelne Landesgeschichte gebe, in welcher sich die gemeinsamen Schicksale der deutschen Stämme so reich und mannigfaltig spiegeln, wie in der badischen. Was nun aber die Struktur, das Gefüge seines Werkes betrifft, so müssen wir offen bekennen, daß wir es vorgezogen haben würden, die badische Landesgeschichte nicht in vorherrschend biographischer Form zu erhalten. Es sind zwar den einzelnen kleinen Lebensbeschreibungen, welche in ihrer Vereinigung das Bild eines bestimmten Zeitabschnittes geben sollen, einleitende Capitel vorangestellt. Gleichwohl dürften diese biographischen Skizzen, auf Kosten der sie zu einem organischen Ganzen verbindenden fortlaufenden Erzählung, als etwas zu selbstständige Theile hervortreten.

Diese Einwendung berührt indessen nur die Form und es ist leicht möglich, daß mancher verständige Leser dem Buche zum Verdienste anrechnet, was uns weniger zusagt, denn der Geschmack ist bekanntlich verschieden. Die Hauptsache ist denn doch der Inhalt.

Daß sich der Verfasser, bei der geringen Bogenzahl, die er der dritten Auflage seines Werkes zugemessen hat, nicht auf viele Einzelnheiten einlassen konnte, versteht sich von selbst. Er beabsichtigt auch nicht mehr und nicht weniger, als die Schicksale unseres Landes und unserer Vorältern in kurzen Zügen an uns vorüberzuführen. Wenn wir den Wunsch aussprechen, es möchte sich unser seinen Stoff tüchtig beherrschender, kundiger Führer zuweilen etwas weniger kurz gefaßt haben, so soll das kein Tadel seyn. Wer Lesen und Leser kennt, wird den Grund unseres Wunsches, nicht unserer Ausstellung, wohl zu würdigen wissen. Uebrigens macht es dem Verfasser alle Ehre, daß es ihm gelungen ist, auf einem so kleinen Raum ein Bild herzustellen, in welchem keiner der zahlreichen Faktoren eines sich über mehr als zwei Jahrtausende erstreckenden Entwickelungsprozesses dem anderen störend im Lichte steht. Zu einer solchen Darstellung gehört vor Allem eine Gabe, die keinem Historiker fehlen sollte, nämlich Wohlwollen. Wenn ich mich recht entsinne, so war es Riehl, welcher zuerst wieder auf einen seit jener Zeit öfter vernommenen Spruch unseres Clemens Brentano aufmerksam machte. Er lautet:

> Weil ich alles Leben liebe,
> Fliehen mich die Geister nicht.

Im Einzelnen wird man vielleicht andere Ansichten über bestimmte Persönlichkeiten und gesellschaftliche Gruppen hegen können, als die vom Verfasser vorgetragenen; aber im großen Ganzen wird man ihm gewiß beipflichten müssen in dem männlich entschiedenen Streben, Ehre zu geben wem Ehre gebührt, und jedem das Seinige zu lassen. Wird man uns mißverstehen, wenn wir ein solches Streben ein im eminenten Sinne katholisches nennen, im Gegensatze zur lieblos grämlichen Klein-

meisterei, der an Allem häckelnden und mäkelnden Zopfweisheit? Es gab bekanntlich eine Zeit, in welcher die Historiker jede irgendwie gedeihliche Gestaltung öffentlicher Zustände mit größter Einseitigkeit von schöpferischen Machtworten intelligenter Fürsten ableiteten. Da erhielt denn jedes Land und Ländchen seinen Numa, Cäsar, Titus und Trajan, natürlich im obligaten francogallischen Modegewande. Als aber der an und für sich durchaus berechtigte Umschlag der Ansichten erfolgte, gefiel man sich wohl auch im entgegengesetzten Extreme. Jetzt war es plötzlich das Volk und eben nur das Volk, dessen unverwüstliche Urkraft all' die schönen Dinge ganz allein zu Stande gebracht hatte, die man den betreffenden Zeiten beizumessen für geeignet hielt. Man hat sich aber, im Interesse der historischen Wahrheit, auch vom demokratischen Rausche allgemach erholt und so ist es denn dem sinnigen Erforscher gewesener Zeiten und Zustände bis auf Weiteres gestattet, die eigentliche causa impulsiva des menschlichen Fortschrittes in der obligaten Wechselwirkung der politischen und socialen Parteien zu suchen. Und, wie man den Ideenkreisen billig Rechnung trägt die, je nach dem Stande und dem Berufe ihrer hauptsächlichsten Träger, sich wechselseitig anziehen oder abstoßen, so mußte man sich auch dazu herbeilassen, jene realen Faktoren gebührend zu beachten, die sich uns als Felsen und Berge, Ströme und Bäche, Schluchten und Thäler u. s. w. offenbaren. Was nun die Leistungen hervorragender Fürsten, insbesondere des badischen Regentenhauses betrifft, so hat Bader dieselben ausführlich besprochen. Bezelin von Villingen, der um das Jahr 1000 lebte und der Vater des ersten Herzogs von Zäringen war, Markgraf Hermann I. von Baden, dessen Namen die Kirche unter ihre Heiligen eingereiht hat († 1074 zu Clugny), Herzog Berchtold III. von Zäringen, die Markgrafen Rudolf I. († 1288), Jakob, ein Zeitgenosse des Aeneas Sylvius und von demselben wegen seiner trefflichen Regierung gepriesen, Karl II., Ludwig Wilhelm, jener berühmte Held den man kurzweg nur den Türkenlouis zu nennen pflegte, sodann der edle Großherzog Karl Friedrich und dessen erst vor wenigen

Jahren verstorbener Sohn, Markgraf Wilhelm von Baden, werden je in einem besonderen Abschnitte in charakteristischer Weise geschildert. Deßgleichen erhalten wir auch kurze biographische Abrisse solcher Regenten, welche zwar nicht zum landesherrlichen Hause gehören, aber Gebietstheile des nunmehrigen Großherzogthums vormals besessen und beherrscht haben. Hiezu gehören: Pfalzgraf Ludwig der Strenge, Herzog Albrecht IV. von Oesterreich, den man nicht mit Unrecht den Verschwender nennt, Pfalzgraf Friedrich der Siegreiche „der böse Fritz“, und Kurfürst Karl Theodor von der Pfalz. Gerade weil sich die badische Landesgeschichte als belehrendes Lesebuch für Schule und Haus besonders eignet, würde es uns nicht unpassend erscheinen, wenn, in einer späteren Auflage, durch Beifügung einer größeren Menge von Jahreszahlen und sonstiger nicht irrelevanter Einzelnheiten, das didaktische Moment entschiedener wahrgenommen würde. Von deutschen Reichsoberhäuptern hat Bader nur Rudolf von Habsburg und zwar in seiner Grafenzeit, sowie den Kaiser Joseph II. geschildert. Was nun den Grafen Rudolf von Habsburg betrifft, so möchten wir ihn doch, in Hinsicht auf die an dem jungen Herren von Tiefenstein angeblich verübte Unthat, unter Berufung auf Joh. Eutychius Kopp's exakte Forschungen, vorerst noch in Schutz nehmen, obgleich freilich die Colmarer Dominikanerchronik, welche den hinterlistigen Ueberfall berichtet, eine gute und im Allgemeinen sehr zuverlässige Quelle ist. Ueberhaupt läßt es sich nicht verkennen, daß der Graf ein schlimmer Nachbar war. Bader hat ihn, unter gebührender Berücksichtigung der trefflichen Eigenschaften, wie wir glauben möchten ganz richtig charakterisirt, ohne hiebei die Schattenseiten aus dem Auge zu verlieren. Von den Habsburgern sagt er: „Der charakteristische Geist ihres Hauses war ein stetiger und folgerechter, welcher in dem wirrevollen Fortschritte und Gedränge des europäischen Staaten- und Völkerlebens als erhaltender Hort erschien und deßhalb von allen unruhigen, neuerungssüchtigen, begehrlichen Köpfen angefeindet und verleumdet wurde.“ Was wird aber die klein-

deutsche Venta in Heidelberg zu solchen Aeußerungen sagen, und die überaus anständig redigirte „badische Landeszeitung"? Dieselben werden auch mit der Beurtheilung Kaiser Josephs II. nicht einverstanden seyn, obgleich Bader keinen Anstand nimmt, den löblichen Seiten im Charakter dieses Liberaldespoten volle Anerkennung zu zollen.

Vom ältesten Adel unserer Gaue handelt der siebente, vom Ursprunge und Wesen unserer Städte der neunte, vom Ursprunge der Landstände der zehnte, und vom Landvolke und Bauernkriege der eilfte Abschnitt. Jedem derselben sind charakteristische Beispiele beigegeben. Die auf volle Unabhängigkeit gerichtete Sinnesart einiger wenigen dynastischen Häuser vertritt der alte Freiherr von Krenkingen, der, nach einer von Felix Hämmerlin (Malleolus) berichteten Sage, zwar den Hut zog, aber ruhig in seinem Lehnstuhle sitzen blieb, als Kaiser Friedrich der Rothbart durch Thiengen ritt. Die guten frommen Sitten edler Geschlechter repräsentiren Werner von Kaltenbach und Hugo von Langenstein, das standesunwürdige Treiben der vom Stegreife lebenden ritterbürtigen Raubgesellen Werner von Falkenstein. Der Edelherr Walther von Geroldseck und Graf Egeno IV. von Freiburg zeigen den Adel im leidenschaftlichen Kampfe mit den Städtern. Peter von Hagenbach kann als Musterbild eines im Herrendienste sich selbst überhebenden und auf Fürstengunst pochenden Tyrannen gelten. Heinrich Ehinger von Constanz ist ein gut gewähltes Beispiel eines die Spannung zwischen den Patriciern und den Zunftgenossen zu ehrsüchtigen Zwecken mißbrauchenden Wühlers. Der Raum gestattet es uns nicht, auf die Behandlung dieser mit Umsicht ausgewählten typischen Persönlichkeiten näher einzugehen, doch können wir nicht umhin unsere Befriedigung auszusprechen. Die Darstellung ist stets eine klare, schlichte, ungekünstelte und die berichteten Thatsachen sind ohne Ausnahme wohlverbürgt. Als besonders gelungen möchten wir den neunten Abschnitt bezeichnen. Es war nicht leicht auf wenigen Blättern das Wissenswürdigste über die Entstehung und Entfaltung der

Städte zu geben, fernab von einseitiger Ueberhebung des Städtebürgerthumes und doch mit der nöthigen Wärme für dessen bewunderungswürdige Institutionen.

Noch haben wir einen Hauptpunkt ganz unberührt gelassen, nämlich die Stellung des Buches zum positiven Christenthume und zur katholischen Kirche. Wir können uns hierüber kurz fassen. Es genügt wohl zu wissen, daß jenen klugen Leuten, die unser seit Decennien zu legislatorischen und sonstigen Experimenten auserlesenes Land unter Anderem auch mit einem confessionslosen Schulgesetze beglückt haben, die dritte Auflage der badischen Landesgeschichte gar nicht munden will. Eine wahre, richtige Geschichte eines aufgeklärten und politisch reifen Landes, meint der gebildete Philister, sollte in einem ganz anderen Geiste geschrieben werden. Vielleicht wird es dem großen Aesthetiker Eckardt oder dem gewiegten Politiker Beck gelingen, den Wünschen des intelligenten Theiles der Bevölkerung gerecht zu werden. Wir andern einfachen Leute wollen uns einstweilen mit Dr. Bader's Schrift begnügen und uns darüber freuen, daß wir ein solches Buch besitzen, welches wir auch unbedenklich in den Händen unserer Frauen und unserer Kinder sehen können. Obgleich der Verfasser seinen Standpunkt als guter Katholik mit vollster Entschiedenheit einhält, so haben wir doch die feste Ueberzeugung, daß einsichtsvolle Protestanten an der Darstellung der Reformationszeit unmöglich Aergerniß nehmen können. Nachdem Bader in einer überaus faßlichen und alle Hauptpunkte berührenden kurzen Darstellung die zu Beginn des 16. Jahrhunderts erfolgte Kirchentrennung besprochen und die fürchterlichen Folgen des berüchtigten Satzes: *cujus regio ejus religio* am Schicksale der Pfalz anschaulich gemacht hat, schließt er den zwölften Abschnitt mit den Worten: „Seit jener Zeit ist das anders geworden; denn der religiöse Glauben hat sich losgerungen von der weltlichen Gewalt und sein freies Gebiet wieder gewonnen. Darum bestehen bei uns die katholische und die protestantische Kirche gleichberechtigt nebeneinander, und in dem Grade als sie beide selbstständig und unbeeinträchtigt sich

Städte zu geben, fernab von einseitiger Ueberhebung des Städtebürgerthumes und doch mit der nöthigen Wärme für dessen bewunderungswürdige Institutionen.

Noch haben wir einen Hauptpunkt ganz unberührt gelassen, nämlich die Stellung des Buches zum positiven Christenthume und zur katholischen Kirche. Wir können uns hierüber kurz fassen. Es genügt wohl zu wissen, daß jenen klugen Leuten, die unser seit Decennien zu legislatorischen und sonstigen Experimenten auserlesenes Land unter Anderem auch mit einem confessionslosen Schulgesetze beglückt haben, die dritte Auflage der badischen Landesgeschichte gar nicht munden will. Eine wahre, richtige Geschichte eines aufgeklärten und politisch reifen Landes, meint der gebildete Philister, sollte in einem ganz anderen Geiste geschrieben werden. Vielleicht wird es dem großen Aesthetiker Eckardt oder dem gewiegten Politiker Beck gelingen, den Wünschen des intelligenten Theiles der Bevölkerung gerecht zu werden. Wir andern einfachen Leute wollen uns einstweilen mit Dr. Bader's Schrift begnügen und uns darüber freuen, daß wir ein solches Buch besitzen, welches wir auch unbedenklich in den Händen unserer Frauen und unserer Kinder sehen können. Obgleich der Verfasser seinen Standpunkt als guter Katholik mit vollster Entschiedenheit einhält, so haben wir doch die feste Ueberzeugung, daß einsichtsvolle Protestanten an der Darstellung der Reformationszeit unmöglich Aergerniß nehmen können. Nachdem Bader in einer überaus faßlichen und alle Hauptpunkte berührenden kurzen Darstellung die zu Beginn des 16. Jahrhunderts erfolgte Kirchentrennung besprochen und die fürchterlichen Folgen des berüchtigten Satzes: *cujus regio ejus religio* am Schicksale der Pfalz anschaulich gemacht hat, schließt er den zwölften Abschnitt mit den Worten: „Seit jener Zeit ist das anders geworden; denn der religiöse Glauben hat sich losgerungen von der weltlichen Gewalt und sein freies Gebiet wieder gewonnen. Darum bestehen bei uns die katholische und die protestantische Kirche gleichberechtigt nebeneinander, und in dem Grade als sie beide selbstständig und unbeeinträchti-

schuldigen, welches er meistens ohne Noth, zuweilen aus bloßer Soldatenlaune vergoß, und all' das unsägliche Elend, womit er die ganze Umgegend von Hohentwiel 15 Jahre lang erfüllte, sind wenig geeignet, diese einseitigen Lobpreisungen zu unterstützen."

Ungleich wohlthuender ist, was Bader von dem wackeren Amtskeller Kaspar Maler zu Pforzheim, von Martin Schneller dem Bürgermeister der kleinen Reichsstadt Pfullendorf und dem umsichtigen Syndikus von Pflummern zu Ueberlingen am Bodensee zu berichten weiß. Die großen aber unbeachtet gebliebenen Verdienste der würdigen Vertreter eines thatkräftigen Lokalpatriotismus, der, so Gott will, in Deutschlands Städten niemals von der wohlfeilen Gesinnungstüchtigkeit moderner Schwätzer verdrängt werden soll, aus den verstaubten Akten mühsam ins richtige Licht zu stellen, das ist eine der schönsten Aufgaben der Special- und Partikulargeschichtsschreibung. Deßgleichen ist es auch sehr verdienstlich, daß Bader das gesegnete Andenken des Simon Dilger, der um das Jahr 1725 zu Schollach im Fürstenbergischen lebte und der Vater der schwarzwäldischen Uhrenmacherei genannt werden kann, und auch des wackern Syndikus Engelberger, der am Schlusse des letztvergangenen Jahrhunderts die uralte Verfassung des Breisgaues männlich wiewohl erfolglos vertheidigt hat, vor unverdienter Vergessenheit zu bewahren strebt. Doch schließen wir unser Referat. Möge die „badische Landesgeschichte" recht viele Leser finden, denn sie kann zur endlichen Beseitigung maßloser Selbstüberschätzung und kläglicher Begriffsverwirrung beitragen.

II. Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Von H. Holland. München, bei Chr. Kaiser 1864.

Eine Gruppe von eilf geschichtlichen Persönlichkeiten ist in diesem hübsch ausgestatteten Büchlein gesellig vereinigt, die zwar in keinem innern Verhältniß zu einander stehen, sondern wie sie verschiedenen Zeitaltern angehören, so auch aus verschiedenen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens genommen sind, aber doch alle in ihrer Art bedeutend genug, um in einem Charaktergemälde festgehalten und einer kleinen, für einen allgemeinen Leserkreis bestimmten, geschmackvollen Sammlung eingereiht zu werden.

Die Reihenfolge dieser Charakterbilder durchmißt einen Zeitraum von ungefähr sieben Jahrhunderten. Als Naturforscher einer frühen Zeit figuriren der sagenumsponnene Meister Albertus von Bollstadt und der nur wenig spätere Franke Konrad von Megenberg (1309 — 1374), dessen Hauptwerk „Buch der Natur", das erste größere Werk dieser Art in deutscher Sprache, vor wenigen Jahren erst Franz Pfeiffer herausgegeben hat; ihnen wird dann noch, gleichsam als ihr Zerrbild und als Repräsentant der alchimistischen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts, der abenteuerliche Goldmacher und Wunderdoctor Baron von Krohnemann zur Seite gestellt. Das Zeitalter der Entdeckungen wird durch Martin Behaim den Seefahrer, das religiöse Element der reformatorischen Periode nach zwei Richtungen durch den witz- und schlagfertigen Polemiker Johannes Nas und durch die Stifterin des Instituts der englischen Fräulein, Maria Ward, vertreten.

Das namhafteste Contingent aber stellt die Kunst. Ueber den Bildhauer Veit Stoß und den Maler Rembrandt van Ryn, denen beiden erst in der Gegenwart die richtige Beleuchtung auf urkundlichem Grunde zu Theil geworden ist, hat Dr. Holland die Ergebnisse der neuesten Forschung mit umsichtigem Fleiß zusammengestellt und verarbeitet. Zu diesen

Künstlern des 15. und 17. Jahrhunderts kommen aber noch drei andere, die unserer nächsten Vergangenheit angehören: der Maler Fischer, der Baumeister J. Georg Müller und das Brüderpaar der Bildhauer Eberhard. Ihnen, die theilweise noch unsere Mitlebenden waren, wendet sich denn auch hier unsere nächste persönliche Theilnahme zu. Maler Jos. Anton Fischer (1814 — 1859), gleich den beiden Eberhard ein Allgäuer, Schüler Schlotthauers, hat seine Meisterschaft in der Kunst zuerst durch die schönen Compositionen zu den Fensterbildern der Auerkirche in München erprobt, die unter der Leitung von Heinrich Heß zur Ausführung kamen. Ebenfalls durch Heß erhielt er sodann den Auftrag, drei Cartons zu den von König Ludwig I. in den Kölner Dom gestifteten Fensterbildern zu zeichnen. Durch die Werke, die er hier schuf, stellte sich Fischer anerkanntermaßen in den Rang der bedeutendsten Künstler der Neuzeit. Er ward später Ehrenmitglied der Akademie. Fischer war eine jener stillen, selbstständigen und zugleich bescheidenen Künstlernaturen, die nur langsam sich Geltung erringen. Bei seinem Tode aber war das Urtheil über den bedeutenden Künstler und edlen Charakter ein gleichmäßig übereinstimmendes.

Ein reichbegabtes Leben ist das des Baumeisters und Dichters J. Georg Müller (1822—1849). Ein frisches feuriges Schweizerkind hat Müller seine Lehrjahre als Zögling der Münchner Kunst unter Ziebland, dem Erbauer der Basilika, durchgemacht, dann in Italien vollendet. Er ist wenn nicht der Erbauer, so doch der Schöpfer der Altlerchenfelder Kirche in Wien und der restaurirten Laurenzenkirche in St. Gallen, die zwar nicht mehr zu seinen Lebzeiten, aber genau nach seinen Entwürfen ausgeführt wurden. Um die Verwirklichung seines Lieblingswunsches aber, die Herstellung der Dom-Façade zu Florenz, in seinen Augen der höchste Kranz nach dem er strebte, und für den er seine Kraft mit verzehrender Anstrengung und Ausdauer einsetzte, hat er vergeblich gerungen*). Diesem großen

*) In jüngster Zeit ist endlich die Restauration des

Kunsttalent war auch die Sprache der Poesie verliehen, und er wußte sie in glühenden Liedern zu reden von nicht selten bedeutendem Gehalt. Freilich galt von ihm zumeist Tassos Wort: „Mir gab ein Gott zu sagen was ich leide." Müllers stürmische Künstlerseele hat sauer alle Phasen von Künstlers Erdenwallen durchmachen müssen, und als ihm das Glück sich endlich zuwandte und eine sonnige Zukunft voll künstlerischer Arbeiten vor ihm ausbreitete, da legte der Tod die Hand dazwischen. An der für ihn neuerrichteten Professur der Baukunst in Wien konnte Müller eben noch ein paar Monate lehren, ehe er aufs Sterbelager sank, ein Mann voll Entwürfen im siebenundzwanzigsten Lebensjahr. Sebastian Brunner sprach an seinem Grabe, „wohl die wärmste Rede die einem Meister auf dem Schmelzer Kirchhof gehalten wurde." Obgleich ihm E. Förster in einer umfänglichen Biographie ein Denkmal gesetzt hat, ist dieser Baumeister und Dichter doch noch wenig gekannt, und die Skizze, die Holland daraus entworfen, hat also ihre Berechtigung.

Das freundlichste Bild blickt uns in den beiden Bildhauer-Brüdern entgegen, die aus einer alten Bildhauerfamilie zu Hindelang im Allgäu stammen, Franz und Konrad Eberhard. Ein Brüderpaar ebenso ausgezeichnet durch die Reinheit ihres Lebens wie ihres künstlerischen Schaffens, nach beiden Seiten durchaus naive Naturen, zwei Gestalten wie aus alter Zeit. Obgleich es hauptsächlich Konrad war, dessen Werke die größere Berühmtheit erlangten und der durch diese Werke mit zu den ersten Begründern der neuern deutschen Kunst gehört — seine liebliche Madonna ist für lange Zeit typisch geworden und in

---

beschlossen worden, und dieser Tage erst verlautete, daß über die zur Concurrenz eingesandten Entwürfe von Architekten bereits ein Schiedsgericht von vier italienischen, einem französischen und zwei deutschen Sachverständigen niedergesetzt sei. Vielleicht kommt nun Müllers Plan noch zu Ehren.

zahllosen Copien und Nachahmungen verbreitet — so müssen doch beide immer zusammen genannt werden, wie sie in ihrem Leben ununterbrochen zusammen blieben. Noch in ihrem Greisen-Alter waren sie durch ihre gegenseitige Anhänglichkeit und brüderliche Liebe rührende Erscheinungen. Konrad überlebte indeß seinen Bruder um mehr als zwanzig Jahre und erreichte ein Alter von 91 Jahren. Das Bild des neunzigjährigen Greises wird Jedem, der ihm näher zu kommen das Glück hatte, in seiner herzgewinnenden Schlichtheit, Demuth und spiegelklaren Lauterkeit als eine liebe Erinnerung im Gedächtniß fortleben. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe für Holland, uns einmal eine ausführliche Biographie dieses Künstlerpaares zu entwerfen. Und je bälder, desto besser; denn der Kreis derjenigen, die als mitlebende Zeugen sprechen können, lichtet sich mit jedem Tage.

Den vorliegenden Charakterbildern wünschen wir eine freundliche Aufnahme, auf daß ihnen bald eine zweite Serie folgen möge, wie der Verfasser in Aussicht stellt. Das Büchlein ist eines von denjenigen, die auf den Familientisch gehören. Den Weg in Institute hat es, wie wir hören, schon gefunden.

bewegen dürfen, wird auch der kirchliche Frieden im Lande gedeihen." Der Artikel Melanchthon zeigt deutlich, daß es dem Verfasser darum zu thun war, nicht etwa die offenkundigen Schattenseiten in der historischen Erscheinung des Magister Germaniae, sondern vielmehr dessen Vorzüge und gute Eigenschaften voranzustellen. Was über den von protestantischen Fanatikern an dem Superintendenten Sylvan zu Ladenburg verübten Justizmord gesagt wird, konnte nicht milder gesagt werden, wenn nicht die Wahrheit Noth leiden sollte. Allein wir vergessen, daß jede Aeußerung katholischen Bewußtseyns den confessionellen Frieden stört und in's Gebiet der klerikalen Extravaganzen gehört, während die Protestanten in ihrem guten Rechte sind, sie mögen schreiben und drucken lassen, was immer ihnen beliebt.

Der vierzehnte Abschnitt, der von den Zeiten des Schwedenkriegs handelt, zeichnet sich ebenfalls durch vernünftige Erwägung des Umstandes, daß man sich auf beiden Seiten vielfach verfehlte und versündigte, und durch das überhaupt dem ganzen Buche zur Zierde gereichende lebendige Gefühl für Billigkeit und Recht in vortheilhaftester Weise vor den bekannten vulgären Darstellungen jener Leute aus, die mit großer Beharrlichkeit, würdig einer besseren Sache, nicht müde werden zu wiederholen, was seit den Tagen des Soldat suédois in den Werken der offiziellen Historiker des alten Schwedenthumes und neuen Gustav-Adolfvereines geschrieben steht. Die dem Commandanten der Bergveste Hohentwiel im Hegau, dem Hessen Conrad Widerhold, gewidmete biographische Skizze enthält freilich verschiedene aktenmäßige Züge, die nicht recht zu den Erzählungen der romantisch gestimmten Panegyriker passen wollen. Eine quellenmäßige Lebensbeschreibung des energischen und fanatischen Mannes würde uns insbesondere auch darüber belehren müssen, wie es kam, daß der Diener eines deutschen Reichsfürsten als bestellter Obrister des Königs von Frankreich und Navarra unterzeichnen konnte. „Es wurde ihm von seiner Partei ein großes Lob gespendet: aber das Blut so vieler Un-

schuldigen, welches er meistens ohne Noth, zuweilen aus bloßer Soldatenlaune vergoß, und all' das unsägliche Elend, womit er die ganze Umgegend von Hohentwiel 15 Jahre lang erfüllte, sind wenig geeignet, diese einseitigen Lobpreisungen zu unterstützen."

Ungleich wohlthuender ist, was Bader von dem wackeren Amtskeller Kaspar Maler zu Pforzheim, von Martin Schneller dem Bürgermeister der kleinen Reichsstadt Pfullendorf und dem umsichtigen Syndikus von Pflummern zu Ueberlingen am Bodensee zu berichten weiß. Die großen aber unbeachtet gebliebenen Verdienste der würdigen Vertreter eines thatkräftigen Lokalpatriotismus, der, so Gott will, in Deutschlands Städten niemals von der wohlfeilen Gesinnungstüchtigkeit moderner Schwätzer verdrängt werden soll, aus den verstaubten Akten mühsam ins richtige Licht zu stellen, das ist eine der schönsten Aufgaben der Special- und Partikulargeschichtsschreibung. Deßgleichen ist es auch sehr verdienstlich, daß Bader das gesegnete Andenken des Simon Dilger, der um das Jahr 1725 zu Schollach im Fürstenbergischen lebte und der Vater der schwarzwäldischen Uhrenmacherei genannt werden kann, und auch des wackern Syndikus Engelberger, der am Schlusse des letztvergangenen Jahrhunderts die uralte Verfassung des Breisgaues männlich wiewohl erfolglos vertheidigt hat, vor unverdienter Vergessenheit zu bewahren strebt. Doch schließen wir unser Referat. Möge die „badische Landesgeschichte" recht viele Leser finden, denn sie kann zur endlichen Beseitigung maßloser Selbstüberschätzung und kläglicher Begriffsverwirrung beitragen.

II. Deutsche Charakterbilder aus verschiedenen Jahrhunderten. Von H. Holland. München, bei Chr. Kaiser 1864.

Eine Gruppe von eilf geschichtlichen Persönlichkeiten ist in diesem hübsch ausgestatteten Büchlein gesellig vereinigt, die zwar in keinem innern Verhältniß zu einander stehen, sondern wie sie verschiedenen Zeitaltern angehören, so auch aus verschiedenen Gebieten der Kunst, der Wissenschaft und des praktischen Lebens genommen sind, aber doch alle in ihrer Art bedeutend genug, um in einem Charaktergemälde festgehalten und einer kleinen, für einen allgemeinen Leserkreis bestimmten, geschmackvollen Sammlung eingereiht zu werden.

Die Reihenfolge dieser Charakterbilder durchmißt einen Zeitraum von ungefähr sieben Jahrhunderten. Als Naturforscher einer frühen Zeit figuriren der sagenumsponnene Meister Albertus von Bollstadt und der nur wenig spätere Franke Konrad von Megenberg (1309 — 1374), dessen Hauptwerk „Buch der Natur", das erste größere Werk dieser Art in deutscher Sprache, vor wenigen Jahren erst Franz Pfeiffer herausgegeben hat; ihnen wird dann noch, gleichsam als ihr Zerrbild und als Repräsentant der alchimistischen Bestrebungen des 17. Jahrhunderts, der abenteuerliche Goldmacher und Wunderdoktor Baron von Krohnemann zur Seite gestellt. Das Zeitalter der Entdeckungen wird durch Martin Behaim den Seefahrer, das religiöse Element der reformatorischen Periode nach zwei Richtungen durch den witz- und schlagfertigen Polemiker Johannes Nas und durch die Stifterin des Instituts der englischen Fräulein, Maria Ward, vertreten.

Das namhafteste Contingent aber stellt die Kunst. Ueber den Bildhauer Veit Stoß und den Maler Rembrandt van Ryn, denen beiden erst in der Gegenwart die richtige Beleuchtung auf urkundlichem Grunde zu Theil geworden ist, hat Dr. Holland die Ergebnisse der neuesten Forschung mit umsichtigem Fleiß zusammengestellt und verarbeitet. Zu diesen

Künstlern des 15. und 17. Jahrhunderts kommen aber noch drei andere, die unserer nächsten Vergangenheit angehören: der Maler Fischer, der Baumeister J. Georg Müller und das Brüderpaar der Bildhauer Eberhard. Ihnen, die theilweise noch unsere Mitlebenden waren, wendet sich denn auch hier unsere nächste persönliche Theilnahme zu. Maler Jos. Anton Fischer (1814 — 1859), gleich den beiden Eberhard ein Allgäuer, Schüler Schlotthauers, hat seine Meisterschaft in der Kunst zuerst durch die schönen Compositionen zu den Fensterbildern der Auerkirche in München erprobt, die unter der Leitung von Heinrich Heß zur Ausführung kamen. Ebenfalls durch Heß erhielt er sodann den Auftrag, drei Cartons zu den von König Ludwig I. in den Kölner Dom gestifteten Fensterbildern zu zeichnen. Durch die Werke, die er hier schuf, stellte sich Fischer anerkanntermaßen in den Rang der bedeutendsten Künstler der Neuzeit. Er ward später Ehrenmitglied der Akademie. Fischer war eine jener stillen, selbstständigen und zugleich bescheidenen Künstlernaturen, die nur langsam sich Geltung erringen. Bei seinem Tode aber war das Urtheil über den bedeutenden Künstler und edlen Charakter ein gleichmäßig übereinstimmendes.

Ein reichbegabtes Leben ist das des Baumeisters und Dichters J. Georg Müller (1822—1849). Ein frisches feuriges Schweizerkind hat Müller seine Lehrjahre als Zögling der Münchner Kunst unter Ziebland, dem Erbauer der Basilika, durchgemacht, dann in Italien vollendet. Er ist wenn nicht der Erbauer, so doch der Schöpfer der Altlerchenfelder Kirche in Wien und der restaurirten Laurenzenkirche in St. Gallen, die zwar nicht mehr zu seinen Lebzeiten, aber genau nach seinen Entwürfen ausgeführt wurden. Um die Verwirklichung seines Lieblingswunsches aber, die Herstellung der Dom-Façade zu Florenz, in seinen Augen der höchste Kranz nach dem er strebte, und für den er seine Kraft mit verzehrender Anstrengung und Ausdauer einsetzte, hat er vergeblich gerungen*). Diesem großen

*) In jüngster Zeit ist endlich die Restauration des herrlichen Domes

Kunsttalent war auch die Sprache der Poesie verliehen, und er wußte sie in glühenden Liedern zu reden von nicht selten bedeutendem Gehalt. Freilich galt von ihm zumeist Tasso's Wort: „Mir gab ein Gott zu sagen was ich leide.“ Müllers stürmische Künstlerseele hat sauer alle Phasen von Künstlers Erdenwallen durchmachen müssen, und als ihm das Glück sich endlich zuwandte und eine sonnige Zukunft voll künstlerischer Arbeiten vor ihm ausbreitete, da legte der Tod die Hand dazwischen. An der für ihn neuerrichteten Professur der Baukunst in Wien konnte Müller eben noch ein paar Monate lehren, ehe er aufs Sterbelager sank, ein Mann voll Entwürfen im siebenundzwanzigsten Lebensjahr. Sebastian Brunner sprach an seinem Grabe, „wohl die wärmste Rede die einem Meister auf dem Schmelzer Kirchhof gehalten wurde.“ Obgleich ihm E. Förster in einer umfänglichen Biographie ein Denkmal gesetzt hat, ist dieser Baumeister und Dichter doch noch wenig gekannt, und die Skizze, die Holland daraus entworfen, hat also ihre Berechtigung.

Das freundlichste Bild blickt uns in den beiden Bildhauerbrüdern entgegen, die aus einer alten Bildhauerfamilie zu Hindelang im Allgäu stammen, Franz und Konrad Eberhard. Ein Brüderpaar ebenso ausgezeichnet durch die Reinheit ihres Lebens wie ihres künstlerischen Schaffens, nach beiden Seiten durchaus naive Naturen, zwei Gestalten wie aus alter Zeit. Obgleich es hauptsächlich Konrad war, dessen Werke die größere Berühmtheit erlangten und der durch diese Werke mit zu den ersten Begründern der neuern deutschen Kunst gehört — seine liebliche Madonna ist für lange Zeit typisch geworden und in

beschlossen worden, und dieser Tage erst verlautete, daß über die zur Concurrenz eingesandten Entwürfe von Architekten bereits ein Schiedsgericht von vier italienischen, einem französischen und zwei deutschen Sachverständigen niedergesetzt sei. Vielleicht kommt nun Müllers Plan noch zu Ehren.

zahllosen Copien und Nachahmungen verbreitet — so müssen doch beide immer zusammen genannt werden, wie sie in ihrem Leben ununterbrochen zusammen blieben. Noch in ihrem Greisen-Alter waren sie durch ihre gegenseitige Anhänglichkeit und brüderliche Liebe rührende Erscheinungen. Konrad überlebte indeß seinen Bruder um mehr als zwanzig Jahre und erreichte ein Alter von 91 Jahren. Das Bild des neunzigjährigen Greises wird Jedem, der ihm näher zu kommen das Glück hatte, in seiner herzgewinnenden Schlichtheit, Demuth und spiegelklaren Lauterkeit als eine liebe Erinnerung im Gedächtniß fortleben. Es wäre gewiß eine lohnende Aufgabe für Holland, uns einmal eine ausführliche Biographie dieses Künstlerpaares zu entwerfen. Und je bälder, desto besser; denn der Kreis derjenigen, die als mitlebende Zeugen sprechen können, lichtet sich mit jedem Tage.

Den vorliegenden Charakterbildern wünschen wir eine freundliche Aufnahme, auf daß ihnen bald eine zweite Serie folgen möge, wie der Verfasser in Aussicht stellt. Das Büchlein ist eines von denjenigen, die auf den Familientisch gehören. Den Weg in Institute hat es, wie wir hören, schon gefunden.

XL.

Die neue Ausgabe Walthers von der Vogelweide *).

Wie über den Dichter des Nibelungenliedes, ebenso sind über die Herkunft des größten mittelhochdeutschen Lyrikers die seltsamsten Conjekturen gemacht worden. Es ist ein wahres Wettlaufen nach seiner Heimath, ein fortwährendes Schwanken und Zerren, wobei der subjektive Patriotismus eines jeden deutschen Ländchens immer mit ins Spiel gezogen wird. Als im Jahre 1860 die schöne Abhandlung von Franz Pfeiffer „über Walther von der Vogelweide" erschien, welche so manche strittigen Punkte für immer schlichten und die Heimath Walthers wohl bleibend für Franken beweisen sollte, da freuten wir uns und glaubten, die Ruhe über diese brennende Frage sei endlich hergestellt. Doch ging der Handel erst recht an und die Pfeiffer'sche Behauptung wurde so oftmals in Frage gestellt, wie sein darauffolgendes Resultat über den Kürenberger, welchem die erste Fassung des Nibelungenliedes zuzusprechen

*) Deutsche Klassiker des Mittelalters. Mit Wort- und Sacherklärungen. Herausgegeben von Franz Pfeiffer. Erster Band. Walther von der Vogelweide. Leipzig 1864. LVIII. und 338 S.

wäre*). Während Rochholz, nach Uhlands Vorgang, die Schweiz für Walther in Anregung brachte, wobei ihm H. Kurz alsbald mit nicht unerheblichen Vermuthungen nachrückte (1863), kamen Wackernagel und Max Rieger (1862) wieder auf andere Wege, bis zuletzt ein E. H. Meyer in Bremen mit dem Einfall herausplatzte, den armen Walther mit dem Schenken Walther von Schipfe, einem mächtigen Reichsministerialen, zu identificiren.

In der neuesten Walther-Biographie, welche Herr Pfeiffer in dem vorliegenden Buche gibt, ist es jetzt Tyrol, welchem die Ehre bestimmt seyn soll, die Wiege dieses süßen Liedermundes zu besitzen und zu behalten. Aus einer noch dem 13. Jahrhundert angehörigen Quelle ist ein wirklicher Ort „Vogelweide" glücklich aufgefunden; derselbe muß im Eisack- oder Wipthale gelegen seyn, zwischen Mittenwalde und Schellenberch. Diese Vogelweide zahlte an den Grafen Meinhard von Tyrol, (welcher seit 1286 Herzog von Kärnten war und 1295 starb), eine Herbstabgabe von drei Pfund: „an dem herbiste driu pfunt". Der Hof oder was „daz Vogelweide" war, ist verschwunden, nur in der Gemeinde Telfes (eine Stunde westlich von Sterzing) findet sich noch ein Wald, der, in zwei Theile getheilt, Vorder- und Hintervogelweide genannt wird.

Dieser Fund, auf welchen Herr Pfeiffer anfänglich selbst wenig geben wollte, erhielt mehr Gewicht durch die Wahrnehmung, daß die ältesten Liederhandschriften die Dichter gerne nach landsmannschaftlicher Verwandtschaft zusammenstellten. Dabei ist es nun sehr interessant zu bemerken, daß Walthers Lieder unter die Lieder des Leutold von Seven sich verirrten. Zwar wurden auch dem alten Reimar einige Strophen Walther's unterlegt und ebenso dem Schweizer Ulrich von Singenberg, denn beide waren mit Walther wohl bekannt und der erstere

---

*) Ueber den Dichter des Nibelungenliedes. Wien 1862.

„Dann weiß ich freilich nicht, was ich von der guten Stadt Bremen sagen soll. Ich will absehen von den allgemeinen deutschen Verhältnissen, will absehen davon, daß weder der Herzog von Pommern, noch der Kurfürst von Brandenburg, die zunächst betheiligt waren, den Schwedenkönig gerufen haben, daß überhaupt kein Deutscher ihn willkommen geheißen, daß er an die deutsche Küste getreten ist als Deutschlands Feind, und daß die feige Masse damaliger Zeiten nur dem Erfolge seiner Waffen gehuldigt hat. Ich will nur von Bremen sprechen. Die Vorfahren des jetzigen Geschlechtes waren im Anblick des dreißigjährigen Krieges selbst klug genug, jede Gemeinschaft mit dem Könige abzulehnen und keinen Schweden unter ihren Kanonen zu dulden. Als die Schweden dann im Friedensschlusse für ihre Glaubensretterschaft, die sie im Vereine und Solde der Cardinäle Richelieu und Mazarin vollbracht, fast unseren ganzen deutschen Küstensaum ertrotzt hatten, als ihre Grenzen unsern von hier liefen, hatten sie beständig ihre Augen auf Bremen gerichtet. Die Stadt in steter Gefahr erlitt von dort Drangsal und Noth jeglicher Art, und hätte nicht der Kaiser Leopold dem Heißhunger der Schweden nach deutschem Besitze rechtzeitig einen Zaum angelegt, so wäre Bremen eine schwedische Landstadt geworden, gleich Stralsund und anderen ehemaligen Hansestädten, deren Verfall begann mit dem Tage des schwedischen Joches. Bis jetzt war es doch Brauch in der Welt Denkmäler zu errichten zum Lohne für große Verdienste, seien sie wahr oder scheinbar, nicht aber zur Erinnerung an große Drangsale für den Urheber derselben."

„Deine geschichtlichen Ansichten mögen richtig seyn, obwohl sie nicht mit Schiller übereinstimmen. Allein das ist hier nicht die Hauptsache. Wir haben das Denkmal dem Könige Gustav Adolf errichtet als der Verkörperung der Idee der protestantischen Freiheit. Wir haben weniger an Bremen gedacht, welches allerdings selbst damals von dem Kaiser nicht bedroht gewesen ist, als an das gemeinsame Interesse des Protestantismus, den der Schwede vertrat."

„Warum setzt Ihr denn nicht ein gleiches Denkmal auch dem Cardinal Richelieu, der dieselben Verdienste hat wie der Schwede, oder noch größere, weil er jenem das Geld gab zu seiner Glaubensretterschaft? Warum doch laßt Ihr Euch durch solche Worte täuschen, und redet wie die Kinder? Die Feigheit unserer Vorfahren und ihre Furcht vor den Kanonen des Schweden und seiner Söldner legte sie in Ketten, und zwang sie mit ihrem Gut und Blut seine Eroberungszüge gegen sie selbst zu bezahlen, und dabei zur Beschönigung ihrer Feigheit und Furcht vor sich selber seine gleißnerischen Reden von evangelischer Freiheit nachzubeten. Und das heutige Geschlecht wiederum hat nicht den Muth die Dinge so zu sehen, wie sie sind, sondern faselt aus geistiger Trägheit von Edelsinn und Freiheit, wo nichts ist als der baare Egoismus des Eroberers."

„Mit solchen Ansichten über unsere Geschichte würdest du hier in Bremen sehr isolirt seyn. Wir sind begeistert für Gustav Adolf, und darum haben wir ihm das Denkmal errichtet."

„Nun, die Sache hat auch ihre Lichtseite. Denn wenn ich auch diese Idee einen traurigen Irrthum nenne, so freue ich mich doch über die Gesinnung, welche opferwillig ist für eine Idee. Der Trieb ist gut, wenn auch die Richtung, die er genommen, eine falsche ist. Allein dennoch wende ich dir ein, daß man doch auch selbst von dieser Idee der protestantischen Freiheit aus, wie du es nennst, eine besser geeignete Persönlichkeit hätte finden können."

„Geeigneter als Gustav Adolf?"

„Ganz gewiß. Ihr konntet ein Denkmal errichten für Martin Luther, oder wenn dieser Name hier in Bremen auf Widerstand stieß, für Melanchthon, für Hardenberg. Du weißt, ich schwärme für keinen dieser Namen; allein sie haben vor Gustav Adolf doch außer anderen Vorzügen den wichtigen, daß sie das deutsche Nationalgefühl nicht verletzen? Warum nicht lieber einen von diesen, als den fremden Eroberer?"

Mein Freund schaute einige Sekunden auf das Denkmal. Dann wandte er sich wieder [illegible] mit den Worten:

drängten Umrissen, zuerst am Hofe zu Wien bei Herzog Friedrich I., wo er die kunstgerechte Sangeskunst, das höfische „singen und sagen“ erlernte und im minniglichen Spiele übte, bis er durch den mit Kaiser Heinrichs VI. Tode (1197) anhebenden Wahlstreit aufgeschreckt, den ersten politischen und patriotischen Ton anschlug. Sein Verhältniß zu Philipp von Schwaben, zu Otto und Friedrich II. wird in der Einleitung flüchtig berührt, desto lehrreicher aber in den kurzen Anmerkungen erläutert, welche jedem Liede und Spruche vorausgesetzt sind. Und hierin beruht einestheils der große Vorzug dieser Ausgabe, welche andererseits durch ihre Erklärungen aller dem Laien sonst nicht immer verständlichen Redensarten, Wendungen und Wörter einen tüchtigen Schritt vorwärts thut, unsere mittelhochdeutschen Dichter einmal einem größeren Publikum zugänglicher zu machen, selbe in ihrer wahren Gestalt und nicht in dem kümmerlichen Behelf der Uebersetzung vorzuführen. Schon längst war es ein offenkundiger Mißstand, daß das Studium unserer mittelhochdeutschen herrlichen Dichtung doch nur eine künstliche Treibhauspflanze war, daß die Lust und Liebe dazu im weiteren Sinne doch nie festen Fuß fassen wollte: denn die Art und Weise, wie die Philologen ihre Schätze boten, die hochmüthige Manier wie sie sich in steife Textausgaben — denen wir trotz alledem ihre hohe Berechtigung nicht versagen — schulmeisterlich verschanzten und, mit Pfeiffer zu reden, „in einem Schwall ungenießbarer Lesarten ein seliges Genüge fanden“, trug eben auch die Schuld davon. Jetzt wo der Hauptsache nach die schwerste Arbeit gethan ist und die kostbaren Schätze alle wieder aus Licht gebracht sind, darf die Wissenschaft wohl einen Schritt weiter dem heutigen Leben und seinen gerechten Anforderungen entgegenkommen.

Die vorliegende Ausgabe wird allen billigen Anforderungen gerecht. Ein eigener Abschnitt verbreitet sich in leichtverständlichem Vortrage über die mittelhochdeutsche Aussprache und Verskunst. In Betreff der Anordnung der Gedichte hat Pfeiffer die Lieder und Sprüche strenger, als es bisher geschehen,

geschieden und zwischen beide Abtheilungen in die Mitte den Leich gestellt. Walthers „Leich“ (worunter man bekanntlich ein Gedicht größern Umfangs versteht, in dem „mancherlei Töne in buntem Wechsel zu einem weithin gezogenen Ganzen verbunden sind“) gehört zu den wenigen geistlichen dieser Gedichtform. Die Sprüche sind nach den Tönen geordnet, wer selbe nach ihrer historischen Reihenfolge zu lesen wünscht, kann sich mit dem beigegebenen Verzeichniß leicht behelfen. Die Zeitbestimmung einzelner Gedichte bleibt bei Walther immer eine harte Nuß; eines eigenen Eindruckes aber kann man sich nicht erwehren, wenn man sieht, wie Hr. Pfeiffer einzelne Conjekturen, die er vor vier Jahren noch mit einem Aufwand von Geist und Scharfsinn aufgestellt und durchgefochten hat — z. B. die Zeit des Kreuzliedes (78) und jener berühmten jetzt damit wieder in Verbindung gebrachten Weltklage (188) — heute kurzweg zurücknimmt und anderer Meinung den Vorrang läßt. Da möchte denn doch Einer, der treu und redlich den Gang der Dinge verfolgt, kopfschüttelnd fragen, was denn überhaupt fest stehe im Bereiche unserer Forschungen, an denen der allgemeine große Wandel, wie es scheint, immer doch seinen ächt menschlichen Antheil behält. Jedenfalls sind diese Thatsachen eine große Predigt der Bescheidenheit, die unsern Philologen und Forschern jeglicher Gattung auch recht wohl ansteht.

Der vorliegenden Arbeit sollen alsbald in gleicher Behandlung das Nibelungenlied und die Kudrun, die Werke Hartmann's von Aue, Wolframs von Eschenbach, Gottfrieds von Straßburg, Rudolfs von Ems u. A. nachfolgen und der Preis auf das billigste berechnet werden. Damit wäre dann der Lachmann'schen Schule ein schulgerechter Stoß mit Glück versetzt, der gebildeten Lesewelt aber, was noch wichtiger ist, das Schatzgut unserer ersten klassischen Literaturzeit auf dem einzig richtigen Wege zu gewinnreichem Genusse zugeführt.

XLI.

Wie man zu Denkmälern kommt.

Gustav Adolf in Bremen.

Jüngst führte den Verfasser dieser Zeilen sein Weg durch Bremen. Ich hatte seit langen Jahren die blühende Hanse-Stadt nicht gesehen, und fand mich überrascht durch den Aufschwung, welchen sie genommen, durch die schmucken, neuen Gebäude, die schönen Anlagen der Wälle. Alles trägt zugleich das Gepräge der Wohlhabenheit und des Geschmackes in der Sorgfalt für die Bequemlichkeiten des täglichen Lebens. Offenbar verstehen die Bremer zu erwerben und zu genießen. Ich suchte dann den alten Roland auf. An ihm waren die Jahre spurlos vorübergegangen. Ich schaute ihn an und gedachte der alten Zeiten, wo die deutschen Städte stark durch ihren Corporations-geist in sich die Ruhe und den Frieden, nach außen ihre Sicherheit und Unabhängigkeit zu wahren vermochten. Ich erinnerte mich dabei, wie trotz aller dieser Mannhaftigkeit daheim doch so oft Eines gefehlt hatte: die Hingabe für das gesammte große Vaterland. Indem ich in meinen Gedanken dieß Einst und Jetzt gegeneinander abwog, weckte mich die bekannte Stimme eines Freundes aus meinem träumenden Hinstarren. „Du hast jetzt lange genug das alte Steinbild angeschaut" rief er mir zu.

XLII.

Zeitläufe.

Die Lage der deutschen Mittelstaaten.

In den Mittelstaaten ist die große Angelegenheit personificirt, welche vier Jahre lang so viele deutschen Herzen bewegt und so beredte Zungen beschäftigt hat, und mit den Mittel-Staaten sieht sich nun diese Angelegenheit in eine Sackgasse hineingetrieben, in der ihr auch der Rückweg abgeschnitten ist. Freilich fehlt es nicht an beflissenen Rathgebern die da meinen, man müsse eben mit dem Kopf durch die Wand rennen. Bei allen Männern aber, denen es ohne Hintergedanken um die Sache zu thun ist, begegnet man düsterm Schweigen und ist guter Rath theuer. Sie wissen nicht mehr, was sie sagen sollen. Darum sind die Reformvereine eingeschlafen und scheint ihre statutenmäßige Generalversammlung heuer ganz auszufallen; darum auch lassen sich die großdeutschen Stimmführer in der Presse fast gar nicht mehr hören. Die Glücklichen! Wer in der erwartungsvollen Stille, die schwerer als je auf Europa lastet, mit politischen Artikeln hervortreten muß, ist allerdings übel daran, und vollends gibt es keine verzweifeltere Aufgabe, als jetzt von der deutschen Frage zu reden.

„Dann weiß ich freilich nicht, was ich von der guten Stadt Bremen sagen soll. Ich will absehen von den allgemeinen deutschen Verhältnissen, will absehen davon, daß weder der Herzog von Pommern, noch der Kurfürst von Brandenburg, die zunächst betheiligt waren, den Schwedenkönig gerufen haben, daß überhaupt kein Deutscher ihn willkommen geheißen, daß er an die deutsche Küste getreten ist als Deutschlands Feind, und daß die feige Masse damaliger Zeiten nur dem Erfolge seiner Waffen gehuldigt hat. Ich will nur von Bremen sprechen. Die Vorfahren des jetzigen Geschlechtes waren im Anblick des dreißigjährigen Krieges selbst klug genug, jede Gemeinschaft mit dem Könige abzulehnen und keinen Schweden unter ihren Kanonen zu dulden. Als die Schweden dann im Friedensschlusse für ihre Glaubensretterschaft, die sie im Vereine und Solde der Cardinäle Richelieu und Mazarin vollbracht, fast unseren ganzen deutschen Küstensaum ertrotzt hatten, als ihre Grenzen unsern von hier liefen, hatten sie beständig ihre Augen auf Bremen gerichtet. Die Stadt in steter Gefahr erlitt von dort Drangsal und Noth jeglicher Art, und hätte nicht der Kaiser Leopold dem Heißhunger der Schweden nach deutschem Besitze rechtzeitig einen Zaum angelegt, so wäre Bremen eine schwedische Landstadt geworden, gleich Stralsund und anderen ehemaligen Hansestädten, deren Verfall begann mit dem Tage des schwedischen Joches. Bis jetzt war es doch Brauch in der Welt Denkmäler zu errichten zum Lohne für große Verdienste, seien sie wahr oder scheinbar, nicht aber zur Erinnerung an große Drangsale für den Urheber derselben."

„Deine geschichtlichen Ansichten mögen richtig seyn, obwohl sie nicht mit Schiller übereinstimmen. Allein das ist hier nicht die Hauptsache. Wir haben das Denkmal dem Könige Gustav Adolf errichtet als der Verkörperung der Idee der protestantischen Freiheit. Wir haben weniger an Bremen gedacht, welches allerdings selbst damals von dem Kaiser nicht bedroht gewesen ist, als an das gemeinsame Interesse des Protestantismus, den der Schwede vertrat."

„Warum setzt Ihr denn nicht ein gleiches Denkmal auch dem Cardinal Richelieu, der dieselben Verdienste hat wie der Schwede, oder noch größere, weil er jenem das Geld gab zu seiner Glaubensretterschaft? Warum doch laßt Ihr Euch durch solche Worte täuschen, und redet wie die Kinder? Die Feigheit unserer Vorfahren und ihre Furcht vor den Kanonen des Schweden und seiner Söldner legte sie in Ketten, und zwang sie mit ihrem Gut und Blut seine Eroberungszüge gegen sie selbst zu bezahlen, und dabei zur Beschönigung ihrer Feigheit und Furcht vor sich selber seine gleißnerischen Reden von evangelischer Freiheit nachzubeten. Und das heutige Geschlecht wiederum hat nicht den Muth die Dinge so zu sehen, wie sie sind, sondern faselt aus geistiger Trägheit von Edelsinn und Freiheit, wo nichts ist als der baare Egoismus des Eroberers."

„Mit solchen Ansichten über unsere Geschichte würdest du hier in Bremen sehr isolirt seyn. Wir sind begeistert für Gustav Adolf, und darum haben wir ihm das Denkmal errichtet."

„Nun, die Sache hat auch ihre Lichtseite. Denn wenn ich auch diese Idee einen traurigen Irrthum nenne, so freue ich mich doch über die Gesinnung, welche opferwillig ist für eine Idee. Der Trieb ist gut, wenn auch die Richtung, die er genommen, eine falsche ist. Allein dennoch wende ich dir ein, daß man doch auch selbst von dieser Idee der protestantischen Freiheit aus, wie du es nennst, eine besser geeignete Persönlichkeit hätte finden können."

„Geeigneter als Gustav Adolf?"

„Ganz gewiß. Ihr konntet ein Denkmal errichten für Martin Luther, oder wenn dieser Name hier in Bremen auf Widerstand stieß, für Melanchthon, für Hardenberg. Du weißt, ich schwärme für keinen dieser Namen; allein sie haben vor Gustav Adolf doch außer anderen Vorzügen den wichtigen, daß sie das deutsche Nationalgefühl nicht verletzen? Warum nicht lieber einen von diesen, als den fremden Eroberer?"

Mein Freund schaute einige Sekunden auf das Denkmal. Dann wandte er sich wieder zu mir mit den Worten:

„Das bot sich uns nicht so dar."

„Was heißt das? Erklär' dich deutlicher."

„Nun, dieses Standbild ward uns angeboten."

„Immerhin: aber warum nicht von dem Künstler ein anderes verlangen? Wer dieses Bild zu machen verstand, der konnte auch ein anderes schaffen."

„Du verstehst mich nicht. Dieß Bild war fertig. Es war fertig zu haben."

„Und der Künstler bot es Euch fertig an! In der That, das ist merkwürdig. Ein Bild in Erz auf's Ungewisse hin zu machen, das ist für einen Künstler ein großes Wagstück."

„Nicht doch, nicht der Künstler bot es an. Es war sonst zu haben."

„Ich bitte dich, erzähl'. Ich kann das nicht verstehen."

„Nun, die Sache ist kurz diese. Das Bild war von Schweden aus in Rom bestellt. Es wurde dort angefertigt, dann zu Schiff transportirt. Das Schiff strandete an Helgoland. Das Standbild wurde Strandgut. Die Helgolander nahmen es als Pfand für ihr Bergelohn in Anspruch. Die Schweden weigerten sich diese Kosten zu bezahlen. Sie zogen es vor den Künstler zu einem neuen Gusse des Modells zu veranlassen. Das erstere verblieb den Helgolandern. Wir hörten davon" —

„Ah, jetzt verstehe ich. Ihr bezahltet das Geld an die Helgolander, und schafftet das Bild nach Bremen?"

„So ist es."

„Und dann stelltet Ihr es nicht in ein Museum, in eine Kunstkammer, wie es sich gehörte, sondern hierher."

„Wie es sich gehörte?"

„Ja freilich, ganz gewiß. Wenn du beim Trödler einen Orden findest, den ein Anderer dort versetzt hat, und nicht wieder einlösen will: so hast du ein Recht den Orden zu kaufen und in ein Raritäten-Kabinet zu legen; allein ich frage dich, ob du ein Recht hast ihn anzulegen und zu tragen?"

„Dein Gleichniß hinkt gewaltig. Ein Orden wird von

einem Anderen gegeben: ein Denkmal wird errichtet durch den eigenen Willen Eines oder Vieler. Hier nun ist der Zufall dem allgemeinen Wunsche entgegen gekommen. Der Zufall hat es ermöglicht den Wunsch zu erfüllen, der in uns Allen lebte, nämlich die Stadt Bremen mit einem Denkmal zu schmücken, welches eine Idee vertritt, und zwar hier die Idee der protestantischen Freiheit."

„Lieber möchte ich doch sagen: die Idee des Handelsgeistes. Ich sehe hier völlig ab von der Person des Schwedenkönigs. Ich will annehmen, dieß Denkmal sei für einen Mann bestimmt, dessen Verdienste nicht bloß um Deutschland im Allgemeinen, sondern um Bremen speziell ganz unzweifelhaft sind, wie etwa dasjenige des Kaisers Leopold I. Wenn alles dieß: so ist eine solche Art der Errichtung eines Denkmals, wie die eurige hier, unwürdig und unehrenhaft. Dieß mußt du fühlen, auch ohne jegliches Wort einer ferneren Auseinandersetzung; ja wenn ich dir das noch erst beweisen muß, so brauche ich es nicht zu beweisen. Dieß Denkmal predigt in erster Linie für Bremen und seine Jugend nicht die Idee von protestantischer Freiheit, wie du sagst, sondern vielmehr den Grundsatz: laß niemals die Gelegenheit vorübergehen ein Geschäft zu machen, nicht bloß in Auswanderern und Tabak, sondern auch in Kunst und Idealismus, und beschwichtige in solchem Falle das sich sträubende natürliche Gefühl mit der Redensart: du thuest das wirklich für eine Idee. Freund, wer für eine Idee etwas thut, der wartet nicht auf die Gelegenheit des billigen Angebotes eines Gegenstandes, für den er die Idee nachher erst finden muß. Erst diese, dann der Gegenstand, der sie repräsentirt. Die Errichtung dieses Denkmals, ich wiederhole es, ist ganz abgesehen von der Person, die es darstellt, nicht zur Ehre von Bremen."

„Du bist eifrig geworden. Ich fühle, daß du nicht ganz Unrecht hast; aber man konnte doch ein solches Denkmal nicht in ein Zimmer sperren?"

„Also das ist noch ein Grund. Damit das Denkmal sichtbar und voll hervortrete, täuscht man sich und Andere. Denn Ihr

habt mehr gethan, als es bloß sichtbar aufgestellt: Ihr habt es geradezu wie ein eigenes errichtet. Und das, ich wiederhole es, ist eine Täuschung. Es ist ferner eine Täuschung, deren man nur fähig ist in einer reinen Handelsstadt. Ihr Bremer seht herab auf mehr als einen unserer kleinen monarchischen Staaten, und ich gestehe gern, daß ich um manches Euch beneide, namentlich um die Freiheit von dem Hemmschuh der Bureaukratie in euerm staatlichen Organismus. Allein dafür glaube ich auch sagen zu dürfen, daß Euch Manches fehlt, was wir haben, und namentlich, daß eine solche Verkehrung des richtigen Gefühls, wie Ihr es bei der Errichtung dieses Denkmales bewiesen, auch in der kleinsten deutschen Residenzstadt nicht möglich seyn würde. Und ich hoffe für die Ehre eurer Stadt, daß noch einmal eine Zeit kommen wird, wo Ihr selber wieder dieses Denkmal auf die Seite schafft, nicht um es zu zertrümmern — denn es ist ein Kunstwerk, mag es vorstellen wen es will — sondern um nur nicht damit zu prahlen. Und nun bitte ich dich, geleite mich noch einmal zum alten Roland."

„Es wäre besser, ich hätte dich dort gelassen."

„Ich habe mich dir frei und offen ausgesprochen. Der Eindruck, den dieses Standbild hier auf mich macht, ist mir unangenehm. Ich will mit einem besseren Eindrucke von Bremen scheiden. Darum bitte ich dich, mich zum Roland zu führen. Er ist plump und klobig; allein er gereicht der Stadt Bremen zur Ehre und Zier."

XLII.

Zeitläufe.

Die Lage der deutschen Mittelstaaten.

In den Mittelstaaten ist die große Angelegenheit personificirt, welche vier Jahre lang so viele deutschen Herzen bewegt und so beredte Zungen beschäftigt hat, und mit den Mittel-Staaten sieht sich nun diese Angelegenheit in eine Sackgasse hineingetrieben, in der ihr auch der Rückweg abgeschnitten ist. Freilich fehlt es nicht an beflissenen Rathgebern die da meinen, man müsse eben mit dem Kopf durch die Wand rennen. Bei allen Männern aber, denen es ohne Hintergedanken um die Sache zu thun ist, begegnet man düsterm Schweigen und ist guter Rath theuer. Sie wissen nicht mehr, was sie sagen sollen. Darum sind die Reformvereine eingeschlafen und scheint ihre statutenmäßige Generalversammlung heuer ganz auszufallen; darum auch lassen sich die großdeutschen Stimmführer in der Presse fast gar nicht mehr hören. Die Glücklichen! Wer in der erwartungsvollen Stille, die schwerer als je auf Europa lastet, mit politischen Artikeln hervortreten muß, ist allerdings übel daran, und vollends gibt es keine verzweifeltere Aufgabe, als jetzt von der deutschen Frage zu reden.

habt mehr gethan, als es bloß [...] österreichisch-preußischen
es geradezu wie ein eigener [...] große Räthsel vor der Welt,
es, ist eine Täuschun[...] gelöst ist, wäre es verwegen
man nur fähig ist [...]es Urtheil abzugeben. Die Allianz
seht herab auf [...] Deutungen zu, und nur die günstigste
Staaten, un[...] mit ziemlicher Sicherheit als nicht zu-
neide, nam[...] Man mußte wenn nicht hoffen, so doch
Bureaukr[...] Verständigung der zwei Großmächte außer-
glaube [...] sich auf den Bund selbst und dessen zeitge-
wir [...]altung ausdehnen möge; die Allianz hätte sich
rich[...]nen Bunde verewigt und als die Einleitung zu
r[...]form wäre sie das glücklichste Ereigniß gewesen, das
[...]land seit den Freiheitskriegen erlebte. War es aber
[...]lich so gemeint? Wollte Gott wir könnten Ja sagen.
[...], aber auch nur dann könnte unser Volk in Wahrheit
[...]beln, daß die europäischen Entscheidungen hinfort von Paris
[...]nd London nach Wien und Berlin verlegt seien. Aber wer
kann daran glauben?

Die Allianz kann zweitens eine bloß europäische seyn, und dann wird sie nur unter der Bedingung ihre Fortdauer fristen, daß der alte Erisapfel der Bundesreform auch nicht mit der Fingerspitze berührt wird. Die innere Spannung wäre in diesem Falle keineswegs ausgeglichen oder nur abgeschwächt, man würde in Berlin und Wien nach wie vor entgegengesetzte deutsche Bestrebungen hegen, und die Verbindung nach außen könnte nur solange bestehen, als man dieselben nicht verfolgte, wenigstens nicht offen, sondern sie vertagte und *thatsächlich* unterdrückte. Die innerdeutsche Angelegenheit, die noch vor Jahr und Tag von allen Parteien und Kabineten, mit einziger Ausnahme Preußens, für die dringendste Lebensfrage erklärt wurde, ohne deren Lösung der Bund den nächsten europäischen Sturm nicht aushalten werde — sie müßte mäuschenstill auf sich beruhen, um nicht das europäische Band zwischen den beiden Großmächten augenblicklich explodiren zu machen.

Eine solche Allianz stünde offenbar auf sehr schwachen

ſen, kaum fähig von heute auf morgen den läſtigen Körper
·gen. Aber doch muß man in Anbetracht der völlig bo-
Zuſtände Europas, wo nun alle traditionellen Macht-
ohne Ausnahme aus Rand und Band gegangen
und ſchlechthin kein politiſches Axiom mehr exiſtirt, auf-
·ichtig wünſchen, daß das Bündniß der zwei Mächte wenig-
ſtens in dieſer Weiſe fortbeſtehe. Der dritte Fall, wenn nämlich
dieſe Allianz nur ein Nothbehelf geweſen wäre für den Moment,
und mit dem Verſchwinden des Moments auch die alte Feind-
ſchaft zwiſchen den zwei Mächten wiederkehrte, vielleicht noch
verſtärkt durch neuere Enttäuſchungen und Bitterkeiten — wäre
für Niemand ein Gewinn als für den Imperator, für Deutſch-
land aber das größte Unglück.

Bei den mittelſtaatlichen Parteien herrſcht nun zwar die
entgegengeſetzte Anſicht vor; ſie meinen, wenn nur dieſe drückende
Allianz wieder zur Hölle gefahren wäre, aus der ſie aufge-
ſtiegen ſei, dann ginge Alles wieder ſeinen Gang. Wären nur
die zwei Großmächte, meinen ſie, wieder in weltkundiger Er-
bitterung gegen einander aufgebracht, dann könnte man, die
Eine durch die andere im Schach haltend, wieder mit Sicher-
heit operiren wie von Altersher. Ich glaube aber, daß derlei
Berechnungen irrthümlich ſind; denn es wird keineswegs wieder
ſo werden wie es war. Ganz neue Stellungen der Mächte
würden ſich ergeben, und ich erſehe keine die für die Sache der
Mittelſtaaten günſtig wäre; denn im neuen Europa müßte
unter allen Umſtänden der ſchwächere Theil Haar laſſen.
Darum hätten die deutſchen Mittelſtaaten ihrer ſelbſt wegen
um jeden Preis auf eine europäiſche Centralſtellung Geſammt-
Deutſchlands bedacht ſeyn, kein Opfer an mehr oder minder
illuſoriſchen Souverainetätsrechten hätte ihnen zu groß ſcheinen
ſollen. Und wenn nicht jetzt noch die vielleicht bloß ephemere
Allianz der zwei deutſchen Großmächte zu dieſem Ende benützt
werden kann und will, dann weiß ich nicht, was aus dem
geographiſchen Begriff „Deutſchland“ weiter werden ſoll. In
den beiden andern Fällen ſcheint nach der Logik der Thatſachen

Das Wesen und die Tragweite der österreichisch-preußischen Allianz steht noch immer als das große Räthsel vor der Welt, und solange dieses Räthsel nicht gelöst ist, wäre es verwegen über unsere Lage ein bestimmtes Urtheil abzugeben. Die Allianz läßt drei sehr verschiedene Deutungen zu, und nur die günstigste derselben ist bis jetzt mit ziemlicher Sicherheit als nicht zutreffend zu erkennen. Man mußte wenn nicht hoffen, so doch wünschen, daß die Verständigung der zwei Großmächte außerhalb des Bundes sich auf den Bund selbst und dessen zeitgemäße Umgestaltung ausdehnen möge; die Allianz hätte sich dann im neuen Bunde verewigt und als die Einleitung zu dessen Reform wäre sie das glücklichste Ereigniß gewesen, das Deutschland seit den Freiheitskriegen erlebte. War es aber wirklich so gemeint? Wollte Gott wir könnten Ja sagen. Dann, aber auch nur dann könnte unser Volk in Wahrheit jubeln, daß die europäischen Entscheidungen hinfort von Paris und London nach Wien und Berlin verlegt seien. Aber wer kann daran glauben?

Die Allianz kann zweitens eine bloß europäische seyn, und dann wird sie nur unter der Bedingung ihre Fortdauer fristen, daß der alte Erisapfel der Bundesreform auch nicht mit der Fingerspitze berührt wird. Die innere Spannung wäre in diesem Falle keineswegs ausgeglichen oder nur abgeschwächt, man würde in Berlin und Wien nach wie vor entgegengesetzte deutsche Bestrebungen hegen, und die Verbindung nach außen könnte nur solange bestehen, als man dieselben nicht verfolgte, wenigstens nicht offen, sondern sie vertagte und thatsächlich unterdrückte. Die innerdeutsche Angelegenheit, die noch vor Jahr und Tag von allen Parteien und Kabineten, mit einziger Ausnahme Preußens, für die dringendste Lebensfrage erklärt wurde, ohne deren Lösung der Bund den nächsten europäischen Sturm nicht aushalten werde — sie müßte mäuschenstill auf sich beruhen, um nicht das europäische Band zwischen den beiden Großmächten augenblicklich explodiren zu machen.

Eine solche Allianz stünde offenbar auf sehr schwachen

Füßen, kaum fähig von heute auf morgen den lästigen Körper zu tragen. Aber doch muß man in Anbetracht der völlig bodenlosen Zustände Europas, wo nun alle traditionellen Machtstellungen ohne Ausnahme aus Rand und Band gegangen sind, und schlechthin kein politisches Axiom mehr existirt, aufrichtig wünschen, daß das Bündniß der zwei Mächte wenigstens in dieser Weise fortbestehe. Der dritte Fall, wenn nämlich diese Allianz nur ein Nothbehelf gewesen wäre für den Moment, und mit dem Verschwinden des Moments auch die alte Feindschaft zwischen den zwei Mächten wiederkehrte, vielleicht noch verstärkt durch neuere Enttäuschungen und Bitterkeiten — wäre für Niemand ein Gewinn als für den Imperator, für Deutschland aber das größte Unglück.

Bei den mittelstaatlichen Parteien herrscht nun zwar die entgegengesetzte Ansicht vor; sie meinen, wenn nur diese drückende Allianz wieder zur Hölle gefahren wäre, aus der sie aufgestiegen sei, dann ginge Alles wieder seinen Gang. Wären nur die zwei Großmächte, meinen sie, wieder in weltkundiger Erbitterung gegen einander aufgebracht, dann könnte man, die Eine durch die andere im Schach haltend, wieder mit Sicherheit operiren wie von Altersher. Ich glaube aber, daß derlei Berechnungen irrthümlich sind; denn es wird keineswegs wieder so werden wie es war. Ganz neue Stellungen der Mächte würden sich ergeben, und ich ersehe keine die für die Sache der Mittelstaaten günstig wäre; denn im neuen Europa müßte unter allen Umständen der schwächere Theil Haar lassen. Darum hätten die deutschen Mittelstaaten ihrer selbst wegen um jeden Preis auf eine europäische Centralstellung Gesammt-Deutschlands bedacht seyn, kein Opfer an mehr oder minder illusorischen Souverainetätsrechten hätte ihnen zu groß scheinen sollen. Und wenn nicht jetzt noch die vielleicht bloß ephemere Allianz der zwei deutschen Großmächte zu diesem Ende benützt werden kann und will, dann weiß ich nicht, was aus dem geographischen Begriff „Deutschland" weiter werden soll. In den beiden andern Fällen scheint nach der Logik der Thatsachen

nichts Anderes zu resultiren als entweder die preußische Hegemonie oder ein französisches Gnaden-Protektorat. Jedenfalls darf man sich darüber nicht täuschen, daß die ganze europäische Gährung sich schließlich um das Schicksal Deutschlands drehen wird.

Setzen wir nun den Fall, die Allianz der zwei Großmächte bleibe zwar bestehen, aber nur als europäische, nur gegen außen gerichtet, so ist es zwar keine Frage, daß Deutschland vor jedem Angriff fremder Mächte sicher seyn wird. Aber wie wird sich die Rückwirkung nach innen gestalten? Wie gesagt müßte in diesem Falle die deutsche Verfassungsfrage versterben und begraben werden; sie dürfte nicht Einen Laut mehr von sich geben. Und wer hätte den Gewinn davon? Es ist merkwürdig aber zuverlässig, nicht Oesterreich sondern Preußen. Fragen wir uns nur, wohin sich heute schon voll geheimen Respekts die mittelstaatliche Neugierde richtet? Alle möchten sie die intimen Gedanken Napoleons und des Hrn. von Bismark errathen, um die intimen Gedanken des Grafen Rechberg und aller möglichen Nachfolger desselben kümmert sich keine Seele. Das verräth einen höchst bedenklichen Machteindruck, und in soferne liegt dem vulgären Geschrei über die Gefahr der „Mediatisirung" ein richtiger Instinkt zu Grunde. Die kleineren deutschen Staaten zu mediatisiren oder die Mainlinie herzustellen, das ist zwar nicht im Handumwenden gethan; wohl aber werden sich dieselben rasch selber zur Mediatisirung reif machen, sobald sie in der Bundesreform-Frage mundtodt geworden sind. Um die stille Wirkung des Machteindrucks ist es heutzutage eine sehr gefährliche Sache. Zwei höchst lehrreiche Beispiele haben wir bereits vor Augen am Handelsvertrage und an Schleswig-Holstein. Jener ist nach zweijährigem Zettergeschrei nun doch unverändert angenommen, und in den Herzogthümern erklären sich alle Parteien für den „engern Anschluß an Preußen", und nur über die nähere Beschaffenheit ihrer preußischen Amalgamirung sind die Parteien noch verschiedener Meinung.

Solche Erfolge Preußens waren bis jetzt schon möglich, wo in Berlin eine Regierung besteht, die als „feudal“ beim ganzen liberalen Deutschland — und wie viel Deutsche sind heutzutage nicht „liberal“ — höchst übel angeschrieben ist. Nun denke man sich einen System- oder gar einen Thronwechsel über Nacht! Der Name Bismarks ist zur Zeit um so verhaßter, je gefürchteter er ist; und doch ist er im Grunde noch unser bester Bundesgenosse. Er allein hält noch die Schleußen der fortschrittlichen Anschlußwuth verschlossen; tritt er einmal ab und kommt in Berlin ein fortschritt-freundliches Ministerium an die Stelle, dann wird man bald seine blauen Wunder erleben an den wahlverwandten Patrioten überall in Deutschland. Inzwischen hat schon das durch die österreichische Allianz ermöglichte Auftreten Preußens nach außen einerseits eine so merkwürdige Anziehungskraft bewährt und andererseits eine so todtenähnliche Lähmung hervorgebracht, daß sich der Urheber der Note vom 24. Jaunar nicht mehr wünschen kann. Auch in dieser stillen Manier könnte der kleindeutsche Gedanke Fleisch werden, und die „moralische Eroberung“ fertig werden bis auf die Protokollirung zwischen Wien und Berlin.

Für die Mittelstaaten ist somit die Lage in der That sehr bedenklich. Die Gefahr wird endlich auch an Orten erkannt, wo so lange die pure Indolenz und Impotenz geherrscht hat, und Alles ruft nun nach „energischen Ministern.“ Sehr wohl, aber was sollen diese energischen Minister denn thun? Dieß ist das schwierige Problem. Viel leichter wäre es zu sagen, was die Mittelstaaten hätten thun sollen, solange es noch nicht zu spät war. Wie die Dinge jetzt stehen, so wird jeder Ehrenmann sich segnen, dessen Aufgabe es nicht ist den gedachten energischen Ministern Rath zu ertheilen; denn wer weiß ehrlich gestanden noch solchen Rath? Dahin ist es gekommen und mußte es kommen, nachdem man sechs Jahre lang nichts Besseres zu thun wußte, als mit liberalen Augendienereien von Einer gnädigen Absolution zur andern sich fortzufristen. Noch vor einem Jahre — es war die Zeit der Nürnberger Conferenz — war

um guten Rath keine Noth. Jetzt erübrigt nur noch Ein Zuspruch, und gerade davon wird man am wenigsten hören wollen; denn er redet von Erkenntniß der begangenen Sünden, von Buße und Besserung. Davon will der Hochmuth unserer Parteien schlechterdings nichts wissen; er braust auf bei der leisesten Andeutung, daß er die gegenwärtige Noth nur selber verschuldet habe; „Herr von Bismark und Graf Rechberg", namentlich der letztere, müssen an dem ganzen Unglück schuldig seyn. Folgerichtig würde denn derselbe Hochmuth, der uns soweit gebracht, uns noch weiter bringen — dem Abgrund zu.

Es wird die Aufgabe künftiger Geschichtschreibung seyn, die himmelschreienden Fehler zu charakterisiren, welche die Mittel-Staaten ohne Aufhören und insbesondere in den Jahren 1854, 1859 und 1861 gemacht haben, bis zu dem Punkt wo sie zur Verhandlung des unseligen Handelsvertrags mit Frankreich der preußischen Diplomatie ihre Vollmacht gaben, ohne alle Rücksicht auf Oesterreich. Wir unsererseits haben die Aufgabe des künftigen Geschichtschreibers redlich anticipirt und jedesmal zu der Zeit gewarnt, wo es noch nicht zu spät war. Inzwischen hatte Oesterreich seinen Glauben an die Mittelstaaten mit einer fast unbegreiflichen Zähigkeit festgehalten; dessen wird die Reformakte für alle kommenden Geschlechter Zeugniß seyn. Aber gerade dieser Entwurf bezeugt auch, wie wenig man in den mittelstaatlichen Centren geneigt war, der Sache des Gesammt-Vaterlandes, welches doch wieder die einzige Sicherheit aller kleineren Staaten ist, wirkliche Opfer zu bringen; nicht herabsteigen von eingebildeten Höhen, sondern hinaufsteigen bis an die Seite der Großmächte wollte man durch die Bundesreform. Die ängstliche Berücksichtigung dieser Rivalitäten hat der Reformakte andererseits von vornherein den Stempel der Unannehmbarkeit für Preußen aufgedrückt. Was hätte nun eine gesunde Politik gefordert? Offenbar hätte man, in richtigem Verständniß der gefahrvollen Zeit, zwar mit der äußersten Mäßigung aber in einmüthiger Entschiedenheit zu Oesterreich stehen, und im Schutz- und Trutzbündniß mit dieser Macht

einen moralischen Druck auf Preußen üben müssen, der es heute oder morgen zum Verzicht auf seine Prätensionen gezwungen hätte. Es ist eben ein Jahr, ein gewaltig ereignißreiches Jahr, seit der Nürnberger Conferenz verflossen, welche die Entscheidung bringen mußte. Es ist bekannt was sie brachte. Die Mittel-Staaten konnten sich für die doch ganz und gar ihnen aus dem Gesicht geschnittene Reformakte nicht zu dem leisesten Entschluß ermannen. Die ganze Basis der österreichischen Politik war somit damals bereits zerschellt.

Aber es kam noch ärger. Weil man die altgewohnte Schaukelpolitik nicht aufgeben wollte; weil man auch fortan Oesterreich durch Preußen und umgekehrt im Schach halten zu können glaubte, da ja diese zwei Mächte doch nie über eine Frage einig seyn würden; weil man bei diesem Spiel die liberale öffentliche Meinung für sich zu gewinnen und so noch größer zu wachsen hoffte: deßhalb hat man Oesterreich mit der Reformakte im Stich gelassen. Wenige Wochen später trat der dänische Erbfall ein; jetzt schien die Zeit gekommen zur vollen Entfaltung der mittelstaatlichen Politik; sie wurde wirklich entfaltet, aber siehe da! es war die von Gott verhängte Strafe ihrer Selbstvernichtung.

Jedermann der die intriganten Schliche Frankreichs, Englands und Rußlands in dem deutsch-dänischen Streit verfolgt hat, weiß daß diese Krisis nur durch die unglaublichsten Perfidien nicht in einen allgemeinen Krieg ausartete, und daß die Lage im December v. Js. eine höchst bedenkliche war. Was wäre nun natürlicher gewesen, als daß die Mittelstaaten sich nach Wien gewendet hätten, um dort ein gemeinsames Vorgehen zu erzielen. Auch Preußen hätte in dieser Frage wohl nicht anders als mitgehen können; Deutschland wäre somit einig, wir wären der Dritte im Bund gewesen, und die unerhörte Sackgasse, in der wir jetzt stecken, wäre vermieden worden, wenn auch nicht ein direkter Gewinn für die Bundesreform daraus hervorgegangen wäre. Noch einmal: was wäre natürlicher gewesen? Aber es geschah das gerade Gegentheil, und

nie vielleicht hat der gesunde Menschenverstand in der Politik eine schnödere Abweisung erfahren als damals. Die zwei großen liberalen Parteien wetteiferten den dänischen Casus jede für sich auszubeuten; die Eine schrie heftiger als die andere, und die großdeutsche glaubte nicht blindlings genug in's Zeug gehen zu können, um nur ja von der kleindeutschen nicht überholt zu werden; von den mittelstaatlichen Regierungen verloren die Einen den Kopf, die andern verleitete der langgenährte geheime Ehrgeiz zu dem Glauben, daß nun die Gelegenheit gekommen sei, wo man sich den gesammten Liberalismus auf ewig verpflichten und das Anrecht sichern könnte, wenigstens als dritte Spitze in Deutschland zu glänzen. Man kümmerte sich im mindesten nicht um die Rücksichten, welche in Wien etwa obwalten könnten, sondern man diktirte den zwei Großmächten ihr europäisches Pensum und damit Punktum.

Für Herrn von Bismarck gehörte nicht einmal viel Verstand dazu, den Vortheil dieser Lage zu begreifen. Was die Staatsmänner in Wien betrifft, so weiß ich nicht, ob ihnen erst damals über die wahre Natur der „deutschen Stützen", welche solange die Grundlage ihrer Politik gebildet hatten, die Augen aufgegangen sind. Genug, von dem Moment an, wo diese Stützen bei der ersten europäischen Erprobung in so eklatanter Weise versagten, war die österreichisch-preußische Allianz wenigstens ad hoc eine Nothwendigkeit. Damit war aber auch der bisherigen Mittelstaaten-Politik ihre Grundlage entzogen, denn dieselbe beruhte ganz und gar auf dem jetzt thatsächlich widerlegten Satz: daß Oesterreich und Preußen nie in einer großen Frage einig seyn würden. Das ist nun die arge Noth.

Die blinde Parteiwuth, welcher diese Lage zu verdanken ist, sie ist wie gesagt mit ihrem Rath auch jetzt nicht in Verlegenheit; sie verlangt einfach, daß immerzu so fortgefahren werde wie bisher. Nicht nur soll der bisherige nergelnde Widerstand in Holstein und am Bund energisch fortgesetzt werden, sondern man fordert die förmliche Organisirung des vor-

derhand unblutigen Krieges gegen die zwei Großmächte in der Trias. Die Trias müsse sofort in's Leben treten; und in demselben Augenblicke wo die großdeutsch-liberale Opposition durch das Joch des preußisch-französischen Handelsvertrags kriechen muß; muthet sie den deutschen Mittel- und Kleinstaaten eine selbstständige Constituirung als drittes Deutschland zu. Es ist der Mühe werth diesen Gedankengang näher zu betrachten.

Wie jedes Schlagwort so hat auch das von der Trias mehrerlei Bedeutung. Während des langen und durchgängigen Zwiespalts der deutschen Großmächte konnte die Triasidee in soferne einen guten Sinn haben, als sie eine enge Verbindung der mittleren und kleinen Staaten zu dem Zwecke bedeutete, um diejenige Großmacht desto kräftiger zu unterstützen, welche den ideutischen Standpunkt einnahm, und dann auch eine entsprechende Vereinfachung der Bundesformen herbeizuführen. In diesem Sinne hätte auch Oesterreich die Trias gerne gesehen. Aber die Idee war schon damals durch den dynastischen Ehrgeiz vergiftet, welcher die übrigen Triasglieder als Podium zu benützen gedachte, um darauf sich selbst als Quasi-Großmacht im Gegensatz zu den zwei wirklichen Großmächten zu erheben, das eigentliche Zünglein an der Waage zu bilden und so mit nicht nennenswerthen Kosten europäische Entscheidungen von Seite Deutschlands zu geben. Schon dieses hegemonischen Beigeschmacks wegen ist die Herstellung der Trias nie ernstlich in Rede gestanden; der tumultuarische Versuch beim Ausbruch der schleswig-holsteinischen Krisis ist bis jetzt der erste und der letzte geblieben, und mit welchem Erfolg er gemacht wurde, das liegt vor Augen. Die damalige Aeußerung des Grafen Rechberg: es handle sich darum, daß 20 Procent der Bevölkerung den andern 80 Procent das Gesetz vorschreiben wollten, hat diesen Triasversuch am besten charakterisirt.

Vollends jetzt könnte die Trias, wenn sie gegen die zwei zur Zeit einigen Großmächte aufgenommen werden sollte, nichts Anderes seyn als eine Kriegsmaschine gegen Oesterreich und Preußen. Im Namen der deutschen Einheit oder Einigkeit hat

sich die Idee ursprünglich empfohlen, und als Ausdruck des diametralen Gegentheils sollte sie nun in's Leben treten, um mit Hülfe der innern oder der äußern Revolution sich zu erhalten und ihre Zwecke zu verfolgen. Eine andere Wahl bliebe diesem mittelstaatlichen Sonderbund nicht: er müßte die Einmischung des Auslandes herbeirufen, oder er müßte mit der populären Demokratie gemeinsame Sache machen, oder noch wahrscheinlicher beides zumal. In der That wird man die Bemerkung machen, daß jeder unter den heutigen Umständen auftauchende Triasvorschlag auf der Einen oder der andern dieser Voraussetzungen beruht, wenn nicht auf beiden.

Als in der Glühhitze der schleswig-holsteinischen Agitation zum erstenmale der Ruf nach einer energischen „deutschen" Politik in Form der Trias laut wurde, und weil der Zweck die Mittel heiligt, selbst Nationalvereins-Führer in diesen Ruf einstimmten, da war kein Zweifel, daß dann der zweite Schritt die Anlehnung an Frankreich seyn müßte. Noch viel später und bei kälterm Blute hat sich — es wird uns stets unvergeßlich bleiben — die Allg. Zeitung zur Vertretung derselben Vorschläge hergegeben. „Welche Macht", sagte das Blatt, „kann unter solchen Umständen ein Schutz gegen eine Politik seyn, in welcher leider Oesterreich sich von Preußen immer näher an den Abgrund locken läßt? Welche andere Macht als Frankreich? Ohne Frankreich, sagen wir es ganz einfach heraus, wäre Deutschland schon zwischen Oesterreich und Preußen getheilt." Freilich war das Blatt damals naiv genug, an die deutsche Triaspolitik „als Basis eines neuen englisch-französischen Einverständnisses" zu glauben. In dem Moment nämlich wo sich die heilige Allianz des Nordens zu erneuern schien, meinten diese höchst oberflächlichen Diplomaten, die Folge werde darin bestehen, daß „die Differenzen zwischen England und Frankreich ausgeglichen werden und beide sich der rein deutschen Politik des Bundes zur Stütze bieten"*). Als allein richtige „Bundes-

*) Vergl. Allg. Zeitung vom 6. und 11. Juli 1864.

Politik" also und zur Herbeiführung der deutschen Einheit hat man solche Vorschläge empfohlen!

War die Triasidee früher vom dynastischen Ehrgeiz vergiftet, so soll sie hier augenscheinlich zum Träger bloßer Parteizwecke mißbraucht werden. Von der einheitlichern Gestaltung Deutschlands, der nicht nur die Souveraine sondern auch die Parteien Opfer bringen müßten, ist da gar nicht mehr die Rede; im Gegentheile würde man, um nur den Augustenburger durchzusetzen oder den leidigen Herrn von Bismark zu stürzen, gar kein Bedenken tragen mit Hülfe Frankreichs den deutschen Bürgerkrieg gegen die zwei Großmächte zu organisiren. Das versteht man heutzutage unter der Trias. Von ihrer Anlehnung an Frankreich ist nun freilich nicht mehr die Rede, seitdem sich herausgestellt hat, wie vollkommen geneigt und bereit der Imperator zur Hülfeleistung für Dänemark gewesen wäre, wenn nur England den Preis am Rhein garantirt hätte. Dafür hat aber dieselbe Allg. Zeitung jüngst einen andern, nicht weniger naiven Vorschlag erörtert, wie die Trias dennoch mit bloßer Hülfe der innern Revolution an ihr Ziel kommen könnte.

Ist nämlich nur einmal der „dritte Bundesdirektor" den zwei andern an die Seite gestellt, so wird sich derselbe auf die liberalen Parteien stützen, nach dem Muster des Hrn. von Beust in London; mit ihren Vereinen und Meetings, Adressen und Resolutionen wird er die zwei Großmächte in die Enge treiben und des Volkswillens überweisen. Er wird dieselben um so gewisser zwingen sich Schritt für Schritt unter den Willen seiner Committenten zu beugen, als er nicht nur die Mehrheit aller kleinern Kammern Deutschlands vertritt, sondern auch die liberalen Fraktionen in den Abgeordnetenhäusern Oesterreichs und Preußens zu seinen Hülfsvölkern zählt. Wollen diese großmächtlichen Regierungen am Bunde nicht Ordre pariren, so wird der Dritte am Bund ihre eigenen Kammern gegen sie aufbieten. Es bedarf dazu nichts weiter, als daß er immer außerordentlich liberal auftritt. Vorzüglich wird er sich aber auf das Institut des Abgeordnetentages stützen; er wird

diesen Tag so oft wiederholen, verstärken und heben, bis daraus das deutsche Parlament erwächst, und die zwei Großmächte werden dem unwiderstehlichen Druck erliegen, ehe sie noch Zeit finden dagegen Vorkehrung zu treffen. Was soll man zu diesem niedlichen Trias-Plan sagen?

Zwei Worte genügen. Der Drittelsbund hat früher keine Mitglieder gefunden, weil die Spekulationen des dynastischen Ehrgeizes abschreckten, und er wird jetzt keine Mitglieder finden, weil die Spekulationen der demokratischen Partei abschrecken. Schon hat Hannover eine sehr bedeutsame Schwenkung gemacht. In Hannover war die Triasidee in ihrer lautersten Bedeutung vertreten, nämlich als eine Vereinigung der mittlern und kleinern Staaten Deutschlands zur kräftigern Unterstützung der großdeutschen Politik Oesterreichs. Nicht wie in Bayern als ein Instrument der alten Schaukelpolitik wollte man die Trias in Hannover. Noch weniger aber will man sie hier als ein Instrument der deutschen Demokratie. Darum hat die officielle Presse Hannovers der Triasidee soeben feierlich abgesagt. In der heutigen Lage, so erklären diese Stimmen, müsse die Tripel-Allianz von Oesterreich, Preußen und Hannover das Ziel seyn, und die Abweisung des Triasgedankens verstehe sich damit von selbst. „Mochte derselbe während der traurigen Zerwürfnisse zwischen Oesterreich und Preußen seine Berechtigung haben, dem einigen Oesterreich und Preußen gegenüber ist er vom Standpunkt der Theorie wie der Praxis gleich verwerflich." Jetzt bleibe nichts übrig als der Anschluß der einzelnen Staaten an die zwei Großmächte zu einem freien, einmüthigen und bundesfreundlichen Zusammenwirken, und zwar vor Allem gegen die täglich mehr andringende Revolution *).

---

*) Man denkt dabei wohl auch in Hannover nicht an Barrikaden, sondern an den politischen Gesammtgang, aus dem das Organ des Nationalvereins schon am 18. Febr. d. Js. den allgemeinen Schluß zog: „daß unsere deutschen Verhältnisse und Stimmungen keinen plötzlichen revolutionären Ausbruch erwarten lassen, sondern

In der That kann ein deutscher Mittelstaat unter den jetzigen Umständen nicht gescheidter und besonnener reden, als Hannover da redet. Allerdings muß dann auch alle Energie auf sich beruhen; aber es gibt eben keine andere Wahl mehr, wenn man nicht die Energie der deutschen Demokratie zu Hülfe nehmen will, und diese ist bekanntlich ein gefährlicher Geselle, obgleich in manchen deutschen Ländern das Wort „Revolution“ aus dem Staatslexikon gestrichen ist. Dem Teufel ist es da am behaglichsten, wo man ihn gar nicht mehr beim Namen nennt; und wollen die Mittelstaaten sich ihm nicht mit Haut und Haar verschreiben, so bleibt wirklich nichts übrig als dem Rath Hannovers zu folgen. Also die bisherigen Nergeleien in der schleswig-holsteinischen Sache einfach aufgeben; auch über das endliche Schicksal der Herzogthümer keine andere Absicht als die der zwei Großmächte verfolgen, wäre auch dabei der Vortheil Preußens noch so groß; überhaupt nicht mehr eigenwillig die Wege des Hrn. von Bismark durchkreuzen, um dafür dann auch das Benefiz seiner Stellung gegen die Fortschrittspartei zu genießen. Gelänge es auf diesem Wege, die großmächtliche Allianz bis zur Verständigung über eine gemeinsame Bundesreform zu steigern, dann wären ja alle Opfer reichlich bezahlt. Gelingt es aber nicht, so ist doch schon die Fortdauer der bloß europäischen Allianz ein verhältnißmäßiges Glück für Deutschland, das man nicht leichtfertig in den Wind schlagen darf.

Freilich wäre in diesem Falle der Anschluß der Mittel-Staaten für sie nicht ohne Gefahr. Alle Bestrebungen um die Bundesreform müßten dann ruhen, und dem stillen Einfluß der kleindeutschen Idee wäre das Feld geöffnet; er könnte sich entwickeln wie das Küchlein im Ei, bis es kräftig genug ist die Schaale zu sprengen. So hat wohl die „Kreuzzeitung“ sich den bei Düppel und Alsen eingeweihten Entwicklungsgang ge-

---

lediglich, wenn Alles [illegible], eine langsam aufsteigende Entwicklung, bei der wir [illegible] Regierungen allmählig aber sicher über den Kopf w[illegible]

dacht, wenn sie am 15. Sept. äußerte wie folgt: „Ist Preußen das Schlachtfeld, wo das Schicksal der deutschen Fürsten endgiltig entschieden wird, dann sollte billig der König dieses Landes der Mittelpunkt des deutschen Fürstenthums seyn, um so mehr als derselte, wie die Geschichte gelehrt, der stärkste ist und am festesten steht. Sich der Anerkennung und Gewalt dieser Thatsachen entziehen zu wollen, ist ebenso vergeblich als verkehrt, und wir betrachten es keineswegs als einen willkürlichen Ausdruck, wenn wir den König von Preußen heute als ein gebornes Haupt des deutschen Fürstenthums bezeichnen." Das Blatt droht sodann: wer dieses Verhältniß nicht freiwillig anerkenne, der „werde voraussichtlich in der Kürze zwischen zwei Steinen gerieben werden." Und es schließt mit den charakteristischen Worten: „Wir erwähnten bei allem Diesem Oesterreichs nicht ausdrücklich, weil wir die Festhaltung der Allianz mit diesem bis auf Weiteres (!) als die Voraussetzung unserer deutschen Politik behandeln."

Ein solche Sprache beweist genugsam, wie bedenklich die großmächtliche Allianz, wenn nicht die Garantie der Bundesreform hinzutritt, für die Mittelstaaten seyn muß. Aber nachdem sie zu rechter Zeit weder Einsicht noch Energie gefunden, handelt es sich jetzt nur mehr um die Wahl des kleinern Uebels. Mögen sie sich insbesondere nicht damit trösten, daß die Allianz der zwei Großmächte ihrer Lösung schon wieder nahe sei, und daß zwischen Wien und Berlin bald wieder die alte Eifersucht und Feindschaft herrschen werde. Es ist möglich, ja wahrscheinlich; aber das ist nicht abzusehen, was damit dem Bedürfniß der deutschen Bundesreform und der Lage der Mittel-Staaten genützt seyn soll.

Es ist doch ein furchtbarer Widerspruch in unserm Groß-Deutschthum! Das ganze Wesen desselben besteht in der Forderung, daß beide Großmächte in ihren deutschen und europäischen Zielen einig seyn und diese Einigkeit durch eine formelle Reform des Bundes besiegeln müßten; über den ewigen Zwiespalt Oesterreichs und Preußens erging die ewige Klage der

Partei als über das Grundübel Deutschlands. Nun kam wirklich in der schleswig-holsteinischen Sache eine Einigung der zwei Mächte zu Stande, und sofort wird dieselbe in allen mittelstaatlichen Organen als das größte Unglück beklagt, nicht bloß weil das Ziel der Allianz den liberalen Parteien nicht gefiel, sondern weil sie eine direkte Bedrohung der mittelstaatlichen Selbstständigkeit sei. Auf diese Allianz eingegangen zu seyn wird namentlich Oesterreich als ein Capitalverbrechen angerechnet, und einigen Trost findet man nur in den hundertfältigen Beweisen, die unsere Presse Tag für Tag liefert, daß ein ehrliches österreichisch-preußisches Bündniß ganz undenkbar und jedenfalls auf die Dauer unmöglich sei; dazu seien die Interessen beider Staaten allzu verschieden rc. Nun war dieß allerdings die Voraussetzung der mittelstaatlichen Schaukelpolitik; aber wenn sie wahr ist, dann ist ja das ganze Großdeutschthum offenbar nichts als eine große Lüge. Ich weiß überhaupt nicht, ob jemals eine Partei sich in so eklatanter Weise selber den Boden unter den Füßen weggezogen hat wie die großdeutsch-liberale in dieser nordischen Krisis. Haben wir denn, höhnt das Nationalvereins-Blatt, über die unvereinbaren Interessen der zwei Großmächte jemals etwas Anderes gesagt als das, womit nun „diese Mittelstaatler, in totaler Vergessenheit dessen was sie seit vier Jahren gepredigt haben, sich selbst in's Gesicht schlagen?“ Setzen wir nun den Fall, die Herren behielten wirklich recht und eine baldige Lösung der ephemeren Allianz erhärte in der That auf's Neue den unvereinbaren Gegensatz der zwei Mächte, was müßte man dann daraus schließen? Gewiß nichts Anderes, als daß der ehrliche großdeutsche Gedanke verloren sei, und zwar für immer.

Aber wir würden uns, sagt man, dann wieder auf Oesterreich stützen oder vielmehr, um mit den Lohnbedienten des Schmerlingischen Preßbureaus zu reden, Oesterreich würde sich wieder „auf das eigentliche Deutschland“ stützen. Glaube das wer kann, und die europäischen Verhältnisse in hinreichend schreiendem Maße zu verkennen im Stande ist. Oesterreich hat

seine Stütze in einer gesammtdeutschen Organisation gesucht; sobald diese Hoffnung definitiv schwindet und der mittelstaatliche Anschluß keinen großdeutschen Zweck der Bundesreform mehr haben kann, wird es stärkere Stützen suchen müssen, als nach allen Erfahrungen, die man in Wien von 1859 bis zur schleswig-holsteinischen Krisis mit uns gemacht hat — wir sind. Ob wir überhaupt die Leute sind, auf welche Oesterreich eine europäische Allianz bauen könnte, das ist eine Frage zu deren bündiger und gründlicher Beantwortung es nur eines Blicks auf die Mehrheiten unserer Kammern bedarf.

Alle diese Thatsachen in Betracht gezogen, dürfte es nicht zu viel gesagt seyn, wenn man die österreichisch-preußische Allianz als den Nothanker bezeichnet, mit dessen Zerbrechung die letzte Hoffnung nicht nur für die Reform, sondern selbst für die Existenz des Bundes wankend werden müßte. Nicht zu anderweitigen deutschen Allianzen wäre ein abermaliger Bruch zwischen Wien und Berlin das Signal, sondern zu einem — allgemein deutschen Wettrennen nach Paris, um sich die Gunst und Gnade des Imperators vorweg zu erschnappen. Mit der „collegialen deutschen Centralgewalt" steht es offenbar hoffnungsloser als je. Möge Gott nur verhüten, daß sich das Collegium der deutschen Machthaber und Parteien nicht eines schönen Tages in Paris versammle. Auch das war ja schon einmal da!

Aber nun zum Schluß die Frage: muß man denn wirklich glauben, daß das Bündniß zwischen Oesterreich und Preußen schon wieder in den letzten Zügen liege? Unsere Ansicht ging von Anfang an dahin: die Allianz werde entweder eine gesammtdeutsche Lösung unserer Bundesfrage aus sich gebären, oder bloß eine Eintagsfliege seyn, nur ein Nothbehelf für den Augenblick und bestimmt mit diesem Augenblick wieder zu vergehen. In diesem Falle würde die Allianz gerade lange genug dauern, um diejenigen welche vor dem entfernten Ideale der großdeutschen Kaiseridee so ungegründete Furcht bewiesen haben, der sehr reellen Gefahr des kleindeutschen Kaiserthums gegenüberzustellen.

Nun ist es unzweifelhaft, daß man in Wien das preußische Bündniß in engster Beziehung auf die deutsche Gesammtfrage und als Einleitung zu deren freundlicher Lösung aufgefaßt hat. Ist aber in Berlin die gleiche Intention vorhanden gewesen und eine entsprechende Bekehrung erfolgt? Wir glauben nicht daran. Nicht in dem Streit um die Herzogthümer liegt die Probe; meinetwegen könnte die norddeutsche Monarchie die jetzt herrenlos gewordenen Länder mit Haut und Haar incorporiren, darin läge immer noch kein absolutes Präjudiz der großen Bundesfrage. Auch der Mangel einer Garantie für das Recht Oesterreichs in Italien würde mich nicht abschrecken; denn eine aufrichtige Bundesgenossenschaft bedarf keines papiernen Vertrags gegen fremde Angreifer. Aber der unselige Handelsvertrag, der das kleindeutsche Princip stabilirt comme un rocher de bronce!

Nach zweijährigem Zettergeschrei ist nun dieser Handels-Vertrag von allen Mitgliedern des Zollvereins ohne weiters angenommen worden. Schließlich hat sich die mittelstaatliche Opposition gleich der gereizten Schlange noch in den eigenen Schwanz gebissen, indem sie nach zweijährigem Lärm über die volkswirthschaftliche Grundverderblichkeit des preußisch-französischen Tarifs Oesterreich zum Schluß einen Vorwurf daraus machte, daß es diesen Tarif nicht selber angenommen und dadurch seinen Eintritt in den Zollverein ermöglicht habe. In Wien verlangt man inzwischen von Preußen nichts mehr als das Recht der Zukunft. Abermals wie in dem Vertrage von 1853 soll die künftige Zolleinigung als vertragsmäßiges „Ziel" aufgestellt werden, und die von Oesterreich zu verlangenden Begünstigungen, an sich nicht von großem Gewicht, sollen früher festgesetzt werden, als die Ratifikation des französischen Vertrags erfolgt, d. h. dieselben sollen nicht sofort auch Frankreich zu gute kommen müssen. Sollten diese zwei Forderungen nicht gewährt werden, so wäre die handelspolitische Ausschließung Oesterreichs aus Deutschland eine vollendete Thatsache, dasselbe träte zum Zoll-Verein in das gleiche Verhältniß wie jeder andere Staat, und es

könnte nur etwa noch verlangen nicht stiefmütterlicher behandelt zu werden als Frankreich. Die merkwürdige Demonstration könnte man in Wien dann allerdings noch machen und begehren, daß die gleichen, Frankreich wie bekannt weit bevorzugenden Zollsätze, die nun zwischen dem westlichen Nachbar und dem Zollverein gelten, sofort auch zwischen dem Zollverein und Oesterreich gelten sollten. Es wäre arg, wenn man es in Berlin darauf ankommen ließe. Aber auch dann, wenn dort die billigen Forderungen Oesterreichs gewährt werden, ist uns dieß weitaus noch kein Unterpfand preußischer Bekehrung. Es kann wieder so gemeint seyn wie mit der trugvollen Verheißung von 1853, und der Ausspruch der Nationalvereinler kann dabei immer noch Recht behalten: daß nämlich Preußen die eigentliche Absicht Oesterreichs auch dann zurückweisen müßte, wenn man sich in Wien bereit erklärte, den Zollvereinstarif sammt dem französischen Handelsvertrag unbesehen anzunehmen; denn Freihandel oder Schutzzoll sei in dieser Frage reine Nebensache!

Berlin müßte direkte Beweise einer bessern Ueberzeugung in der deutschen Frage von sich geben, sonst wird heute oder morgen doch der Bruch eintreten und derselbe würde dann giftiger seyn als je. Kein Gedanke daran, daß dann die Dinge in Deutschland dahin zurückkehren könnten, wo sie standen, als der Streit über die Reformakte fallen gelassen und der gegen Dänemark aufgenommen wurde. Die Weltgeschichte weiß überhaupt nichts von solchen Wiederholungen, und auch die Nürnberger Conferenz wegen eines Sonderbunds zwischen den Mittel-Staaten und dem Kaiserstaat würde nicht wieder zusammenkommen. Sondern alle Glieder des zersplitterten Deutschlands würden sich nach stärkeren Stützen umsehen, und es ist zu fürchten, daß sie sich sämmtlich licitando in Paris einfinden würden. Oesterreich ist nun leider schon mit zwei hochwichtigen Anliegen, nachdem es sich solange in stolzer Sprödigkeit von der intimen Annäherung an den Imperator ferne gehalten, zu direkten Verhandlungen mit ihm förmlich gezwungen, nämlich Italiens und eines Handelsvertrags wegen, den es nun in

Ermanglung des Zollvereins bei Frankreich wird suchen müssen. Preußen würde seinerseits das Schicksal der Herzogthümer vor das Forum der Tuilerien bringen, wenn es nicht schon geschehen ist. Die Mittelstaaten könnten dann auch nicht zurückbleiben; sie würden um so mehr ihre ganze Existenz in die französische Assekuranz zu bringen trachten, als Jedermann weiß, daß der Schwächere heutzutage immer unrecht hat.

So säße denn der Imperator erst recht wie der Vogel im Hanfsamen. Die Börse würde jubiliren, und nachdem die Börse bei Fürsten und Völkern schon so viele nagelneue Einsichten angeregt hat, ist es sehr die Frage, ob sie nicht auch noch folgenden Syllogismus plausibel machen könnte: Die europäische Welt bedarf des Friedens um jeden Preis; dauernder Friede wird aber nicht werden, ehe Er den Rhein hat; geben wir Ihm also den Rhein, und reißen wir damit zugleich alle Schranken der freien Bewegung des Liberalismus in Deutschland nieder!

Ich weiß nicht, ob ich es gewagt hätte, diese traurigen Worte hier niederzuschreiben, wenn nicht eben eine Schmerlingische Correspondenz der Allg. Zeitung vor mir läge, die den bösen Verdacht gegen Preußen ausspricht, daß „es Versuche mache uns in Paris zuvorzukommen.“ Was wollen wir mehr? Lasse man nur erst diesen Wettlauf beginnen, und kein Mensch kann sagen, wo er enden wird, abgesehen von der schließlichen Katastrophe, die dann erst von neuem die deutsche Frage auf die große Tagesordnung setzen wird.

Den 25. Oktober 1864.

XLIII.

Deutsche Sprichwörter-Sammlungen.

Seit Johannes Agricola (eigentlich auf gut deutsch Kastenbauer oder auch „Magister Eisleben“ genannt) seine Sammlung und Erklärung von siebenhundertundfünfzig deutschen Sprichwörtern im J. 1528 von Stappel ließ, ist die Aufmerksamkeit auf diesen geringfügig aussehenden Tand gerichtet. Alsbald rückte Sebastian Frank (1541) und Julius Wilhelm Zinkgref mit seinen „scharfsinnigen Sprüchen“ (1626) nach. Seitdem und besonders von dem Anfange dieses Jahrhunderts an war die Aufmerksamkeit der Forscher mit dem emsigsten Ameisenfleiße hinter dieser kleinen Waare her, denn sie ist, wie Wilhelm Grimm treffend bemerkte, wohl „das Volksmäßigste, was es nächst der Sprache nur immer geben kann.“ Eine beinahe unübersehbare Literatur hat sich darüber aufgehäuft, wozu die jüngstvergangene Neuzeit massenhaft beigetragen hat.

Nicht allein aus der eigenen Heimath, sondern aus aller Herren Länder ist das Material dazu herbeigeschleppt. Während Frhr. von Reinsberg-Düringsfeld mit sinnreicher Compilation „die Frau im Sprichwort“ (1862), neuerlich „das Kind im Sprichwort“ und in der Folge den Mann und das Wetter im Sprichwort behandelt, hat C. Wurzbach die historischen Wörter und

Redensarten in Betracht genommen (Prag b. Kober); wogegen jüngst E. Graf und M. Dietherr den deutschen Rechtssprichwörtern ihre Aufmerksamkeit zuwendeten und selbe mit vieler Gründlichkeit vom juridischen Standpunkte beleuchteten und erläuterten. Als Krone aller dieser Bestrebungen hat Karl Fr. W. Wander endlich ein colossales deutsches Sprichwörter-Lexicon (Leipzig 1863) begonnen, nachdem er länger als dreißig Jahre daran gesammelt und mehr als Zwanzigtausend derselben zusammengebracht hatte.

Und doch bleibt immer noch zu thun: das beweist das vorliegende Büchlein Zingerle's*), auf welches wir im Besondern aufmerksam zu machen wünschen. Zingerle hat in dieser hübschen Schrift die bei den mittelhochdeutschen Dichtern und Schriftstellern vorkommenden Sprichwörter ausgezogen und geordnet; ein Beginnen worauf keiner seiner Vorgänger, obgleich Grimm und Mone längst die Wege gewiesen, bisher ein erschöpfendes Augenmerk gewendet hatte, indem die wenigsten Sammler es der Mühe werth hielten, über Johannes Agricola und seine Zeit hinaufzugehen. „Wenn aber derartige Sprüche schon am Beginne des 13. Jahrhunderts als alte, allgemein bekannte, selbst den Kindern geläufige bezeichnet werden, dann ist man berechtigt anzunehmen, daß sie in die ältesten Zeiten unseres Volkes zurückreichen, daß sie das Laienbrevier desselben von seiner Jugend bis in sein hohes Alter bilden, daß sie ein Theil seines unsterblichen Sinnens und Denkens selbst sind. Ja dann steht fest, daß in diesen Sprüchen wahre Lebensweisheit athmet, die ewig jung fortblüht und nie altert, wie die Wahrheit selbst." Zingerle hat seine Lese, die er vornehmlich aus den Dichtungen des 12., 13. und 14. Jahrhunderts und aus einzelnen Liederbüchern der beiden folgenden Jahrhunderte zog, nach den Gegenständen geordnet und diese wieder in alphabetischer Folge vorgeführt. Damit ist aber nur das Rüstzeug zusammengetragen und die Steine zu neuen Bauten, zu neuen Auseinandersetzungen und culturgeschichtlichen Abhandlungen. Wir

---

*) Die deutschen Sprichwörter im Mittelalter. Gesammelt von Dr. Ign. Vinc. Zingerle. Wien, bei Braumüller 1864.

verweisen mit dem Sammler beispielshalber nur auf den Spruch: „Nach Liebe Leid“ S. 88 ff. Er begegnet uns in den verschiedensten Weisen und Akkorden, vom erschütternden Nibelungen-Liede an bis zur kleinsten Strophe der Minnesänger; der Satz zieht sich wie ein rother Faden durch das ganze Leben und die ganze Dichtung des Mittelalters fort. Hiebei ist es, auch schon bei einer flüchtigen Vergleichung, lehrreich zu sehen, wie die einzelnen Dichter in der Benützung der Sprichwörter verfahren. Bei den ältern Dichtern finden wir, daß sie den allgemein bekannten Spruch des Volkes noch getreu wiedergeben oder ihn nur wenig und schüchtern umgestalten. In der eigentlichen Blütheperiode der mittelalterlichen Poesie aber bemerken wir, wie die Dichter meist nur den Kern des alten Spruches benützen und ihm eine neue Form geben, während Andere denselben vollends nur als Zettel ihrer Reflexionen verwerthen und den Gedanken in freiester Weise ausspinnen; das glänzendste Talent entfaltet in dieser Richtung Gottfried von Straßburg. Später greift man dann wieder zur einfachen volksthümlichen Form zurück, nach dem natürlichen Kreislauf aller menschlichen Entwicklung. — Hoffentlich wird Zingerle mit seinen weiteren Erörterungen nicht gar zu lange warten lassen.

XLIV.

Die erste Gesammtausgabe des literarischen Nachlasses von Leibniz.

III.

Leibnizens deutsche Reichspolitik und christlicher Europäismus.

Wir kommen zu den politischen Entwürfen von Leibniz. Um sie zu würdigen, muß man den Zustand der politischen Ohnmacht, in welchen Deutschland durch den kurz vorhergegangenen dreißigjährigen Krieg versunken war, und die Auflösung der Reichsverfassung durch den westfälischen Frieden nicht aus dem Auge verlieren. Die Lage Deutschlands war so, daß es in erster Linie nicht so sehr darum sich handelte, dem deutschen Reiche die ihm gebührende Machtstellung in Europa zu erringen, als vielmehr darum, seinen gänzlichen Verfall und seine vollständige Auflösung zu verhindern, und namentlich Frankreich gegenüber, das unter Ludwig XIV. sich immer mehr dem Scheitelpunkte seines Glanzes näherte und seine Eroberungs-Politik immer kühner entfaltete, seine Sicherheit und den bestehenden Zustand aufrecht zu erhalten. Wenn Deutschland nur nicht noch tiefer sank, schien schon alles erreicht; an ein Steigen konnte man kaum denken.

Diese Lage der Dinge erfüllte das jugendliche, von Liebe zu seinem deutschen Vaterlande erglühende Gemüth eines Leibniz mit tiefem Kummer und Unwillen. Man kann seinen Schmerz in jedem Worte fühlen, mit welchem er uns den verrotteten Zustand Deutschlands schildert. Was ist Deutschland, und was könnte es und durch Deutschland Europa seyn: das ist der Grundton, der durch diese Schilderungen hindurchgeht. Aber der Schmerz lähmte seine Thatkraft nicht; er stählte die Spannkraft seines Geistes und eröffnete die außerordentlichen Hülfsquellen seines Genies. Er sann auf Abhülfe. In dem großen Systeme einer politischen Harmonie, welches alle christlichen Völker ähnlich wie im Mittelalter als eine einzige Völkerfamilie umfaßte, war es eine europäische Nothwendigkeit, daß Deutschland unter den übrigen Staaten die Stellung der herrschenden Mitte wieder erlangte. Darauf ist all sein Sinnen gerichtet.

Der Grundgedanke seiner Politik ist demgemäß die Sicherheit, Größe und Macht des deutschen Reichs, und dieses selbst in seinem dauernden Bestande ist ihm geknüpft an das Haus Habsburg. In einem darüber handelnden Aufsatze (I. 170) führt er aus, daß Deutschland, wäre bei der letzten Kaiserwahl den schwedisch-französischen Umtrieben gemäß Habsburg übergangen worden, eine Beute der Schweden und Franzosen hätte werden müssen. An den Habsburgern lobt er, mehr als an den andern Reichsfürsten, ihre unerschütterliche Treue gegen Deutschland. Von dem modernen Schlagwort der „dynastischen Hauspolitik der Habsburger“ weiß Leibniz nichts, ebensowenig von dem „deutschen Beruf Preußens“, dessen Politik er einmal zum Frommen der Herren Häusser, Droysen und Sybel mit zwei Worten charakterisirt: „Wer mir am meisten gibt, dem adhärire ich“ (I. 169). Oesterreich hat sich nicht wie Polen und Dänemark vom Reiche losgemacht, was es so gut wie diese ehemaligen Reichsstände hätte thun können. Oesterreich ist ihm das deutsche Bollwerk gegen die Türken, und in der Bildung der österreichischen Hausmacht sieht er eine Fügung der Vorsehung. Ohne Habsburg wären die unter seinem Scepter ver-

einigten Provinzen dem Reiche längst verloren gegangen, und Deutschland hätte sich in seine Atome, in seine einzelnen Fürstenthümer aufgelöst*). Bei solchen Grundsätzen mußte er den durch den westfälischen Frieden geschaffenen Zustand der Auflösung des Reichs auf das bitterste beklagen. Man möchte sagen, meint er, das Reich schlafe, oder sei interimsweise bis auf eine bessere Zeit gestorben (I. 183).

Die Erwägung dieser Dinge erweckte in ihm seine Reform-Gedanken, deren Ziel er selbst in den drei Fragen zusammenfaßt: Wie ist das Reich zu einem richtigen Regiment zu bringen? Wie ist es unterdessen bei so gefährlichen Zeiten zu regieren? Wie hat es alsdann, wenn es zu einer richtigen Regiments-Form gelanget, sich seiner Kräfte zu bedienen? Die letzte ist ihm die Hauptfrage, aber sie jetzt schon anzuregen, scheint ihm unzeitig. Die praktische Politik verlangt, sich mit Beantwortung der ersten beiden zu begnügen. Man müsse, meint er, auf eine Interimsanstalt bedacht seyn, und dem Reiche Vormünder setzen (I. 184).

Der Schwierigkeiten, welche die praktische Politik in sich schloß, war sich Leibniz wohl bewußt. Wie konnte ihm auch vor allem der undeutsche Sinn so vieler Fürsten unbekannt seyn? Alle deutschen Fürsten, sagt er, wollen wohl einen Kaiser, da sie sehen, daß anders das Reich nicht bestehen könne, aber hernach wollen sie seine Auctorität nicht anerkennen. Die Mächtigen wollen nicht einen Kaiser, den sie fürchten, sondern einen Popanz, den sie mit ihrer Selbstsucht ausbeuten. Daher das Gerede von der österreichischen Uebermacht, die Meisten schätzen das Reichswohl nicht nach wahren Grundsätzen, sondern nach ihrem persönlichen Vortheil und nach ihren mannigfaltigen Rechtshändeln mit den Nachbaren. Und doch bedarf es eines

*) T. I. 170: Nisi providentia Dei in unam familiam Austriacam coilissent illae provinciae, dudum periissent et tota Germania in tot ubique principatus divisa.

mächtigen Kaisers, da er den gegenwärtigen Zustand zu erhalten hat (I. 170). Das Kaiserthum ist ihm nicht bloß an sich eine conservative Macht, sondern eine erhaltende Macht auch in dem Sinne, daß Deutschland in dem provisorischen Zustande, in dem es sich befindet, nicht ganz untergehe. Einen solchen Kaiser kann nur Habsburg dem Reiche geben (I. 170).

Wäre Deutschland in geordneten Zuständen, so verstünde es sich von selbst, daß Stände und Reich einerlei Interesse hätten, und es würde daraus folgen, daß Kaiser und Fürsten stets in voller Eintracht handeln müßten. Allein dieß gilt nur für den normalen Stand des Reichs, wenn dasselbe wieder auferstanden, wenn es wieder eine Wirklichkeit geworden ist. Bei dem Provisorium, in welchem es sich befindet, können und müssen die Dinge sich mitunter anders gestalten. So sagt Leibniz in einer Betrachtung der Zeitlage von 1670: Kurmainz und das Reich werden einerlei Freunde und Feinde haben, obgleich es geschehen kann, daß Kurmainz etwa gegen des Reichs Feinde sich freundlich oder gegen des Reichs Freunde feindlich dem äußerlichen Scheine nach bezeugen muß (I. 182). Eben dieß war auch die Politik des damaligen Rheinbundes, an dessen Spitze Kurmainz stand, und der also mit dem Rheinbunde von 1806 nichts als den Namen gemein hat. Durch Leibniz (I. 163—66) erfahren wir zuerst die volle Wahrheit über diesen Fürstenbund. Allein aus diesem durch die Noth gebotenen unwürdigen Versteckenspiel folgte nur für alle wahren Freunde des Reichs, dasselbe in einen solchen Stand zu setzen, daß es einer wahren Freundschaft fähig sei, welche darin besteht, daß zwei Freunde einer mit dem andern stehen und sich aufeinander verlassen können (I. 183).

Aus diesem Gesichtspunkte sind die Reformvorschläge von Leibniz aus seiner Mainzer Periode zu beurtheilen. Das Fundament derselben ist, „daß Kurmainz und das Reich Ein Interesse haben.“ Aber die trostlose Schwäche des Reichsverbands und die geographische Lage des Landes müssen diese correkte deutsche Politik eigenthümlich modificiren. Einerseits

darf Kurmainz vom Reiche nicht lassen, andererseits nicht offen feindselig gegen Frankreich sich benehmen. Seine Politik muß im Herzen deutsch seyn und als Ziel die Herstellung eines kraftvollen Reichs unter Habsburgs Kaiserscepter verfolgen; aber dem äußern Scheine nach muß sie Frankreich begünstigen und zu Ludwig XIV. halten.

Anlaß, mit seinem Reformgedanken hervorzutreten, gab ihm die Lage Europas, wie sie seit dem Aachener Frieden (1668) sich bildete. Ludwig XIV. hatte 1667 verrätherischerweise die spanischen Niederlande überfallen, und in dem genannten Friedensschlusse Spanien gezwungen, ihm das Eroberte zu überlassen. Eine zwanzigjährige Friedensperiode ging damit zu Ende, welche besonders für Deutschland wohlthätig gewesen war, das sich langsam von den Nachwehen des dreißigjährigen Krieges erholte. Mit Besorgniß fing Europa an, den Flug des französischen Adlers zu beobachten, und namentlich Holland, das noch im letzten Kriege Frankreich unterstützt hatte, schloß noch in demselben Jahre, in welchem der Aachener Friede zu Stande kam, mit Schweden und England die Tripelallianz. Der Abfall Hollands erweckte den Groll und die Rachegedanken des französischen Königs, der nur auf den Augenblick wartete, der ungetreuen Republik den Todesstoß zu versetzen. Kam es zum Kriege, dann war in erster Linie das Herzogthum Lothringen gefährdet, das erst im Pyrenäenfrieden (1659) Frankreich wieder entrissen war. Um sich zu schützen, hatte der Herzog von Lothringen 1668 mit Mainz und Trier den Limburger Bund geschlossen, und auf Grund dieses Bundes forderte er nun von seinen Verbündeten, ihm durch den gemeinsamen Beitritt zur Tripelallianz Sicherheit zu gewähren, und auch auf den Kaiser einzuwirken, daß er derselben sich anschließe; andernfalls drohte er, um nicht zwischen Hammer und Amboß zu kommen, sich zu Frankreich zu wenden. Ueber diesen Vorschlag beriethen sich die Kurfürsten von Mainz und Trier in einer Zusammenkunft, welche sie im Monat Juli 1670 zu Schwalbach hatten, und welche anfangs August zu Mainz fortgesetzt wurde. Auch

Boineburg wurde zugezogen, obgleich er im J. 1664 durch eine französische Intrigue gestürzt und seiner Stelle als erster Minister des Kurfürsten von Mainz enthoben war. Seitdem lebte er als Privatmann, blieb aber auch in dieser Stellung das Orakel der angesehensten deutschen Fürsten. Mit dem Kurfürsten von Mainz hatte er sich 1668 wieder ausgesöhnt, und diese Aussöhnung war durch ein Ehebündniß zwischen dem Neffen des Kurfürsten und der ältesten Tochter Boineburgs besiegelt worden.

Bei dem Kurfürsten von Mainz hatten die Ereignisse seit dem J. 1667 einen Umschwung der Politik hervorgebracht. Früher der oben geschilderten Schaukelpolitik zugethan, glaubte er jetzt den Augenblick gekommen, wo er offen seine feindselige Gesinnung gegen Frankreich zeigen könne, und war darum dem Vorschlage des Herzogs von Lothringen geneigt. Anders Boineburg, der, wenn er auch vor 1664 aus seiner Abneigung gegen Frankreich weniger Hehl gemacht und dadurch eben seinen Sturz sich zugezogen hatte, nun um so ängstlicher auch den Schein einer Trennung von Frankreich vermeiden wollte. Er stellte dem Kurfürsten von Trier vor, sie würden im Falle der Annahme des Lothringschen Vorschlags nur Anhängsel des Kaisers und der Tripelallianz ohne eigenes Votum seyn. Es sei daher nothwendig, einen besondern Bund zu schließen. Wenn aber dieser Bund sich sofort offen für die drei verbündeten Mächte oder für Oesterreich erkläre, so würden augenblicklich unter den deutschen Fürsten Viele, die jetzt noch schwankten, auf die Gegenseite treten. Er schlug deßwegen die Bildung eines Bundes unter der Leitung von Mainz mit bewaffneter Neutralität vor, um sich nach beiden Seiten freie Hand zu bewahren.

Boineburg ertheilte Leibniz den Auftrag, diese Gedanken in einer Denkschrift weiter auszuführen. Leibniz willfahrte und verfaßte 1670 sein „Bedenken welchergestalt securitas publica und externa (und status praesens*) im Reiche jetzigen Um-

*) Das Eingeklammerte in dieser Denkschrift ist von Boineburgs Hand.

ständen nach auf festen Fuß zu stellen", in zwei Theilen, von welchen er den ersten in drei Tagen (vom 6. bis 8. August) in Schwalbach, den zweiten im November desselben Jahres zu Mainz schrieb.

Es war keine leichte Aufgabe, welche Leibniz gestellt worden, und die Art und Weise wie er sie löste, wie er den Plan Boineburgs erweiterte, wie er den Partikularismus dieses Staatsmanns mit der eigenen, dem Kaiser und dem Reiche treu ergebenen Denkweise in Einklang brachte, wie er die von Boineburg gegebenen Keime zur großartigsten politischen Conception ausbildete, erfüllen uns nicht bloß mit Bewunderung vor seinem staatsmännischen Genie, sondern flößen uns auch die tiefste Verehrung vor seiner deutschen Gesinnung ein. Leibniz selbst bemerkt bescheiden (I. 185), daß er zu Boineburgs Gedanken mancherlei hinzugethan habe, und bezeichnet als solches namentlich die Stellung des Bundes zum Kaiser, die Bildung eines Heeres und einer Bundeskasse, die Art und Weise der Verhandlung mit Frankreich, wie ihm das Wachsen der kaiserlichen Macht vorzustellen sei, und den Vorschlag einer ägyptischen Expedition, welche Frankreich zu unternehmen habe.

Nichts ist vielleicht geeigneter, das Verhältniß beider Männer zueinander klarzustellen, als die Erweiterung welche Leibniz mit dem Boineburg'schen Vorschlage vorgenommen hat. Boineburg erscheint hier ungefähr wie ein mittelstaatlicher Minister der Gegenwart. Sein Gesichtskreis ist so eng wie die Staaten, deren Fürsten ihn zu Rathe ziehen. Nicht so sehr das Interesse des Reichs, als das Sonderinteresse der einzelnen Fürsten bestimmt seine Combinationen. Seine Neutralität will die Sicherheit der Fürsten und lockert das Verhältniß zum Kaiser. Ihm schwebt ohne Zweifel als Muster die Liga des dreißigjährigen Krieges vor. Seine Vorschläge sind nach der augenblicklichen Lage abgemessen. Der praktische Staatsmann hat die Gegenwart, die bestehenden Verhältnisse im Auge, und fragt, was unter den obwaltenden Verhältnissen möglich, zulässig und zweckmäßig sei. Es genügt ihm, wenn sein Vor-

schlag correkt ist und nach keiner Seite die geltenden Reichsgesetze verletzt. Der Blick des Genius reicht weiter und dringt bis in die fernste Zukunft. Nicht um Auskunftsmittel für den Augenblick, sondern um Grundlagen ist es ihm zu thun, welche die Zukunft für immer sicherstellen, der Ohnmacht und dem Elend der Gegenwart ein Ende machen und des Reichs Macht und Wohlfahrt dauernd befestigen. Mußte nicht ein Fürstenbund, der vom Kaiser absah, und dessen Mitglieder über ihren territorialen Rechten dem Kaiser gegenüber eifersüchtig wachten, nothwendig dem Wohl des Reichs zuwiderlaufen und die ohnehin genugsam geschwächte Einheit noch mehr entkräften? Leibniz, durch und durch kaiserlich und deutsch gesinnt, dem das Reich höher stand als die einzelnen Fürsten, oder vielmehr der überhaupt keinen wirklichen Widerstreit zwischen dem territorialen Interesse und dem Reichsinteresse zugab, konnte sich unmöglich mit einem Plane befreunden, der den Kaiser zur Seite schob, und mit einem Bunde, auf den der Kaiser keinen Einfluß haben sollte. Durfte der Bund nicht offen das Bekenntniß der Anhänglichkeit an den Kaiser auf der Stirn tragen, so mußte er doch wenigstens in eine bestimmte positive Beziehung zum Kaiser gesetzt und der Möglichkeit vorgebeugt werden, den Kaiser im Stiche zu lassen oder gar feindlich sich gegen ihn zu bezeigen. Bei aller scheinbaren Unparteilichkeit und Neutralität mußte doch die Rücksicht auf Deutschlands Wohl und auf die Einheit mit dem Kaiser die Seele des Ganzen seyn. Der Schein der Freundschaft gegen Frankreich mag allenfalls die Bestrebungen der Fürsten zu Gunsten Deutschlands und des Kaisers decken. Leibniz verkannte diese Bedürfnisse und Anforderungen der gegebenen Lage nicht, aber voll Begeisterung versenkt er seinen Blick in eine glorreiche Zukunft, wo Deutschland sich verjüngt und seinen gebührenden Rang in Europa wiedererlangt hat, und wo es einer so bieg- und schmiegsamen Politik, wie die Gegenwart sie fordert, nicht mehr bedarf. Darauf sind seine Vorschläge berechnet. Es war eine unendlich schwierige Aufgabe, alle diese vielfach unter sich verschlungenen und sich durchkreuzenden In-

teressen miteinander zu vereinigen, und dennoch einen Ausweg zu finden, der zu einem neu geeinten, mächtigen Deutschland in Zukunft hinführte. Leibniz hat diese Schwierigkeiten in seinem Bedenken von der Securität glänzend gelöst und sein combinatorisches Talent meisterhaft bewährt.

Deutschland, führt er aus, genügt sich selbst um glückselig zu seyn. Alle Bedingungen dazu sind vorhanden. Gleichwohl ist es tief gesunken, nicht bloß in Folge des letzten Krieges, sondern wegen unzähliger selbstverschuldeter Mängel. Aber so groß auch die Schäden sind, so ist doch an ihrer Heilung nicht zu verzweifeln. Vor Allem muß man ihnen entschlossen in's Antlitz blicken. Die Gefahr liegt nun nicht so sehr in dem schlechten Stand des Handels und des Gewerbfleißes, in dem grundverderbten Münzwesen, in der Rechtsunsicherheit und der Endlosigkeit des Gerichtsverfahrens, in der nichtswürdigen Erziehung und dem unzeitigen Reisen unserer Jugend, in (dem überhand genommenen Indifferentismus cum in fidei, tum in moralibus et politicis rebus, und dem folglich einreißenden*) Atheismus, in den gleichsam von einer fremden Pest angesteckten Sitten, in den verbitterten Religionsstreitigkeiten. Alle diese Dinge schwächen uns zwar langsam und werden, wenn nicht bei Zeiten Abhülfe kommt, uns endlich ruiniren; aber sie werden uns verhoffentlich nicht sobald auf einmal über den Haufen werfen. Was aber unsere Republik auf einmal stürzen kann, ist ein innerer oder äußerer Hauptkrieg, „dagegen wir ganz blind, schläferig, bloß, offen, zertheilt, unbewehrt und nothwendig entweder des Feindes oder, weil wir bei jetziger Anstalt solchem selbst nicht gewachsen, des Beschützers Raub sind" (I. 194 f.). Und dieser Gefahr ist nicht durch die bestehende Reichsverfassung, die keinen gemeinsamen Entschluß möglich macht, und ein stehendes Heer abzuhelfen. Die unendlichen Streitigkeiten auf den Reichstagen, die Zerrüttung der Gemüther, so daß man nicht

*) Das Eingeklammerte ist von Boineburgs Hand.

einmal in Kleinigkeiten eins werden kann, läßt einen solchen Gedanken gar nicht aufkommen.

Bei diesem desperaten Zustande der Dinge bleibt nichts anderes übrig, als daß man entweder das Reich zu Trümmern gehen und sich ganz zertrennen lasse, oder daß man einigermaßen eine Einigkeit vermittelst einer wohlgeschaffenen Allianz erhalte. Der Grundgedanke dieser Allianz muß die vollständigste Neutralität seyn, so daß sie von Niemand mit Grund getadelt werden, viel weniger irgendwelche Eifersucht erwecken kann. Sie wird diese Beschaffenheit haben, wenn sie, durchaus conservativ, auf die Erhaltung des durch den westfälischen Frieden geschaffenen Rechtszustandes gerichtet ist.

Würden die Verbündeten von erster Stunde an sich für Oesterreich oder die Tripelallianz erklären, so würde Frankreich darin eine feindliche Demonstration erblicken, und das Ehrgefühl des Königs auf das äußerste irritirt werden. Die ohnehin durch ihre geographische Lage ausgesetzten Urheber der Allianz hätten seine Rache zu fürchten, ehe sie es einmal zu einer kriegsmäßigen Verfassung bringen könnten. Hülfe von Oesterreich und der Tripelallianz wird schwach, langsam und spät seyn. Ueberdieß würde ein Anschluß an Oesterreich und die Tripel-Allianz alle mächtigen Häuser in Deutschland, die theils der Tripel-Allianz entschieden entgegen sind theils wanken, Frankreich in die Arme jagen, das einen Gegenbund aus ihnen schaffen würde, zumal schon anfangs 1670 dergleichen in den mächtigsten Kreisen im Werke gewesen. Ergreifen wir Partei und geben dadurch den Anstoß, daß jener Gegenbund sich bilde, so werden wir, da Gott vor sei, eine unendliche Trennung, ja Ruin des Reichs erleben.

Es ist also nur ein Bund mit völliger Neutralität denkbar; aber auch er kann, wenn er die rechte Verfassung erhält, zum Heile des Vaterlandes dienen. Leibniz entwickelt in dieser Richtung seinen Vorschlag weiter.

Er nimmt an, daß der Bund aus etwa 14 bis 15 Mitgliedern bestehe, und daß jedes Mitglied 1200 M. (800 M. zu Fuß und 400 M. zu Pferd) zu stellen und zu unterhalten

im Stande sei. Das würde ein Heer von 16,800 M. geben, das sich mit der Zeit auf etliche 20 bis 30,000 M. erhöhen ließe. Kleinere Fürsten, welche für sich das ganze Contingent zu stellen nicht vermöchten, könnten unter sich zusammentreten, und jedem dieser kleinern Fürstenbünde wäre ein Votum in dem Gesammtbunde einzuräumen. Alle Weitläufigkeiten der Verhandlungen über die zu leistende Reichshülfe wären dadurch in der Wurzel abgeschnitten. Aus der Vereinigung dieser Contingente wird eine einzige Armee gebildet. Jeder Bundesgenosse unterhält sein Contingent, indem er in bestimmten Raten seinen Antheil an den Kosten in die Bundeskasse zahlt. Die Abgeordneten der Bundesgenossen treten zu bestimmten Zeiten zusammen und fassen, was das Bundesheer und vielleicht, wenn sich's thun läßt, noch einige andere Bundesangelegenheiten betrifft, Majoritätsbeschlüsse, denen sich unbedingt zu unterwerfen jeder beim Eintritt in den Bund eidlich geloben muß. Für die Sondergelüste der Fürsten ist es bezeichnend, wenn Leibniz, um der Klage zu begegnen, als ob die Allianz mehr binden wolle als das Reich, die Geringfügigkeit dieses „Opfers" hervorhebt und bemerkt, daß im Uebrigen ja Jedem alle Libertät bleibe. Das Direktorium des Bundes komme am passendsten Mainz zu. Ein ständiger Ausschuß von Deputirten der Bundesgenossen, welche hierin alterniren, habe die unbedeutenden Sachen zu expediren, die wichtigern dagegen sofort zur Kenntniß ihrer Auftraggeber zu bringen.

Die wichtigste Funktion, welche Leibniz dem Bundesdirektorium zudachte, besteht darin das Interesse des Bundes mit dem wahren Interesse des Reichs zu vereinigen. Hiebei kommt er auf das Verhältniß des Kaisers zum Bunde zu reden, und faßt seine Gedanken dahin zusammen: der Kaiser als Kaiser kann nicht füglich im Bunde seyn; nichtsdestoweniger muß er um alles wissen, ja es muß ihm auch eine gewisse Macht und Prärogative im Bunde zustehen. Das erstere darf nicht seyn, weil sonst die Verhandlungen wie auf dem Reichstage geführt werden müßten, und dann wäre es mit den bindenden Majori-

tätsbeschlüssen nichts, da ihnen der Kaiser sich nicht unterwerfen könnte. Wie kann nun der Kaiser Mitglied des Bundes seyn, ohne als Kaiser einzutreten? Leibniz antwortet: er kann wegen seiner Erblande als Reichsstand eintreten, und zwar seien ihm wegen Oesterreich und Böhmen zwei Stimmen zu verleihen, sowie ihm als Reichsoberhaupt das ordentliche Recht Vorlage zu machen, einzuräumen, die dann Kurmainz zur Verhandlung zu bringen hätte.

Ueber die Vortheile, welche Leibniz von einem solchen auf dem Princip freier Föderation ruhenden Bunde sich verspricht, äußert er sich folgendermaßen: „Dergestalt würde mit der Zeit eine Armee von etlichen zwanzig bis dreißigtausend Mannen zusammenbracht, das Reich innerlich in eine Union, äußerlich in Sicherheit gestellet, die puncta securitatis erledigt, der Streit von der Matrikel und Anschlägen (weil ein jeder, der eintritt, zuvor, ob er die 1200 Mann allein oder mit andern stellen könne, sich selbst schätzt) aufgehoben, die ungewisse, in casu bestehende amicabiles compositiones in gewisse, ordentliche majora vota bracht, dem Kaiser und directorio Moguntino die Autorität und Präeminenz erhalten, den Ständen, die nicht weiter als soviel sortem in societatem collatam betrifft, gebunden, ihre Freiheit nicht geschmälert, und nichts desto minder die Mächtigen, so sich zu sehr zu erheben beginnen, durch einen subtilen Griff in die Allianz andern Mittelmäßigen gleichgemacht (indem nicht der Glieder Macht, sondern Beitrag, darin die Mittelmäßigen den Mächtigen gleich, betrachtet wird), die meisten Mängel der Reichstage emendirt und endlich das Reich ad veram formam unius Reipublicae et unitatem personae civilis, ja zu einem realen Band und schleuniger Exekution per nudam retentionem ohne ambagibus der Kreisexekutionen gelangt“ (I. 191 f.). Kommt ein solcher Bund mit seiner militärischen Organisation zu Stande, so wird er nach allen Seiten eine Achtung gebietende Stellung einnehmen; „man wird ihn selbst suchen, und er hat alle Freiheit sich dahin zu wenden, wohin ihn das Wohl des Reichs ruft. Sollten wir

aber jetzo zuplatzen und an die Tripelallianz uns hängen wollen, werden wir nicht allein bei ihren Gliedern nicht geachtet, sondern auch wegen unausbleiblicher Gegenallianz in Teutschland alsdann gebunden und gedämpfet seyn" (I. 245). Vor Allem hofft er, daß Deutschland selbst innerlich gekräftigt, daß die bedeutendsten Uebelstände auf dem Gebiete der Justiz, der Verwaltung, des Handels aufgehoben werden, daß Deutschland einem ungeahnten Aufschwung entgegengehe, daß selbst die Religionsstreitigkeiten durch eine ungezwungene Convention sich beilegen ließen, oder wenigstens Duldung und maßvolle Zurückhaltung des confessionellen Eifers erzielt werden könnte. Deutschland wird alsdann seine gebührende Stellung in Europa wieder erlangen und davon eine neue Aera der Friedenspolitik in Europa datiren. Mit lebhaften Farben malt er diese Zukunft aus und weiß sie in beredten, ergreifenden Worten zu schildern:

„Gewißlich", ruft er aus, „wer sein Gemüth etwas höher schwinget und gleichsam mit einem Blick den Zustand von Europa durchgeht, wird mir Beifall geben, daß diese Allianz eines von den nützlichsten Vorhaben sei, so jemals zu allgemeinem Besten der Christenheit im Werk gewesen. Das Reich ist das Hauptglied, Teutschland das Mittel von Europa. Teutschland ist vor diesem allen seinen Nachbaren ein Schrecken gewesen; jetzo sind durch seine Uneinigkeit Frankreich und Spanien formidabel geworden, Holland und Schweden gewachsen. Teutschland ist das pomum Eridos, wie anfangs Griechenland, hernach Italien; ... Teutschland ist der Kampfplatz, darauf man um die Meisterschaft in Europa gefochten. Kürzlich, Teutschland wird nicht aufhören, seines und fremden Blutvergießens Materie zu seyn, bis es aufgewacht, sich recolligirt, sich vereinigt und allen Procis die Hoffnung, es zu gewinnen, abgeschnitten."

„Alsdann werden unsere Sachen ein ander Aussehn haben. Man wird allmählich an der beiderseits projectirten (Universal-) Monarchie verzweifeln; ganz Europa wird sich zu Ruhe begeben, in sich selbst zu wüthen aufhören und die Augen dahin werfen, wo so viel Ehre, Sieg, Nutzen, Reichthum mit gutem Gewissen auf eine Gott angenehme Weise zu erjagen. Es wird sich ein

anderer Streit erheben, nicht wie einer dem andern das Seine abbringen, sondern wer am meisten dem Erbfeind, den Barbaren, den Ungläubigen abgewinnen und nicht allein sein, sondern auch Christi Reich erweitern könne" (I. 246 f.).

Mit einem Wohlgefallen, mit einer innern Beruhigung und Befriedigung, wie sie nur durch die vollendete Harmonie eines Kunstwerks erzeugt werden kann, verweilt Leibniz bei diesem Gemälde der Zukunft des christlichen Europa und theilt in dem Kampfe der christlichen Civilisation gegen die Barbaren und Ungläubigen an die einzelnen europäischen Staaten die Rollen aus, die sie zu übernehmen haben. Der Kaiser, „dem Gott durch den jetzigen so glücklichen, unverhofften Succeß in Ungarn gezeigt hat, wohin er seine Waffen wenden sollte", Polen und Schweden sollen auf die Türken, auf Moskau und die Tataren mit Ernst dringen, England und Dänemark finden ihre Aufgabe in Nordamerika, Spanien in Südamerika und Holland in Ostindien. Dann fährt er wörtlich fort: „Frankreich ist fatal und von der Vorsehung Gottes vorbehalten, ein Führer der christlichen Waffen in die Levante zu seyn und Godefridos, Balduinos, vor allen Dingen aber Ludovicos Sanctos der Christenheit zu geben, das ihm gegenüberliegende Afrika anzugreifen, die Raubnester zu zerstören, Aegypten selbst, so eines der bestgelegenen Länder in der Welt, anzugreifen, und weil es ihm weder an Volk noch an Geld mangelt, selbige Länder aber ob longam pacem übel bewehrt und keines Krieges sich versehen, wohl gar zu übermeistern; von Führung der Colonien in West- und Ostindien, darauf man ohnedas genugsame Reflexion anjetzo in Frankreich macht, zu geschweigen. Und was sind für weitläufige, unerforschte Küsten übrig, die allen ohne Unterschied, was jeder zuerst entdecket, preiszugeben? Hiebei würde unsterblicher Ruhm, ruhiges Gewissen, applausus universalis, gewisser Sieg, unaussprechlicher Nutzen seyn" (I. 247 f.)

Die Aufgabe also, welche Leibniz in dem Kampfe des christlichen Europa gegen Barbarei und Unglauben Frankreich

zutheilen möchte, ist die, ein Führer der Christenheit im Morgenlande zu seyn und die Aera der Kreuzzüge zu erneuern. Diese Aufgabe ist ganz seinen historischen Traditionen gemäß: die französische Nation war die erste und die letzte im Mittelalter gewesen, welche auf dem Kampfplatze im Orient erschien. Aber die Zeiten hatten sich verändert, und seit dem 16. Jahrhundert bestimmten nicht mehr Ideen, sondern materielle Interessen den Gang der Politik. Darum beeilt sich Leibniz hinzuzusetzen, daß Frankreich in diesem Kriege auch einen großen materiellen Vortheil davontragen könne: durch Eroberung Aegyptens. Damit deutet Leibniz zum erstenmal den denkwürdigen Plan einer Expedition nach Aegypten an, den er in den folgenden Jahren so rastlos verfolgte, und darum ist hier der Ort, einiges wenigstens über die Entstehungsweise dieses Planes bei Leibniz einzuflechten *).

Als Leibniz die oben angeführten Worte schrieb, worin er Frankreich zum Zuge in das Morgenland aufforderte, war die Idee eines „heiligen Krieges“ noch immer nicht verschollen und aus dem Bewußtseyn des neuen Europa verschwunden. Allerdings hatte im 16. Jahrhundert namentlich die Politik Frankreichs eine andere Richtung genommen, und Kreuz und Halbmond erschienen zum erstenmale friedlich nebeneinander; allein das war die Politik seiner Könige und Staatsmänner; im Volke lebte die Idee eines heiligen Krieges gegen die Türken ungeschwächt fort. Daß auch das Oberhaupt der Kirche, den Traditionen des Papstthums von Silvester II. an folgend, immer noch an dem Gedanken festhielt, das christliche Europa zum Kampfe gegen den Islam zu vereinigen, beweist die Art und Weise, wie die Nachricht von der Seeschlacht bei Lepanto in

*) Die hieher gehörenden Schriftstücke von Leibniz finden sich im zweiten Band seiner Werke. Außerdem hat der Herausgeber alles, was sich auf die ägyptische Expedition bezieht, in einer eigenen Schrift: „Leibniz' Vorschlag einer französischen Expedition nach Aegypten“ (Hannover 1864) meisterhaft erörtert.

Rom aufgenommen wurde. Selbst die Wissenschaft beschäftigte sich noch immer ernsthaft mit einem solchen Plane, und noch in den letzten Jahren seines Lebens erörterte Baco von Verulam lebhaft die Möglichkeit desselben in seinem Dialoge vom heiligen Kriege. Dieser Dialog ist für die Entstehungsgeschichte des von Leibniz aufgestellten Planes um so merkwürdiger, als eine aus demselben entlehnte Stelle, welche Leibniz anführt, gleich nachdem er von der Expedition nach Aegypten geredet hatte, beweist, daß er mit demselben bekannt war. Wie so viele Ideen Baco's war auch diese bei Leibniz auf einen fruchtbaren Boden gefallen. Uebrigens schien auch jetzt die Vernichtung des türkischen Reichs mehr als jemals leicht ausführbar zu seyn. Die türkische Macht hatte ihren Höhepunkt bereits überschritten. Mit dem Haremsleben der Sultane begann die Entnervung und die Fäulniß. Unter den Großwessiren aus der Familie Köprili raffte sich zwar das Reich wieder auf, aber der neue Eroberungskrieg 1663 erregte im Vergleich zu der Schlaffheit im 16. Jahrhundert namentlich in Deutschland eine außerordentliche Begeisterung, die selbst in Frankreich einen Widerhall fand. Französische Hülfstruppen fochten unter den Fahnen Montecuculis, als dieser 1664 den glänzenden Sieg bei dem Kloster St. Gotthard über die Türken errang. Dieser Sieg war der größte und bedeutendste, welchen seit 300 Jahren christliche Truppen wider den Erbfeind erstritten hatten. Als die Kunde von demselben ganz Deutschland in freudige Aufregung versetzte, war Leibniz achtzehn Jahre alt. Solche Eindrücke in diesem Lebensalter pflegen zu haften, bei einem Leibniz gewiß.

Wenige Jahre später kam Leibniz nach Mainz. Hier wurde er in die Politik Boineburgs und des Kurfürsten eingeweiht. Sie bestand darin, zwischen Habsburg und Bourbon, zwischen dem Kaiser und Ludwig XIV. zu vermitteln, zu versöhnen, und eine Versöhnung ist am leichtesten, wenn man die Gegner auf ein großes Ziel hinweisen kann, das beiden gemeinschaftlich winkt. Von Boineburg hörte er, wie er 1663 auf dem Reichstag in Regensburg thätig gewesen war, dem

Kaiser die Reichshülfe gegen die Türken auszuwirken, wie er schon damals mit dem Gedanken sich getragen, die Hülfe Europas für den Kaiser zu gewinnen — reicher Stoff zum Nachdenken und zu Entwürfen für einen Geist wie Leibniz.

Von nun an vertiefte sich Leibniz in das Wesen der französischen Politik. In seiner 1668/69 geschriebenen Bilance von Europa*) ist es offenbar sein Hauptbestreben, den Grundgedanken derselben zu enträthseln, und besondere Aufmerksamkeit widmet er dem Verhalten Ludwigs XIV. gegenüber der Türkei. Vortheile und Nachtheile, welche sich daraus für Frankreich ergeben, wägt er genau ab. Er entscheidet nicht, nach welcher Seite sich die Wagschale neige; aber er läßt durchblicken, daß die Rücksicht auf Deutschland die Politik des französischen Königs bestimme.

In einem andern Aufsatze, ungefähr um dieselbe Zeit geschrieben **), sucht er das wahre Interesse Frankreichs sich klar zu machen. Er sagt: Frankreich hat von keinem Menschen Gewalt zu befahren; es sollte mit Holland nimmermehr brechen, in England den König gegen das Parlament, in Holland den Prinzen (von Oranien) gegen die Republik verstärken, Polen und den Kaiser zu einem Türkenkriege durch wirkliche Hülfe realiter aufmuntern, den Türken gegen Polen anhetzen, das Haus Oesterreich zum Succurs ermahnen, unterdessen die Levante angreifen. Es sollte Cypern oder Rhodus oder Malta haben. Hier hört Leibniz plötzlich auf, die weiteren Vortheile des Krieges zu entwickeln. Er schreibt Worte nieder, welche scheinbar mit dem Vorhergehenden in keiner Verbindung stehen. Er sagt: Aegypten ist die Kornkammer Roms gewesen. In Wahrheit faßte er in diese wenigen Worte den neuen Gedanken zusammen, der in ihm aufgetaucht war. Aegypten muß das Ziel der französischen Eroberung seyn, Aegypten, das eine so große Bedeutung in der Weltgeschichte hat. Aegypten kann die

*) Leibniz Werke I. 166.

**) Leibniz Werke I. 168.

Vortheile aufwiegen, welche Frankreich in Deutschland sucht. Aegypten ist das Bindeglied, durch welches Bourbon und Habsburg in ihren Lebensinteressen miteinander verknüpft werden können.

Damals, als Leibniz die Denkschriften der Securität verfaßte, hoffte er noch auf ein einiges, starkes Deutschland. Dieses Deutschland war in dem Staatensysteme, wie er es sich dachte, das Hauptglied, die Mitte Europas, und mußte, wenn es diesen Rang wieder erlangte, die übrigen Staaten von selbst nöthigen, die ihnen angewiesene Stellung und Aufgabe anzunehmen. Auch Frankreich wurde dadurch auf die Bahnen seiner alten Politik zurückgelenkt. „Denn wenn Deutschland (durch innere Einigung) unüberwindlich gemacht, wenn alle Hoffnungen, es zu dämpfen, verschwunden, wird sich die Bellicosität ihrer Nachbaren nach eines Stromes Art, der wider einen Berg trifft, auf eine andere Seite wenden.“ Leibniz hoffte damals noch alles von einem verjüngten Deutschland.

Doch wir sind noch nicht bis zur letzten Folgerung gekommen, welche Leibniz aus der Durchführung seiner Vorschläge zieht. Die schönste Frucht derselben wird die Auferstehung des schlafen gegangenen Reiches, das seine alten Grenzen wiedererlangen und mit Italien, der Schweiz und Holland sich reuniren wird, und die Herstellung des Kaiserthums deutscher Nation seyn. Eine Zeit des Friedens und der Gerechtigkeit wird kommen, und das weltliche Haupt der Christenheit mit dem geistlichen zu einem Zweck vereinigt seyn, das Schutzamt der allgemeinen Kirche üben und ohne Schwertstreich die Schwerter in der Scheide halten. Also und nicht anders sind auch die verständigen Päpste gesinnt gewesen, die keine Arbeit und Kosten gescheuet, die Fürsten dauernd wider den allgemeinen Feind zu vereinigen. Die Periode der Religionskriege ist vorüber; gibt Gott seinen Segen, so läßt sich Alles zu christlicher Liebe und Einigkeit in der Christenheit an*). Nur solange, als es „den

*) Werke von Leibniz I. 249.

zerrütteten Zustand von Europa" vor Augen sieht, der, wenn er bleiben sollte, zur Folge haben muß, daß einer den andern aufreibt, kann Frankreich an eine Universalmonarchie denken*).

Ein Staatensystem, dessen Schwerpunkt Kaiser und Papst sind, der Einklang zwischen beiden Häuptern der Christenheit, um welche, in ihren eigenen Bahnen selbstständig, die einzelnen Staaten sich bewegen: das ist das letzte Ziel, das Leibniz vorschwebt. Alle Widersprüche der Wirklichkeit sollen auch hier in eine große, weltumfassende Harmonie sich auflösen.

Doch Leibniz verliert sich nicht in den weiten Räumen dieses neuen Reichs; er kehrt zum Herzen desselben, zu Deutschland zurück. „Alsdann wird Deutschland seine Macht erkennen, wenn es sich beisammen sieht, und manchen auf andere Gedanken bringen, der jetzo nicht weiß, wie er verächtliche Worte genugsam zu dessen Beschimpfung zusammenklauben solle." Noch einmal ermahnt er die Fürsten, das kleine Opfer das er ihnen zumuthet, zu bringen, und an ihr deutsches Herz sich wendend, schließt er: „Was ist edler, höher und Gott angenehmer, als diesen letzten Dienst, diese so gewünschte Herzstärkung seinem in agone liegenden Vaterlande widerfahren zu lassen"**)?

Der Plan Leibnizens scheiterte, die Allianz kam nicht zu Stande. Um so eifriger verfolgte er den andern Plan, Frankreich zu einer Expedition nach Aegypten zu bewegen. Er selbst reiste zu diesem Zwecke den 18. März 1672 nach Paris. Hier arbeitete er auch seine große Denkschrift, ein Meisterwerk in ihrer Art, aus. Er wollte sie nicht überreichen, bevor der König ihn mündlich gehört. Eine Audienz bei Ludwig XIV. hatte er nicht; seine Denkschrift hat er nicht überreicht; auch dieser Plan scheiterte.

Wir schließen. Es wäre peinlich von dem Schmerze reden zu müssen, den das Scheitern dieser Hoffnungen in uns erweckt. Bald sind zwei Jahrhunderte verflossen seit den Reform-

*) Werke von Leibniz I. 231.
**) Werke von Leibniz I 252.

Gedanken eines Leibniz, und noch immer müssen wir uns sagen: was könnte Deutschland seyn? was sollte Deutschland seyn? Und was ist Deutschland! Wenn einst die Geschichte aller Hoffnungen, um welche Deutschland in den letzten drei Jahrhunderten getäuscht worden ist, wird geschrieben werden, so werden die Werke eines Leibniz eine ihrer ergiebigsten Quellen seyn.

XLV.

Charakter und Verlauf der Neuen Aera in Baden.

Schon seit geraumer Zeit hört man aus dem Munde wohl unterrichteter und kaltblütig urtheilender Männer die Behauptung, Baden sei im Frühling 1860 das Terrain geworden, auf welchem die Loge operire, um einen ihren Anschauungen entsprechenden Musterstaat aufzubauen. Man habe in Belgien die mißliebige Erfahrung machen müssen, daß politische *Selbstständigkeit* den berufenen Todfeind des Maurerthums, nämlich die katholische Kirche keineswegs zu Grunde richte, sondern im Gegentheil deren Lebenskraft erst recht großartig erneuere und entfalte. Für das in Belgien mißlungene staatsrechtliche Experiment wolle man sich vorerst in Baden schadlos halten und einen Musterstaat des Absolutismus der Partei aufrichten, worin im Namen der Freiheit jegliche nicht in den Kram der Loge taugende Freiheit und Selbstständigkeit erwürgt werde.

Dieser Parteistaat soll für die Dauer begründet, er soll in möglichst hohem Grade volksthümlich werden. Dieß sei aber schwer oder gar nicht durchzusetzen, solange die katholische Kirche eine berechtigte Existenz habe und solange ihre Anschauungen und Grundsätze bei der Mehrheit der Bevölkerung lebendig blieben. Das Ecrasez l'infame sei die herrschend gewordene Maxime des von Unsichtbaren geleiteten badischen Saatsreglementes und mache sich mit Hülfe ihrer Werkzeuge auf scheinbar gesetzlichen Wegen geltend. Von diesem Standpunkte aus sei die badische Aera überhaupt und ganz insbesondere die auf der Tagesordnung stehende und bereits zu einem abermaligen offenen Bruche zwischen Kirche und Staat gediehene Schulfrage zu beurtheilen. Nicht die Verbesserung des Schulwesens und nicht die Besserstellung des Lehrerstandes, sondern das Streben, die Volksschule zum Mittel der Entchristlichung des Volkes herabzuwürdigen, sei die Wiege der Schulfrage und der Kern der mit allen Mitteln der Gewalt, Heuchelei und Lüge angestrebten sog. Schulreform. Vom Verlaufe des großen Principienkampfes zwischen der Kirche und Loge, welcher derzeit im Großherzogthum Baden in der Form eines Schulkrieges entbrannt sei, hänge viel, sehr viel ab bezüglich der Zukunft des katholischen Deutschland.

Wer die Entstehungsgeschichte der badischen neuen Aera einigermaßen kennt, wer ein Gesammtbild all ihrer bisherigen Leistungen vor sich hat und ihre fieberhaften Bestrebungen mitanschauen muß, dem Volke schädliche und widerwärtige Neuerungen praktisch zu machen, der wird sehr geneigt, der oben ausgesprochenen Anschauungsweise beizupflichten. Jedenfalls sieht er sich genöthigt, das Ziel des Kampfes ganz anderswo zu suchen, als im Streben nach Verbesserung des angeblich im Argen liegenden badischen Volksschulwesens. Nicht minder sieht er sich zur Einsicht gezwungen, daß die Schulfrage von vornherein einen der wichtigsten Artikel im geheimen Programme der neuen Aera ausmachte und nunmehr zur Lebensfrage derselben geworden ist. Um aber nicht in die bekannten Fehler

[illegible]

[illegible]

lich durch den gei. Heinrich Zell, und von Alban Stolz; durch seinen „[illegible] im Durlacher Rathhaus“ eben-deren lächerlich gemacht. Allein die Sendboten der Loge sowie deren Presse hatten ihre Weisungen, manche „intelligente“ Katholiken wurden schon unzugänglich für jegliche Belehrung von Seite der Kirche, des Rechtes und der Vernunft. Eifriger als je warb die zur Arbeit aufgerüttelte Loge Mitglieder; sie umgarnte namentlich jüngere Bürger, warf ihre Netze nach den Honoratioren kleiner Städte, nicht minder nach sog. Manschetten-Bauern, sogar nach talentvollen Schullehrern aus. Am Neujahr-Abend 1860 begann Fauler, der seitdem mehr als bekannt gewordene Bürgermeister der erzbischöflichen Residenz, unter den [illegible] seines greisen Oberhirten die offene Agitation wider den

Popanz des „Concordates.“ Eine unter dem Vorwande vertraulicher Besprechung bürgerlicher Angelegenheiten von ihm zusammengebrachte Versammlung erklärte ohne Diskussion die Lehrfreiheit der Universität für wirklich bedroht und beschloß, den Großherzog um authentische Interpretation des doch so sonnenklaren und unverfänglichen Artikels der Convention, dessen Inhalt wir nahezu wörtlich bereits angegeben, zu bitten. Gleichzeitig wurde ein Promemoria verbreitet, in welchem von 21 nichttheologischen Professoren der stiftungsgemäß katholischen Universität 18 — darunter die Herren Lamey und Knies — dagegen Verwahrung einlegten, daß dem Erzbischof eine Controlle über ihre Vorlesungen eingeräumt werde. Sie wollten sich verwahrt haben im Interesse der Wissenschaft und des protestantischen Bekenntnisses, welchem „kein kleiner Theil der Lehrer angehört.“ Die Ironie des Schicksals fügte es, daß gerade damals ein Docent „Genußmittellehre“ las und anständige Zuhörer durch Zoten vertrieb, deren wissenschaftlicher oder protestantischer Werth wohl auch den 18 Unterzeichnern des Promemoria zweifelhaft hätte seyn können! — Am 12. Jan. petitionirten auf Faulers Commando hin die Gemeindecollegien Freiburgs und zwar abermals ohne Diskussion wider eine, je nach Umständen allerdings drohende Lostrennung der theologischen Fakultät von der Hochschule, das heißt eventuell für ein badisches Gießen, sowie um die völlig überflüssige Zusicherung, daß in dem betreffenden Artikel lediglich das Recht der Beschwerde gegen Professoren gemeint sei, welche sich gehässige Angriffe wider die katholische Kirche erlauben würden. Außer der Presse und vielen „intelligenten Bürgern“ wurde damals auch das Theater benützt, um die Kirche im Kothe herumzuzerren; dieß geschah zu Heidelberg und namentlich auch zu Freiburg, wo der fanatische Prediger des Unglaubens, Scholl, damals als Theater-Direktor funktionirte. Der Erfolg aller Wühlerei war gering; bekanntlich bedeckten 86,000 Unterschriften die Adressen für die Convention, zahlreiche Deputatione[illegible] [illegible]n Großherzog als lebendige Zeugen der Sehnsucht [illegible] [illegible]unernden

Frieden zwischen Kirche und Staat. Allein der conventionsfeindlichen Partei standen die Kammermajoritäten zu Gebote. Die Bureaukratie war je nach Umständen um so wohlfeiler zu haben, je aufrichtiger sie innerlich mit der nach Herrschaft ringenden Partei sympathisirte. Dieselben „Volksvertreter“ welche Jahre hindurch zu allen Mißgriffen und Gewaltthaten einer principlosen Reaktion geschwiegen und den verderblichsten Maßregeln ihre Zustimmung gegeben; welche auch wider die langen Verhandlungen in Rom und deren Ergebniß nichts eingewendet, faßten aufeinmal den Muth, aus Reaktionären Oppositions-Männer zu werden. Sie bethätigten ihre Gesinnungsänderung am 25. Januar, indem sie der Dotirung einer Geschäftsträger-Stelle in Rom ihre Genehmigung versagten. Jedermann wußte nunmehr, wieviel Uhr es geschlagen; zu spät suchte das Ministerium den Sturm in der Presse und Kammer zu beschwören.

Bekanntlich fiel die Convention in beiden Kammern unter Vorgängen, welche mit dem Rechte sehr wenig und mit Rücksichten auf die Meinung und Bedürfnisse des Volkes gar nichts zu schaffen hatten. Die Nacht vom 1. auf den 2. April brachte das Ministerium der neuen Aera und mit ihm die gothaisch-preußischen oder vielmehr freimaurerischen Tendenzen ans Ruder, welchen der derzeitige Freiheitsminister Stabel früher als Reaktionsminister durch Knebelung der Gemeindefreiheit, der Presse, des Vereinsrechtes sowie auf polizeilichen Wegen meisterlich vorgearbeitet hatte.

Die Proklamation vom 7. April 1860 mit ihren Verheißungen von Freiheit und Selbstständigkeit für alle Kreise des staatlichen Lebens war von Seite des Großherzogs sicher, von Seite des neuen und beim Volke beliebten Ministers Lamey vielleicht aufrichtig gemeint. Allein bis auf diese Stunde begegnet man in Baden lediglich der Freiheit der an's Ruder gekommenen Partei, nur dem Scheine der Erfüllung aller Verheißungen; die hohle Phrase und nackte Unwahrheit bläht in amtlichen Dokumenten sich auf.

Schon unterm 22. Mai 1860 wurden den Kammern die Entwürfe zu den spätern Oktobergesetzen vorgelegt, durch welche man nach Beseitigung der Convention die kirchlichen Verhältnisse des Großherzogthums einseitig staatlich regelte Sie bewiesen auf den ersten Blick, daß die neue Aera zum Frieden mit der Kirche nur für den Fall bereit sei, wenn letztere als willenlose Magd in die Dienste des Staates, das heißt der an's Ruder gekommenen Partei trete, und sich selbst vernichten helfe. Dieß stund schwerlich zu erwarten, deßhalb krönte man die staatlichen Kirchengesetze durch ein Ausnahmsgesetz über Bestrafung von Amtsmißbräuchen der Geistlichen. Dasselbe bestimmt mit dürren Worten: „Diener der Kirche, welche in öffentlichen amtlichen Vorträgen oder durch Ausgeben, Verbreiten oder öffentliches Verlesen von amtlichen Schriften die Staatsregierung, Gesetze, Verordnungen, Einrichtungen des Staates, einzelne öffentliche Behörden, Anordnungen oder Verfügungen derselben in feindseliger Weise tadeln, werden mit Gefängniß nicht unter vier Wochen bestraft." Weiter droht Dienern der Kirche, welche Amtsverrichtungen ausüben, die nach den Staatsgesetzen den weltlichen Behörden zustehen, Gefängniß nicht unter acht Wochen bis zu zweijährigem Arbeitshaus! Von denselben Strafen sollen alle Geistlichen getroffen werden, welche zu den oben angegebenen Zwecken kirchliche Strafen androhen oder deren Androhung eröffnen, solche Strafen aussprechen oder vollziehen. Nichtgeistliche, welche die erwähnten „Verbrechen" wissentlich befördern oder erleichtern, sollen als Gehülfen bestraft, übrigens in allen Fällen eine Geldstrafe von 50 bis 500 Gulden anstatt der verwirkten Freiheitsstrafe erkannt werden können. Um der stereotyp gewordenen Lüge, die Kirche sei in Baden nicht bloß vom Staate getrennt sondern selbstständig, entgegenzutreten, darf man nur die einzelnen Bestimmungen des Gesetzes „über die rechtliche Stellung der Kirchen und kirchlichen Vereine im Staate" in's Auge fassen.

„Die vereinigte evangelisch-protestantische und die römisch-katholische Kirche ordnen und verwalten ihre Angelegenheiten

frei und selbstständig. Der Verkehr mit den kirchlichen Obern ist ungehindert": so lautet §. 7; aber das Kirchenvermögen wird „unbeschadet anderer Anordnungen durch die Stifter unter gemeinsamer Leitung der Kirche und des Staates verwaltet" (§. 10); der Staat verleiht eine größere Anzahl von Pfründen als der Erzbischof und Kirchenämter können nur an Solche vergabt werden, „welche nicht von der Staatsregierung unter Angabe eines Grundes als ihr in bürgerlicher oder politischer Beziehung mißfällig erklärt werden." Ferner sagt §. 12: „Den Religionsunterricht überwachen und besorgen die Kirchen für ihre Angehörigen, jedoch unbeschadet der einheitlichen Leitung der Unterrichts- und Erziehungs-Anstalten." Die einheitliche Leitung aber steht einzig und allein dem Staate zu, denn „das öffentliche Unterrichtswesen wird vom Staate geleitet" (§. 6). Gestattet §. 3 die Bildung religiöser Vereine, insofern Verfassung und Bekenntniß derselben den Staatsgesetzen und der Sittlichkeit nicht widersprechen und ist damit jeder Sektirerei Thür und Thor geöffnet, so verwahrt sich dagegen der Staat im §. 11 ausdrücklich gegen katholische Klöster und Ordensleute, denn ohne die, vorläufig nicht zu erwartende, Genehmigung der Staatsregierung „kann kein religiöser Orden eingeführt und keine einzelne Anstalt eines eingeführten Ordens errichtet werden" und „diese Genehmigung ist widerruflich." Solch dehnbaren Bestimmungen drückt §. 13 des Gesetzes das Siegel auf, indem er ausspricht: „Keine Kirche kann aus ihrer Verfassung oder ihren Verordnungen Befugnisse ableiten, welche mit der Hoheit des Staates oder mit den Staatsgesetzen in Widerspruch stehen." Man sieht, trotz der Proklamation vom 7. April hatte die neue Aera nichts Eiligeres zu thun, als die katholische Weltkirche der protestantischen Landeskirche gleich zu stellen, beide unter den Gehorsam der Staatsallmacht zu beugen und der Willkür wechselnder Ministerien und Kammermajoritäten preiszugeben. Bedrohte das Ausnahmsgesetz pflichttreue Geistliche mit Gefängnißstrafen nicht unter vier Wochen und bis zu zwei Jahren Arbeitshaus,

so warf man dagegen Solchen, welche Lust bekommen sollten, ihre Pflicht zu verletzen und die Interessen der Kirche mit Füßen zu treten, einen lockenden Köder entgegen, nämlich den §. 16, welcher bestimmt: „Verfügungen und Erkenntnisse der Kirchen-Gewalt können gegen die Freiheit oder das Vermögen einer Person wider deren Willen nur von der Staatsgewalt und nur unter der Voraussetzung vollzogen werden, daß sie von der zuständigen Staatsbehörde für vollzugsreif erklärt worden sind."

Gleichzeitig mit der Vorlage der Gesetzentwürfe begann jenes systematische Schakalgeheul der gut organisirten ministeriellen Presse wider alles positive Kirchenthum und wider die Grundlagen der Gesellschaft, welches bis zur Stunde fortdauert und welchem keine Lüge zu plump, keine Heuchelei zu niederträchtig und kein Mittel zu schlecht ist. Bei wichtigeren Anlässen stimmt die sachgemäß zum Parteiblatt herabgesunkene, an inländischen Nachrichten auffallend arm gewordene officiöse „Karlsruher Zeitung" den Ton an; namentlich war dieß bisher der Fall, so oft es galt, die Katholiken im Interesse der Häusser'schen Nationalkirche oder einer Regierungsmaßregel zum Abfalle von Rom und vom „Freiburger Kirchenregimente" zu hetzen oder zu versuchen, Zwietracht unter dem Klerus zu säen. Augenblicklich fallen die Landeszeitung, die Freiburger Zeitung, die Breisgauer Zeitung und wie sie alle heißen mit ihren Stimmen ein, einige 20 amtliche Verkündigungsblätter, mitunter von Beamten mit ministerieller Erlaubniß redigirt, bilden den Chorus.

So wenig sich das Volk von der ministeriellen Presse über seine religiös-kirchlichen Anschauungen und Interessen aufklären ließ, ebensowenig gelang es derselben, den Klerus einzuschüchtern oder das divide et impera praktisch zu machen. Anfangs Juli trat die Erzbischöfliche Denkschrift den Gesetzentwürfen mit einer ebenso ruhigen als vernichtenden Kritik entgegen. Einer ihrer Schlußsätze lautete: „In der schwierigen Lage, in welche die katholische Kirche unseres Landes auf eine so ganz unerwartete Weise, durch die seit dem November des

v. Js. angewendeten Mittel, gebracht worden ist, hält uns außer dem Vertrauen auf den göttlichen Beistand besonders der Gedanke aufrecht, daß wir in einem monarchischen Staate leben. In solchen Staaten kann die Leidenschaft der Parteien, die irre geleitete Meinung, wenn sie im Volke und in andern Kreisen Eingang gefunden hat, durch einen höhern Willen wieder zur Ordnung und zur Wahrheit zurückgeführt werden. Nach der Macht und Hoheit, welche unsere Verfassung dem Oberhaupte des Staates verleiht, kann dasselbe auch bei uns geschehen." Am 23. Juli tagten in der Kirche zu Appenweier 305 Geistliche aus allen Gegenden der Erzdiöcese badischen Antheiles und gaben eine öffentliche Erklärung ab über den Fall der Convention, die einseitige Regelung der kirchlichen Verhältnisse durch die Staatsgewalt und insbesondere über die §§. der Gesetzentwürfe ab. „Als treue Unterthanen des Großherzogs", heißt es am Schlusse der dem badischen Klerus zum ewigen Ruhme gereichenden Erklärung, „und als gute Bürger des Staates werden wir alle Gesetze gewissenhaft achten und in strengem Gehorsam alle Verordnungen befolgen, welche die Staatsgewalt auf ihrem Gebiete verfassungsmäßig erläßt. Aber außer dem innern Heiligthume der Religion hat die Kirche auch ihr besonderes äußeres Rechtsgebiet; ... innerhalb dieses Rechtsgebietes der Kirche stehen wir Geistliche der ganzen bewohnten Erde unter unseren kirchlichen Oberen, unter den Bischöfen, unter dem Papste und unter den Kirchengesetzen. Im Großherzogthum Baden stehen die Geistlichen bedrängt zwischen beiden Gewalten, denn im Streitfall würde der Gehorsam von der einen oder von der andern gestraft. — Das ist nun allerdings sehr hart, aber in kirchlichen Dingen gibt es für uns keine Collision der Pflichten; denn in dem Kreise dieser Dinge hat nur der Wille der Kirche die rechtliche Kraft. — Wir Alle haben den Eid des Priesters geschworen; . . keine Widerwärtigkeit, keine Gefahr, kein Nachtheil und kein Verlust darf uns abhalten von der Erfüllung dieses Eides und wir werden, wo es Noth thut, die Strafen des Ausnahmsgesetzes mit Ergebung

leiden, aber in allen kirchlichen Dingen dem hochwürdigsten Erzbischof, als unserm kirchlichen Obern, den kanonischen Gehorsam leisten." Mit Recht legte die Erklärung einen besondern Accent auf die oben erwähnte Bestimmung des §. 13, mit Würde wies sie die Lockung des §. 16 von sich. Die Domcapitularen hatten die erzbischöfliche Denkschrift mit unterzeichnet, alle Mitglieder der Versammlung von Appenweier unterzeichneten mit Begeisterung die sich derselben anschließende Erklärung, welcher nachträglich und sehr rasch die Unterschriften des gesammten Curatklerus Badens zu Theil wurden. Die Regierung konnte nunmehr wissen, woran sie war; allein einerseits schwelgte man in den Wonnen einer momentanen Volksthümlichkeit, andererseits brauchte man die neuen Gesetze, um aus denselben neue Folgerungen zu neuen Bedrückungen der Kirche ziehen zu können.

Mit der den „Volksvertretern" der neuen Aera ganz eigenthümlichen Hast wurde bereits am 27. Juli die allgemeine Berathung über die Gesetzentwürfe in der zweiten Kammer eröffnet, am folgenden Tage begann die Berathung über die einzelnen Bestimmungen und am 30. Juli wurde das ganze Gesetz mit allen gegen zwölf Stimmen angenommen.

Bezüglich der für jeden Freund des Rechtes und der Freiheit niederschlagenden, aber lehrreichen Debatten, die eine Ueberfülle von Ignoranz, Sophistik und namentlich von tendenziöser Verbissenheit zu Tage förderten, heben wir nur zwei Punkte hervor. Erstens nämlich meinte der Abgeordnete Roßhirt mit vollstem Rechte, daß die durch den Sturz der Convention aufgeworfene Kirchenfrage durch einfache Aufnahme der bezüglichen Bestimmungen der preußischen Verfassung in die badische gelöst werden könnte. Zweitens dagegen vergaß der Abgeordnete Häusser, sonst der Achill der Hegemonie Preußens, in seiner Schwärmerei für die neuern Gesetze und ganz besonders für das drakonische Ausnahmsgesetz sich soweit, daß er als Muster nicht bloß das ferne Portugal in die Schranken rief, sondern sogar die pragmatische Sanktion Ludwigs des Heiligen von

Frankreich! Die Meinung des berühmten Historikers ging überhaupt dahin: „man habe (zwischen Kirche und Staat) im 14. und 15. Jahrhundert um dieselben Punkte gestritten wie jetzt.“ Schon am 24. August gingen die Gesetzentwürfe auch in der ersten Kammer mit 13 gegen 6 Stimmen durch, am 30. erfolgte der Schluß des Landtages.

Der Würfel war geworfen, der Friede zwischen Kirche und Staat ohne jegliche Schuld der erstern fortan eine Unmöglichkeit. Es handelte sich nur noch um die Frage, worüber der Streit zunächst entbrennen würde. Wer vor und seit dem Sturze der Convention ein klares Auge und treues Gedächtniß für das öffentliche Leben hatte; wer die Professoren, Advokaten, Literaten, Fabrikanten und Staatsdiener auch nur oberflächlich kannte, welche sich seit April die Rolle von Volksmännern und Volksrednern selbst übertragen hatten und im Bunde mit der vom Rongethum durchsäuerten servil-liberalen Presse agitirten, der konnte bereits im Hochsommer 1860 kaum noch einen Zweifel hegen, daß aus der Pandorabüchse der neuen Gesetze, denen die oberste Sanktion sicher war, die §§. 6 und 12 herausgegriffen würden, um den Kampf wider die Kirche erbitterter als je abermals aufzunehmen.

Es dürfte am Platze seyn, behufs der Orientirung des Lesers Einiges über die bisherigen Zustände des Schulwesens in Baden voraus zu schicken. In der 87. Sitzung der zweiten Kammer am 2. September 1831 verwahrte sich der damalige Minister des Innern, Winter, wider den Gedanken die Mittelschulen, an welchen viele Geistliche angestellt waren und vielfach stiftungsgemäß angestellt werden mußten, von der Kirche zu emancipiren. Pädagogische Gründe sprachen ihm dafür, daß die Geistlichen auch künftig die studirende Jugend vorzugsweise bilden und erziehen sollten; politischer Rücksichten wegen den geistlichen Stand vom Lehrfache auszuschließen, hiefür fand er keinen Grund und erklärte ausdrücklich: „Ich glaube nicht, daß diese bei uns eintreffen, wenigstens habe ich noch keine Spur daß die katholischen Geistlichen anders gelehrt haben als

in dem allgemeinen Sinne, nämlich im Sinne der Verfassung, unter deren Schutz wir leben. Ich habe nicht gehört, daß die Lehrer dahin wirkten, die Verfassung über den Haufen zu werfen." Also Staatsrath Winter vor 33 Jahren bezüglich der Lehrerstellen an den Lyceen, Gymnasien und Pädagogien des Großherzogthums. Allein Baden wird nicht umsonst als der feurigste Tirailleur des modernen Geistes gepriesen, es hat die Fahne antichristlichen Fortschrittes bezüglich des Unterrichtswesens selbst in Zeiten der Reaktion fortwährend hochgehalten. Heutzutage steht kein Geistlicher als Direktor an der Spitze eines badischen Lyceums oder Gymnasiums, nicht einmal in Rastatt, welche Anstalt stiftungsgemäß nur geistliche Lehrer haben soll und bis heute keines Staatszuschusses bedarf; am paritätischen Lyceum zu Mannheim wurde der protestantische Direktor seit Jahren nicht mehr von einem katholischen alternirend abgelöst. An keiner Mittelschule trifft man mehr als zwei geistliche Lehrer, in ökonomischer Hinsicht mehr oder minder auffallend zurückgesetzt, in pädagogischer wesentlich auf den Religionsunterricht und linguistische Fächer beschränkt, mit dem Unterrichte in der philosophischen Propädeutik, Geschichte und Literatur selten oder niemals betraut. Erst in allerneuester Zeit werden solche Geistliche, welche ein vollständiges philologisches Staatsexamen abgelegt haben, den weltlichen Lehramtspraktikanten gleichgestellt. Dafür daß die Religion nur ein „obligatorischer Lehrgegenstand" bleibt und den affektirt und hyperbolisch beräucherten Geist des klassischen Alterthums nicht beeinträchtige, dafür sorgten seit Jahren versteckt und offen weltliche Lehrer als getreue Nachbeter ihrer Meister an den längst entchristlichten Universitäten. Letztere haben in Baden wie anderwärts dem religions- und gesinnungslosen Geiste, an welchem das Beamten- und studirte Handwerkerthum allenthalben laborirt, mächtigen Vorschub geleistet und die Mittelschulen damit angesteckt. L'appetit vient en mangeant!

In den Jahren 1834 und 1835 wurde das badische Unterrichtswesen durch Verordnungen neu geregelt und damals

schon ohne Beiziehung der kirchlichen Behörde, weßhalb der damalige Erzbischof Ignaz auch dawider Protest erhob. Damals wurden die sog. höhern Bürgerschulen geschaffen, über deren Eingangsthüren als passendstes Motto der Ausspruch Platons stehen könnte: Es ist besser gar nichts zu wissen als halbes Wissen. Man begnügte sich nicht damit, fremde Sprachen, Mathematik, Technologie und andere für das Geschäftsleben nützliche Gegenstände zu betreiben, man suchte den religionslosen, kirchenfeindlichen Geist der Studienanstalten dem behäbigen Bürgerthum einzuimpfen. Wäre dieß nicht in erschreckend hohem Grade gelungen, so hätte Baden derzeit weder eine neue Aera noch den Schulstreit. Eines aber hatte die neue Schulregelung für sich: sie wußte nichts von der Staatsregie des öffentlichen Unterrichtes, wie solche nunmehr in Baden praktisch werden soll, sie hatte der Kirche einen bedeutenden Einfluß auf die Volksschule belassen, der durch die Religionslosigkeit vieler Schullehrer nicht gebrochen zu werden vermochte. Kurz und schlagend hat Rechtsanwalt Brummel in der zündenden Rede, welche er unlängst zu Würzburg gelegentlich der 16. General-Versammlung der katholischen Vereine über die badische Schulfrage gehalten, die bisherigen Verhältnisse der Volksschule seines engern Heimathlandes geschildert. Seine Worte mögen hier Platz finden: „Die obersten Schulbehörden waren confessionell getrennt, für die Katholiken besorgte die Schulangelegenheiten der katholische Oberkirchenrath, eine Behörde, welche eben zu erklären ist aus der damaligen Vormundschaft des Staates über die Kirche. In diesem Oberkirchenrathe besorgten Geistliche die Schulangelegenheiten. Das war die oberste Kirchen-Behörde. Die untersten Behörden waren die Pfarrer, vermöge ihres Amtes gleichsam geborne Vorstände der Volksschule. Zwischen jener obersten und dieser untersten Behörde in der Mitte standen wieder Geistliche (Bezirks-Schulvisitatoren). Sie wurden ernannt vom Oberkirchenrath aus den angestellten Geistlichen eines Bezirkes zur Beaufsichtigung sämmtlicher Schulen dieses Bezirkes. Die religiösen Schulbücher wurden von der

Kirche mit staatlicher Genehmigung festgesetzt. Es hatte überhaupt die ganze Erziehung eine religiöse Unterlage."

Kehren wir nach diesem Abstecher zurück zur Aktion der neuen Aera im Gebiete des Volksschulwesens unter der Aegide der neuen staatlichen Kirchengesetze, welche praktische Geltung erlangten, schon bevor sie sanktionirt und promulgirt waren. Diese Aktion läuft in allen ihren Kundgebungen auf Variationen über das Thema hinaus: „Befreiung der Schule von Priester-Auktorität und Förderung von Communal- und Nationalschulen." Ebenso spricht auch der von Ronge und Ducat geleitete religiöse Reformverein zu Frankfurt. Während ein großartiger Religions-Abfall zu Gunsten des neuen Ministeriums sogar von der „Freiburger Zeitung" gepredigt wurde, erklärte Scholl in Mannheim, welcher die Rolle eines Theater-Direktors wiederum mit der eines Sprechers der freireligiösen Gemeinde vertauscht hatte, schon in seinem „ersten Worte" die bisherigen Volksschulen für unbrauchbar, weil sie Confessionsschulen seien und weil nur die „reine Menschlichkeit" Berechtigung zur Forterxistenz habe, weßhalb Communalschulen, worunter man in Baden stets religionslose Volksschulen mit staatlichem Schulzwang zu verstehen hat, eingeführt werden müßten. Selten ging ein Fest der neu belebten Sänger-, Turn-, Schützen- und anderer Vereine vorüber, ohne daß ein Redner einerseits das Ministerium mit Hyperbeln orientalischen Knechtssinnes beräucherte, andererseits gegen die Kirche und Schule die größten Schmähungen schleuderte. Die Spalten der inspirirten ministeriellen Presse füllten sich auffallend mit Artikeln wider die bisherige Einrichtung des Schulwesens, vor allem wider den Einfluß des Klerus auf dasselbe. Kurz zuvor, ehe am 9. Okt. 1860 die neuen Kirchen-Gesetze erschienen, verkündigte die nunmehr von einem fanatischen Schüler Häussers redigirte „Landeszeitung" ganz im Tone des Meisters, das Gebäude der Hierarchie habe durch die Oeffentlichkeit des Concordatskampfes in Baden eine so furchtbare Erschütterung erlitten, daß eine Wiederherstellung des Baues in seiner tausendjährigen Pracht kaum mehr denkbar erscheine;

gleichzeitig platzte man mit dem Geständnisse heraus, die Vernichtung der alten Kirche und der Aufbau einer Nationalkirche, natürlich im deutsch-ronge'schen Sinne sei das Ziel der Gegner der Convention. Solches Gerede bekam Bedeutung, weil die officiöse „Karlsruher Zeitung" schon damals in demselben Geiste arbeitete, indem sie heute die Wiederherstellung der Urkirche verherrlichte, morgen den „vaterlandslosen Fanatikern" den Plan einer Häusser'schen Kirche anempfahl. Als witziger Volksredner der Humanität verfocht der emsig verbreitete, nebst einem cynischen Blättchen von einem Eisenbahnbeamten mit ministerieller Erlaubniß geschriebene, Lahrer Kalender dieselben Tendenzen.

Das Jahr 1861 brachte eine Vereinbarung über Besetzung der Pfründen und Verwaltung des Kirchenvermögens. Allein diese Vereinbarung ließ bis in den November hinein auf sich warten, sie wurde mit seither eingestandenem Widerstreben eingegangen, der Vollzug des wichtigeren Theiles derselben wurde in ein weiteres Jahr hinaus verschleppt und dann erst nach ihrem vollen Umfange und ihren Consequenzen nicht gehalten. Desto energischer blieb man darauf bedacht, der Verwirklichung der Theorie des Ritters Bunsen: „Kein Concordat, sondern nur allein ein Staatsgesetz mit einer Strafclausel" möglichst viele und recht saftige Früchte namentlich im Gebiete des christlichen Lebens und des Schulwesens abzugewinnen.

Bälle in geschlossener Zeit, Theater auch in den ersten Tagen der Charwoche, Lobpreisungen der Civilehe, deren erste am 1. Februar 1861 zu Mannheim abgeschlossen wurde und bisher gar wenig Nachfolge fand; Schutz für renitente Christenlehrpflichtige, Abschaffung des Stockes für die souveraine Schuljugend; Abweisung von Klagen wider die Schandpresse, falls die vogelfreie Geistlichkeit klagte, dagegen Prozesse bis zum Ministerium hinauf, falls ein Geistlicher einen Gassenbuben unsanft berührte; thatsächliches Aufhören der Polizei gegen Sabbathschänder, Trunkenbolde und Nachtschwärmer; milde Urtheile der früher drakonisch dareinfahrenden Gerichte in Sachen des Todtschlages, Kindsmordes u. dgl.; arg-

wöhnische Ueberwachung des kirchlichen Lebens, Vermehrung der confessionsfeindlichen und ministeriellen Presse durch mehrere Blätter, eifrige Colportage religionsfeindlicher oder unzüchtiger Schriften — dieß Alles und Anderes dazu gehört in das Gebiet des kleinen Krieges wider die Kirche, welcher neben dem großen, mehr und mehr auf dem Gebiete des Volksschulwesens sich concentrirenden herläuft.

Trennung der Schule von der Kirche hieß das Losungs-Wort der gesammten servilliberalen Presse und Wühlerschaft; man verschmähte es nicht, reformjüdische Federn christliche Tagestheologie treiben und gegen die christliche Volksschule schwirren zu lassen — mehr als ein Jude ist für seinen Eifer am 1. Oktober 1864 belohnt worden, indem er gelegentlich der Einführung der neuen Gerichts- und Verwaltungsorganisation und der sehr erheblichen Vermehrung der Beamtenschaft ein mehr oder minder fettes Stellchen erhielt. Die „Badische Schulzeitung" namentlich bemühte sich vom ersten Augenblicke ihres Erscheinens an, den Lehrerstand für ihre reformfreundlichen Anschauungen zu gewinnen und für die Communalschule à la Scholl zu begeistern. Sie trieb es so bunt, daß schon im Mai 1861 die Geistlichkeit des Capitels Mosbach den katholischen Oberkirchenrath in einer wohl motivirten Specialvorstellung bat: gegenüber solchen feindseligen Agitationen den Geistlichen als Ortsschulinspektoren den Schutz angedeihen zu lassen, welchen sie im gegebenen Falle mit allen Staatsbeamten anzusprechen haben oder ihnen zu gestatten, das Amt eines Ortsschulinspektors niederzulegen. Nur der Gehorsam gegen die geistliche Oberbehörde sowie das gute oder doch sehr reservirte Benehmen vieler Lehrer vermochte fortan zu hindern, daß nicht eine Menge von Geistlichen ihr Inspektorat niederlegten. Am 24. April hatten die Durlacher wiederum getagt. Bald darauf erschien zu Heidelberg eine Denkschrift unter dem Titel: „die Neugestaltung des Volksschulwesens in Baden." Dieses Schriftchen reproducirte die hohlen Phrasen und Tendenzlügen der ministeriellen Presse und steigerte dieselbe z. B. durch die

Behauptung, daß das Kind jährlich nicht weniger als 2500 Religionsstunden durchmachen müsse. Der eigentliche Zweck war, einen Petitionssturm für die Trennung der Schule von der Kirche und Einführung der Communalschulen vorzubereiten. Die Denkschrift zündete nirgends, einigen Ersatz für solches Mißgeschick bot eine Versammlung der Lehrer Mannheims. Der Vorsitzende erklärte, es sei eine Schmach für den Lehrerstand, unter geistlicher Aufsicht zu stehen, es müsse anders werden; die Augen der civilisirten Welt seien gegenwärtig auf den Lehrer gerichtet, künftig müsse er auch Griechisch und Latein verstehen, um die literarischen Schätze des classischen Alterthums genießen zu können. Die Zaghaften, denen ein energisches Vorwärtsgehen gewagt vorkam, beruhigte ein Mitglied der Versammlung, dessen verwandtschaftliche Beziehungen sich in eine hohe Verwaltungsbehörde hinein erstrecken. So wurde denn beschlossen, den Rubikon zu überschreiten und die Ansichten und Wünsche der Lehrer Mannheims der Oeffentlichkeit zu übergeben. Dieß geschah wirklich im Juni 1861 durch ein Flugblatt über die Neugestaltung des Volksschulwesens. Man ging von dem obersten Grundsatze aus, die Volks-, in Zukunft Bürgerschule genannt, müsse eine selbstständige Stellung im Staate erhalten. Dem Geistlichen wurde neben dem Hauptlehrer und Bürgermeister ein Plätzchen in der Ortsschul-Commission in Gnaden belassen, auch sollte die Religion nicht abgeschafft, sondern vielmehr „auf ein festeres religiöses Fundament" gestellt werden, und zwar dadurch, daß man den Kindern in passender Form nur das gibt, was ihrem Alter gemäß ist. Im Ganzen beaufsichtigen die Lehrer als Herren der Schule sich selbst und lassen sich von Staat und Gemeinde tüchtig besolden, wogegen sie auf das bisherige Schulgeld verzichten.

Jetzt begannen Lehrerconferenzen, welche lange Zeit hindurch fortdauerten, aber im Ganzen das für die Bewegungspartei niederschlagende Resultat hatten, daß der Lehrerstand in seiner übergroßen Mehrzahl von ihr nichts wissen wollte, am wenigsten aber von einer Trennung der Schule von der Kirche

und von dem in Mannheim sitzenden sog. Landeslehrerausschuß. Seine Forderungen waren billig und vernünftig. Der Lehrer sollte künftig Sitz und Stimme im Ortsschulvorstand, Schutz gegen etwaige Ungebührlichkeiten des geistlichen Inspektors sowie ein besseres Einkommen erhalten. Das Einkommen des Meßnerdienstes, welches bisher in das Lehrereinkommen eingerechnet worden war und an sehr vielen Orten den größern Theil der Lehrerbesoldung ausmachte, sollte vom Einkommen des Schuldienstes getrennt, dieses aufgebessert und der Meßner- und Organistendienst mit seinem getrennten Einkommen dem Lehrer verbleiben, welcher ihn übernehmen wollte. Auf solche Forderungen konnte die Geistlichkeit eingehen und hatte ihren Willen hiefür schon bethätigt, ehe die Lehrerconferenzen sich aussprachen. Ein Ruralcapitel nach dem andern erklärte sich wider die Plane der Schulreformer, eines energischer als das andere.

Die Mißverhältnisse der Kirche in Baden führten endlich zu den großen freien Conferenzen in Buchen am 11. Sept., Engen am 15. und Langenbrücken am 22. Okt. 1861. Binnen nur eilf Monaten hatte die protestantische Kirche auf der Grundlage der durch die Oktobergesetze gewährten Autonomie eine neue Kirchenverfassung sich gegeben. Seit 1853 dagegen war keine katholische Pfründe mehr besetzt worden, hunderte von Pfründen wurden durch Pfarrverweser verwaltet, welche der Volkswitz häufig „Dreißiggroschen-Knechtlein" nannte, weil ihr Einkommen nur 1 fl. 30 kr. rhein. betrug. Die Convention war gefallen, die Kirchenfrage bisher unerledigt geblieben. Man wußte, daß bereits im März 1861 eine Uebereinkunft zwischen Kirche und Staat in Betreff der Pfründenbesetzung und Verwaltung des Kirchenvermögens zu Stande gekommen war, allein der Vollzug ließ auf sich warten, bis dem Klerus der Geduldsfaden endlich zu brechen drohte. Daß nicht die Sehnsucht nach einer Pfründe, so wohlberechtigt solche auch seyn mochte, sondern das Interesse der Kirche und das Wohl des Volkes den Klerus nach Buchen, Engen und Langenbrücken trieb, zeigten alle Reden und Beschlüsse bezüglich der Kirchen-,

Schul- und Preßfrage. Man wies auf die günstige Art hin, womit die Protestanten ihre kirchlichen Angelegenheiten selbst ordnen dürfen und beantragte, den Erzbischof zu ersuchen, den Klerus und die Katholiken des Landes in einem Hirtenbriefe über den wirklichen Stand der Kirchenfrage zu belehren. Diesen Anträge traten die Conferenzen von Engen und Langenbrücken einmüthig bei. In Engen trat die Schulfrage in den Vordergrund. Man verwahrte sich feierlich wider jeglichen Versuch die Volksschule ihres confessionellen Charakters zu entkleiden und eine confessionslose Oberschulbehörde herzustellen. Man forderte selbständige Verwaltung der Schulgüter sowie eine Vertretung der kirchlichen Obrigkeit in der Oberschulbehörde. Endlich beschloß man die Trennung des Meßnerdienstes vom Schuldienste; der Lehrer sollte das erste Anrecht auf den Meßnerdienst haben und die Kirche ihm denselben übertragen. Mit Rücksicht auf den bevorstehenden Zusammentritt der Kammern wurde eine Commission tüchtiger Schulmänner zusammengesetzt, um in einer Denkschrift die Ueberzeugung und Wünsche der katholischen Geistlichkeit bezüglich der Schulfrage den gesetzgebenden Faktoren des Landes auseinanderzusetzen. Dieß geschah bald und in vortrefflicher Weise; der Inhalt der bei Herder gedruckten Denkschrift sammt den Schlußanträgen beweist, wie einig der gesammte Klerus vom Erzbischof herab bis zum jüngsten Vikar bezüglich der Schulfrage von Anbeginn war und bis zur Stunde geblieben ist.

Die Einigkeit und Energie der Geistlichkeit war und blieb der schmerzlichste Dorn in den Augen der Karlsruher Zeitung; in Nr. 243 vom 15. Oktober bereits gab sie das obligat gewordene Schlagwort von der „extremen Partei“ zum Besten, von welcher das Kirchenregiment beherrscht sei, und welche die Frage wegen der Besetzung der Pfründen von der über die Verwaltung des Kirchenvermögens nicht getrennt wissen wolle. Der Vorwurf zerfiel in sich, denn man hatte sich über beide Punkte vereinbart, die Kirche wollte einfach bei der neuen Vereinbarung beharren, das Ministerium aber nachträglich nur auf

die Besetzung der Pfründen eingehen. Mit noch weniger Glück suchte das officiöse Organ den grellen Gegensatz bezüglich der raschen Erledigung der protestantischen und der bereits neunjährigen Verschleppung der katholischen Kirchenfrage zu vertuschen. Der Aerger hinderte nicht im mindesten, daß am 22. Oktober auch die Conferenz von Langenbrücken den Anträgen der Conferenzen von Buchen und Engen einstimmig beitrat.

Endlich wurde die Vereinbarung am 2. November vom Großherzog, am 30. vom Erzbischof ratificirt. Ein modus vivendi zwischen Kirche und Staat war nun vorhanden. Die Pfründen und höhern Kirchenstellen konnten gemäß den kirchlichen Bestimmungen besetzt, es konnten Synoden abgehalten werden, der Verkehr der Kirchenstellen unter sich und mit den Staatsstellen war frei, die Erziehung des Klerus dem Erzbischofe anheimgegeben, die Concursprüfungen waren von staatlicher Controlle frei, die kirchliche Gerichtsbarkeit grundsätzlich deßgleichen, das Kirchenvermögen wurde gemeinsam mit dem Staate verwaltet und dem nach Auflösung des im Kirchenstreite so oft genannten Oberkirchenrathes zu bildenden Oberstiftungs-Rathe in die Hand gegeben. Aber in die Freude ob dieser Vereinbarung mischten sich Besorgnisse genug, weil die wichtige Schulfrage noch unerledigt und das Vertrauen, der Staat werde auch diese Hand in Hand mit der Kirche ordnen, bereits tief erschüttert war. Aus der Einleitung zu dem jüngst erschienenen Schriftchen „Officielle Aktenstücke über die Schulfrage in Baden, Freiburg 1864" geht hervor, daß die Regierung auch in Bezug auf das Schulvermögen bindende Zusagen gegeben hatte, welche es dem Erzbischof ermöglichten, die Rechtsansprüche der Kirche insbesondere auf das katholische Schul- und Stiftungsvermögen zu geeigneter Zeit geltend zu machen; heutzutage aber nimmt der Oberschulrath sogar ausdrücklich für katholische Theologen gestiftete Stipendien unter seine Fittige und schon im Spätherbst 1861 blieb der Wunsch des Erzbischofs, bei der zu organisirenden Oberschulbehörde Vertretung zu finden, unbeantwortet. Wie sehr die Erledigung

der Schulfrage im kirchenfeindlichen Sinne die innerste Herzens-Angelegenheit der Gewalthaber und Gesetzgeber der neuen Aera sei, hatte das Gebahren der ministeriellen Presse bisher nebst der rührigen Agitation in diesem Gebiete durch meist vom Staate abhängige Leute genugsam gezeigt. Mehr und mehr wurde offenbar, daß man nicht mit der Kirche gehen, sondern deren erziehende Lehrthätigkeit annexiren und für diesen Gewaltsakt Propaganda machen, wo möglich den Schein des Volkswillens erobern wollte.

Für den 8. Oktober hatte der sog. Landeslehrerausschuß eine Landeslehrerversammlung nach Durlach ausgeschrieben und sich alle Mühe gegeben, recht viele „Mitcollegen" oder „Elementarförster der geistigen Cultur" dahin zu bringen. Die Versammlung zählte bis 400 Köpfe, außer Volksschul-Lehrern viele protestantische Geistliche und Laien, namentlich aber auch Direktoren und Lehrer höherer Bürgerschulen, welche auch das große Wort führten. Auf dieser Versammlung machte sich zum erstenmal die seitdem stereotyp gewordene Lüge breit, die Trennung der Schule von der Kirche sei eine nothwendige Folge der (gar nicht existenten) Trennung des Staates von der Kirche. Der damalige Oberlehrer und nunmehrige Oberschulrath Pflüger war es, der diesen Fundamentalartikel der neuen Aera proklamirte. Bürgerschuldirektor Schmezer setzt den Beschluß durch: „die Schule sei Staats-Anstalt, der Staat habe den Geistlichen nichts mehr zu befehlen", hütete sich aber sehr, von einer Unterrichtsfreiheit der Kirche oder von der Aufhebung des staatlichen Schulzwanges ein Wort fallen zu lassen. Die ähnlich der ministeriellen Presse meisterlich disciplinirten Agitatoren der neuen Aera wissen stets, wofür sie sich begeistern dürfen und wie weit ihr rednerisches Feuer gehen darf. Bürgerschul-Direktor Schröder stellt folgende Anträge: 1) das Amt eines Ortsschulinspektors in der Person des Ortsgeistlichen soll aufgehoben werden; 2) es wird eine Ortsschulpflege errichtet, bestehend aus dem Bürgermeister, wenigstens zwei Gemeindegliedern, dem Ortsgeistlichen und

Hauptlehrer; der Staat soll berechtigt seyn, durch einen Commissär sich vertreten zu lassen; 3) die Ortsschulpflege hat das Beste der Schule wahrzunehmen und 4) die Lehrer mit Rath und That zu unterstützen; 5) die innere Leitung der Schule ist Sache der Lehrer; 6) im Uebrigen liegen der Ortsschulpflege die Geschäfte des bisherigen Schulvorstandes ob. Redner illustrirte seine Anträge, daß bald in allen Städten, wenigstens in den größern, confessionslose Communalschulen entstehen und die Nachahmung in Landgemeinden nicht lange auf sich warten lassen werde. Die Anpreisung und Verherrlichung der Communalschule war der eigentlichste Zweck der Versammlung; allein das gut abgekartete Spiel wurde durch eine wuchtige Auktorität, durch ein Haupt der gesammten Durlacherpartei verdorben, nämlich durch den Pfarrer Zittel. Derselbe erklärte, die religiös-sittliche Erziehung vertrage sich nimmermehr mit einer absoluten Trennung der Schule von der Kirche; das Volk wolle keine confessionslosen Schulen, keine Communalschulen und dieß lasse sich einmal nicht anders machen. Die Geistlichen, fuhr er fort, werden nach wie vor Schulinspektoren bleiben, bloß daß sie nicht mehr rechtlich, sondern nur noch moralisch zur Uebernahme dieses Amtes verpflichtet seyn könnten. Zittel wollte Friede zwischen Schule und Kirche und seine Meinung ärntete den lebhaftesten Beifall. Ein Hauptlehrer macht darauf aufmerksam, daß nach den bestehenden Gesetzen jede Gemeinde Communal-Schulen errichten könne, wenn sie wolle — allein man habe eben bisher nirgends Lust dazu getragen. Ein anderer Haupt-Lehrer beginnt eine neue Verherrlichung der Communalschule — wird aber vom Präsidenten, an dessen Tisch der aus der badischen Revolution sehr bekannte, kürzlich aus Amerika zurückgekehrte Erlehrer Stay auch einen Platz gefunden, klug unterbrochen. Uebrigens steuerten alle Anträge der Versammlung, welche der pädagogische Vorläufer des badischen Schulmessias Knies mit Recht genannt worden ist, thatsächlich und folgerichtig doch auf die Communalschule im confessionsfeindlichen Sinne los. Nachdem man schließlich noch den Beschluß einer

früher stattgehabten Professorenversammlung adoptirt hatte, die auf einheitliche Leitung des gesammten Unterrichtswesens drang, beeilte man sich, die Beschlüsse der Landeslehrerversammlung, zu welcher die Volksschullehrer ein erstaunlich geringes Contingent geliefert, den Herrn der nahen Residenz durch eine Deputation brühwarm zu unterbreiten. Daß diese beim Ministerium eine ganz vortreffliche Aufnahme fand, vermochte keinen Kundigen zu frappiren. Bedeutungsvoll ermahnte die sonst so schreilustige Landeszeitung die Lehrer fortan hübsch ruhig zu bleiben, damit durch weitere Kundgebungen und Erklärungen die Lösung der schwierigen Schulfrage der Regierung nicht noch mehr erschwert würde. Natürlich setzten viele Lehrerconferenzen ihre Proteste, die Aktionsmänner ihr altes Treiben fort, obwohl das Feuer von Seite des am 1. Oktober in's Leben getretenen württembergisch-badischen „Süddeutschen katholischen Schulwochenblattes" in einem weit geringeren Grade angeblasen wurde, als man erwartet hatte.

Am 30. November 1861 wurde der Landtag eröffnet. Die Worte der Thronrede: „Die veränderte Stellung der Kirchen fordert die Neugestaltung der Behörde, welcher die Leitung des Unterrichts anvertraut ist", bestätigte die officielle Aktion in der Schulangelegenheit. Welcher Art diese seyn werde, ließ sich unschwer voraussehen. An der Spitze der Kammer stand und steht noch Herr Häusser, welchem gegenüber die Minister sich seither fast nur als Mandatare benommen hatten. Wenn wir die Behauptung aussprechen, die badische Kammer sei noch niemals der ächte Ausdruck des Volkswillens gewesen, so rechtfertigt uns schon ein Blick auf die Eintheilung der Wahlbezirke. Dieselbe sichert den Städten und vor allem dem Protestantismus das Uebergewicht. Wo drei und vier katholische Amtsbezirke mit 50 bis 60,000 Köpfen einen einzigen Deputirten stellen, sendet das vorherrschend protestantische Amt Müllheim einen eigenen, ebenso das Amt Lörrach; während das katholische Bruchsal nur einen Abgeordneten wählt, sendet das kleinere, aber protestantische Pforzheim deren zwei in die Kammer. Mit

solchen Verhältnissen verbündete sich die Wahlbeherrschung von Oben und die aus guten Gründen chronisch gewordene Gleichgültigkeit des Volkes, um die Kammer unter der Aegide der neuen Aera selbst des Scheines einer Volksvertretung zu entkleiden und dieselbe vollständig zu dem zu machen, was sie laut den neuesten staatsrechtlichen Begriffen des Herrn von Roggenbach wirklich seyn soll — ein erweitertes Ministerial-Collegium. Schon auf dem Landtage von 1861 saßen von 63 Mitgliedern nicht weniger als 45 Staatsdiener, abhängige Bürgermeister und Posthalter auf den Bänken der „Volksvertreter." Und während zwei Drittheile der Bevölkerung des Großherzogthums katholisch sind, gehörte bereits 1861 die Hälfte der Kammermitglieder, weniger zwei, dem protestantischen Bekenntnisse an. Diese Mißverhältnisse haben sich fortwährend gesteigert, namentlich durch den freiwilligen Austritt unabhängiger Männer des Bürgerstandes, so daß Minister und Ministerialräthe zugleich Volksabgeordnete und zwei Drittheile der Mitglieder Protestanten, der Rest hingegen — mit Ausnahme des Obergerichtsrathes Roßhirt und des kernhaften Bürgermeisters Fischler, welche zwei Männer zugleich die stimmende Opposition der Kammer ausmachen — Katholiken jener Sorte sind, von welcher das katholische Volk nur zu sagen vermag: Gott bewahre uns vor unsern Freunden! Damit der zweiten Kammer durch ihre in der Regel lange voraus festgestellten Rechnungen kein Strich in der ersten gemacht zu werden vermöge, hatte man letztere durch Ernennungen u. dgl. purificirt und im Sinne Häussers umgewandelt. Mit solchen Kammern konnte die neue Aera anfangen, was immer ihr beliebte, falls nur der Geldbeutel der Herren Volksabgeordneten geschont wurde. Herr Mathy hat gelegentlich seiner Bankvorlage im verflossenen Sommer zu seinem Leidwesen erfahren müssen, daß selbst ein erweitertes Ministerialcollegium hitzig und störrisch werden kann, sobald Finanzoperationen in's Spiel kommen!

Die Debatten gelegentlich der Dankadresse constatirten in der ersten Kammer sofort, wie die Purifikation das Kleindeutsch-

thum glücklich zum Siege gebracht. In der zweiten Kammer nöthigte der großdeutsche Dahmen den Atlas der badischen Aera, Herrn Häusser, sich vor dem Lande zu folgendem Programm zu bekennen: Vereinigung sämmtlicher deutscher Bundesstaaten mit Ausnahme Oesterreichs zu einem Bundesstaate; Schaffung einer Centralgewalt, welcher namentlich die diplomatische Vertretung und militärische Führung zu übertragen sei; Errichtung eines Staatenhauses zur Vertretung der einzelnen Territorien, wie eines Volkshauses zur Repräsentation der Nation gegenüber einem verantwortlichen Bundesstaatsministerium und — Uebertragung der Centralgewalt an die Krone Preußen. Daß hinter diesem Programme noch andere Dinge stecken, namentlich ein fanatischer Haß wider alles Kirchenthum und die glühendste Sehnsucht nach einer à la Scholl und Ronge zugestutzten Nationalkirche, suchte man bei jedem Anlasse durch Thaten zu bewahrheiten, insoweit Kammerreden und Kammerbeschlüsse einen Anspruch auf den Namen von Thaten haben. Für die Angriffe der Kreuzzeitung auf die neue Aera Badens und deren Kammern tröstete sich die Karlsruher Zeitung mit dem Lobe des Kladderadatsch, welchen die Freimaurer damals eifrig verbreiteten und noch mehr mit einer Zusammenkunft, welche am 22. Dezember 1861 im grünen Hofe zu Karlsruhe stattfand und ein einmüthiges Zusammen- und Vorwärtsgehen der Constitutionellen und Demokraten zur Folge haben sollte.

Das wüste Treiben der servilliberalen Presse sowie der oft genug dem Beamtenstande angehörigen Clubbredner steigerte sich im Laufe des J. 1862, während das Volk bereits zu fühlen begann, daß keineswegs seine Wohlfahrt, sondern die Befestigung der Herrschaft einer Partei auf Unkosten seines Geldbeutels das Ziel der neuen Aera sei. Mit der fieberhaften Hast eines Geizigen, der den lauernden Dieb sich stets auf den Fersen glaubt und seine zusammengerafften Schätze in einer Festung aus Pappendeckel zu bergen trachtet, ergab sich die neue Aera der Fabrikation von Gesetzen und der Einführung

tief in die socialen Verhältnisse einschneidender und leider meist sehr unpraktischer Neuerungen. Die Judenemancipation, die Gewerbefreiheit, eine neue Gerichts- und Verwaltungsorganisation, Eisenbahnunternehmungen u. dgl. ließen das Volk nicht mehr zum Athmen kommen und kühlten es gegen die Reden, Versammlungen und Feste bedeutend ab, welche die früher ganz unbekannten und vielfach aus der Fremde gekommenen „Männer des Volkes" unermüdlich zum Besten gaben. Schon die Art und Weise, wie die Regierung ihre Budgetsätze à 35.900 fl. behufs der Errichtung einer neuen centralisirten Oberschulbehörde begründet hatte, ließ voraussehen, daß die Schulfrage zur Hauptfrage gemacht werde. Und also kam es. Der Sommer 1862 brachte den neuen Oberschulrath zur Reife, am 5. Mai 1863 kamen die Knies'schen Thesen, im Laufe der Zeit schrumpften dieselben auf das Gesetz vom 29. Juli 1864 über die Aufsichtsbehörden der Volksschule zusammen, mit dessen Durchführung gegenüber dem offenen Widerstande der Kirche und dem gelegentlich der Ortsschulrathswahlen glänzend kund gewordenen Widerwillen des Volkes die neue Aera sich zur Zeit abquält.

Es dürfte am zweckdienlichsten seyn, unsere Beiträge zur Geschichte der badischen Aera in bisheriger Weise chronikenartig weiter zu führen, zumal die Schulfrage zu einer Lebensfrage herangewachsen ist. Schon im Anfange 1862 zog der aus Amerika zurückgekehrte Ronge im badischen Unterlande herum und predigte mit augenfälligem Eifer über Erziehung, das badische Schulblatt aber hetzte mit dem übrigen Zeitungstroß ungezogener als je die Lehrer wider ihre geistlichen Inspektoren auf, und das schreilustige Mannheim glaubte mit einer Petition für die Schulreform dem Lande wieder einmal ein Signal geben zu müssen. Der Erfolg aller Wühlerei war gering und wurde stets geringer, je gründlicher sich herausstellte, wie Leute um so heftiger für die Schulreformen auftraten, je weniger sie selbst Religion besaßen. Der gesunde Volksinstinkt hatte es bald heraus, daß die künstlich und durch

jedes Mittel geschürte Bewegung gegen alle positive Religion gerichtet sei.

Durch landesherrliche Verordnung vom 12. August 1862 wurde indeß der Oberschulrath errichtet. Unterm 15. desselben Monats schrieb der Präsident des Ministeriums des Innern dem Erzbischof Folgendes: Die Verordnung über die Bildung des Oberschulrathes werde eine Bestimmung enthalten, Excellenz könne einen Vertreter für die katholische, wie der evangelische Oberkirchenrath einen solchen für die evangelisch-protestantische Kirche ernennen, „welchen dieselbe (Oberschulbehörde) in allen Fragen zu ihren Sitzungen beizuziehen hat, welche den religiösen Unterricht und dessen Verbindung mit dem Lehrplan betreffen.“ Gleichzeitig versichert das ministerielle Schreiben, der Grundsatz des §. 12 des Gesetzes vom 9. Oktober 1860 werde allen Confessionen gegenüber unverkümmert eingehalten werden, und die dermalige rein formelle Organisation des Oberschulrathes stehe an sich jeder confessionellen Frage durchaus fern, nur im Interesse der Kirchen sei die vorhin bezeichnete Bestimmung aufgenommen worden. Was Herr Präsident Lamey im August 1862 bezüglich der unverkümmerten Einhaltung des §. 12 des Oktobergesetzes von 1860 schrieb, wurde durch §. 8 des Gesetzes vom 29. Juli 1864 gründlich desavouirt. Der erwähnte §. 12 lautet wörtlich: „den Religionsunterricht überwachen und besorgen die Kirchen für ihre Angehörigen, jedoch unbeschadet der einheitlichen Leitung der Unterrichts- und Erziehungsanstalten.“ Die einheitliche Leitung des Religionsunterrichts wird aber unmöglich, indem §. 8 des erwähnten Gesetzes feststellt: „die Verfügungen der Kirchen in Betreff des Religionsunterrichtes in den Volksschulen geschehen durch Vermittlung der obern Schulbehörden, welche dieselben sofern sie nichts mit den allgemeinen Schulordnungen Unvereinbares enthalten, zur Nachachtung eröffnen.“ Handgreiflich ist somit der Erzbischof auch in Angelegenheiten des Religionsunterrichtes vom Oberschulrath abhängig, letzterm ein förmliches Placet eingeräumt. Richtiger blieb die Versicherung, die Organisation des Oberschulrathes

stehe jeder confessionellen Frage durchaus fern. An die Spitze dieser Behörde trat Herr Knies, welcher in der That jeder confessionellen Frage sehr ferne steht. Herr Knies hatte sich 1853 durch eine Broschüre bemerklich gemacht, worin er die Bischöfe der oberrheinischen Kirchenprovinz deutlich genug des Meineides bezüchtigte. Gebürtiger Kurhesse, Lehrer in der Schweiz, wurde er plötzlich Lehrer der Nationalökonomie an der Hochschule Freiburg. Er fand Zeit genug, dem Gesellen-Verein einen Arbeiterfortbildungsverein, dem katholischen Mittwochsverein einen nationalen Verein entgegenstellen zu helfen. Er unterzeichnete das Promemoria der 21 Freiburger Professoren, welches den Kampf wider die Convention einleitete, 1861 war er in Folge eines ministeriellen Empfehlungsschreibens auch Volksvertreter geworden und am 9. Mai 1862 hielt er seine Jungfernrede als Pädagog in der Kammer. Er plaidirte für die fakultative Zulassung von Communalschulen in kleinen Orten, forderte Beschränkung des Religionsunterrichtes auf die allgemeinen und beiden Kirchen gemeinsamen Grundwahrheiten des Christenthums und meinte, das Uebrige könne durch den Confirmanden-Unterricht nachgeholt werden. Und solchen einfach referirten Thatsachen gegenüber will man das Mißtrauen sämmtlicher Katholiken Badens gegen diesen Oberschuldirektor ungerechtfertigt finden! Rechnet man die Stimme eines Assessors so hoch an als die seines Direktors, so sitzen im Oberschulrathe ebensoviele Katholiken als Protestanten; die Katholiken aber scheinen mit Ausnahme des frühern Oberkirchenrathes Laubis, eines Geistlichen den man schon um seiner Geschäftskenntniß willen vorläufig toleriren muß, ähnlich Herrn Knies jeder confessionellen Frage durchaus ferne zu stehen, mindestens ist bis jetzt noch keine Spur entdeckt worden, welche zu anderer Meinung führen könnte.

Die Verordnung vom 12. August 1862 machte auch den gläubigen Theil der protestantischen Geistlichkeit stutzig. Es wurde eine Vorstellung eingereicht, worin der evangelische Oberkirchenrath gebeten wurde, dahin zu wirken, daß der Kirche

der ihr nach der Natur der Sache, nach dem Rechte und nach der Geschichte gebührende Antheil an der Leitung der Volksschule gegeben würde, namentlich was die Bildung und Anstellung der Volksschullehrer betreffe. Unterm 19. November 1862 ersuchte der großherzogliche Oberschulrath das erzbischöfliche Ordinariat, eine Persönlichkeit zu bezeichnen, welche als Vertreter der obersten katholischen Kirchenbehörde zu den Berathungen über Fragen des religiösen Unterrichtes und dessen Verbindung mit dem Lehrplane beigezogen werden könne. Weder vom Inhalte des projektirten Lehrplanes noch von einer ständigen Vertretung der Kirchen im Oberschulrathe war eine Silbe gesagt. Ueber Alles was im Schoße dieser Behörde oder in den Berathungen der maßgebenden Kreise vorging, blieb der Erzbischof ebenso im Unklaren wie der evangelisch-protestantische Oberkirchenrath. Letzter hatte bereits unterm 31. Oktober 1862 dem Minister des Innern seinen Standpunkt in der Schulfrage auseinandergesetzt. Er beanspruchte Mitwirkung der Kirche bei Besetzung der Schulstellen und begründete dieß damit, daß jeder Lehrer den Religionsunterricht nur im Auftrage und unter Aufsicht der kirchlichen Behörde ertheilen könne und von dieser auch als Meßner und Organist eingesetzt werde. Er forderte zweitens eine Vertretung der Kirchengemeinde als solcher in der Orts-Schulbehörde, sowie drittens eine entsprechende Theilnahme und Mitwirkung bei der Ausbildung der Lehrer. Der evangelisch-protestantische Oberkirchenrath wies auf die bedeutenden Beiträge hin, welche aus kirchlichen Mitteln für die Heranbildung von Lehramtscandidaten verausgabt wurden und forderte insbesondere Einsicht in die Heranbildung derselben, Aufsicht über den Religionsunterricht sowie Mitwirkung bei Anstellung der Religionslehrer im Lehrerseminar. Ueber das Schicksal dieser Eingabe konnte der evangelisch-protestantische Oberkirchenrath im Laufe der nächsten Monate nur soviel erfahren, dieselbe sei vom Minister des Innern dem Oberschulrathe zur Berücksichtigung übergeben worden. Welche Berücksichtigung aber den Forderungen beider Kirchen zu Theil würde, ließ sich aus der Zusammensetzung

des Oberschulrathes unschwer prophezeien, ebenso aus dem immer toller werdenden Wüthen der Religions- und Kirchenfeinde in der ministeriellen Presse und auf der Rednerbühne; ebenso aus der fortdauernden Verstärkung der badischen Fremdenlegion durch Berufungen unbekannter Größen des Gothaismus, aus Reden und Beschlüssen der „Volksvertreter" sowie aus vielen Maßnahmen der Regierung. Officielle Gewißheit ward beiden Kirchen Samstags am 18. April 1863, an welchem Tage die Vertreter beider zum ersten- und zugleich zum letztenmale die Ehre hatten, einer Sitzung des Oberschulrathes beiwohnen zu dürfen.

Erinnern wir nur an einige Thatsachen, welche der Sitzung des Oberschulrathes vom 18. April 1863 vorangegangen sind. Um Neujahr 1863 machte der Roman Niclaus Manuel wiederum Skandal, dessen von Herrn v. Roggenbach in's Land gebrachter Verfasser, der Hofbibliothekar Eckardt, von Wien und der Schweiz aus genugsam bekannt ist und mehr und mehr die Rolle des Hofdemagogen mit der ihm entsprechenderen des eigentlichen Demagogen vertauscht. Die servilliberale Presse befürwortet die obligatorische Civilehe, während das Volk von der bereits gesetzlich eingeführten Noth-Civilehe nichts wissen mag. Der Oberschulrath beschränkt in seinem zweiten Verordnungsblatte die körperlichen Schulstrafen auf den gewiß selten eintretenden Fall „beharrlichen, böswilligen Widerstandes." Die Kammer verweigert den zahlreichen Katholiken Lörrachs für ihren Kirchenbau den erbetenen Beitrag aus Staatsmitteln, während Hunderttausende von Gulden für Prachtbauten der Residenz stumm dekretirt werden und Kirchenbauten für winzige protestantische Colonien in katholischen Orten den Staatssäckel stets weit und freudig geöffnet finden. Der unvergleichliche Freund des Präsidenten des Staatsministeriums, Bürgermeister Fauler zu Freiburg bedroht das Kloster und Lehrinstitut St. Ursula mit dem Untergange, weil die Frauen religiöse Uebungen vornehmen und Gebetbücher lesen wollen, von welchen das Regulativ von 1811 nichts gewußt hat.

Am 10. Februar wird auf Häussers Antrag nach wahrlich ekelhaften Debatten die Wahl des Abgeordneten Roßhirt ohne einen einzigen stichhaltigen Grund mit 44 gegen 9 Stimmen für beanstandet erklärt. Das sog. Königreich Italien wird von der badischen Regierung unter den lächerlichsten Vorwänden anerkannt, später erklärte Herr v. Roggenbach unter anderm, daß die Nothwendigkeit eines geistigen Verkehres mit Turin solche Anerkennung bedingt habe. Verfügung laut welcher jeder Geistliche beim Eintritte in den Kirchendienst sofort den Eid auf die Verfassung sowie den Huldigungseid abzulegen habe, andererseits öffentliche Verwahrung von Seite des Herrn Erzbischofs, daß dadurch den kirchlichen Pflichten der Geistlichen nicht nahe getreten werden dürfe. Die Karlsruher Zeitung nagt an der jungen und freudig aufblühenden Klosterschule der Residenz. Die Kammercommission empfiehlt Petitionen um Abschaffung der Feiertage dem Staatsministerium zur Berücksichtigung.

Rechnet man zu diesen Thatsachen noch die in *diesen* Zeitraum fallende, von Metz aus Darmstadt bestimmt ausgesprochene Erklärung, das badische Ministerium der neuen Aera verdanke seine Existenz dem Nationalverein; ferner die niemals widerlegten Gerüchte, unter der Aegide des Herrn v. Roggenbach werde schon im Mai ein deutsches Vorparlament in Baden tagen und die Reichsverfassung von 1849 neu aufleben — so dürfte wohl klar seyn, daß die Katholiken Badens der Zukunft bange entgegen schauten und für die Wahrung des christlichen Charakters der Volksschule von Seite des *Staats*-Regimentes, geschweige von den Ultras des Oberschulrathes nicht das Geringste hofften. Unterm 16. April schreibt das Erzbischöfliche Ordinariat dem Ministerium, daß der Oberstiftungs-Rath Höll zum Vertreter der katholischen Kirche für die bevorstehende Sitzung des Oberschulrathes ernannt sei. Der weisen Erwägung des Ministeriums wird anheimgestellt, ob die Vertreter der Kirchen nicht ständige seyn sollten und ob ferner nicht Vertreter der Kirche (Stiftungs- resp. Kirchengemeinde-

Räthe) als Mitglieder der örtlichen sowie der Bezirksschul-Behörden beizuziehen seien. Die Kirchenbehörde forderte gegenüber dem paritätischen Staate und einer confessionslosen, ohne gesetzliche Rücksicht auf das confessionelle Bekenntniß zusammengesetzten Oberschulbehörde lediglich eine Mitbetheiligung an der Leitung der Schule. Sie sah diese Forderung begründet durch das Wesen der Schule als einer ethischen Hilfsanstalt, durch den Lehrberuf der Kirche, durch die geschichtlichen und rechtlichen Verhältnisse des Großherzogthums, durch die beträchtlichen Beiträge kirchlicher Fonds zur Erhaltung der Schule, durch das von den Oktobergesetzen des Jahres 1860 anerkannte Recht der Kirche auf die Leitung der religiösen Erziehung und Bildung, durch die Verwendung der Volksschullehrer auch als Religionslehrer, endlich durch das Prinzip der Selbstständigkeit der Kirche sowie der Lehr- und Lernfreiheit. Schließlich wurde das Ministerium gebeten, dem Oberschulrathe die der ausgesprochenen Forderung entsprechenden Instructionen zu ertheilen.

Die Sitzung vom 18. April 1863 kam. Von vornherein erklärte der Oberschuldirektor Knies, die Schule sei Staats-Anstalt, der Oberschulrath eine rein staatliche Stelle, der Religionsunterricht dagegen sei und bleibe ein wesentlicher Zweig des Volksunterrichtes. Hierauf fragte er die beiden Vertreter der Kirchen, welche Eröffnungen, Anträge und Vorschläge sie zu machen hätten. Beide erklärten, sie seien anwesend, um solche entgegenzunehmen und ihren Auftraggebern zur weitern Entschließung zu übermachen. Der Frage, in welcher Weise die Kirchen den Religionsunterricht besorgen, leiten und durchführen wollten, fügte Herr Knies unmittelbar bei: der Staat könne nicht mehr aussprechen, daß der Geistliche verpflichtet sei, wöchentlich 2 Stunden Religionsunterricht zu ertheilen. Ob und inwie weit der Staat die Lehrer am Religionsunterrichte Theil nehmen lasse, hänge vom Wunsche der Kirchen ab. Die Kirche könne den Lehrer als Religionslehrer verwerfen, es sei aber unmöglich daß die Kirche bei der Anstellung der Lehrer mitwirke. Der

Staat habe das Seinige gethan, wenn er die Lehrer im Seminar zum Religionsunterrichte befähige; acceptire die Kirche den Lehrer, so werde dieser zur Ertheilung des Religionsunterrichtes verpflichtet, selbst wenn er keinen Religionsunterricht ertheilen wolle. Gebe der Lehrer innerhalb der gesetzlichen 34 Lehrstunden noch eine Anzahl Religionsstunden, so sei eine kleine Vergütung zu leisten und zwar in die Schulkasse, zumal die officielle Verbindung zwischen Schuldienst und Meßnerei einerseits, des Lehrers- und Organistendienstes andererseits nicht mehr aufrecht erhalten werden könne. Bezüglich des Organistendienstes werde der Staat den Lehrer zum Organisten machen, jedoch ohne rechtliche Verpflichtung hiezu und werde auch hiefür eine Vergütung verlangen, welche dem Lehrer zu Gute komme. Der protestantische Vertreter findet, man wolle der Kirche zu viel aufbürden, ohne ihr entsprechende Rechte zu gewähren. Er behauptet unter Beistimmung des katholischen Vertreters, der Lehrer sei zum Religionsunterrichte verpflichtet, viele Schulstellen seien für den Religionsunterricht dotirt und bedacht; er wünsche eine Vereinbarung, welche der Kirche eine Mitwirkung bei Anstellung der Lehrer sowie die Uebertragung des Meßner- und Organistendienstes gewähre. Oberstiftungsrath Höll beruft sich auf den oben mitgetheilten Erlaß des erzbischöflichen Ordinariates vom 16. April und beansprucht die Mitwirkung der Kirche hinsichtlich der Erziehung und Bildung, der Dienstprüfung, Anstellung und Disciplin der Lehrer, insoweit der Religionsunterricht oder der Meßner- und Organistendienst dadurch berührt werde. Herr Knies glaubt, dieß sei so ziemlich seine eigene Meinung und er spreche es offen aus, daß er die Freiheit der Kirche vollständig achten wolle. Als jedoch der protestantische Vertreter erläuterte, seine Kirche beanspruche auch passive Mitwirkung, nämlich das Recht, den Lehrer zu verwerfen, da brachte der Oberschuldirektor die Sprache sofort auf den Umfang des Religionsunterrichtes. Er wollte diesen Umfang vollkommen im Sinne seiner bereits fertigen, den Kirchen und deren Ver-

tretern wie dem Publikum überhaupt noch unbekannten Thesen beschnitten wissen. Weiter erklärte er, der Communionunterricht dürfe nicht in die Schulzeit fallen, die durch den Gottesdienst etwa ausfallende Schulstunde müsse durch eine andere ersetzt werden; endlich, daß der Lehrerbildung künftig drei statt der bisherigen 2 Jahrescurse zu widmen seien, dem Religionsunterrichte der Schulcandidaten aber wöchentlich zwei Stunden. Der katholische Vertreter fand mit dem protestantischen diese zwei Stunden natürlich ungenügend, namentlich in unserer Zeit, wo die Forderungen der Kirche an den Lehrer sich bedeutend erhöhen müssen. Die Frage des protestantischen Commissärs, ob Schulcandidaten als solche recipirt würden, auch wenn die mit ihnen vorgenommene Religionsprüfung kein befriedigendes Ergebniß liefern, beantwortete Herr Knies dahin: da die Religion unter die Lehrgegenstände ersten Ranges (mit wochentlich zwei Stunden!) komme, so sei der Kirche Gelegenheit genug gegeben, ihren Einfluß geltend zu machen. Zum Schlusse der Verhandlung ersuchte der Oberschuldirektor die beiden kirchlichen Vertreter, baldmöglichst ihre betreffenden Instruktionen, die Entschließungen, Anträge und Wünsche ihrer vorgesetzten Behörden zu erwirken.

Solch Ersuchen war in mehr als einer Hinsicht überflüssig, hiefür hatte unter anderm Herr Knies selbst gesorgt. Kurz nach der Sitzung schrieb er dem kirchlichen Vertreter Folgendes: „Ich beeile mich, Ihnen — namentlich auch in Erinnerung an die am Schlusse der vorgestrigen Conferenz gestellte Anfrage: ob nicht der Oberschulrath seinerseits schriftlich formulirte Propositionen über in Aussicht genommene Verhältnisse des Religionsunterrichtes zu Handen geben wolle — die Mittheilung zu machen, daß, woran der Unterzeichnete im Augenblicke nicht dachte, der Oberschulrath bei der Vorbereitung von Gesetzen und Verordnungen das Gutachten von Beiräthen aus dem Lehrerstande zu hören hat und demgemäß eine Vorlage ausarbeitet. Dieselbe ist nahezu fertig und muß auch über die neuen Verhältnisse des Religionsunterrichtes sich aussprechen.

Sie wird nach eingeholter Genehmigung des Ministeriums dem Drucke übergeben werden.“ Diese Vorlage bestand in nichts anderm als in den 44 Thesen, welche keineswegs der Oberschulrath, sondern „der Direktor des großh. bad. Ober-Schulrathes“ bereits unterm 5. Mai 1863 „an den Präsidenten des Ministeriums des Innern Herrn Staatsrath Dr. Lamey“ richtete und welche auf 37 eng gedruckten Quartseiten sehr rasch veröffentlicht wurden. Die Beleuchtung, welche die Historisch-politischen Blätter im 11. Hefte ihres 52., sowie im 5. des 53. Bandes, der Tendenz sowie den einzelnen Bestimmungen der Thesen bereits angedeihen ließen, überhebt uns der Mühe, noch einmal davon zu reden. Man kann dieß um so füglicher unterlassen, weil die Regierung nothgedrungen vorläufig darauf verzichten mußte, dieselben ihrem ganzen Inhalte nach von den Kammern zum „Gesetze“ machen zu lassen. Hier kann die Rede nur von dem verschärften A dieser Thesen seyn, nämlich von dem Gesetze über die Aufsichtsbehörden der Volksschule, welches nach interessanten Vorgängen und Zwischenfällen der 29. Juli 1864 gebracht hat.

Kurz nach der Conferenz vom 18. April, nämlich am 27. lieferte gelegentlich der Berathung über die polizeiliche Bestrafung der Schulversäumnisse der Oberschuldirektor als Abgeordneter einen öffentlichen Beweis, in welch erstaunlich geringem Grade derselbe sich in das Wesen der katholischen Sonntagsschule sowie in die Organisationsedikte hineinstudirt habe, auf welche das noch zu Recht bestehende Schulwesen vom 15. Mai 1834 sich stützte. Die Presse nahm damals Notiz davon und der geringfügig scheinende Umstand trug zu der so nothwendigen Hebung des Ansehens der neuen Oberschulbehörde sehr wenig bei, noch weniger ein ganz und gar unberechtigter Ukas, welchen dieselbe kurz vorher gegen eine Marianische Sodalität am Konstanzer Lyceum geschleudert hatte. Unterm 4. Mai beschwerte sich der Erzbischof beim Ministerium, daß der kirchliche Vertreter vom Oberschulrathe keineswegs genügend gehört worden sei. Am 18. Mai beantwortete der Präsident

die Beschwerde durch das Versprechen „etwaige Lücken durch nochmaligen Beizug eines Vertreters der kirchlichen Interessen zu ergänzen," falls sich aus den Vorlagen des Oberschulrathes ergeben sollte, daß er den Vertreter der Kirche in Sachen des Religionsunterrichtes nicht genügend gehört habe. Damit sei das Verfahren dann vollständig eingehalten, welches die Verordnung über die Errichtung des Oberschulrathes vorschreibe. Von demselben gleich bei dem ersten Anlasse abzuweichen, dafür scheine um so weniger ein Grund vorhanden zu seyn, „als jenes Verfahren, das eine unmittelbare Vertretung der kirchlichen Interessen durch Abgeordnete der Kirchenbehörde möglich macht, an sich den Vorzug verdient vor weitläufiger schriftlicher Communication." Uebrigens werde er, der Präsident des Ministeriums d. J. bei seinem „aufrichtigen Bestreben wie in allen Beziehungen so auch bei der bevorstehenden Reorganisation des Schulwesens jedem begründeten Anspruch der Kirche gebührende Rücksicht zu tragen," auch solche Vorlagen des Oberschulrathes, über welche ein kirchlicher Vertreter bereits gehört worden, Excellenz zu weiterer Aeußerung mittheilen, „sofern nach Lage des einzelnen Falles ein Grund dazu sich ergibt."

Wir vermögen hier eine Bemerkung nicht zu unterdrücken. Niemals und am allerwenigsten in der Schulfrage hat es die Kirche versäumt, ihr gutes Recht zu begründen. Niemals hat die neue Aera auch nur versucht, die guten Gründe der Kirche zu widerlegen, stets aber findet sie jede Forderung unbegründet und stets unterläßt sie es, solche Behauptung ihrerseits zu begründen. Die lediglich durch Vergewaltigung zu Stande gekommenen Oktobergesetze des Jahres 1860 sind der Born, aus welchem die neue Aera stets schöpft, was ihr behagt und taugt.

Ende Mai 1863 tagte zu Mannheim die 14. allgemeine deutsche Lehrerversammlung. Etwa 1700 Schulmänner und protestantische Geistliche, vorherrschend aus Norddeutschland, waren zusammengekommen. Wurde auch dem

Oberlehrer Kuhn aus Mannheim nicht gestattet, eine dröhnende Lanze für die Einführung der Communalschule in Baden zu brechen, ebenso wenig dem Dr. Keferstein aus Dresden, seine Ansichten über die Berücksichtigung der confessionellen Unterschiede auseinander zu setzen, so durchwehte dennoch die Versammlungen, welchen der Großherzog theilweise persönlich anwohnte, der Geist einer gründlichen Abneigung wider alles positive Christen- und Kirchenthum. Aus weitaus den meisten Vorträgen redeten die Herren Scholl, Ronge und Consorten heraus, allerdings in anständiger Form. Stadtpfarrer Schellenberg von Mannheim begrüßte die Anwesenden als die „Pioniere des göttlichen Weltgeistes", bestimmt durch das Gestrüppe der Unvernunft Bahn zu brechen und die Bande des Löwen der Volksvernunft zu lösen. Wie am Pfingstfest zu Jerusalem einstens verschiedene Zungen aber Ein Geist, so sei es jetzt in der Trinitatiskirche zu Mannheim. Schulrath Schmitt aus Gotha redete über das, was die Schule zur Erweckung der Vaterlandsliebe zu thun habe und sprach unter donnerndem Beifall gleichsam das Credo der Versammlung also aus: der Deutsche habe Religion, das Christenthum gehöre zum deutschen Wesen, aber das sei kein confessionelles Christenthum, sondern das Christenthum der Humanität. Dieses Christenthum habe namentlich die Schule zu pflegen. Nach dieser auf badischem Boden wirklich naiven Expectoration fragte ein Pastor Riecke aus Neuffen emphatisch: Wissen wir, was Gott ist? Die Versammlung blieb ehrlich genug die Antwort schuldig und Pastor Riecke aus Neuffen beeilte sich, den Gedächtnißtagen des 18. Oktobers, der Geburt Göthes und Schillers u. s. f., welche Vorredner als Schulfeste empfohlen hatte, noch zwei beizufügen, deren Datum ihm unbekannt sei. Der erste dieser Gedächtnißtage sei derjenige, an welchen alle Confessionen volle Freiheit und Gleichberechtigung besitzen würden (stürmischer Applaus), der zweite aber der, an welchem nicht mehr gefragt werde, was man glaube, sondern was man sei und thue (getheilter Beifall). Noch einmal besteigt Schul-

Rath Schmitt aus Gotha die Rednerbühne und dießmal als Prophet. Er prophezeit, diese zwei Gedächtnißtage würden anbrechen, bereits Lessing habe die Majestät der Dummheit entthront, es thue nur Noth, Toleranz von allen Dächern zu predigen. In der zweiten Versammlung sprach abermals Pastor Riecke aus Neuffen und dießmal in offenbarer Vergessenheit seines gestrigen Vortrages über die Volksschule als „Denkschule". Er findet, das Volk sei noch ziemlich gedankenlos und dieß deßhalb, weil noch viel Aberglaube, Glaube an Sympathie, Auctoritätsglaube u. dgl. in demselben stecke. Oberlehrer Spengler von Mannheim glaubt die nachdenklich werdende Versammlung durch die Versicherung trösten zu müssen, man sei im Musterstaate Baden nahe daran, die Volksschule zur Denkschule zu machen, nur seien noch allerlei Hindernisse zu beseitigen, namentlich müsse der religiöse Memorirstoff beschränkt werden. Redner ärntet durch zahlreiche Anspielungen auf thatsächliche Verhältnisse sowie mit seinen Hieben auf die geistlichen Schulinspektoren Badens rauschenden Beifall. In der darauf folgenden Versammlung wurde die Pflege der Naturwissenschaften als Surrogat der bisherigen religiös sittlichen Erziehung erörtert. Ein Redner behauptete, die Naturkunde beschäftige den ganzen Menschen und greife in alle Lebensverhältnisse ein, ein anderer, die Naturkunde sei die Grundlage der idealen Bildung, ein dritter ging noch weiter, indem er offenbarte, sie sei nicht weniger als die Grundlage für den Bestand der Völker, sie sei die Lehrerin der Freiheit u. dgl. m. Am weitesten aber ging zum Staunen seiner nähern Bekannten Bürgerschul-Direktor Schröder aus Mannheim mit seiner Behauptung, daß der Hochmuth fallen werde durch den Unterricht in Naturwissenschaften, denn der Hochmuth, voran der religiöse, sei lediglich eine Folge von Unkenntniß der Natur. Herr Schröder würzte seine Bescheidenheitslehre durch tendentiöse Ausfälle, welche von den Gallerien jubelnd acceptirt wurden. Als Hauptlehrer Lohrer aus Mosbach sich die bescheidene Einwendung erlaubte, ihm komme es vor, als ob man die

Natur schier vergöttere, man müsse hierüber auch Anderes noch denken und gelten lassen, da wurde der Reaktionär unterbrochen. Mit staunenswürdiger Volubilität der Zunge verkündigte dann ein Herr Lange aus Hamburg, daß die Schule eine Art Freimaurerloge werden müsse, um etwas werth zu seyn.

Am 28. Mai Nachmittags hielt Dr. Paldamus aus Frankfurt eine lange Rede, in welcher er die Staatsomnipotenz im Erziehungswesen tadelte, die Erziehung der Familie zuwies und die Vorzüge der Communalschule als Gemeindeschule vor den Staatsschulen begründete. Das gefiel nicht. Als aber Oberlehrer Kuhn von Mannheim der Versammlung öffentlich sein Bedauern aussprach, daß in der Sache nicht entschieden genug vorangegangen werde und insbesondere, daß er seinen Vortrag über die Communalschule nicht habe halten dürfen; und als dann Freund Krebs, Institutslehrer von Mannheim, ausrief: „Wenn ihr eine deutsche Schule, deutsche Lehrer und ein deutsches Volk wollt, dann müßt ihr die Schule vom Joche des Klerus befreien!" da zündete Herr Krebsens Wort in der Mannheimer Fortschrittsversammlung; weder vorher noch nachher dröhnte ein so mächtiger Beifallssturm durch die Räume der Trinitätskirche wie dießmal. Herr Berthel aus Dresden will einen Einfluß der Gemeinde und der Kirche auf die Volksschule beibehalten wissen, verwahrt sich aber ebenso energisch als überflüssig dagegen, als ob er unter dem Namen Kirche die Hierarchie verstanden haben wolle. Zum letztenmal tritt Stadtpfarrer Schellenberg von Mannheim auf, um seinem Bedauern, daß die Frage der Confessions-Schule nicht erörtert worden sei, die Erklärung beizufügen: er sei in Sachen des Schulwesens für das Staatsprincip; er freue sich ob der Trennung der Schule von der Kirche und könne versichern, daß diese Trennung in Baden in nächster Aussicht stünde — eine Versicherung, welcher die Anwesenheit des Großherzogs bedeutungsvollen Nachdruck verlieh. So tröstlich hatte eben auch Hr. Knies selber im Löwenkeller zu Mannheim geredet.

Um Mitte Juni kam dann eine Verordnung über die Einberufung von 20 Beiräthen aus der Zahl der Lehrer des Landes zur Begutachtung über Fragen der bevorstehenden Volksschulreform. Von diesen Beiräthen ernannte der Ober-Schulrath 8; die übrigen 12 mußten von den Hauptlehrern des Landes gewählt werden und zwar binnen 14 Tagen. Sofort stellten die Parteien ihre Candidaten auf, allein bei den Wahlen zersplitterten sich die Stimmen dermaßen, daß nur 5 Hauptlehrer über je 1000, und nicht weniger als 465 Hauptlehrer je unter 25 Stimmen erhielten. Zur Zeit dieser Wahlen schaffte sich ein sehr braver Schwarzwälder Lehrer das Porträt des von ihm nichts weniger als verehrten Ober-Schuldirektors an. Vom Geistlichen befragt, weßhalb er dieses Bild aufgehängt habe, erwiderte er treuherzig: Oh, wa thuet me nit us Angst! Fürwahr, die Angst vor dem Oberschuldirektor wirkte unter den badischen Lehrern besser als alle Schulartikel, denn Herr Knies ist ein energischer Pädagoge!

(Schluß folgt.)

XLVI.

Zur Charakteristik neuester Geschichtschreibung.

I. Ein neuer confessioneller Tendenzliterat

hat sich in der Person eines Sybelianers, des Privatdocenten Carl van Noorden aus Bonn hervorgethan, der in der gemeinsam mit Theodor Bernhardt herausgegebenen Schrift „Zur Würdigung Johann Wilhelm Löbells“ (Braunschweig bei Schwetschke und Sohn 1864) mit einer Leidenschaftlichkeit und Bornirtheit gegen die katholische Kirche, gegen katholische Institutionen und katholische Wissenschaft zu Felde zieht, wie es in unserer Zeit Gottlob nur mehr seltener vorkommt. Bei Anpreisung der anfangs in Gelzer's protestantischen Monats-Blättern anonym erschienenen „Historischen Briefe an einen Sorglosen“, als deren Verfasser sich später Prof. Löbell herausstellte, läßt sich der genannte Privatdocent an einer paritätischen Universität im J. 1864 vernehmen, wie folgt: „Die Schaaren des Jesuitenordens vollführten ihr bald blutiges, bald überlistendes Bekehrungswerk ... Wenn die Fanatisirung des niedersten käuflichen Pöbels ihren geheimen Kunstgriffen, ihren aufreizenden Reden versagte, mußte die Allgewalt des für die Sache des Glaubens und die dargereichten politischen

und finanziellen Lockmittel erhitzten Fürsten und Landesvaters den Deckmantel für ihre gewaltthätigen Umtriebe bieten. Ein Blick in den Spiegel der Geschichte lehrt uns am deutlichsten die Tendenzen, die innere Organisation, die sanktionirten Mittel der heutigen ultramontanen Partei verstehen... Sie umlagert mit denselben Schmeichelworten, wie vor Zeiten, die Throne und Cabinette, buhlt mit gleicher Leidenschaft wie einstmals um den Beifallsruf des Pöbels... Der feine Spürsinn der Ratte, die zeitig genug das leck gewordene Schiff verläßt, ist allbekannt, keine Garantie darum ist geboten, daß der Ultramontanismus nicht gelegentlich einmal wieder in den vordersten Reihen einer mit Bürger- und Königsblut befleckten Straßen-Demagogie kämpft." Diese letzteren Worte gelten als Mahnung an die preußische Regierung, von der der Literat beklagt, daß sie der katholischen Kirche in den Rheinlanden zu günstig gesinnt sei. „Nicht scharf genug läßt sich jenes unnatürliche Bündniß rügen, welches nach der Erwerbung des ehemals kurfürstlichen Landes sich zwischen Berlin und den Ultramontanen am Rheine schloß... Dieselbe Genossenschaft, welche so oft die Zweckmäßigkeit es gebot in den Reihen der zügellosesten Revolutionäre gekämpft, Throne gestürzt, den Mordstahl des Fanatikers gegen gesalbte Könige gedungen, sollte in dem neuerworbenen Lande dem altpreußischen protestantischen Staat gegen die sprüchwörtliche Freisinnigkeit der Rheinländer dienen." Der Literat droht dann der preußischen Regierung, daß es ihr so ergehen werde, wie ehemals dem deutschen Kaiserthum, dessen Unterstützung das Papstthum „mit Brandstiftung im deutschen Reich" belohnte! Das Urtheil über eine solch' schamlose Störung des confessionellen Friedens in den Rheinlanden überlassen wir dem Leser. Von einer eigentlichen Wissenschaft kann, nach den Auslassungen des Bonner Pamphletisten, bei den Katholiken gar keine Rede seyn, sondern nur von einem „entehrenden Mägdedienst wissenschaftlicher Forschung." Aber noch mehr. Die Kämpen der katholischen Wissenschaf[t] raffen „alle Kräfte und Mittel zum Widerstand

des unter den Füßen wankenden Bodens zusammen. Das Rüstzeug, läßt sich nicht läugnen, ist ein stattliches. Jahrhunderte haben an den Waffen, die die Kämpen des 19. Jahrhunderts schwingen, geschmiedet. Reichliches Blut, das für die Sache der Wahrheit und der geistigen Freiheit vergossen wurde, klebt an den rostigen Schwertern und Spießen"... Diese ultramontanen Obscuranten in der Wissenschaft erreichen zwar nichts. „Aber das Ziel ist zum großen Theile schon erreicht, wenn es ihnen gelang Schrecken und Betäubung zu verursachen. Was fragen sie nach Ueberzeugung; nicht auf diese sowohl, sondern auf blinde Unterwerfung kommt es an. Sind doch unter den Führern selbst die stärkeren Geister keineswegs überzeugt!" Dann wird noch weiter deklamirt in den widerwärtigsten Ausdrücken über „Concordatsmänner und Schutzzöllner, Partikularisten und Großdeutsche"; die Historiker Hurter, Klopp u. s. w. erhalten ihre obligaten Hiebe, und zuletzt verliert der Pamphletist alle Fassung, wenn er über die „Raub- und Beutezüge" der „ritterlichen Raubhelden" in den Histor.-polit. Blättern jammert, und deren „rühriges Spionirsystem" denuncirt, welches „dem Prototype der heiligen Inquisition" entspricht. Doch genug! Herr Privatdocent Karl van Noorden ist ein geistig unbedeutendes enfant terrible des Sybelianismus, aber wir haben es für passend erachtet, darauf aufmerksam zu machen, in welcher Form dieser Herr aus der Schule schwatzt.

II. Ein moderner Cäsaropapist.

Bis zu welchem Tone der Polemik sich die Historische Zeitschrift des Herrn von Sybel in ihrem Hasse gegen die Kirche versteigt, zeigt im neuesten Heft Bd. II. in erschreckender Weise ein Aufsatz von Ottokar Lorenz: „Kaiser Friedrich II."

Wir haben diesen Aufsatz unmittelbar nach der erwähnten Schmähschrift des Herrn van Noorden gelesen, und gestehen, daß wir bei unserer Beschäftigung mit den laufenden Erscheinungen der Literatur seit Jahren keine so peinlichen Eindrücke gehabt als bei der Lektüre dieser beiden Arbeiten. Bürgert sich der Ton, der hier angeschlagen wird, in unsere Literatur ein, so ist es vorbei mit allem Anstand und aller Urbanität. Doch wir wollen auch hier die Leser aus den eigenen Worten des Herrn Lorenz urtheilen lassen, und bemerken nur vorher, daß die Zeitschrift des Herrn von Sybel auf einen „wissenschaftlichen" Charakter Anspruch macht, und daß ihr Mitarbeiter Lorenz unseres Wissens katholischer Professor an der Wiener Universität ist.

Die neuere kirchenfreundliche Geschichtschreibung, sagt der Herr Verfasser, habe den Kaiser Friedrich II. „zur Folie aller Laster und Sünden gemacht", und in seiner Beurtheilung nicht geruht, „bis sie nicht alle Schandthaten erschöpft hatte, die einem Feinde der Kirche nur immer angedichtet werden können." Friedrich II. hätte „titanische Angriffe" von ihnen erdulden müssen, und zu den Angreifern gehöre vor allem Böhmer aus Frankfurt, der Verfasser der großartigen Kaiserregesten, der „aus allen möglichen übelberüchtigten Quellen" einen „förmlichen Pranger errichtet hat, an welchen er das Bild des Kaisers mit gehässigen Hammerschlägen anheftete." „Spätere Generationen, verkündet Lorenz, werden das nicht ohne Lächeln" bemerken. Auch „die magersten Artikel der historisch-politischen Blätter" haben sich in dem „ewigen Einerlei der hinreichend bezeichneten Richtung fortbewegt". Man sieht, wie übel berüchtigt die „gelben Blätter" sind, gegen die, wie wir hörten, auch van Noorden seine Pfeile richtet. Aber wir möchten doch Herrn Lorenz daran erinnern, daß die Reihe der Verurtheiler Kaiser Friedrichs II. in Deutschland nicht mit den Ultramontanen beginnt, sondern mit Historikern, die der Verfasser schwerlich dieser „Richtung" zuzählen wird, nämlich mit dem Göttinger Spittler und dem Heidelberger Schlosser,

deren Ansichten über Friedrich er in ihren Werken an betreffender Stelle nachlesen möge.

Allerdings will Lorenz den Kaiser nicht gerade „als ein Muster eines sogenannten ehrlichen Dutzendpolitikers“ aufgestellt wissen und tadelt deßhalb die neueren Vertheidiger desselben, die „nach dem Spruch: Ueb' immer Treu und Redlichkeit bis an dein stilles Grab — daran gegangen sind mit reinlichem Tuch die schwarzen Flecken des Porträts zu putzen.“ Ob z. B. Friedrich den Moses, Christus und Mahomet für die drei größten Betrüger erklärt habe — wie derselbe bekanntlich gethan — ist für Lorenz eine Frage von „durchaus untergeordneter Natur“, die „keinerlei ernste Würdigung verdient“; denn „daß Friedrich allerlei Aeußerungen gethan haben mag, die christlichen oder heidnischen Zeloten Anstoß erregten, mag ja seyn.“ „Und ganz ähnlich verhält es sich mit den Nachrichten über Friedrichs Neigungen zur Wahrsagerei und Zeichendeuterei“, so wie auch über dessen „geschlechtliche Vergehungen“. Friedrich II. errichtete bekanntlich auf Sicilien förmliche Harems. Derartige Dinge haben aber für Herrn Lorenz nur „ein anecdotisches Interesse“. Man müsse den Kaiser nach großen Grundsätzen beurtheilen, und darum müsse er „leider bekennen, daß große, wirklich wirksame Gesichtspunkte nur von jenen kirchlichen Schriftstellern vertreten worden sind, die Friedrich II. als den Antichrist zu schildern liebten, um dadurch ihren Tendenzen auf Kosten der Wahrheit Eingang zu verschaffen, und die Welt für eine Anschauung zu gewinnen, welche der scholastische Geist des Mittelalters hervorgetrieben und die auf die Bevormundung der Welt durch den römischen Stuhl abzielt.“

Die Politik der Staufer im Allgemeinen und die Friedrich's II. insbesondere ist für Lorenz die großartigste Politik, indem sie „die päpstliche Gewalt habe im Zaum halten und sodann ihr in der katholischen Welt erworbenes Ansehen als Mittel für die Allgewalt des weltbeherrschenden Kaiserthums benützen“, und somit Deutschland vor dem „schlimmsten Joch römischer Bevormundung“ schützen wollen. Das Alles konnte

nur durch die Erwerbung Unteritaliens geschehen, und darum sieht der Verfasser in dieser Erwerbung „die muthige That eines Herkules, den Stier bei den Hörnern zu fassen.“ Hätte der junge Friedrich eine Rede an die Deutschen gehalten, so würde er, nach der Divinationsgabe des Verfassers, unter anderm haben sagen können, daß Papst „Alexander III. nicht etwa bloß den Bürgerkrieg in Oberitalien in dem Lehen des Reichs, sondern in Mitte Deutschlands selbst provocirte“, und daß der Besitz Italiens dem deutschen Reiche gar nicht schaden könne (S. 325). Später aber hat der Verfasser diese Rede, die er den Kaiser „nach Art des Thucydides“ möchte halten lassen, wahrscheinlich vergessen, denn auf S. 371 gibt er an, „daß das Verständniß für nationale Bedürfnisse und Regungen dem Imperator völlig abhanden gekommen war“, wegen seiner Vorliebe für Italien! Der Verfasser könnte demnach aus der Logik das Capitel von den Widersprüchen noch mit Nutzen studiren.

Die Plane der kirchlichen Bevormundung durch die Kaisergewalt faßte Friedrich sehr früh, aber er mußte gegen Papst Innocenz III. Freundschaft heucheln, das verlangten „die Grundsätze aller anerkannten und bewährten Politik“, und darum findet es der Verfasser sehr thöricht von den Vertheidigern des Kaisers, „glauben machen zu wollen, er habe überhaupt gegen die Tendenzen der römischen Curie nicht nur nichts im Schilde geführt, sondern die innigste Freundschaft, die er vorgegeben, auch wirklich für sie gefühlt.“ Herr Lorenz ist ein gewiegter Politiker. Mit einem Mann wie Innocenz III. konnte der Kaiser, entwickelt er, nicht sofort anbinden; er mußte den Kampf hinausschieben, und darum ging „Friedrich auf alle möglichen Forderungen und Bedingungen vorerst bereitwilligst ein;“ .. „moralisch war es jedenfalls nicht, aber politisch desto mehr zu billigen, daß er sich mit zweideutigen Zusagen half,“ daß er „gegebene Versprechen nach Belieben zu brechen oder zu halten für gut fand.“ Seine Doppelzüngigkeit und Zweideutigkeit ist nur das „Resultat einer geistigen Pädagogik.“ Das weitere Gerede des Verfassers über diese Dinge ist wahrhaft aneckelnd.

Friedrich steht dem Herrn Lorenz in seinem ganzen Verhalten gegen die Kirche so hoch da, daß er ihn als den „letzten Kaiser" bezeichnet. Auch in der „Organisation des Staates" verdient Friedrich die höchste Bewunderung. „Der König regiert an der Spitze eines fest gegliederten Beamtenstaates in unbeschränktester Weise." Also Bureaukratie ist das Ideal. Und weiter. Kraft seiner kaiserlichen Rechte „übt er den unbedingtesten Einfluß auf die geistliche Gewalt in seinem Königreiche aus." Also vollständiger Cäsaropapismus ist das Ideal.

Welche Stützen suchte nun Friedrich? „Darüber kann man nun freilich zweierlei Meinung seyn, ob die Politik Friedrichs, indem sie sich auf einen so selbstsüchtigen und ehrgeizigen Bundesgenossen, wie der Fürstenstand war, stützte, zu billigen sei" (S. 344); aber auf derselben Seite zweifelt der Verfasser nicht, daß gleichwohl „in diesen deutschen Fürsten eine großartige kaiserliche Politik ihre einzige ausgiebige Stütze fand!" Und bei diesen und ähnlichen Expektorationen müssen statt Gründen dem Verfasser Redensarten aushelfen, wie sie seit Gervinus in Deutschland gebräuchlich geworden. „Männer, welche der Vergangenheit kundig sind, dürfen diese Frage gar nicht mehr zu beantworten unternehmen", oder „Jeder der noch eines unbefangenen Gedankens in diesen Dingen fähig ist": das sind Trümpfe für Feuilletonisten. Ebenso die starkgewürzten Ausdrücke über die Hierarchie, über die „ultramontane Richtung" im 13. Jahrhundert u. s. w. Nicht bloß über Innocenz III. wird in der frivolen Weise des Encyclopädismus abgeurtheilt, auch Gregor IX. hat auf das Verderben Deutschlands gesonnen; er hat „die Wunde des Kaiserreiches immer offen zu erhalten gesucht, an deren Eiterung es dann zu Grunde gehen sollte," bei dem Tode Cölestins IV. scheint der Verfasser absonderliche Dinge zu vermuthen. „Doch was geschah — drei Wochen nach seiner Wahl war Cölestin IV. eine Leiche; er starb, wie schon manchmal Päpste zu rechter Zeit gestorben waren. Denn nun hatten die Cardinäle wieder freie Hand." Bei Innocenz IV. wurde die Kirche „geheimnißvoll und abenteuerlich gerettet."

Von dem großen Concil in Lyon 1245 urtheilt Lorenz: „der ganze kirchliche Apparat der hier in Scene gesetzt worden war, hatte nichts zu bedeuten als die eigentlichen politischen Tendenzen des Papstes zu verdecken." Für die päpstliche Hierarchie war „der Staat nichts Anderes als ein zufälliger Appendix der kirchlichen Einrichtungen, bloß dazu da, damit das Priesterthum ein Objekt seiner Heilsthätigkeit besitze"; ferner war „jeder politische Ungehorsam gegen den Willen des Papstes Sünde wider den heiligen Geist und schlimmer als alle übrigen Laster und Verbrechen." In diesem Ton wird weiter raisonnirt und die Kirche für „eine Institution innerhalb des Kaiserreiches" erklärt.

Und die Nutzanwendung? Selbst die höchsten Anstrengungen des Kaiserthums waren nicht im Stande „die Kirche in diejenigen Bahnen zu leiten, welche dem Gedeihen und der Entwicklung des Staatslebens entsprechen." Nur die „ständische Opposition", nur die „parlamentarische Verfassung" vermag das, wie sie es in England bewiesen. Das möge sich denn der österreichische Reichsrath in seinem Kampfe gegen das Concordat gesagt seyn lassen.

Der eingegangenen historischen Zeitschrift von Adolf Schmidt kann man gewiß keine besondern katholischen Sympathien nachrühmen, sie war vielmehr streng protestantisch; aber wie hoch stand sie doch in wissenschaftlicher Beziehung da, wenn man ihre Leistungen mit den tendenziösen Feuilletonisten-Arbeiten (à la Lorenz, Bluntschli, Baumgarten u. s. w.) in der Zeitschrift des Herrn v. Sybel vergleicht. Der edle Freiherr von Stein hat es prophezeit, daß die „politischen Tendenz-Jäger" in der Geschichte alle wahre Geschichtschreibung in Deutschland bankerott machen würden, wenn gleich sie sich auf ihre philologische Kleinmeisterei und auf ihr ruheloses Eindringen in alle möglichen Details auch noch so viel zu Gute thun möchten. Aber es ist erfreulich, daß trotz aller Rührigkeit dieser „Tendenzjäger" der gesunde Sinn im deutschen Volke immer lebendiger erwacht und über die modernen Geschichtsbau-

Friedrich steht dem Herrn Lorenz in seinem ganzen Verhalten gegen die Kirche so hoch da, daß er ihn als den „letzten Kaiser" bezeichnet. Auch in der „Organisation des Staates" verdient Friedrich die höchste Bewunderung. „Der König regiert an der Spitze eines fest gegliederten Beamtenstaates in unbeschränktester Weise." Also Bureaukratie ist das Ideal. Und weiter. Kraft seiner kaiserlichen Rechte „übt er den unbedingtesten Einfluß auf die geistliche Gewalt in seinem Königreiche aus." Also vollständiger Cäsaropapismus ist das Ideal.

Welche Stützen suchte nun Friedrich? „Darüber kann man nun freilich zweierlei Meinung seyn, ob die Politik Friedrichs, indem sie sich auf einen so selbstsüchtigen und ehrgeizigen Bundesgenossen, wie der Fürstenstand war, stützte, zu billigen sei" (S. 344); aber auf derselben Seite zweifelt der Verfasser nicht, daß gleichwohl „in diesen deutschen Fürsten eine großartige kaiserliche Politik ihre einzige ausgiebige Stütze fand!" Und bei diesen und ähnlichen Expektorationen müssen statt Gründen dem Verfasser Redensarten aushelfen, wie sie seit Gervinus in Deutschland gebräuchlich geworden. „Männer, welche der Vergangenheit kundig sind, dürfen diese Frage gar nicht mehr zu beantworten unternehmen", oder „Jeder der noch eines unbefangenen Gedankens in diesen Dingen fähig ist": das sind Trümpfe für Feuilletonisten. Ebenso die starkgewürzten Ausdrücke über die Hierarchie, über die „ultramontane Richtung" im 13. Jahrhundert u. s. w. Nicht bloß über Innocenz III. wird in der frivolen Weise des Encyclopädismus abgeurtheilt, auch Gregor IX. hat auf das Verderben Deutschlands gesonnen; er hat „die Wunde des Kaiserreiches immer offen zu erhalten gesucht, an deren Eiterung es dann zu Grunde gehen sollte," bei dem Tode Cölestins IV. scheint der Verfasser absonderliche Dinge zu vermuthen. „Doch was geschah — drei Wochen nach seiner Wahl war Cölestin IV. eine Leiche; er starb, wie schon manchmal Päpste zu rechter Zeit gestorben waren. Denn nun hatten die Cardinäle wieder freie Hand." Bei Innocenz IV. wurde die Kirche „geheimnißvoll und abenteuerlich gerettet."

Von dem großen Concil in Lyon 1245 urtheilt Lorenz: „der ganze kirchliche Apparat der hier in Scene gesetzt worden war, hatte nichts zu bedeuten als die eigentlichen politischen Tendenzen des Papstes zu verdecken.“ Für die päpstliche Hierarchie war „der Staat nichts Anderes als ein zufälliger Appendix der kirchlichen Einrichtungen, bloß dazu da, damit das Priesterthum ein Objekt seiner Heilsthätigkeit besitze“; ferner war „jeder politische Ungehorsam gegen den Willen des Papstes Sünde wider den heiligen Geist und schlimmer als alle übrigen Laster und Verbrechen.“ In diesem Ton wird weiter raisonnirt und die Kirche für „eine Institution innerhalb des Kaiserreiches“ erklärt.

Und die Nutzanwendung? Selbst die höchsten Anstrengungen des Kaiserthums waren nicht im Stande „die Kirche in diejenigen Bahnen zu leiten, welche dem Gedeihen und der Entwicklung des Staatslebens entsprechen.“ Nur die „ständische Opposition“, nur die „parlamentarische Verfassung“ vermag das, wie sie es in England bewiesen. Das möge sich denn der österreichische Reichsrath in seinem Kampfe gegen das Concordat gesagt seyn lassen.

Der eingegangenen historischen Zeitschrift von Adolf Schmidt kann man gewiß keine besondern katholischen Sympathien nachrühmen, sie war vielmehr streng protestantisch; aber wie hoch stand sie doch in wissenschaftlicher Beziehung da, wenn man ihre Leistungen mit den tendenziösen Feuilletonisten-Arbeiten (à la Lorenz, Bluntschli, Baumgarten u. s. w.) in der Zeitschrift des Herrn v. Sybel vergleicht. Der edle Freiherr von Stein hat es prophezeit, daß die „politischen Tendenz-Jäger“ in der Geschichte alle wahre Geschichtschreibung in Deutschland bankerott machen würden, wenn gleich sie sich auf ihre philologische Kleinmeisterei und auf ihr ruheloses Eindringen in alle möglichen Details auch noch so viel zu Gute thun möchten. Aber es ist erfreulich, daß trotz aller Rührigkeit dieser „Tendenzjäger“ der gesunde Sinn im deutschen Volke immer lebendiger erwacht und über die modernen Geschichtsbau-

päischen Staatensystems festhalten wollte. Eine dunkle Intrigue, zu welcher von St. Petersburg aus der Wahnsinn der liberalen Demokratie auf Seeland benützt wurde, gab der Sache plötzlich die entgegengesetzte Wendung; als seinen großen „Purzelbaum“ soll der gewesene Minister selber diese aufgenöthigte Front-Aenderung bezeichnet haben. Aber noch war nicht Alles verloren. Konnte nicht gerade jetzt aus dem ephemeren Bündniß mit Preußen jene deutsche Centralstellung hervorgehen, welche den Rest des europäischen Staatensystems zu behüten hätte? Das war die Lebensfrage für Graf Rechberg. Wäre nicht jede Hoffnung auf eine günstige Antwort aus Berlin verloren, dann wäre er noch Minister: das ist unsere Meinung.

Ohne Zweifel ist der neue Leiter der Wiener Staatskanzlei ein höchst ehrenwerther Mann wie sein Vorgänger; aber es ist merkwürdig, wie verschiedene Ideenassociationen sich an die Namen der zwei Männer knüpfen. Wer „Graf Rechberg“ sagte, der mußte nothwendig an Frankfurt, an den Bundestag, an die großdeutsche Sache denken, dem Namen hing ein gewisser Reichsgeruch unverwischbar an. Wer jetzt „Graf Mensdorff-Pouilly“ sagt, der denkt sofort an den Gesandten in Petersburg der des Czaren Nikolaus' Gunst in hohem Grade genossen haben soll; an den Besuch in den Tuilerien aus dem, wie man sagt, ein genaueres Bekanntseyn mit dem Imperator hervorging; an die nahe Verwandtschaft mit Koburg und mit der Königin von England, deren Mutter eine leibliche Schwester der Mutter des neuen Ministers war. Der Minister mit dem urdeutschen Namen ist abgetreten; das scheint zu beweisen, daß man in Wien keine Hoffnung mehr hat, mittelst der großdeutschen Idee eine neue Stütze für den Rest des europäischen Staatensystems zu schaffen. Aber damit ist keineswegs gesagt, daß nun auch die europäische Allianz mit Preußen aufgegeben sei. Vielleicht verheißt der neue Minister mit dem eminent europäischen Namen sogar das Gegentheil.

Eine beliebte Version glaubte den Fall des Grafen Rechberg aus der geringen Wärme erklären zu müssen, deren seine

Annäherungsversuche aus Anlaß der französisch-italienischen Convention in Paris sicher gewesen seien. Daß in den Tuilerien das Ereigniß mit Vergnügen aufgenommen wurde, ist gewiß; man wird sich dort stets über jedes Anzeichen freuen, das eine Entfernung Oesterreichs von Deutschland und der deutschen Idee zu bedeuten scheint. Aber der unmittelbaren Rücksicht auf den Imperator zum Opfer zu fallen, dürfte doch erst einem Nachfolger Rechbergs vorbehalten seyn. Vielleicht dem Grafen Mensdorff selber, wenn einmal die Aufgabe Oesterreichs, sich wegen Italiens mit Frankreich auf guten Fuß zu stellen, dringend wird, und wenn dann der leitende Staatsmann sich der Wahrnehmung — ausbleiben wird dieselbe nicht — länger nicht mehr entschlagen kann, daß die Hindernisse der Verständigung viel weniger am Mincio liegen als am Rhein.

Abermals scheinen sich hier eigenthümliche Analogien darzubieten. Der Mann mit dem Namen der alten schwäbischen Reichsbarone ist gefallen, weil er sich in dem Verhältniß Oesterreichs zum deutschen Bunde keinen Rath mehr wußte. Wie, wenn sein Nachfolger mit dem halbdeutschen Namen bald auch mit der deutschen Integrität sich keinen Rath mehr wüßte? Schon dringen hinter ihm die österreichischen Staatsmänner mit un- und antideutschen Namen heran, und Hr. von Schmerling hat zu ungelegenster Stunde die ungarische Frage wieder auf die Tagesordnung schreiben müssen, was immer den Tritt Oesterreichs auf eine geneigte Glattbahn bedeutet. Ist es so undenkbar, daß schon der zweite Nachfolger Rechbergs allein die engsten Interessen des eigenen Reichs in's Auge zu fassen und der deutschen Bundespolitik jede fernere Betheiligung mit Gut und Blut zu verweigern gezwungen seyn wird?

So weit denken die zwei großen Parteien in Deutschland niemals, die sich jetzt, bei diametral entgegengesetzten Zielen, doch ganz gleichmäßig über den Sturz des Grafen Rechberg freuen. Die preußische Fortschrittspartei jubilirt, aber die großdeutsch-liberale jubilirt nicht weniger, und jede glaubt, daß der österreichische Ministerwechsel in ihrem Interesse liege. Dieß ist

aber offenbar unmöglich: dasselbe Ereigniß kann nicht gleichmäßig zum Vortheile der kleindeutschen und der großdeutschen Sache ausfallen, eher zum Nachtheile beider. Sehen wir nun, wie es kommt, daß dennoch beide Parteien in den gleichen Illusionen sich wiegen.

Ungleich mehr Grund zum Jubiliren hat allerdings die Partei des Nationalvereins, wenn auch nicht in dem Sinne wie sie glaubt. Sie meint: mit dem Verschwinden des Gründers der österreichisch-preußischen Allianz, die sich von Anfang an ihres Hasses mit Recht erfreute, werde auch das Ende der Allianz selber gegeben seyn. Sie meint, Graf Rechberg müßte heute mehr als je Minister seyn, wenn nicht in dem Moment, wo das Einvernehmen der zwei Mächte in der schleswig-holsteinischen Frage die Probe zu bestehen hatte, unausgleichbare Mißverständnisse entstanden wären. Die Partei weiß sehr wohl, daß ein solcher Bruch jetzt gefährlicher wäre als je und das Verhältniß zwischen Oesterreich und Preußen so feindselig gestalten müßte wie nie. Denn bis jetzt haben die zwei Mächte immer nur um Velleitäten gestritten, die sich nach den Umständen auch wieder vertagen ließen, nie um einen Gegenstand hochwichtigen Gewinns oder unmittelbaren Verlusts wie nun in Schleswig-Holstein. Für die Partei ist aber die feindliche Spannung der zwei Mächte das Lebenselement wie für den Fisch das Wasser, darum freut sie sich in der Meinung, daß die in Wien aufgestiegenen Wolken neue Wasser der Zwietracht reichlich verheißen.

Aber hierin könnte die Partei sich irren. Wenn auch der Rücktritt des Grafen Rechberg allem Anscheine nach die großdeutsche Bedeutung des Bundes der zwei Mächte dementirt, so könnte nichtsdestoweniger die europäische Allianz zwischen Wien und Berlin fortbestehen. In dieser Qualität könnte sie sogar um so fester werden, je mehr die Bundesreform in Vergessenheit geräth. Der neue Minister ist nicht ein Diplomat aus dem Bureau, sondern Soldat von früher Jugend an; als Mann des Degens wird er schwerlich seine Hoffnung auf juristisch ausgeklügelte Artikel einer neuen Reformakte bauen; aber

er wird Revue halten über die möglichen Anhaltspunkte Oesterreichs in dieser schweren Zeit, und er wird nicht leicht den Sperling der preußischen Allianz aus der Hand werfen für eine kaum sichtbare Taube auf dem Dach. Verstünde die Partei des Nationalvereins sich ruhig unter die Weisheit des Hrn. von Bismarck zu fügen, so würde sie auch darin ihren Vortheil ersehen; denn es ist unfraglich, daß jede Allianz der zwei Mächte, welche nicht auf die gesammtdeutsche Reform abzweckt, sondern eine bloß europäische bleibt, dem preußischen Hegemonie-Streben außerordentlich günstig, ja die Präformation des engern und weitern Bundes ist.

Schon darum wird das Einvernehmen mit Oesterreich in Berlin ein „gesuchter Artikel" bleiben. Hr. von Bismarck liebäugelte mit Frankreich, weil er diesen Artikel nicht besaß, und nachdem er ihn besitzt, wird er ihn festhalten um jeden Preis, nur nicht um den des — Zwecks. Es ist klar, welchen Unterschied es schon für die nächste Aufgabe macht, ob Preußen in Schleswig, Holstein und Lauenburg die Stimme Oesterreichs für oder gegen sich hat. In diesen Ländern, deren alleinige Herren von nun an die zwei Mächte sind, wird Preußen verhältnißmäßig leicht seine Ziele erreichen, soweit man in Wien beistimmt. Es käme hingegen in die verwünschteste Lage, wenn Oesterreich plötzlich auf die Seite der mittelstaatlich-augustenburgischen Partikularisten träte. Preußen stünde vor der peinlichen Wahl, entweder den „Hafen von Kiel" mit Zugehör, der seit zehn Jahren als unentbehrliches Machtbedürfniß der norddeutschen Monarchie dogmatisch definirt ist, im letzten Moment mit dem Rücken anzusehen, und ohne andern Lohn für das bei Düppel und Alsen vergossene Blut als den problematischen „Dank" der deutschen Patrioten heimzuziehen — oder es könnte allerdings allen Mächten des Bundes trotzend in den Herzogthümern stehen bleiben; aber was dann?

Gerade so, wie wir hier sagten, müssen nun die Dinge kommen, wenn die Freude der großdeutsch-liberalen Partei über den österreichischen Ministerwechsel nicht völlig getäuscht

werden soll. Dieser Graf Rechberg, sagt das Reformvereins-Blatt mit gesperrter Schrift, „habe Oesterreich in Einem Jahre mehr Schaden zugefügt, wie Metternich von 1815 bis 48.“ Um nun den Schaden wieder gutzumachen, soll der neue Minister reuig zu dem Mittelstaaten zurückkehren und mit ihnen den Bundesbefehl an Preußen erlassen, daß es mit leeren Händen aus den Herzogthümern zurückzumarschiren und dieselben als souveraines Land dem Augustenburger unbedingt zu übergeben habe. Sehr wohl; haben sich aber die Herren auch schon die Gewissensfrage vorgelegt: wenn Preußen dem Befehl nicht gehorchen will, was dann?

Wer ist denn diese großdeutsch-liberale Partei, deren „Stütze“ von so großem Werth für Oesterreich seyn soll? Sie ist ein unklares Gemisch sehr verschiedener Richtungen, und sie enthält namentlich zwei sich geradezu widersprechende Elemente. Das sind erstens die verkappten Partikularisten. Sie betheiligen sich gegen den Nationalverein und die preußische Hegemonie an der großdeutschen Partei, aber von der Bundesreform reden sie nur, weil sie glauben, es werde ja doch nichts daraus. Von Oesterreich verlangen sie im Grunde nichts als die ewige Entzweiung mit Preußen; so lange diese besteht, fühlen sie sich sicher und wohl zwischen den streitenden Rivalen wie in Abrahams Schoß. Auch in der schleswig-holsteinischen Sache haben sie vor Allem die Entzweiung angestrebt; Oesterreich sollte ihnen den Augustenburger durchsetzen helfen, dieser sollte einen Damm bilden gegen die preußischen Absichten in den Herzogthümern, und so sollte auch aus dieser Frage wieder dem Feuer des großmächtlichen Zwistes neues Brennmaterial zugeführt werden. Wenn nun eine solche Politik, die gerade darauf berechnet ist niemals Stand zu halten, sich Oesterreich als „Stütze“ anbot, so ist es wohl nicht zu verwundern, daß dem Grafen Rechberg jetzt vorgeworfen wird: er habe auf die Höfe und Minister der Mittelstaaten mit Geringschätzung herabgesehen.

Zweitens enthält aber die großdeutsch-liberale Partei auch ehrliche und treffliche Patrioten, denen die gesammtdeutsche

Umgestaltung des Bundes wirkliches Herzensanliegen ist. Daß auch diese Herren den Rücktritt des österreichischen Ministers bejubeln, ist ein Uebermaß politischer Verkennung. Eben sie dürften an dem Grafen ihren verlässigsten Freund verloren haben. Wenn er sich geäußert hat: der Fürstentag sei ein „unüberlegter Schritt" gewesen, den er nie gebilligt habe, so macht es seinem politischen Verstand alle Ehre. Im Uebrigen hat er die großdeutsche Idee festgehalten von Solferino bis Alsen; sein Nachfolger hat nun den klaren Rückblick auf die Wege, welche sein Vorfahrer betreten hat bis an die Grenzen der Möglichkeit; wird nicht vielleicht an diesem Punkt eine Warnungstafel aufgerichtet seyn mit der Inschrift: Vestigia terrent!

Aber gesetzt, der Ministerwechsel habe wirklich, wie die Partei sich schmeichelt, „die Rückkehr Oesterreichs zur großdeutschen Bundespolitik zur Folge" — was muß dann geschehen? Zum Unglück handelt es sich nicht um den Idealismus einer neuen Reformakte, sondern um das sehr reelle Objekt der überelbischen Herzogthümer, Lauenburgs ganz zu geschweigen. Da muß sofort Beschluß gefaßt werden. Oesterreich soll also Hand in Hand mit den Mittelstaaten die ungeschwächte Souverainetät des Augustenburgers in Schleswig-Holstein einsetzen, und zu diesem Ende die Preußen nach der blutigen Eroberung des Landes mit leeren Händen hinausjagen. Nehmen wir nun ferner an, das ginge so leicht und einfach wie der Gedanke, so wäre damit zwar unsern Partikularisten, aber weder dem Bedürfniß der österreichischen Politik noch den großdeutschen Patrioten genügt. Beide müßten nun erst recht auf die gesammtdeutsche Umgestaltung des Bundes dringen. Und was würde Preußen dazu sagen? Verbitterter als je, würde es sich zu Frankfurt weniger als je in Güte „majorisiren" lassen. Was also dann? Sollte Oesterreich mit Gewalt vorgehen gegen die Berliner Politik, und wie viele mittelstaatlichen Bataillone würden wohl mit marschiren?

Das Schönste aber kommt erst noch. Dieselben Organe, welche dem Grafen Rechberg vorwarfen, daß er die herzlichen

Beziehungen zu den Mittelstaaten nicht fortgesetzt habe behufs einer Bundesreform um jeden Preis, werfen ihm im gleichen Athem vor: er habe das Heil des Reichs in der auswärtigen Politik gesucht, in alle äußern Händel sich eingemischt, und so die wichtigsten Aufgaben im Innern des Reichs vernachlässigt und gestört. Leider ist daran nur zuviel Wahrheit. Im Munde eines Austriakus ist die Klage sogar vollkommen berechtigt; aber in großdeutschem Munde nimmt sie sich mehr als sonderbar aus. Es bedarf ja freilich nur eines Blicks auf die trostlose Finanzlage des Reichs, zum Beweise daß Oesterreich einer gründlichen Periode der häuslichen und wirthschaftlichen Zurückgezogenheit bedarf, daß es endlich die Gesichtspunkte seiner auswärtigen hinter die gebieterischen Forderungen seiner innern Politik zurücksetzen, daß mit Einem Worte — „Oesterreich sich sammeln muß.“ Aber was hindert immer wieder diese Wendung vor dem Abgrund? Etwa der Papst, wie die liberalen Grimassiers zu verstehen geben? Im Mindesten nicht, sondern einzig und allein das Verhältniß zu Deutschland. Für dieses hat sich Oesterreich in den dänischen Krieg gestürzt. Der Rhein war das Hinderniß einer festen Vereinigung mit dem Imperator zu Villafranca. Für Deutschland hält sich Oesterreich in Venetien; unsertwegen darf es sich nicht durch die zukunftsreichen Fürstenthümer an der untern Donau entschädigen lassen, und so ohne Ende.

Soll Oesterreich „sich sammeln“, nun ja, so muß es vor Allem von den deutschen Parteihändeln und dann von uns überhaupt sich völlig zurückziehen. In Berlin war man stets viel unabhängiger von den deutschen Verwirrungen, da man der Angreifer war; wogegen Oesterreich in der Rolle des Vertheidigers einer schlecht verwahrten Festung und in Compagnie mit sehr traurigen Gesellen Tag und Nacht auf einer verzehrenden Hochwacht stehen mußte. Das muß allerdings anders werden um jeden Preis, weil sich dagegen immer mehr die Natur der Dinge empört.

Doch was reden wir! Oesterreich hat ja schon seinen

wunderthätigen Messias, der Berg und Thal zusammenbringen und alle Widersprüche ausgleichen kann. Es ist der liberale Jurist, Staatsminister von Schmerling. Nur der böse Junker Rechberg hat die Zauberkraft dieses Mannes bis jetzt paralysirt, der neue Minister-General wird umgekehrt sein Lehrling seyn, und sofort wird der Meister dem staunenden Publikum folgende Kraftstücke vorführen: Er wird die preußische Politik splitternackt wie sie gekommen ist, aus den Herzogthümern wieder hinaus bugsiren, und zwar so, daß weder in Berlin noch an der Wiener Börse deßhalb eine Verstimmung entsteht. Er wird zweitens die großdeutsche Bundespolitik mit aller Energie wieder aufnehmen, aber drittens zugleich die auswärtige Politik Oesterreichs auf ein Minimum reduciren, das Reich auf seine Häuslichkeit einschränken, mit Einem Wort „sich sammeln lassen." Er wird viertens am Mincio die Allianz des Imperators gewinnen, aber dafür höchstens das Concordat hergeben, und namentlich am Rhein sich erst recht als eigentlichen Schutzengel aufstellen.

Wir treiben wahrlich nicht Spott in so ernster Sache. Lese man nur die Allg. Zeitung, und man wird sehen, daß an allen diesen Wunderthaten Hr. v. Schmerling nur durch Graf Rechberg bisher verhindert worden ist. Daß jener mit der Politik des letztern in der schleswig-holsteinischen Frage vollkommen einverstanden war, daß er wenigstens vor dem Reichsrath eine lange Rede hielt, worin er ein Dutzendmal die Wendung wiederholte, „am Ende" bleibe nichts übrig als mit Preußen zu gehen — das darf man bei dem kurzen Gedächtniß der Gegenwart kecklich als vergessen voraussetzen. Jetzt thut man, als wenn Hr. von Schmerling mit seinem unfehlbaren Arkanum für alle Schwerenoth Oesterreichs und Deutschlands durch den Aristokraten Rechberg unterdrückt worden sei. Und so schreiben die Leute in die Welt hinein, welche eigens von dem Preßbureau des Staatsministers bezahlt sind*), ohne daß es

*) Die jüngste Nachricht eines Wiener Blattes, daß der ganze Fond zu Preß- und ähnlichen Zwecken, 500,000 fl. wenn wir nicht irren,

ihren Brodherrn anwiderte, so plumpen Charlatanismus mit seiner Person treiben zu sehen. In demselben Moment, wo er vor dem schlecht verhüllten Fiasko seines eigenen Verfassungswerkes steht, dürfen die liberal-servilen Schmeichler ihn als den diplomatischen Messias Oesterreichs anpreisen! Die Welt hat wahrlich an öffentlicher Corruption nie mehr ertragen, als seitdem sie „liberal" ist, und es muß weit gekommen seyn, wenn ein Schmerling, den doch einst selbst seine Gegner achten mußten, im ranzigen Dunstkreis der Marktschreier sich wohlbefinden kann.

Aber zur Sache! Wir unsererseits haben bekanntlich constant die Ueberzeugung verfochten, daß es für eine politische Gemeinsamkeit zwischen Deutschland und Oesterreich nur zwei Möglichkeiten gebe, nämlich den Statusquo des Bundes oder die großdeutsche Kaiseridee. Dieser Satz hat uns die besten kritischen Dienste geleistet; er war die Säule des Styliten, auf die wir uns aus dem wogenden Parteigewirre flüchteten, und die Erfahrung hat alle Wahrnehmungen die wir von da herab machten, nur zu sehr bestätigt. Hr. von Schmerling braucht nicht einmal neue Vorschläge für Frankfurt vorzubereiten, er braucht nur mit dem Ausbau seiner eigenen Verfassung Ernst zu machen, und zu den frühern Bewährungen des obigen Satzes wird eine neue hinzukommen.

Hr. von Schmerling kann die Doppelrolle eines deutschen und eines österreichischen Reformers nur so lange spielen, als seine eigene Verfassung für den Kaiserstaat nicht zur Wahrheit geworden ist. Ganz richtig hat das Nationalvereins-Blatt sich aus Oesterreich schreiben lassen: „Theil und Förderer eines einheitlichen Deutschlands und zugleich Theil und Förderer eines einheitlichen Oesterreichs zu seyn: das ist ein Unding." Auch die Magyaren wissen das recht gut; alle liberalen Projekte zur Bundesreform sind ihnen genehm, weil sie als deren noth-

---

ausschließlich dem Staatsminister zur Verfügung stehe, ist unseres Wissens unwidersprochen geblieben. So kann es auch nicht zweifelhaft seyn, wer in Wien der eigentliche Gebieter der „Preßjuden" ist.

wendige Folge die Wiederherstellung des Dualismus an der Leitha und die parlamentarische Zweitheilung Oesterreichs erkennen. Hr. v. Schmerling hat das allerdings geläugnet; er hielt die Verquickung eines österreichischen Gesammtparlaments mit einem deutschen Parlament in Frankfurt nicht für ein staatsrechtliches Monstrum; er versicherte sogar ausdrücklich, „Oesterreich müsse mehrere Schwerpunkte haben.“ Doch that der Hr. Staatsminister dieß Alles nur mit Worten, die Ausführung hat er seit vier Jahren nicht einmal mit der eigenen Verfassung ernstlich unternommen, und sollte dieselbe einmal fertig stehen, so wird sich bald zeigen, daß der deutsche Bundesverband auf ganz andere Verhältnisse in Oesterreich berechnet war, als auf die vom 26. Februar 1861.

Der Ministerwechsel im auswärtigen Amt ist von unsern liberalen Organen als ein Hauptsieg des Hrn. von Schmerling gedeutet worden, so daß derselbe fortan auch die Staatskanzlei leiten und Graf Mensdorff nur die Nebenperson seyn werde. Aber wie kommt es dann, daß der Staatsminister eben jetzt genöthigt wird, die langverschobene thatsächliche Probe mit seiner eigenen Verfassung vorzunehmen? Graf Rechberg ist dieser merkwürdigen Verschleppung nie hinderlich gewesen; er hat sich wohl in der deutschen und polnischen Sache übelgerathene Einmischungen von dem liberalen Minister in seinem Departement gefallen lassen, aber er hat diesen nie gespornt, endlich einmal die verheißene Rettung Oesterreichs auf dem innern Gebiet zu vollziehen. Die Nachsicht des Grafen mit dem parlamentarischen Flickwerk und der ganzen fragmentarischen Thätigkeit des Collegen konnte ihren Grund wohl nur in der Rücksicht auf die deutsche Frage haben, von der beide Männer die Entscheidung erwarteten auch für die zukünftigen Zustände Oesterreichs. Aber das Abwarten hat nun plötzlich ein Ende; Hr. von Schmerling muß sich zu dem Unterschied des Gesammtreichsraths von dem deutsch-slavischen bekennen, und er muß, doch wohl nicht in Anbetracht besonders günstiger Auspicien, die ungarische Frage auf die Tagesordnung

setzen. Das sind wichtige Symptome. Sie bedingen unfehlbar ein Ueberwiegen europäischer Zielpunkte in der Staatskanzlei über die deutsch-liberalen; sie bestätigen unsere Meinung, daß ein europäischer Staatsmann den urdeutschen Vorfahrer in der Leitung des auswärtigen Amtes abgelöst habe.

Mit der bequemen Politik des Staatsministers — wenn anders, wie selbst die Allg. Zeitung bemerkt, Nichtsthun „Politik" heißen kann — geht es nun nicht mehr. Darin dürfte sein Sieg in Wahrheit bestehen und man kann denselben eben so gut für eine Niederlage ansehen. Nicht den Grafen Rechberg, wohl aber den gepriesenen Minister des Innern trifft der Vorwurf, daß er die schöne Zeit eines vierjährigen Friedens unbenützt gelassen habe, so daß Oesterreich jetzt abermals sein Haus erst im Moment bestellen soll, wo der Feind bereits an die Thore pocht. Die Aufgabe war freilich schwer, die einmal gegebene Verfassung nun auch zur Wahrheit zu machen; sie war und ist vielleicht unmöglich. Dann hätte aber eben ein anderer Weg versucht werden müssen, lieber heute als morgen. Lottern und hängen lassen, war das Schlimmste was geschehen konnte. Die Politik des Nichtsthuns scheint aber noch dazu nicht so fast die persönliche Neigung des Ministers, sondern förmliches System gewesen zu seyn; und wenn jetzt wirklich in Oesterreich ein System gefallen ist, so wird es hoffentlich dieses seyn.

Jedenfalls hat die Partei des Staatsministers nie von ihm gefordert, daß endlich die Vervollständigung des Reichs-Raths mit allen Mitteln anzustreben sei. Sie hat von ihm immer nur verlangt, daß er ihren Rache- und Herrschaftsplänen das Podium halte. Beklagt hat sie sich nur, daß der Minister ihren kirchenfeindlichen Gelüsten nicht alle Zügel schießen lassen wolle oder dürfe, nachdem die Allg. Zeitung doch schon am 24. Aug. 1861 erklärt hatte: daß ohne diesen beharrlichen Kampf „das Ministerium Schmerling keinen Boden und keine Zukunft hätte." Gerade für die hochpolitischen Aufgaben der Partei schien der Rumpfreichsrath außerordentlich geeignet, und

die Partei hatte nicht die mindeste Lust ihre parlamentarische Macht mit den Ungarn und Croaten zu theilen. Nichts gefiel ihr besser an der Februar-Verfassung, als daß in ihr die Möglichkeit gegeben war, durch die deutsch-liberale Mehrheit eines Reichsraths-Fragments die ganze Monarchie zu beherrschen. Jetzt erst und nothgedrungen hat der Minister einen Schritt gethan, um die in einander gewirrten Reichsraths-Befugnisse wieder zu scheiden, und sofort ist er bei der Partei in Ungnade gefallen. Ich meine den Streit über das neue Einberufungs-Patent für den 12. November. Es ist der Mühe werth einen Augenblick dabei zu verweilen, wenn auch nur, um einen Blick in das staatsrechtliche Labyrinth zu thun, in welches die Verfassungs-Frage in Oesterreich seit dem 20. Okt. 1860 wieder versunken ist.

Die bis jetzt geflissentlich vermiedene Frage, was denn der bisherige Reichsrath eigentlich war, ist endlich offen gestellt. Bei ihrem ersten Zusammentritt im Mai 1861 war die Wiener Reichsvertretung, da aus sämmtlichen Ländern der Stephans-Krone kein Deputirter kam, verfassungsmäßig nur der „engere Reichsrath.“ Aus diesem Körper hatte schon die Februar-Verfassung des Hrn. von Schmerling etwas ganz Anderes gemacht, als im Oktober-Diplom beabsichtigt war. Das Diplom kennt eigentlich nur den Reichsrath und die Landtage, es läßt den letzteren ihr Gewicht, und setzt nur gleichsam nebenher fest: da die deutsch-slavischen Erbländer schon seit langer Zeit auch mit ihren besondern Angelegenheiten in einer politischen Gemeinsamkeit stünden, so behalte der Kaiser sich vor, diese Angelegenheiten unter Zuziehung der betreffenden Vertreter auch ferner gemeinsam behandeln zu lassen. Es charakterisirt die Verfassung vom Februar, daß sie diesen Nebengedanken des Diploms zum constitutionellen Angelpunkt machte; sie setzte nämlich an die Stelle des fakultativen Zusammentritts der deutsch-slavischen Landtags-Ausschüsse den ständigen „engern Reichsrath“, auf Kosten der landtäglichen Befugnisse und als ein förmliches Parlament für die Eine Hälfte des Reichs. Ohne diesen Kunstgriff gäbe es nun allerdings aller Wahr-

scheinlichkeit nach, bis heute nur Landtage, aber keinen Reichs-Rath in Oesterreich; doch stünden die Aussichten ohne Zweifel besser, wenn dem ungarischen Landtag das böse Beispiel centralistischer Ueberhebung nicht gegeben worden wäre.

Indeß griffen die Consequenzen noch tiefer ein, indem durch ein System von Rechtsfiktionen die Theilvertretung zum eigentlichen Reichsparlament hinaufgeschraubt wurde. Schon in der ersten Session wurden dem engern Reichsrath gemäß §. 13, welcher dem Kaiser für gewisse Fälle die selbstständige Verfügung über das Budget zuspricht, die Befugnisse des weitern Reichsraths übertragen. So ging es fort bis in's vorige Jahr. Da war es endlich nach zweijähriger Zögerung, die sich an Hrn. von Schmerling schon Niemand mehr zu erklären wußte, zur Niedersetzung des Landtags für Siebenbürgen gekommen. Die Nationen der Magyaren und Szekler hielten sich zwar fern, aber die Sachsen und Romanen nahmen die Verfassung vom Februar an und wählten nach Vorschrift derselben 26 Vertreter in den Reichsrath. Sobald nun diese Siebenbürger von der türkischen Grenze her in die Wiener Versammlung kamen, wurde dieselbe förmlich als „weiterer“ oder Gesammtreichsrath erklärt. Polen und Tschechen waren inzwischen größtentheils ausgetreten, weil sie in einer Versammlung von 140 Mitgliedern statt der gesetzlichen 343 nicht die Repräsentation der ganzen Monarchie erkennen wollten. Und in der That ist dieselbe eine bloße Rechtsfiktion bis zur Stunde.

In diesem Sinne ist nun aber der weitere Reichsrath im Unterschiede vom engern und vor diesem einberufen, und die deutsch-liberale Partei nimmt daran großes Aergerniß. Aber nicht etwa an der Fiktion, sondern am Unterschied, den sie sogar für eine Verfassungs-Verletzung erklärt. Die Partei wollte nämlich von Anfang an nur ein einziges Reichsparlament, in welchem alle constitutionellen Befugnisse der Monarchie centralisirt wären, und das dem ungarischen Landtag bald ebenso das Blut aussaugen würde, wie es den diesseitigen Landtagen bereits ausgesaugt ist. Der „engere Reichsrath“

wäre nur für den Fall vorbehalten worden, daß die Partei in dem großen ihre Absichten nicht durchsetzen konnte; dann hätte sie mit Zurücklassung der transleithanischen Mitglieder für die deutsch-slavischen Länder besondere Gesetze gemacht. Nur in soferne wäre die Zwischenstellung dieser Institution sowie die des ungarischen Landtags noch erträglich gewesen. In der gegenwärtigen Unterscheidung hingegen wird der Untergang der angestrebten Centralisation und der Anfang des Föderalismus erkannt. Auch eine arge Zersplitterung der parlamentarischen Macht werde sich daraus ergeben, indem dem engern Reichsrath als untergeordnetem Körper die wesentlichsten „Drücker" entzogen würden; er könnte z. B. nicht mehr durch Verweigerung des Budgets die Aufhebung des Concordats erzwingen und dergleichen.

Gewiß weiß Niemand besser als der Hr. Staatsminister die Gründe der Partei zu würdigen, sowie die Avancen welche sein Schritt dem Dualismus macht. Aber es geht eben nicht mehr anders; man braucht die Ungarn, man muß den ungarischen und den croatischen Landtag einberufen, und da war ein Zeichen des Entgegenkommens schlechthin erforderlich. Noch vor einem Jahre schien es freilich, als ob die Verfassung vom Februar ihren Zweck auch dann erfülle, wenn die andere Hälfte des Reichs draußen bleibe. Gerade damals hat der Staatsminister das stolze Ehrgefühl Ungarns in einer Weise verletzt, die vor dem Forum des politischen Taktes unverzeihlich ist. Er stund auf der Höhe seines Ansehens, Ungarn litt in Folge der Dürre an totalem Mißwachs und Hungersnoth, und die Regierung verlangte vom Reichsrath 30 Millionen Anleihe für den ungarischen Nothstand. Was eine gesunde Politik der Versammlung hätte rathen müssen, versteht ein Kind; sie aber mäckelte und nergelte nach Professoren-Art an Ungarn und den ungarischen Zuständen und setzte an der Summe ein Drittel ab. Der Finanzminister sprach in warmen Worten gegen die Verkürzung des nothleidenden Landes; Hr. von Schmerling aber, den es nur ein Wort gekostet hätte das Haus von dem

argen Mißgriff abzuhalten, meinte: 20 Millionen genügten auch, und so stimmte das Haus.

Heute würde Hr. von Schmerling wohl nicht mehr so reden. Es müssen aber auch unerbittlich zwingende Gründe seyn, die ihm die plötzlichen Rücksichten auf Ungarn abgepreßt haben. Und wie wird das Magyarenthum antworten? Ich fürchte, es wird noch überflüssige Gelegenheit seyn, darüber zu reden. Gewiß ist soviel, wenn Oesterreich abermals erst im Drange der Noth mit den Magyaren zu verhandeln kommt, und wenn diese sich darnach benehmen wie der Gläubiger mit dem bedrängten Schuldner, dann trägt allein das „System Schmerling" die Verantwortung. Vier schöne Friedensjahre hat es rein vergeudet unter hochtrabendem Selbstruhm; von allen schönen Verheißungen der Verfassung ist nichts wahr geworden, nicht einmal die mindeste Besserung der Finanzlage, wie die gescheiterten Anlehen und das unbesiegliche Deficit beweisen; selbst die Presse und die Börse verhehlen nur mehr mühsam das Fiasko und ihre Macht steht keineswegs mehr unerschüttert hinter dem Staatsminister.

Das System Schmerling ist unbedingt in dem Maße verloren, als auch die nichtdeutschen Völker Oesterreichs wieder zum Wort kommen, und dazu hat er jetzt selber die Initiative geben müssen. Freilich dürfte dann, wie die Dinge einmal stehen, noch viel Größeres verloren gehen. Wir haben seit Jahren den Moment gefürchtet, wo ein wohlbesetzter Gesammt-Reichsrath zu Wien zusammentreten wird, um die Bilanz zu ziehen über die Geschäfte, die Oesterreich in Compagnie mit Deutschland gemacht hat und bei der steigenden Zerrüttung beider Häuser weiter machen wird. Ein neues Compagnie-Geschäft in großdeutscher Bundespolitik ist viel weniger wahrscheinlich als der großdeutsche — Concurs. Vielleicht will uns die Vorsehung gerade auf diesem Wege Oesterreich in die Zukunft retten; auf alle Fälle aber bedarf das Reich dringender als je Minister und Staatsmänner in großem Styl!

XLVIII.

Die Auswanderung der Salzburger Bauern vom Jahre 1732.

Nach Ludwig Clarus.

Ein Ereigniß das seit mehr als drei Menschenaltern zur Erregung von Mißverstand und Haß gegen die katholische Sache in Deutschland reichlich gedient hat, fand jüngst zum erstenmale eine zeitgemäße Bearbeitung von unserer Seite. Wir verdanken dieselbe der unermüdlichen Thätigkeit des bekannten Ludwig Clarus *). Noch Gfrörers Skizze der Salzburger Emigration in seiner Geschichte des 18. Jahrhunderts **) ist, bei dem Mangel erschöpfender Vorarbeiten, von schiefen Vorstellungen nicht ganz frei geblieben. Nur eine einzige Monographie von einem katholischen Verfasser hatte bis jetzt über den Vorgang existirt, diese aber ist bereits mehr als 80 Jahre alt und so gut wie verschollen, noch dazu ursprünglich in lateinischer Sprache geschrieben. Sie wurde unter dem Titel „Geschichte

*) Die Auswanderung der protestantisch gesinnten Salzburger in den Jahren 1731 und 1732. Dargestellt von Ludwig Clarus. Innsbruck, Vereinsbuchhandlung 1864.

**) Auch abgedruckt in den Histor.-polit. Blättern Bd. 35. S. 473 ff.

des Lutherthums in Salzburg" von dem fürsterzbischöflichen Rath de Gasparis in den Jahren 1738—41 nach den Akten verfaßt, blieb aber, nachdem ein Theil 1779 zu Venedig im Druck erschienen war, wieder im Manuscript liegen, bis Fr. X. Huber das 3. und 4. Buch, worin die eigentliche Geschichte der Auswanderung enthalten ist, 1790 in deutscher Bearbeitung herausgab. Sowohl Gasparis als Huber waren eifrige Aufklärer, und namentlich Huber zählte nicht nur zu den starren Josephinern sondern auch zu den Cölibatstürmern. Aber auch das hat ihrem unverdächtigen Zeugniß bei der protestantischen Geschichtschreibung nicht den mindesten Eingang verschafft, noch weniger beachtete dieselbe, wie sich von selbst versteht, die officiellen Schriften, welche der Fürsterzbischof zu seiner Rechtfertigung veröffentlichen ließ.

Gegenüber dieser Armuth auf katholischer Seite ist die Zahl der protestantischen Darstellungen nahezu Legion. Als Panse in Leipzig 1827 seine Geschichte der Auswanderung herausgab, schickte er auf 43 enggedruckten Seiten ein Verzeichniß der Literatur voraus, welche seinem eigenen, im Clauren'schen Mimili-Style gehaltenen, Geschichtsroman vorangegangen war. Mit Ausnahme der von Joh. Jak. Moser herausgegebenen Sammlung von Aktenstücken, hat man sich darunter ausschließlich Parteischriften zu denken, die ihre Märchen von einander abschrieben. Ihre lange Reihe eröffnen die corpulenten Werke Göckings, eines preußischen Tendenzschriftstellers, und zweier Anonymi, von welchen namentlich der „Seufzende Salzburger" dieser Art von Historiographie die Krone aufsetzt. Selbst der billigste unter ihnen, Schulze in Gotha (1838), ignorirt die reichsrechtlich und gerichtlich feststehenden Thatsachen, und schöpft allein aus den willkürlichen Aussagen der Emigranten, von welchem der damalige Domprediger Pfyffer zu Augsburg mit allem Rechte sagte: „So verschlagen arglistig sind sie schon gewesen, daß sie gewußt, was sie den lutherischen Herren und Frauen müssen vorschwätzen, damit sie derselben Herzen zur Erbärmnuß und Mitleiden bewögen." Selbst K. A.

Menzel vermochte noch nicht gegen den breiten Strom zu schwimmen, und alle andern protestantischen Erzähler bis auf die neueste Zeit haben an Leichtgläubigkeit miteinander gewetteifert, so daß selbst ein wissenschaftliches Organ wie Niedner's „Zeitschrift für historische Theologie" sich Fabeln aufbinden lassen konnte, deren Nacherzählung man sich schämen müßte.

Zwei Umstände haben in den jüngsten Tagen dieser Art von Polemik neuen Aufschwung gegeben. Fürs Erste hat G. A. Pichler zu Salzburg*) in seiner „Landesgeschichte" den ehrenhaften Muth gehabt, den Hergang der Emigration so zu schildern, wie er stets von allen Landeskennern geschildert worden ist. Er folgte dabei namentlich dem Benediktiner Gärtner als Fortsetzer der Zauner'schen Chronik von Salzburg, einem gleichfalls nichts weniger als „ultramontanen" Manne. Aber sein Beginnen wurde bitterbös aufgenommen von Gotha bis Gumbinnen, und es fehlte nicht viel, daß er criminaliter belangt worden wäre. Zweitens bauen die Protestanten in Salzburg, ein paar hundert an Zahl, eben jetzt einen luxuriösen Tempel, und bedürfen dazu bedeutenden Zuschuß. Um nun das Interesse in Anspruch zu nehmen, wird die altgewohnte Historienmalerei über die Vorgänge von 1731 ff. im größten Maßstabe wieder angewendet. So hat selbst die berüchtigte „Gartenlaube" sich in den letzten zwei Jahren wiederholt im Genre des Seufzenden Salzburgers mit dem Thema abgegeben. Andererseits hat die „Kreuzzeitung" erst noch in den Beilagen vom 1. und 4. Sept. d. Js. eine ähnliche Leistung veröffentlicht, wobei sie insbesondere noch die Betheiligung Preußens hervorhebt. Die Salzburger Emigration, sagt das Organ des strengsten Conservatismus, „habe in den unverwelklichen Lorbeerkranz der preußischen Kriegsehren auch den Oelzweig friedlicher Eroberung auf dem Gebiete christlicher Liebe in rühmlichster Weise verflochten", ja dieses Blatt sei „eines der an-

*) Er ist vor Kurzem gestorben.

sprechendsten der ganzen preußischen Geschichte." Nun, wir wollen sehen!

Vor Allem sollte es doch keine Frage seyn, welcher Art von Quellen ernsthaftere Autorität zukomme: ob den Akten der damaligen Gerichte und den beeidigten Verhörsprotokollen oder den Aussagen in propria causa, welche von den emigrirenden Salzburger Bauern in ganz Deutschland ausgestreut wurden. Die bisherige protestantische Historiographie hat sich ausnahmslos für letzteres entschieden; Hr. Clarus entscheidet sich für ersteres. Das begründet den großen Unterschied der beiderseitigen Resultate, und dieser hinwieder rechtfertigt vollkommen die Bemerkungen Gfrörers über die in dieser Frage besonders geschäftige preußisch-protestantische Tendenzhistorik und schließlich seinen unwillkürlichen Ausruf: „In welchem Sumpfe steckt unsere historische Literatur!"

Offen gestanden sind wir anfänglich etwas erschrocken, als wir bemerkten, daß auch L. Clarus für sein ziemlich dickes Buch nicht die jetzt in Wien liegenden Originalakten benützt hat, sondern nur was davon in der gedruckten Literatur vorliegt. Der berühmte Geheimrath von Kleinmayer in seiner „Juvavia" (1784) hat eindringlich auf jene Akten verwiesen, indem er bemerkte: „Es wäre keine unnütze Arbeit, sondern zu wünschen, daß sich ein philosophisch unbefangener Kopf über die in 30 großen Foliobänden und zweimal so vielen ungebundenen Fascikeln in Salzburg verwahrten Original-Emigrations-Akten hervorthäte und die ächte Geschichte davon in's Licht stellte." Was nun in diesen Akten noch enthalten seyn mag außer den von der erzbischöflichen Kanzlei veröffentlichten Auszügen (namentlich über die vor vollständig besetztem Gericht vorgenommenen Verhöre) und den von Moser gesammelten Urkunden, das läßt sich nicht sagen. L. Clarus glaubt aber, indem er dieses Material mit juristischer Gründlichkeit und Schärfe bearbeitet, damit ausreichen, und auch ohne die handschriftlichen Emigrations-Akten das leisten zu können, was Kleinmayer von einer ächten Geschichte aus denselben verheißen hat.

Eine solche Arbeit — so hat der treffliche Geschichtschreiber Juvavia's sich ausgesprochen und jedes seiner Worte bekräftigt sich in vorliegender Monographie mit einer Masse von Belegen — würde herausstellen, daß diese famosen Emigranten, solange sie sich in Salzburg befanden, ebensowenig mit der Augsburgischen Confession als mit dem katholischen Symbol übereinstimmten, sondern mehr unter die nichttolerirten Sektirer gehörten; daß ferner die Art und Weise wie sie die Religions-Freiheit anstrebten, offenbar mit Sedition und Empörung gebrandmarkt und mit den gefährlichsten Bedrohungen verbunden gewesen. „Wie geneigt", fährt Hr. von Kleinmayer fort, „und aufgelegt auch zu dieser Gattung Schwärmerei unsere Emigranten waren, davon legten sie bald nach ihrer Ankunft im preußischen Lithauen bereits im J. 1733 die Probe ab" (es ist hier die merkwürdige Verweigerung des Huldigungs-Eides gemeint). Mit besonderm Nachdruck deutet Kleinmayer auf die von außen gekommenen Hetzereien. „Es würde", sagt er, „auch nie zu einem so zahlreichen Auszug und Entvölkerung des Erzstifts gekommen seyn, wenn nicht gerade die Zeiten eingefallen wären, wo man in verschiedenen Orten Europa's *) um Colonisten geworben und gebuhlt hätte. Die bekannten heimlichen Kunstgriffe, die bei dergleichen Absichten insgemein unterlaufen, machten die Bauern beherzt und stolz."

Man hat hier in gedrängtem Tableau die Gesichtspunkte einer ruhigen und unparteiischen Erwägung des peinlichen Vorgangs beisammen. Darum hat auch der letzte Fürsterzbischof von Salzburg, der wegen seines Liberalismus von allen Aufgeklärten hochgepriesene Hieronymus von Colloredo, auf Grund intimer Kenntniß der Thatsachen stets erklärt: „er würde es ebenso gemacht haben wie sein Vorfahr Leopold Anton von Firmian, denn die akatholischen Bauern des Salzburger Landes unter demselben

*) Hr. von Kleinmayer will nur nicht glattweg sagen: „wo man in Preußen" ꝛc.

seien Rebellen, mehr Rebellen als Protestanten gewesen.* Selbst im Bewußtseyn gleichzeitig abgefallener Salzburger regte sich eine Ahnung von diesem Unterschiede. Als wenige Monate nach dem großen Auszuge auch die Salzknappen vom Dürrnberge, zum Theil Fremde, um das flebile beneficium baten, stellten sie ihrem Landesherrn vor: „sie bekennten sich zur Augsburger Confession und bäten, der Erzbischof möchte ihnen, den Bestimmungen des westfälischen Friedens gemäß, zumal sie nicht zur Classe der Rebellen gehörten, die Auswanderung gestatten.“

Solch einen Unterschied anerkennt aber die ganze Reihe der protestantischen Historiker nicht. Sie treten damit würdig in die Fußtapfen des Corpus Evangelicorum am damaligen Reichstage zu Regensburg. Schon die Gesandten dieses Körpers haben sich, freilich nur nach außen, den Anschein gegeben, als handle es sich in Salzburg um die friedlichsten und loyalsten Unterthanen, die in aller Stille singend und betend ihrer evangelischen Ueberzeugung leben möchten, und sonst kein Wässerlein zu trüben fähig wären. Während diese Herren in Regensburg allen falschen Denunciationen unruhiger Köpfe und verdächtiger Herläufer unbedingten Glauben schenkten, haben sie die gerichtlichen Akten und eidlichen Aussagen unverdächtiger Zeugen nur berücksichtigt, um frivole Zweifel einzuwenden. Und ihrem Beispiele ist die protestantische Historik abergläubisch gefolgt bis auf diesen Tag. Daher die romanhafte Tradition von den „armen Salzburgern“, welchen, wie neuerlich Hr. von Kessel sagt, nie eingefallen sei sich ihrer Obrigkeit zu widersetzen und die sich stets als getreue Unterthanen erwiesen hätten.

Somit lag natürlich zu einem obrigkeitlichen Einschreiten kein anderer Grund vor, als die Gewissenstyrannei des Erzbischofs. Selbst ein Mann wie der Tübinger Professor Joh. Jak. Moser, der doch selber die gravirendsten Aktenstücke abdrucken ließ, konnte sich von der Idee nicht losringen, daß der Landesherr in ketzerriecherischem Uebereifer gegen friedliche Unterthanen losgefahren sei. Fort und fort wird, wie namentlich noch in

der „Gartenlaube" vom vorigen Jahre, der Willkür und persönlichen Laune des „gewissenlosen, geldgierigen und trunksüchtigen" Fürsterzbischofs Leopold Anton, der vielmehr, wie der Verfasser sagt, wahrlich eine unerhörte Langmuth bewiesen, zugeschrieben und als Verbrechen angerechnet, was seine Behörden und Beamten thun mußten, wenn sie nicht, den bestehenden Gesetzen gemäß, ihre Pflichten gröblich zu verletzen schuldig seyn wollten.

In Wirklichkeit war der Uebermuth keineswegs auf Seite des Landesherrn; sondern die malcontenten Bauern sind in der festen Meinung, daß der Erzbischof bei seiner militärischen Schwäche ihnen doch nichts anhaben könne, und daß der Schutz aller im Corpus Evang. vertretenen Reichsstände hinter ihnen stehe, vor keiner Gesetzlosigkeit zurückgeschreckt. Den protestantischen Gesandten in Regensburg selber wurde bald bange, ihre Schützlinge möchten zu offenem Aufruhr greifen und so die ganze Combination verderben; die steten Abmahnungen der Herren Gesandten bezeugen am besten ihre wahre Anschauung von der Lage. Uebrigens spricht schon die Thatsache, daß die Ausgewanderten in Lithauen alsbald gegen ihren neuen Landesherrn und vermeintlichen Wohlthäter ebenso auffässig wurden, als sie sich gegen ihren alten Landesherrn gezeigt hatten, deutlich genug über den wahren Charakter des „Evangeliums", das sie in den Salzburger Bergen gelernt hatten. Es gehört wahrlich ein hoher Grad von vorgefaßter Meinung dazu, um alle diese Fingerzeige glattweg zu übersehen.

Der genetische Ursprung der Agitation, die zu dem Bruch von 1731 führte, ist leider noch immer im tiefsten Dunkel begraben. Die Geschichte berichtet nur von der frühzeitigen Thätigkeit der protestantischen Propaganda in den Alpengebirgen, und daß sie in Salzburg wie in Tyrol vom ersten Anfang an von dem rebellischen Geist der wiedertäuferischen Schwärmerei begleitet war. Nirgends hat dieselbe größere Dimensionen angenommen als in Westfalen und in Tyrol, was auf eigenthümliche Energien in der Tiefe beider Volksnaturen schließen läßt.

Zur Zeit des Bauernkriegs war kein deutsches Land so lange in der Gewalt des Aufstands wie Salzburg. Fast zwei Jahre lang führte die rebellische Landschaft regelmäßigen Feld- und Belagerungskrieg gegen den Fürsten, und als die bäuerische Erhebung überall in Deutschland schon niedergeworfen war, da loderte sie im Salzburgischen zum zweitenmal und erst recht auf. L. Clarus ist vielleicht zu wenig auf diese Präcedentien eingegangen. Denn sie erklären jedenfalls die strengen Verbote gegen die Einschwärzung häretischer Bücher, gegen Rottirungen und heimliche Versammlungen (worüber bekanntlich der Streit von 1731 ausgebrochen ist), wenn man auch nicht annehmen wollte, daß die sektischen Lehren und finsteren Geister von 1525 in der Stille über anderthalb hundert Jahre sich erhalten und fortgepflanzt haben sollten.

Es fehlt indeß nicht an Symptomen für diese Annahme. Eines der auffallendsten ist der Umstand, daß die Ausgewanderten noch in Lithauen den Eid für unerlaubt hielten, und daher dem König von Preußen zu huldigen verweigerten. „Wenn wir, sagten sie, schwören wollten, so hätten wir dieses in unseren Landen thun können; deßwegen sind wir ja herausgegangen, weil wir nicht schwören wollten, da der Herr Jesus sagt ꝛc." Nun ist aber bekanntlich diese Lehre vom Eid immer eine Signatur der independentischen und radikalen Bibelforschung gewesen. Ebenso erinnert eine andere Erscheinung stark an die Zeiten jener zügellosen reformatorischen Epidemie. Eine Menge Bauern nämlich, selbst Weiber, waren von der Eitelkeit das vermeintliche Wort Gottes zu verkünden, oder der sog. Prediger-Krankheit ergriffen, die sie in Wirthshäusern und bei andern Zusammenkünften befiel. Von einem der verwegensten Aufrührer, dem Hufschmied Stulebner, ist ein ganzer Band derlei ungewaschenen Zeugs gedruckt. Ein eigenthümlicher Zug ist ferner der, daß die Bewegung sich ausschließlich auf das Landvolk beschränkte; Personen von wissenschaftlicher oder nur sonst mittelmäßiger Bildung fanden sich gar nicht unter den Emigranten. Bei der vom Fürsterzbischof veranstalteten com-

missarischen Umfrage zeigte sich, daß die Bewohner der Städte und Märkte fast durchaus an der katholischen Kirche festhielten; einige fälschlich Angegebenen wehrten sich energisch gegen die Verläumdung, als ob sie zu den „evangelischen“ Bauern hielten.

Wer die aktenmäßigen Erhebungen unbefangen erwägt, der muß sich in der That unwillkürlich an die Zeit unmittelbar vor dem großen Bauernaufstand erinnern. Man hörte dieselben Hetzreden wieder wie vor zweihundert Jahren, nur daß die weltlichen Gründe zur Unzufriedenheit weniger stark hervortraten als damals. Nach allen Aussagen vor den Commissarien hatte sich das Volk über das bürgerliche Regiment des Landesherrn gar nicht, und über die Beamten und Geistlichen wenig zu beklagen. Panse führt zwar eine solche Beschwerde an, welche Hunderte in die Reihen der Protestanten getrieben habe; dieselbe eröffnet allerdings einen interessanten Einblick, aber gerade ihre Hebung lag nicht in der Macht der Regierung. „Viele hatten“, sagt er, „vor zehn und zwanzig Jahren, wo der Preis der Güter weit über den Werth gestiegen war, weil besonders die Kirchen und Klöster hohe Kapitale darauf liehen, in dem Glauben an die Fortdauer dieser goldenen Tage gestanden, und als die kostbare Periode zu Ende ging, und die erkauften Besitzungen die unerschwinglichen Zinsen nicht bezahlten, so wuchsen die Schulden, daß die Hoffnung verschwand, sie jemals abzutragen ꝛc.“ Für diese Angabe Panse's könnte man vielleicht einen Anhalt in der unverschämten Forderung finden, welche nachher von den ausgewanderten Bauern gestellt wurde: daß ihnen nämlich der Erzbischof die zurückgelassenen Güter „zum vollen Einkaufspreis“ ablösen müsse.

Als zweites Moment kommen nun die Einflüsse von außen hinzu, welche den heimlichen Sauerteig unausgesetzt umtrieben. Diese auswärtige Propaganda hatte schon in den 80ger Jahren des 17. Säkulums, wo eine ähnliche Bewegung im Tefferegger Thal und unter den Bergleuten des mittlern Landes entstand, ihre emsigen Hände im Spiele. Gfrörer irrt, wenn er glaubt, daß erst die [illegible] der

Schwarzach zu den protestantischen Gesandten in Regensburg, und insbesondere zum preußischen, den Weg gefunden. Vielmehr standen schon die Tefferegger in enger Verbindung mit dem Corpus Evangelicorum am ständigen Reichstag, und damals schon hatte sich (2. Febr. 1688) der Kurfürst von Brandenburg, sogar unter Androhung von Repressalien, beim Erzbischof verwendet. Letzterer wies aber die Berufung auf den westfälischen Frieden zurück, weil er mit Recht behauptete, daß diese preußischen Schützlinge keiner von den Religionen zugethan seien, die im Reiche gesetzlich garantirt waren. Er berief sich dabei auf das von Joseph Schaidtberger, den L. Clarus als einen „frommen Schwärmer" pietistischer Färbung bezeichnet, übergebene Glaubensbekenntniß, welches übrigens die anderen Ausgewiesenen nichteinmal verstanden. Der genannte Schaidtberger trug nachher ungemein viel zur Aufeuerung des Irrthums in seiner alten Heimath bei. Er lebte zu Nürnberg noch fünfzig Jahre lang, unablässig mit Abfassung von Schriften für seine Landsleute beschäftigt, die mehr als einmal gedruckt und durch heimliche Emissäre in großen Ladungen im Salzburgischen eingeschmuggelt wurden. Der fromme Mann machte selber drei geheime Reisen in die Berge und als es hier 1731 zum Bruche kam, fand man namentlich seinen großen „Sendbrief" wie ausgesäet im Lande.

Noch gefährlicher waren aber die geheimen Verbindungen mit Regensburg. Nicht nur fremde Emissäre und Büchereinführer kamen von daher zu den Unzufriedenen im Salzburger Land, sondern die unruhigen Bauern hatten auch ihrerseits den Weg zu den Predigern und zu den großen Herrn von der Diplomatie am Reichstags-Sitz längst betreten. Diesen Einflüssen hatte der Primas der Kirche in Deutschland seine schwere Noth von 1731 hauptsächlich zu danken. Schon de Gasparis und Gärtner haben Regensburger Pastoren, namentlich einen Namens Grim, von welchem bekannt ist, daß er öfter heimlich ins Salzburgische kam, um Proselyten zu machen und die Dissidenten zu erbauen, als die Leiter der Unruhe be-

zeichnet. Die bereits Ausgewanderten kamen gleichfalls häufig mit mündlichen Bestellungen und Ordres von Regensburg in die Berge zurück. Aber nicht bloß von den Predigern. Gerichtliche Aussagen bestätigen, daß die Unzufriedenen insbesondere von einigen Gesandten des Corpus Evang. in ihrem Beginnen angeeifert wurden, auch wohl die jedesmalige Parole von daher erhielten. Der Kaiser *) erließ daher am 5. Sept. 1731 ein eigenes Rescript an den Magistrat von Regensburg: „es sei ihm glaubwürdig hinterbracht worden, daß ein nicht geringer Theil des Salzburgischen Unwesens dahero entstanden, daß ein sicherer Emigrant so sich in Regensburg niedergelassen, mit Einziehung eines gewissen Predigers und eines Gärtners, ein Mittel gefunden, von Zeit zu Zeit mehrere im Glauben irregehende Salzburgische Unterthanen herauszulocken, . . . und durch eine Menge von Regensburg aus in das Salzburgische geschickte Briefe mit Versprechen vieler Assistenz von dem sog. Corpore Aug. Conf. und Erlangung völliger Religionsfreiheit aufgewiegelt hätten." Die Ausreden des Regensburger Magistrats bestätigten diese Vorwürfe viel mehr als sie dieselben widerlegten. Später ging auch die Rede, daß die Prediger Müller aus Augsburg und Sögel von Regensburg in Verkleidung längere Zeit das Gebirge durchzogen und zur Standhaftigkeit ermahnt hätten. Als aber der Erzbischof nach der Emigration gegen derlei planmäßige Verhetzungen Vorkehrung traf, scheuten sich die Gesandten des Corpus Evang. doch nicht, mit neuen Klagen über die einigen Ausgewanderten versagte Rückkehr, über das Verbot häretischer Schriften und Ueberwachung der lithauischen Correspondenz zu klagen.

Wir werden sofort sehen, daß schon die ersten Fälle des Conflikts von dieser gegen einen deutschen Reichsfürsten durch seine Mitstände betriebenen Propaganda das deutlichste Spiegelbild geben. L. Clarus berichtet sehr genau über die einzelnen

*) Daß der Kaiser sonst der Sache des Erzbischofs nichts weniger als günstig war, wird sich unten näher ergeben.

Fälle, indem er das Benehmen beider Theile an dem Maßstab der damals geltenden Gesetze vergleicht. Im Verlaufe ist er sodann besonders beflissen, die hier so wichtige chronologische Ordnung herzustellen. Dieselbe erscheint nämlich in den Tendenzschriften der Gegenpartei schon deßhalb ganz verwirrt und durcheinander gemengt, weil es so am leichtesten gelingt, dem Erzbischof überall das Odium willkürlicher Provokation zuzuschieben, während er sich in Wahrheit im Stande der Nothwehr befand gegenüber den aufgewiegelten Unterthanen.

Nach den Akten war Johann Lärchner von Obermayß der erste, welcher in Folge der verschärften Erlasse gegen die Führung verbotener Bücher 1729 gefänglich eingezogen wurde. Auf fürstlichen Befehl ward er bald wieder auf freien Fuß gesetzt, aber dieß machte ihn nur noch kühner. Als er einer mit den Kindern in der Kirche vorgenommenen Katechese beiwohnte, sprach er ganz laut: „Wäre diese Lehre wahr und diejenige, welche ich bekenne, falsch, so würde man mich gewiß nicht aus dem Gefängniß entlassen haben.“ Diese freche Aeußerung, die zugleich eine öffentliche Störung des Gottesdienstes in sich begriff, hatte natürlich die abermalige Haft des Lärchner zur Folge, und da er trotzig bei seiner Aeußerung verharrte, erhielt er den fürstlichen Befehl das Land zu verlassen. Er ordnete sein Vermögen zwischen ihm und seinen katholischen Angehörigen, und ging — nach Regensburg. Ihm schloß sich freiwillig ein Werffener Bauer an, der gleichfalls Grund hatte, wegen seiner verbotenen Bücher zu fürchten. In Regensburg stellten sich die beiden sofort dem preußischen Gesandten von Dankelmann vor und überreichten den protestantischen Ständen am 7. Januar 1730 eine Beschwerde, welche die grobe Lüge enthielt: wie ihnen die Auswanderung nur unter dem Bedinge gestattet worden, daß sie ihr Vermögen und ihre Kinder im Lande zurückließen. Ohne im Geringsten die Wahrheit dieser Aussagen zu untersuchen, oder sich zu fragen was denn in ähnlichem Falle ihre eigenen Regierungen gegen einen katholischen Proselyten verfügt haben, richteten die Herren vom Corpus eine Note an den

Salzburgischen Gesandten, worin sie wegen „reichsconstitutions-widrigen Betragens" gegen die zwei Bauern den westfälischen Frieden für verletzt erklärten. Hr. von Zillerberg antwortete hierauf mündlich: ganz abgesehen von den meistens boshaft und fälschlich erdichteten Beschwerden der zwei unruhigen Köpfe stehe die Sache so: zur Zeit des Normaljahrs 1624 sei die lutherische Lehre im Erzstift nirgends eingeführt gewesen und es gebe also dort kein anderes Religionsexercitium als das katholische; darum sei die Kühnheit jener Männer, vor dem Volke und in Gegenwart eines erzbischöflichen Commissärs hinzutreten und mit vollem Halse auszurufen: ich bin lutherisch rc., einer formalen Revolte nicht unähnlich. Damit waren aber die protestantischen Gesandten keineswegs zufrieden; sie schrieben an den Erzbischof selbst, so daß endlich die sämmtlichen katholischen Reichsstände erklärten: das heiße die katholischen Fürsten, mit Umgehung der Reichsgerichte, dem Corpus der evangelischen verantwortlich machen wollen und sei ein unerträgliches Beginnen. Auch der Erzbischof ließ einfach erklären: wenn die Ausgewanderten sich widerrechtlich beschwert glaubten, so hätten sie freien Zutritt zum Kaiser, der des Reichs oberster Richter sei.

Indeß wuchs auf die Kunde von der Aufnahme und Verwendung, welche Lärchner und Breme in Regensburg gefunden, den Salzburgischen Malcontenten der Muth und die Aufregung wurde täglich kecker. Der nächste Fall war der mit Georg Frommer, welcher schon seit Jahren aus dem Gericht Werffen ausgewandert, in Regensburg als Krämer ansässig war, von wo er lange Zeit mit verbotenen Büchern in's Salzburger Land Handel getrieben hatte. Schon 1725 war ihm das Betreten seiner ehemaligen Heimath nur unter dem Bedinge gestattet, daß er keine solchen Bücher mehr einführen dürfe; trotzdem wurde er im Sommer 1730 wieder über dem verbotenen Handel abgefaßt. Die anfänglich leichte Haft mußte er nach einem gewaltsamen Fluchtversuch mit festerm Gewahrsam vertauschen, und als er auf Fürbitten des Raths von Regensburg freigelassen ward, mußte er nebst den Gerichts- und Haftkosten auch die

gesetzliche Nachsteuer von den im Salzburgischen ihm zugefallenen Erbtheilen bezahlen. Daraus machte nun Frommer, indem er seine Vergehen klüglich in Abrede stellte, eine grausam erlogene Beschwerde an das Corpus Evang. zurecht, ja er stiftete auch noch zwei andere ausgewanderte Salzburger an, den protestantischen Gesandten ähnliche Anklageschriften (unterm 14. März 1731) zu überreichen, wornach alle Kerker im Erzstift mit evangelischen Opfern der Verfolgung angefüllt waren, die Meisten ihres Vermögens beraubt und mit unerschwinglichen Gerichtskosten erdrückt würden. Und wie auf ein gegebenes Signal folgte nun noch eine ganze Reihe ähnlicher Beschwerden bei dem Corpus der protestantischen Gesandten in Regensburg. Sie alle wurden auf Befehl der Salzburgischen Regierung untersucht und stellten sich sämmtlich als bösliche Verdrehungen oder geradezu als freche Lügen heraus. Der Verfasser schließt seine Vergleichung mit den Worten: „Die mikrologische Genauigkeit, mit welcher ich über diese in Regensburg angebrachten Beschwerden hier berichte, hat den Zweck zu zeigen, welchen Schlages die Leute gewesen sind, welche von der protestantischen Historiographie als glaubensmuthige fromme Helden und edle Märtyrer evangelischer Gesinnung verherrlicht wurden."

Die schreiende Parteinahme der protestantischen Vertreter in Regensburg hatte indeß den Fanatismus der dissidentischen Salzburger so heftig entzündet, daß der Schritt großer Milde den der Erzbischof nun vornahm, das Gegentheil der beabsichtigten Wirkung herbeiführte, und anstatt die Gemüther zu beruhigen nur Oel in's Feuer schüttete. Es wurde nämlich verkündet, daß vom 4. Juli 1731 an eine fürstliche Commission das Gebirg bereisen, die Beschwerden der Unterthanen verhören und zur thunlichsten Abhülfe hinterbringen solle. Unsere Historienmaler sehen dahinter die Absicht inquisitorischen Verraths. Aber die Bauern fürchteten sich jedenfalls nicht, umgekehrt wollte Niemand das Commissorium übernehmen, aus Furcht selber „Märtyrer" zu werden. Die Dissidenten hingegen traten überall in geräuschvolle Versammlungen zusammen und be-

schlossen, bei den Commissären sich massenhaft als „evangelisch“ einzeichnen zu lassen, um die freie Religionsübung und Anstellung protestantischer Prediger zu erzwingen. Die Aufwiegler bezweifelten nicht, daß der Erzbischof nachgeben müsse, denn sie wußten, daß ihm nur einige hundert Mann reguläres Militär zu Gebot standen. Obwohl er am 30. Juli die Absicht verkündete Truppen in die aufgeregten Bezirke zu legen, verzögerte sich diese Maßregel doch Wochenlang aus Mangel an Mannschaft, und erst viel später machte die Ankunft von 3600 Mann, welche Oesterreich herlieh, dem dreimonatlichen Zusehen ein Ende. Inzwischen hatte sich das dissidentische Lager um Tausende verstärkt. Die Salzburger Bauern waren tapfere und verwegene Leute, alle mit Stutzen wohl versehen und schoßen vortrefflich. Sie fühlten sich keineswegs als die Bedrohten, im Gegentheile. Hatten sie schon der Commission in der trotzigsten Stimmung begegnet, so übten sie nun ihrerseits wilden Terrorismus gegen die Andersdenkenden. Heimliche Emissäre schlichen häufiger als je, zum Ausharren mahnend, umher, und zugleich versäumten die Bauern nicht, abermals eine Gesandtschaft nach Regensburg zu schicken, zur Orientirung und um fremde Hülfe herbeizurufen. So stand es in Wahrheit. Indeß stellen die protestantischen Historiker bis heute die Sache so dar, als ob die Dissidenten der Commission und den fernern Maßregeln des Erzbischofs wie eine Heerde scheuer Lämmlein in ihren für das Evangelium zitternden Herzen entgegengesehen hätten.

Merkwürdig ist besonders die Zuversicht, womit die Leute auf die thätliche Hülfe der protestantischen Mächte pochten. Dieselbe Rede stieß so häufig und überall auf, daß man nothwendig an irgendein System glauben muß. Zwei aus Regensburg heimgekehrte Kundschafter vertrösteten auf die „von den lutherischen Gesandten versprochenen 28,000 Mann Auxiliar-Völker“, namentlich sollten die „Brandenburger“ bald kommen. Dann werde man den katholischen Landesfürsten verjagen, und einen evangelischen Regenten annehmen. „Sie dürften nur gleich nach Regensburg schreiben, so würden's ihnen 8000 Mann zu Hülfe

schicken, sodann die Katholischen, deren gar wenig seien, völlig ausreuten." Schon seien zwei nach Regensburg gesendet, um dieses Volk herbeizuholen. Neben den Brandenburgern rechneten sie auch auf Schweden und auf die Schweizer. Wenigstens „etliche tausend Mann Hülfe sei ihnen gewiß" und „der Salzburger Fürst schon gebunden." Die Hoffnung auf Preußen kehrt aber am öftesten wieder. „Jetzt haben wir einen braven König, der so viel Völker hat als der Kaiser, und der Kaiser hat sich zu den Lutherischen verschworen sie zu schützen." Der Kaiser werde dem Bischof keine Soldaten geben. Bei der großen Versammlung in Schwarzach war auch schon die Rede „wegen der Hülfsvölker Unkosten, denn sich der König wohl um sie annehmen werde." „Am 11. Aug. sei den Evangelischen bei eigenem Boten ein Trostbrief von Regensburg kommen, daß ihnen der Salzburger Fürst nichts thun darf, sie möchten gleichsam anfangen was sie wollten."

Hätten aber die aufgewiegelten Bauern mit oder ohne fremde Hülfe die Religionsfreiheit erstritten, so waren sie, gemäß den Aussagen in den gerichtlichen Verhören, keineswegs der Ansicht den Katholischen paritätisches Recht neben sich zu gewähren. Im Gegentheil hätten sie dann ihrerseits das Reformationsrecht geltend gemacht, und die katholischen Landesgenossen protestantisirt oder ausgerottet. Schon war der von ihnen geübte Terrorismus craß und sie verhießen ihn noch crasser zu machen. Es war eine vulgäre Rede: die Katholischen müßten gesengt, gebrennt, niedergemacht werden. „Die katholischen Köpf werden bald unter unsern Füßen umkugeln." Mit diesem Schicksal wurden namentlich die bedroht, „welche anfangs lutherisch gewesen und seither wieder abgefallen." „Wenn nicht Alle zum evangelischen Glauben fallen werden, wollen sie Alle abbrennen." Durch solche Bedrohungen und andere Künste wurden denn auch eine Menge Leute bewogen, sich bei der Commission als lutherisch anschreiben zu lassen, die im Herzen katholisch waren. Namentlich kamen aus den Gerichten Wagrain und Radstadt gehäufte Klagen, daß „der abgefallene Theil

denen Katholischen nicht nur beim Tag, sondern auch bei der Nacht zu Fuß und zu Pferd für die Hausthür kommt, und selbe wo die Güte nichts verfanget, mit Todschlagen, auch Sengen und Brennen zu dem Abfalle zu zwingen trachtet." Jedes Mittel, um die Widerwilligen zum „Evangelium" zu pressen, kam zur offenen Anwendung. So erzählt ein beeidigter Zeuge: „nicht minder habe er von Etlichen vernommen, daß sie sich fürchten in die Kirchen zu gehen; denn der Schmied (Stulebner) stehe auf der Päß, und wolle sie nicht vorbei und in die Kirche gehen lassen, mit der Bedrohung, ob sie denn den Befehl von Regensburg nicht wüßten." Ebenso standen am 14. Aug. in Radstadt und am 29. Aug. in St. Martin zwei Bauern vor der Kirchthür, welche die aus- und eingehenden Personen abzählten und ihnen schimpflich drohten. Es war förmliches System. „Jetzt", hieß es, „haben die Katholischen noch Zeit, wenn sie sich bekehren wollen, aber nicht lange mehr, nachher wird's anders heißen." „Die Katholischen werden in den Wäldern umspringen als die wilden Thiere." Vorerst brach man mit ihnen mehr und mehr jeden socialen Verkehr ab; man bekomme, klagt ein Zeuge, nichts zu kaufen, wenn man den Lutherischen nicht recht gebe. „Ich hätte", sagte ein Neugläubiger zu seinem Knecht, „dich wohl behalten, aber wir sind euch Katholischen spinnefeind."

Noch ganz andere Reden gingen unter der aufgeregten Masse, die wohl auch in Regensburg und Berlin wenig Billigung gefunden haben würden. Aber sie charakterisiren die bäurische Bewegung, in deren Vordertreffen insbesondere die jungen Bursche und das unangesessene Gesinde in hellen Haufen stand. Die von Bischofshofen, welche fälschlich als „evangelisch" angegeben waren, versicherten: „die Vermöglichern würden dem alten Glauben zugethan bleiben, wasfür Gesinnungen die Uebrigen auch haben möchten." Derlei Aeußerungen lassen sich begreifen, wenn man die Berichte der Beamten erwägt, wornach die Malcontenten öffentlich ausschrieen: sie hätten lange gebetet, es möchte ihnen doch Gott eine Zeit schicken, daß die

Herren sie fürchten müßten. „Die Herren sind schon lange Herren gewesen, jetzt müssen die Bauern auch einmal Herren werden; um Martini Zeit werden wohl wenige Herren seyn.“ Genau mit den Ausdrücken von 1525 sagte die dissidentische Bauerschaft dem Richter zu Goldegg in's Gesicht: sie wolle volle Freiheit haben und sich auf schweizerischen Fuß stellen, alle Kirchengelder an sich ziehen und alle Capitalien auf ihren Gütern sammt den Steuern in Händen behalten und also Regimenter unter ihnen formiren. Mit den Steuern wurden auch bereits entsprechende Versuche gemacht, was selbst Panse zugestehen muß, und ebenso mit dem Wildpret, so daß die Jäger sich nicht mehr in die Wälder auszugehen getrauten. Folgerichtig fing denn auch der berühmte Glaubensheld, Schmied Stulebner von Hüttau, an den Bauern lange Spieße und Stecken zu beschlagen. Wie man sieht hatten die Herren in Regensburg guten Grund zu ihren wiederholten Mahnungen, „sich dermalen aller Gewaltthätigkeiten zu enthalten.“

Noch ein fanatischer Zug kam hinzu, um die Copie der werdenden Bewegung vom Jahre 1525 vollständig zu machen. Um erschrockene Gemüther evangelischer Lämmlein gegenüber dem Wolf der finstern erzbischöflichen Inquisition soll es sich gehandelt haben. Nun ja! Diese Gläubigen hielten aber nicht nur ihre Sing- und Predigt-Conventikel mit größter Ostentation. Sie sagten dieselben nicht etwa unter der Hand an, sondern sie steckten Leintücher auf langen Fahnenstangen über den betreffenden Häusern auf, oder ließen gleich gar die Trommel rühren. Damit aber und mit der Praxis sich den Katholischen drohend auf dem Kirchenweg entgegenzustellen, begnügten sie sich nicht, sondern sie führten ihren sakrilegischen Unfug in den Kirchen selber auf. Heiligen-Statuen wurden niedergerissen und mit Füßen getreten, und öffentliche Störungen des katholischen Gottesdienstes waren an der Tagesordnung. Wenn sie in der Predigt etwas hörten, was ihnen nicht gefiel, so erhoben sie sich und liefen truppenweise aus der Kirche hinaus. Aehnliche Scenen, mit der Aufforderung an alles Volk die Kirche zu verlassen, kamen bei der Elevation der Hostie vor.

Aus den katholisch gebliebenen Bezirken langten endlich die dringendsten Aufforderungen ein, daß die Obrigkeit sie gegen den Terrorismus der Meuterer schützen möge. Ende Juli baten die Lichtenberger um Militär und Bewaffnung der Miliz, da sie von ihren Nachbarn, „den irr- und widerspenstigen Tumultuanten, fast alle Tag einen höchst verderblichen Einfall leider zu besorgen hätten.“ Auch die Werffener Bürgerschaft bittet um Schutz wider die mit Mord, Brand und Plünderung drohenden abgefallenen Unterthanen. Die gleiche Bitte stellt am 30. Juli das Pfleggericht Saalfelden, da „der rebellische unkatholische Gegentheil nicht nur allein sich Tag und Nacht bearbeitet, jene so ihres Gleichen an sich zu ziehen, einfolglich in Mitte der drei verstandenen Pfleggerichte einen Aufruhr zu erregen, sondern auch denselben in zahlreicher Mannschaft, so dem Vernehmen nach mit Geschütz, Pulver, Blei und sogenannten Kolben zur Genüge bewaffnet, beizustehen.“ Am 13. Aug. klagten einige Katholiken aus dem Gericht St. Johann, wie sie „von denen Ungläubigen gleichsam mit lebensberaubigen Worten traktirt werden, maßen sie fast alle Tage nichts Gewisseres als den Tod zu gewarten haben.“ Sieben Tage später zeigte die Pflege Radstadt an, wie die lebensgefährlichen Bedrohungen der Evangelischen nicht nachließen, und die noch gut katholischen Bürger und Andere beständig um Hülfe und exercirte Soldaten seufzten. Am 26. Aug. wiederholte das Gericht St. Johann seinen Angstruf, da „es in Gutem unmöglich mehr abgehen könne, und die Rebellen in wenigen Tagen aufbrechen dürften.“

Das war die Folge des versöhnlichen Schrittes, den der Erzbischof gethan hatte. Man achtete Seiner nicht, weil man ihn nicht zu fürchten hatte. Vor den Commissären hatten die sämmtlichen Bauern versprochen, inzwischen alle verbotenen Versammlungen zu unterlassen, wobei „ihnen unbenommen bleibe ins Besondere und in der Stille ihre Religion abzuwarten.“ Anstatt dessen wurde der öffentliche Unfug ärger als je. Am 5. Aug. hatte die Generalversammlung zu Schwarzach statt, der sogenannte große Rath oder Landtag; das Zeichen der

Verbrüderung, daher „Salzbund" genannt, bestand in dem Ablecken eines ins Salzfaß getauchten Fingers (nach einer alttestamentlichen Reminiscenz). Alle protestantischen Historiker von Göcking bis v. Kessel schildern den Congreß von Schwarzach als einen höchst andächtigen Conventikel voll glaubensseliger Ruhe. Wie es in Wahrheit damit beschaffen war, haben wir soeben gesehen.

Vom Schwarzacher Landtag wurden zunächst 23 Bauern ausgesendet, um beim Corpus Evang. in Regensburg neue Beschwerden zu erheben; auch nach Berlin und an andere protestantische Höfe sollten sie gehen. Indeß wurde die ganze Gesandtschaft in Oberösterreich aufgegriffen und in das Erzstift zurückgeliefert. Zugleich nahm auch der Erzbischof, nachdem er die aus Oesterreich geliehenen Soldaten bekommen hatte, ernstere Maßregeln; er ließ im September auf Einen Tag noch 33 andere Rädelsführer aufgreifen und eine allgemeine Entwaffnung durchführen. Damit war dem Aufruhr die Spitze abgebrochen. Es wäre aber sicher zum Ausbruch gekommen, und der Fürst hätte noch immer wenig Widerstand leisten können, wenn nicht die ernstlichen Abmahnungen von Regensburg her die Katastrophe verhindert hätten. Ein offener Aufruhr der „Evangelischen" in Salzburg hätte nämlich nicht bloß für die Wühler in Regensburg sehr compromittirend ausfallen können, sondern er wäre insbesondere für die Pläne des preußischen Königs verhängnißvoll gewesen, der von Salzburg Colonisten und nichts als Colonisten wollte für sein verödetes Land.

Man hat den Erzbischof später deßhalb hart getadelt, weil er schließlich sämmtlichen Malcontenten, auch die eingethürmten Rädelsführer nicht ausgenommen, in gleicher Weise die Auswanderung gestattete. Er hätte, meint man, über die letzteren Urtheil und Recht ergehen, die anderen aber einer Prüfung ihrer Religionsgrundsätze unterwerfen sollen. Darauf daß keines von beiden mehr geschehen konnte, scheint mir aber gerade die Politik des Corpus Evang. sehr geschickt hinausgespielt gewesen zu seyn. Wie hätten insbesondere bei dem

tobenden Lärm von außen und innen noch langwierige Prüfungen — wie Gfrörer meint daß sie wirklich vorgenommen worden seien — über die confessionelle Qualität der sich freiwillig anbietenden Auswanderer statthaben können? Indeß schließt sich auch L. Clarus jenem doppelten Tadel der fürstlichen Nachsicht an. Er bedauert erstens, daß die gerichtlichen Untersuchungen nicht zum vollen Abschluß gediehen, weil die Milde des geistlichen Landesherrn alle Verhafteten frei ließ, um sie an der Auswanderung theilnehmen zu lassen. Das sei für manche dieser Leute ein sehr günstiger Umstand gewesen, die sonst als gemeine Verbrecher dastehen würden, während sie jetzt im Lichte evangelischer Glaubenshelden schimmern. Zweitens meint er, wenn mit jedem Einzelnen eine Prüfung in den Glaubenslehren angestellt worden wäre, so würde sich klar herausgestellt haben, daß der Glaube von 99 Hunderttheilen weder lutherisch noch reformirt, sondern im Wesentlichen katholisch war, und daß, von den paar hundert wirklichen Bekennern der Augsb. Confession abgesehen, die Anderen, wenn sie überhaupt eine Sekte bildeten, jedenfalls zu keiner der von dem westfälischen Frieden zugelassenen Religionsparteien gehörten, und daher nicht einmal auf Duldung Anspruch hatten.

Allerdings dürfte eine solche Prüfung merkwürdige Resultate zu Tage gefördert haben. Die Leute wußten in ihrer großen Mehrheit eigentlich gar nicht, wie sie mit ihrer Religion daran waren. Selbst Göcking gesteht, daß von den Auswanderern, wo sie doch in den protestantischen Ländern nachher sehr gnädige Examinatoren gefunden hatten, „die meisten höchst unwissend seien.“ Viele seien mitgelaufen aus einem „falschen Triebe.“ Einer habe dem Prediger auf seine Frage, ob er eine Seele habe, geantwortet: das wisse er nicht. „Es ist nicht zu läugnen, daß Viele überaus blöden Verstandes sind; nicht wenige sind ganz wahnwitzig, in welchem Zustande einige in Selbstmord gefallen.“ Deutlicher spricht der protestantische Kirchenhistoriker Schröckh: „Gemeiniglich nennt man alle diese Emigranten Evangelische. Es ist aber längst bemerkt worden,

daß wohl nur ein kleiner Theil derselben diesen Namen im strengern Verstande verdienen möchte." Die meisten nämlich hätten sich bloß gegen die katholischen Lehren aufgelehnt, ohne selbst einen bestimmten Lehrbegriff zu haben. Schon bei der Salzburger Commission 1731 hatte sich gezeigt, daß die Leute sich „evangelisch" nannten, ohne den Grund zu wissen; die Augustana konnten sie nicht einmal richtig bezeichnen und gaben ihr die possirlichsten Namen; sie blieben einfach bei der Angabe, sie glaubten was der Wallner, oder der Magistrat zu Regensburg oder zu Augsburg glaubten. Einer sagte ausdrücklich: über die Religion selbst würden sie sich erklären, wenn sie von Regensburg aus über diesen Punkt erst unterrichtet worden. Kein Wunder, daß als der erste Zug der Auswanderer in Ulm ankam, kein einziger reif befunden wurde zur Communion.

Noch ein Zug gehört zur Vervollständigung des Bildes. Bis an die Schwelle der letzten großen Aufregung hatten sich die Leute fast durchaus äußerlich katholisch gebärdet. „Bei allem diesem heimlichen Gottesdienste", sagt Göcking, „den sie aus evangelischen Büchern verrichteten, hielten sie sich doch äußerlich mit der papistischen Kirche. Sie besuchten den papistischen Gottesdienst, gingen in die Messe, empfingen das heil. Abendmahl unter einerlei Gestalt, wohnten den Processionen mit bei, übernahmen auch wohl zuweilen Wallfahrten, trugen den Rosenkranz in der Hand und waren also dem äußerlichen Scheine nach gute Papisten. Im Herzen aber verwarfen sie alle diese Dinge als Menschensatzungen und bezeugten einen Abscheu davor, wenn sie nämlich ihre Versammlungen unter einander hielten." Im gewöhnlichen Leben nennt man das Heuchler. Sehr auffällig, bemerkt L. Clarus, ist es, daß kein protestantischer Schriftsteller davon Meldung thut, wie die Emigranten, wenn sie durch katholische Orte zogen, sich mehr katholisch als lutherisch benahmen, ihre Rosenkränze herausnahmen, das Kreuzzeichen machten, in der Kirche bei der Wandlung sowie vor dem Viatikum mit gebogenen Knieen anbeteten. Selbst die 23 Abgesandten des Schwarzach-Bundes, als sie gen Regensburg auszogen, trugen

Scapuliere um den Hals und Rosenkränze in den Händen. So ist auch die rasche Füllung der Listen der „Evangelischen" in Salzburg sehr erklärlich; die wenigsten wußten was sie thaten, sie glaubten dennoch nach wie vor katholisch zu seyn, und viele Hunderte traten später, eines Bessern belehrt, zurück, weil sie wider Wissen und Willen als Abgefallene eingeschrieben worden waren.

Nun ist auch die Stellung des Erzbischofs ziemlich klar. Nicht einem Religionsdisput sah er sich gegenübergestellt, sondern einer blindlings aufgeregten Masse, von der er täglich den offenen Ausbruch der Empörung besorgen mußte. Militärisch zu schwach, mußte ihm daran liegen, den Kampf zu vermeiden und die gefährlichen Subjekte möglichst bald loszuwerden. Daher gewährte er die Auswanderung als eine Art Generalpardon nicht nur allen als evangelisch Bezeichneten, sondern auch den gefangenen Rädelsführern. Noch ein anderer sehr wichtiger Punkt in der Handlungsweise des Erzbischofs erklärt sich daraus. Ihm handelte es sich um Aufrührer, die zum Ausbruch Alles bereits zugerichtet hatten; daher glaubte er sich auch nicht an die näheren Bestimmungen des westfälischen Friedens gebunden, und er zog daraus eine praktische Folgerung, die auch von Gfrörer ganz unrichtig motivirt wird. Dieselbe betraf die Auswanderungs-Frist.

Gemäß dem westfälischen Frieden mußte der Fürst den angesessenen Auswanderern drei Jahre Zeit lassen, ihnen auch die Bewirthschaftung der im Land belegenen Güter durch Dienstleute gestatten und den Besitzern zur Besichtigung derselben, so oft es erforderlich würde, ins Salzburgische zu kommen erlauben. Diese Rechtswohlthaten galten aber nur für Angehörige der lutherischen und reformirten Confession, sie setzten ferner, wie sich von selbst versteht, ein ruhiges Verhalten voraus, bei dem eine Friedensstörung nicht zu besorgen war. Keine dieser zwei Bedingungen traf bei den bäuerischen Tumultuanten in Salzburg zu: das war der Standpunkt der Regierung. Es war zudem die Frage, ob die Fristbestimmung des westfälischen

Friedens auf den Fall anwendbar war, wo nicht bloß einzelne Conversionen vorlagen, sondern der Abfall ganzer Bezirke zum fremden Glauben. Ueberdieß hatten die aufgestandenen sieben Gerichte beim Corpus Evang. ohne Termin-Angabe auszuwandern verlangt, wenn ihnen die öffentliche Religionsübung nicht gestattet würde. Aus allen diesen Gründen verfügte das Patent vom 31. Okt. die Auswanderung der unangesessenen Leute binnen 8 Tagen, die der Angesessenen je nach dem Steuerbetrag in Fristen von ein, zwei und drei Monaten.

Nun hatten freilich die protestantischen Vertreter in Regensburg neuen Anlaß zu gewaltigem Getöse gegen den Erzbischof. Andere Beschwerden waren ihnen nun nicht mehr zur Hand*), über die Abzugsfristen aber entspann sich ein sehr heftiger Streit, den der Hr. Verfasser ausführlich, vielleicht in Rücksicht auf das diplomatische Kauderwelsch des 18. Jahrhunderts zu ausführlich schildert. Auf die Rechtsfrage fällt dabei ein eigenthümliches Licht. Die protestantischen Gesandten kümmerten sich jetzt plötzlich in ganz anderer Weise um den westfälischen Frieden als vorher. Das Verhältniß desselben zur vorliegenden Frage war von Anfang an klar: nachdem im Normaljahr 1624 nirgends im Erzstift auch nur die Privatübung einer protestantischen Religion bestanden hatte, brauchte der Landesherr von Salzburg keine Unkatholischen auf seinem Gebiet zu dulden, als geistlicher Fürst aber konnte und durfte er sie nicht dulden. Nichtsdestoweniger hatte das Corpus Evang. unter maßlosen Insolenzen die Forderung der Malcontenten vertreten, daß ihnen freie öffentliche Religionsübung und die An-

---

*) Die „Kreuzzeitung“ a. a. O. berichtet zwar: „eine der ärgsten Grausamkeiten, wogegen nicht einmal die Vorstellungen der protestantischen Fürsten etwas auszurichten vermochten, sei die gewesen, daß man den Emigranten ihre Kinder unter 14 Jahren vorenthielt, und dieselben in Klöster oder Jesuitenschulen brachte.“ Wenn diese Angabe nicht ein Mißverständniß ist, so ist sie einfach eine Lüge!

stellung protestantischer Prediger zu gewähren sei. Damals wollten die Herren vom klaren Wortlaut des westfälischen Friedens nichts wissen; jetzt aber, in der Frage wegen der Fristen, hielten sie sich an den klaren Wortlaut desselben.

Der Erzbischof erklärte ruhig und gemessen: er habe die dreijährige Frist deßhalb nicht bewilligt, weil sie Gehorsam und ruhiges Betragen voraussetze; Rebellen verdienten eine solche Berücksichtigung nicht, die nur seinem Lande die dreijährige Unterhaltung der fremden Truppen aufbürden würde. Indeß bewilligte er durch ein neues Patent vom 24. Nov. die Bitte der Dissidenten um Erstreckung der Frist bis Georgi 1732, weil sie ihre Güter nicht eher veräußern und ihre sonstigen Geschäfte abwickeln könnten. Auch bestimmte er, daß alle Haus- und Hofbesitzer ihre Güter bis Michaeli 1734 behalten und durch katholische Unterthanen verwalten lassen könnten. Auf der baldigen Fortschaffung der Unangesessenen bestand er zwar, aber, auch hier sollten die besonders gefährlichen ledigen Bursche zuerst vorgenommen werden. In Regensburg aber verlangte man nach wie vor strikte: daß jeder zur Augsb. Confession sich bekennende Unterthan die Wahl haben müsse, jetzt oder erst nach drei Jahren auszuwandern. Auch dürfe ihr Aufenthalt, wenn sie zur Besichtigung ihrer Güter zurückkehrten, nicht auf drei Tage beschränkt werden.

Nebenbei gesagt hätte es nur eines oberflächlichen Blickes auf die einschlägigen Noten der protestantischen Gesandten bedurft, um den Verfasser des mehrgedachten Artikels in der „Kreuzzeitung" erkennen zu lassen, welch' grobe Unwahrheit er ausspricht, wenn er sagt: „Sogar das setzte die beharrliche Energie des (preußischen) Königs nach Ueberwindung unsäglicher Schwierigkeiten endlich durch, daß der Erzbischof den Ausgewanderten auf ihr zurückgelassenes Vermögen, welches Kanzler von Räll als gute Prise für seinen Herrn und dessen Helfershelfer in Beschlag genommen hatte, 500,000 fl. herausbezahlen mußte." In Wahrheit ist der Erfolg des Königs ein viel glänzenderer gewesen; die unsäglichen Schwierigkeiten aber

kamen von ganz anderer Seite her als von der des Erzbischofs. Als nämlich dieser im Sommer 1734 erlaubt hatte, daß ein preußischer Commissär nach Salzburg ging, um im Interesse der Emigrirten deren zurückgelassenes Vermögen mobil zu machen: da bewiesen die letzteren den gewohnten Trotz nun auch gegen die neue Regierung. Einerseits aus angebornem Mißtrauen, andererseits weil sie den Erzbischof zu zwingen gedachten ihnen ihre Güter zum Einkaufspreis und ohne Nachsteuer abzulösen, verweigerten sie hartnäckig die Herausgabe der Besitztitel. Auf königlichen Befehl mußten die Prediger herumreisen, um die harten Köpfe zurecht zu bringen; aber umsonst, die Papiere waren nicht zu bekommen. „Man hat sich dergleichen bei diesen armen Seelen anfänglich nicht vermuthet": äußert Göcking in der Befangenheit über diese unanständige Geldgier von Leuten, die all das Ihrige um des Glaubens willen verlassen haben wollten. Sie beriefen sich abermals auf Regensburg, und der König mußte erlauben, daß eine Deputation dahin ging. Schließlich wurden indeß unter freundlichem Zuthun der erzbischöflichen Regierung durch den preußischen Commissär nahe an vier Millionen Gulden flüssig gemacht, welche nach Abzug der Schulden den Ausgewanderten in Preußen zu Gute kamen.

Somit war es keineswegs die Absicht des Erzbischofs, durch die kurzen Fristen die Dissidenten um das Ihrige zu bringen. Diese drängten auch selbst, sobald einmal die Auswanderung feststand, mit fanatischer Hast aus dem Lande fortzukommen, so daß die Beamten mit Mühe diejenigen zurückzuhalten vermochten, welche noch nicht an der Reihe zum Abzug waren. Thatsächlich verzichteten sie so selber auf die dreijährige Frist. Einem aber lag allerdings sehr viel daran, daß die Auswanderung nicht zu rasch und auf einmal erfolge. Das war der König von Preußen. Er war bestrebt, wo möglich alle Salzburgischen Emigranten in sein Land zu ziehen, und dazu bedurfte er Zeit, um ihnen erst neue Sitze in Lithauen und Ostpreußen vorzubereiten. Bekanntlich sind nachher die einzelnen Züge auf den verschiedensten Umwegen und mit großen Ver-

zögerungen ihrer neuen Heimath zugeführt worden, und man scheint richtig zu vermuthen, daß, neben der Absicht mit den „Märtyrer“=Schaaren in ganz Deutschland möglichst viel Parade zu machen, auch das Bedürfniß der preußischen Regierung Zeit zu gewinnen, ein Grund davon gewesen sei.

Auffallend ist das Benehmen des Kaisers bei allen diesen Vorgängen. Die protestantischen Historiker nehmen natürlich unbesehen an, daß das Reichsoberhaupt mit dem Erzbischof jesuitisch unter der Decke gespielt habe; in Wahrheit ist das Gegentheil der Fall gewesen. Im Anfang zwar hatte der Kaiser ein Edikt vom 26. Aug. 1731 erlassen, worin er das „aufrührerische Treiben“ der Salzburger mit scharfen Worten rügt, und sie mit etwaigen Religions= oder anderen Beschwerden vor Ihn als obersten Richter im Reiche weist. Da aber die dem Fürsten ausdrücklich freigestellte Publikation als verspätet unterblieb, so bildete dieß schon einen ärgerlichen Streitpunkt. In der Fristen=Frage trat der Kaiser vollends auf die Seite der Protestanten. Allerdings mag er sich verpflichtet erachtet haben, an dem Wortlaut des westfälischen Friedensgesetzes festzuhalten; indeß mangelte dabei so sehr alle Rücksicht auf die thatsächlichen Zustände im Erzstift, daß man fast unwillkürlich noch andere Motive vermuthen muß. Nach Gfrörers Vorgang deutet L. Clarus wiederholt an, weßhalb dem Kaiser überhaupt die ganze Sache höchst unangenehm seyn mußte. Es lag ihm nämlich damals nichts so sehr am Herzen, als die Anerkennung seiner pragmatischen Sanktion durchzusetzen, und da die katholischen Fürsten von Bayern, Sachsen und Pfalz dieselbe versagten, so mußte er um so mehr die protestantischen, namentlich den König von Preußen schonen. Ueberhaupt, stellten die kaiserlichen Räthe vor, hätten die Katholiken sich in Acht zu nehmen den mächtigen König von Preußen zu reizen; gerade dieser aber nehme sich der Salzburger mit größtem Nachdruck an. In der That griff der König wieder zu dem Mittel, das er schon vor zehn Jahren in den Pfälzer Wirren nicht bloß angedroht sondern angewendet hatte, zur sog. retorsio juris iniqui.

Als auch andere protestantischen Reichsstände Repressalien gegen ihre friedlichen katholischen Unterthanen, welche kraft des Reichsfriedens zur öffentlichen Religionsübung berechtigt waren, ankündigten, da erst brach dem Kaiser die Geduld und er ließ am 13. Juni 1732 dem Corpus Evang. geradezu erklären: von Seite des Fürsterzbischofs sei nun ein Mehreres geschehen, als der westfälische Frieden ihm auferlege, indem §. 34 Art. V auch ein angemessenes Betragen der Unterthanen bedinge, das man den Salzburgern keineswegs nachrühmen könne. Aus Preußen hatten sich inzwischen auf Antreiben des Königs die Vertreter seiner katholischen Unterthanen, wie namentlich der Halberstädter Klerus, direkt nach Salzburg gewendet mit kläglichem Flehen um Abwendung der angedrohten Repressalien, und selbst der päpstliche Nuntius am Rhein hatte ihre Bitten unterstützt, so daß Leopold Anton von Firmian in schwerer Gewissensnoth nach Kaufbeuern reiste, um sich bei der seligen Crescentia Raths zu erholen. Sie beruhigte den Fürsten und der Erfolg gab ihr Recht.

Indeß hatte der preußische König den Gewinn der evangelischen Bewegung in Salzburg emsig eingestrichen. Von den 22,151 Ausgewanderten bekam er nicht weniger als 16,313 zur Colonisirung seiner durch Krieg und Pest verödeten Landstriche, wo in ganzen Dörfern keine Seele mehr anzutreffen war, und Reisende meilenweit kein menschliches Wesen erblickten. Es war ein lukratives Geschäft gewesen um die Beschirmung des Evangeliums in Salzburg. Der König wachte auch eifersüchtig, daß ihm von dem kostbaren Menschenmateriale nichts verloren gehe. Jeder Zug hatte einen eigenen Führer, der dafür verantwortlich war, daß Niemand unter welchem Vorwande immer sich von seinem Trupp entferne. Alle Vorsichtsmaßregeln gegen das Abbröckeln waren getroffen. Als in einer Leipziger Familie eine junge Salzburgerin an Kindesstatt angenommen werden wollte, waren alle Bitten vergebens; ihre Person war dem Commissär zu kostbar, sie mußte mit fort nach Preußen. Das Patent vom 2. Febr. worin der König

„aus christ-königlichem Erbarmen“ die Auswandernden als seine Unterthanen aufnahm, Reisekosten und Diäten bis Preußen zusicherte ꝛc., war in der That splendid; massenhaft im Salzburgischen verbreitet, verlockte es noch eine Menge zum Auszug und zum Abfall, die früher nicht daran gedacht hatten; aber um so reichlicher bezahlte es sich. „Alle ihre irdischen Sorgen hatte unser allergnädigster König über sich genommen“, darum „wollten aber auch die Salzburger von Niemand anders hören und wissen als von Sr. k. Maj. in Preußen“: so berichtet Göcking. Wirklich fischten z. B. die Niederländer vergebens nach Emigranten. Alles wollte nach Preußen, besonders seitdem der König die anziehende Komödie gespielt hatte, als sei es ihm eine zu schwere Last mehr als 6000 Salzburgern die Wohlthaten seines Patents zukommen zu lassen.

Aber wie ging es nun den guten Leuten in der neuen Heimath? Allem nach war das Entzücken bald auf beiden Seiten nicht mehr groß, nachdem man sich in der Nähe kennen gelernt hatte. Einerseits bewiesen die neuen Ansiedler auch hier wieder ihre bäurische Störrigkeit und den ungestümen Hochmuth, der durch die steten Anräucherungen auf dem Martyr-Zug sicher nicht kleiner geworden war. Schon bei der Huldigungsfrage traten diese scharfen Kanten hervor. Eigensinn und Halsstarrigkeit bezeichnet Göcking als das unter ihnen herrschende Laster. Aber der Preußenkönig wußte besser als der milde geistliche Herr in der alten Juvavia derlei Krankheiten zu behandeln; er befahl ohne weiteres, daß alle Ungehorsamen und Widerspenstigen in die Festung gebracht werden sollten. Auch davon ist die Rede, daß unter ihnen bald viel mehr Säufer gezählt wurden als in der alten Heimath. Wegen des Lasters der Unzucht entschuldigte man sie mit den Gefahren des Emigrantenlebens. Auffallen muß aber die Aeußerung Göckings, daß nicht Wenige ganz wahnsinnig seien, in welchem Zustande Einige in Selbstmord verfielen. Daß die Sterblichkeit unter ihnen sehr groß war, ist bekannt. Bald erfuhr man auch, daß die Gegenden, wo die Salzburger angesiedelt waren, mit

Cavallerie umlegt sei, und daß alle von ihnen geschriebenen Briefe durch die Hände eines königlichen Geheimraths gehen müßten. „Weil man", sagt Göcking, „begierig war zu wissen, was geschrieben worden, wurden sehr viele erbrochen." Schwerlich geschah dieß, weil man Aeußerungen übergroßer Glückseligkeit befürchtete. Auch der Verfasser der „Ausführlichen Historie", ein Sachse, bemerkt: „Nur dieses Einzige hat mir sehr bedenklich geschienen, daß man den Leuten nicht erlaubt, von ihrem jetzigen Zustande Andern Bericht zu ertheilen"; keiner von allen ihren Freunden in Sachsen habe die versprochenen Briefe erhalten. Demselben Verfasser ist ferner berichtet worden: in Preußen sei ein Befehl herausgegeben, diejenigen Salzburger ohne Verzug aufzuhängen, welche sich unterstehen würden aus Preußen fortzugehen.

Wenn demnach nicht Alles täuscht, so ist Leopold Anton von Firmian an seinen Beleidigern bald genug gerächt worden. Ueber die Nachkommen der Ausgezogenen macht L. Clarus zum Schluß folgende Bemerkung: „Fast alle sind wohlhabende Leute geworden. Nachdem aber der Krückstock über ihrem Haupte hinweggezogen und die Zeit der Humanität und Aufklärung ihnen eine freiere Entwicklung und Aeußerung ihrer eigenthümlichen Anlagen und Richtungen gestattet, ist die keiner Autorität holde Weise ihrer Altvordern in ihnen wieder lebendig geworden. Sie gehören durch die Bank der demokratischen Richtung an, und bereiten zur Vergeltung der ihren Vorfahren erwiesenen Wohlthaten der preußischen Regierung die übelsten Verlegenheiten, da die Wähler und ihre Vertreter im Abgeordnetenhause grundsätzlich gegen die Regierung stimmen und allem conservativen Wesen äußerst wenig zugänglich sind."

XLIX.

Charakter und Verlauf der Neuen Aera in Baden.

(Schluß.)

Wie sehr in Baden jedes der gemachten Volksfeste zum Parteifeste wird und in welchem Grade tendenziöse Verbissenheit und Wuth an die Stelle harmloser Freude getreten, offenbarte das erste badische Landesschützenfest, welches als großartige Fortsetzung endloser Bezirks-, Lokal- und Vereinsfeste am 28. Juni 1863 in Mannheim begann. Dasselbe war nicht bloß eine Carrikatur des Frankfurter Schützenfestes, es artete zu einer Orgie der revolutionären Elemente des Landes aus. Politische und kirchenpolitische Schimpfereien wurden zur Hauptsache dieses Schützenfestes. Ganz unanständige Vertraulichkeiten der „Volksmänner“ veranlaßten den auch dießmal anwesenden Großherzog, diesem Feste baldigst den Rücken zu kehren. Pikante Anekdoten cirkulirten nachträglich im Publikum, obwohl die officiellen Festblätter so wenig darüber laut werden ließen als die gesammte servilliberale Presse. Schon am zweiten Festtage verherrlichte ein jüdischer Advokat die Communalschule, am dritten aber stach der bereits genannte Scholl als Volksredner unter tosendem Beifall all seine Vorgänger aus. Er deklamirte

von Sturm und Gewittern, von Nacht und Licht, von Pilzen, Schwämmen und Schmarotzerpflanzen rc.; er schrie gleich einem Besessenen: Fort mit den Pfaffen, fort mit den Bismarken! und überantwortete diese Classen der Gesellschaft dem „heiligen, großen, sittlichen und gesetzlichen Zorne des Volkes!“ Ducats religiöse Reform und Ronges jüngste Schandschrift: „die zehn Gebote der Jesuiten“ wurden fleißig herumgeboten, ebenso ein den Meinungen des „Hofbibliothekars“ Eckardt entsprechendes Flugblatt wider das Militär und die Conscription. Gewisse Auftritte, von denen man in anständiger Gesellschaft nicht reden kann, anticipirten die ferner liegenden Ziele der Art des Fortschrittes, welcher sich beim Mannheimer Schützenfeste breit gemacht hat.

Als unterm 4. Juli der Oberschulrath die Knies'schen Thesen veröffentlichte, wußte man, die Trennung der Schule von der Kirche sei eine principiell bereits ausgemachte Sache. Vergeblich begehrte das Ordinariat über die Thesen ebenfalls gehört zu werden, vergeblich wendete sich diese Kirchenbehörde an den Oberschulrath. Letzterer blieb stumm und mußte wohl stumm bleiben. Viele Geistliche hatten ihre Thätigkeit Jahrzehnte hindurch mit Geschick und Sachkenntniß vorzugsweise der Volksschule gewidmet. Lag auch die Erwägung nahe, daß die rücksichtslose Beiseitesetzung dieser Männer sehr mißliche Folgen nach sich ziehen müsse, so leuchtete andererseits ein, wie wenig brauchbare Werkzeuge geistliche Schulmänner abgeben würden, um das Hauptziel der pädagogischen Luftsprünge der neuen Aera zu erreichen: die Erziehung der Jugend des Volkes zur sog. Religion der Humanität vermittelst des staatlichen Unterrichtsmonopoles und des staatlichen Schulzwanges. Auf dieses Ziel steuert die neue Aera um so rücksichtsloser zu, je mehr sich herausstellt, daß sie in der erwachsenen Generation blutwenig Wurzeln hat und daß der wirklich gebildete und unabhängige Mann, der schlichte Bürger und Arbeiter, der Bauer und Soldat sich keineswegs bereit zeigen, dem von der Regierung schwer mißhandelten Klerus gegenüber Front zu machen.

Allem Zeitungsgeschrei, den krampfhaften Anstrengungen der Partei und den endlosen Festivitäten aller möglichen Vereine zum Trotze drohte schon im Hochsommer 1863 die künstlich gemachte Bewegung jämmerlich im Sande zu verrinnen; schon damals war der Schmerzensschrei der ministeriellen Presse, „das Volk wolle sich nicht regen", stereotyp geworden. Es war so; selbst das auserwählte Volk, welches sich zu Vereinen herbeigelassen hatte, aß, trank, klatschte jeder Rede Beifall und — bekam Langeweile, Langeweile ob dem Gebahren und Geschwätz der oktroirten Volksmänner und Langeweile ob dem Tag für Tag fortgesetzten Wüthen der servil-liberalen Presse wider Religion und Kirchenthum. Man wurde mißtrauisch und verstimmt, je mehr man durch neue Einrichtungen sowie durch Festhalten an alten Mißständen der Reaktionszeit einsehen lernte, daß keineswegs das Wohl des Volkes, sondern einzig und allein das Interesse der Partei auf Unkosten des Volkes maßgebend sei.

Damit das Volk sich endlich rege und nicht am Ende gar in eine oppositionelle, dem Ultramontanismus günstige Stimmung sich verirre, traten die Herren Häusser, Bluntschli u. a. m. wieder auf, und ersterer schrieb mit einigen andern Abgeordneten eine Versammlung nach Offenburg auf den 26. Juli aus. Hier sollten die politische Lage des badischen Landes im Allgemeinen, die Aufgaben des bevorstehenden Landtages, namentlich die Organisation der liberalen Partei sowie deren Verhältniß zu den bevorstehenden Ergänzungswahlen besprochen werden. Die Versammlung sollte aus allen Theilen des Landes und möglichst zahlreich, jedoch nur von „Gleichgesinnten" besucht werden.

Am 26. Juli zogen die zwanzig Beiräthe des Herrn Knies aus den Thoren der Residenz, am gleichen Tage zogen die Herrn Häusser, Bluntschli u. s. f. in Offenburg ein, um an das unstreitig sehr nothwendige Werk der Organisation der liberalen Partei Hand anzulegen. Herren aus allen Theilen des Landes waren erschienen, zum Schrecken der „Gleichgesinnten"

sogar einige demokratische Heißsporne aus Mannheim. Trotzdem genügte der bescheidene Saal eines Gasthofes, um die Landesversammlung — wie sich dieselbe vollkommen im Style der neuen Aera nachträglich selbst nannte — zu beherbergen. Die Verhandlungen begannen mit keiner geringen Verlegenheit, indem die ungebetenen Demokraten das Todesurtheil der neuen Aera fertig in der Tasche mitgebracht hatten, nämlich ein Programm, welches direkte Wahlen, eine freisinnige Gemeindeverfassung, gesetzlich gewährleistete Preßfreiheit nebst andern Unmöglichkeiten des Parteistaates verlangte. Zum Glücke gelang es für dießmal noch den verdutzten „Blassen" ein Compromiß mit den argen „Rothen" abzuschließen, so daß man sich in Frieden vertrug. Man einigte sich dahin, die servil-liberale Mehrheit der Kammer noch mehr zu verstärken, denn bis in die jüngste Zeit trug sich Herr Häusser mit dem Wahne, Kammerbeschlüsse seien geeignet, um so großartiger auf das Volk zu wirken, je einmüthiger sie gefaßt würden. Auf Herrn Bluntschli's Antrag hin setzte die Versammlung sofort einen Landesausschuß sammt einem engern Comité mit der Aufgabe nieder, in allen vier Kreisen des Großherzogthums die liberale Partei zu organisiren. Advokat Eckhard von Offenburg (nicht zu verwechseln mit dem immer offener ins Rothe schillernden Hofbibliothekar!) berichtete über die Aufgaben des nächsten Landtages und nannte unter diesen auch die Schulreform. Er für seine Person erklärte sich für Communalschulen, obligate Turnerei u. dgl. Bei dieser Gelegenheit erzählte Einer der acht ernannten Beiräthe, nämlich der nach Offenburg geeilte Bürgerschuldirektor Schröder von Mannheim, wie alle Beiräthe zu Karlsruhe als Freunde der Knies'schen Thesen sich bewährt hätten. Da seine Freudenbotschaft wenig überraschte, und nach kurzer Pause Fabrikant Mez aus Freiburg sich zu der Bemerkung ermannte, er wolle auch Communalschulen, aber keine Verminderung der Religionsstunden u. s. f., so wurde der heikle Gegenstand rasch verlassen.

Das Projekt, die liberale Partei zu organisiren, war und

blieb ein todtgebornes Kind. Man fand in allen Gegenden des Landes sog. Vertrauensmänner, welche gerne organisirt hätten, zum Unglück aber kein Volk, welches sich im Sinne der neuen Aera organisiren lassen wollte. Der Ergänzungswahlen im Sinne des Ministeriums konnte man ohne jede Anstrengung sicher seyn, da die Gleichgültigkeit in Sachen der Kammerwahlen zum chronischen Uebel geworden ist. Das badische Volk gibt nicht viel auf seine gleich andern deutschen Verfassungen nach der Schablone der französischen Revolution fabricirte Verfassung, weil die Unfruchtbarkeit derselben seit mehr als 40 Jahren erprobt ist. Die empörende Art und Weise, wie man früher den Hofrath Buß und jüngst den Oberhofgerichtsrath Roßhirt aus der Kammer hinauseskamotirte, hatte wenig beigetragen, die Achtung des Volkes vor seinen „Vertretern" zu erhöhen oder ein reges Interesse für Kammerwahlen wach zu rufen. Bezüglich der Schulfrage leuchtete es jedem Unbefangenen ein, daß sie durch Kammerbeschlüsse wohl in Fluß gebracht, nimmermehr aber endgültig entschieden werden könne. Diese Entscheidung steht natur- und sachgemäß der Kirche und dem Volke selbst zu.

Zum erstenmal hatte eine Versammlung von katholischen und protestantischen Lehrern die 44 Thesen zu Müllheim im badischen Oberlande berathen. Dieß geschah am 18. Juli 1863. Man anerkannte im Allgemeinen die wohldenkenden Gesinnungen des Oberschulrathes für Hebung des gesammten Schulwesens, beschränkte aber die Wünsche auf wesentliche Verbesserung der finanziell allerdings sehr unbefriedigenden Lage des Lehrerstandes sowie auf eine ehrenhaftere Stellung desselben gegenüber der Ortsschulinspektion und Gemeinde. Damit war die im Ganzen unter den Volksschullehrern herrschende Stimmung ausgesprochen. Sie machte sich auf den meisten Lehrerconferenzen geltend, obwohl die Herren Beiräthe zu Karlsruhe zu den 44 Thesen ihres Herrn Oberschuldirektors ihr allerunterthänigstes Ja genickt hatten und obwohl manche Lehrer dem „Pfaffen" alles Mögliche, nur nichts Gutes an den Hals wünschten.

Schon am 5. August aber erklärte eine in Waibstadt tagende freie Conferenz katholischer Geistlichen, der Ortsgeistliche könne sich weder an den Wahlen für den in den Thesen projectirten Ortsschulrath betheiligen noch Mitglied eines solchen werden, falls er nicht zugleich der Vorstand sei. Eine kurz darauf abgehaltene Conferenz zu Bimbach erklärte: 1) die von Herrn Knies proponirte Volksschulreform negirt jede Berechtigung der Kirche; 2) die Begründung derselben als einer logischen Consequenz der Gesetze vom 9. October 1860 entbehrt der Wahrheit; 3) der Vorwurf als trage die Geistlichkeit die Schuld an dem angeblich unbefriedigenden Zustande der Schule, wird entschieden zurückgewiesen; 4) vom Standpunkte des Gewissens wie der Mannesehre lehnt die katholische Geistlichkeit jede Betheiligung an dem durch die Thesen 18 — 23 proponirten Ortsschulrath ab; 5) gegen die Trennung des Schuldienstes vom Meßnerdienste hat die Conferenz nichts zu erinnern. Also sprachen nicht die „äußerste Richtung des Kirchenregimentes" sondern die nüchternen Seelsorger zweier großer Capitel. Es war unschwer vorauszusehen, daß den Knies'schen Thesen die gleichen Dementis von Seite des gesammten Diöcesanklerus zu Theil werden, daß die Curatgeistlichkeit ihre in der Denkschrift des J. 1861 hinsichtlich der Schulfrage ausgesprochenen Ueberzeugungen zu Thaten machen würde.

Eben damals fand der Zug zur Frankfurter Fürstenconferenz statt; der österreichische Kaiser wurde in Bruchsal enthusiastisch empfangen, in Heidelberg als „deutscher Kaiser" vom Volke begrüßt. Um so heftiger erzitterte die Geheimregierung Badens. Der Plan durch zahlreiche Vertrauensmänner in allen Kreisen die „liberale Partei" zu organisiren wurde mit neuer Hast aufgenommen, ein Adressensturm katholischer Laien für die Schulreform des Herrn Knies sollte die erste Frucht davon seyn. Aber die Rechnung schlug abermals fehl. Vom Anbeginn des Schulconfliktes bis heute gab es in ganz Baden nicht einen gläubigen Katholiken, welcher für die Schulreform im Knies'schen Sinne eingenommen gewesen wäre. Polizeiliche

Maßregelungen wider die Ultramontanen und deren Presse hatten das Gegentheil von dem bewirkt, was man beabsichtigte; außerdem ist gerade das Gewährenlassen, die Abneigung wider den Polizeistock bis in die jüngste Zeit die Lichtseite des Ministeriums der neuen Aera gewesen. So kam es daß der schön ausgedachte Plan ins Wasser fiel Die meiste Neigung zu Gewaltmaßregeln hegte der Oberschulrath selbst, mindestens bethätigte er seinen Ingrimm bei jeder Gelegenheit. Unter anderm ließ er von der Summe, welche aus allgemeinen katholischen Mitteln an Zöglinge der Mittelschulen alljährlich ausgetheilt wird, die sich der Theologie zu widmen gedenken, 1863 denen des Freiburger Lyceums nichts zukommen. Und warum? Weil in Freiburg ein Knabenseminar besteht, zu dessen Unterhalt gleichfalls aus allgemeinen kirchlichen Mitteln jährlich die geringe Summe von 6000 fl. beigesteuert wird. Mit diesen 6000 fl. sollte der Herr Erzbischof laut Meinung der humanen Oberschulbehörde arme und würdige Zöglinge des Freiburger Lyceums für den Nichtbezug von Stipendien entschädigen, das heißt, sie den Zöglingen des Knabenseminares entziehen.

Bereits am 3. August hatte sich eine neue Durlacher Versammlung auf Bluntschli's Antrag im Ganzen für die Knies'schen Thesen erklärt, namentlich für die Bestimmung, welche dem Pfarrer Sitz und Stimme im Ortsschulrathe einräumte. Der 15. September sah sogar eine Lehrer-Deputation in Karlsruhe, welche dem Oberschulrathe zu seiner nunmehr einjährigen Existenz gehorsamst gratulirte. Allein solch kleinen Triumphen folgte eine schwere Niederlage. Am 7. Oktober nämlich tagte abermals zu Appenweier eine große freie Conferenz des Klerus. Hatte 1861 die Denkschrift des Curat-Klerus die Schulfrage mehr im Allgemeinen beleuchtet, so galt es nunmehr, den 44 Thesen gegenüber die Resolutionen der Geistlichkeit festzustellen. Ein aus ergrauten geistlichen Schulmännern zusammengesetztes Comité hatte dieß gethan, nun galt es, die Beistimmung des Klerus zu erproben. Schlag 1 Uhr läuteten die Glocken und zogen 300 Geistliche jedes Ranges

und Alters in die Kirche, um zu rathen und darnach zu thaten. Auch Laien aus allen Gegenden des Landes waren anwesend. Nicht bloß die Mitglieder der Versammlung, sondern der gesammte Klerus der Erzdiöcese badischen Antheils machte die vorgeschlagenen Resolutionen unterschriftlich zu den seinigen. Dieselben bestimmten fortan das Verhalten desselben gegenüber der Schulreform. Sie lauten: 1) Der Staat hat kein ausschließliches Recht auf die Schulen — vielmehr sind neben dem Staate die Kirche, die Gemeinde und die Familien berechtigt. 2) Die Schulen müssen als confessionelle erhalten bleiben. 3) Das hiezu bestimmte Vermögen ist als confessionelles der Rechtsvertretung, Verwaltung und Verwendung der Confessions-Angehörigen, d. h. der Kirchenbehörde als deren Vertreter, zu unterstellen. Aus Obigem folgt: 4) Jeder Confessionstheil, vertreten durch die Kirchenbehörde, soll den gebührenden Antheil an der Leitung seiner Schulen haben; diese Mitbetheiligung umfaßt sowohl die Organisation als die Führung der Geschäfte des Schulwesens: insbesondere muß der Kirchenbehörde bei der Erziehung, Berufsbildung, Prüfung, Disciplin und Ernennung der Lehrer, bei der Bestimmung des Lehrplanes, namentlich bei der Bestimmung der Zahl der Religionsunterrichtsstunden, der Schulbücher, bei Einrichtung des Volksschulwesens und darauf sich beziehenden Verordnungen, bei den Schulvisitationen und den Schulprüfungen die gebührende Mitwirkung eingeräumt werden. 5) Die Schulbehörden haben als ungemischt confessionelle zu bestehen. Demnach wäre der Oberschulrath entweder durch getrennte confessionelle Oberschulbehörden zu ersetzen oder jedenfalls doch anders mit gebührender Bürgschaft für die Wahrung der kirchlichen confessionellen Rechte neu zu organisiren. 6) Die Kirche soll, wie bei den untern und mittlern Schulbehörden so auch bei der Oberschulbehörde durch ständige, berufene Mitglieder vertreten seyn. 7) Der Ortspfarrer ist als berufener, ständiger Vorstand der Ortsschulbehörde, sowie ein Geistlicher aus dem Bezirk als Vorstand der mittleren Schulbehörde zu belassen. 8) Die bisherigen Lehrgegenstände der Volksschule sind weder der Zahl

noch der Ausdehnung nach zu erweitern, wohl aber ist dahin zu wirken, daß das bisher der Volksschule gesetzte Ziel in den einzelnen Lehrgegenständen sicherer erreicht werde. Der Religionsunterricht darf nicht bloß als obligatorischer, sondern muß als wichtigster, die übrigen Unterrichtsgegenstände durchdringender Lehrgegenstand beibehalten werden. Die Feststellung der Zahl der Religionsunterrichtsstunden kann nur im Einverständniß der Kirchen- und Schulbehörde erfolgen. 9) Jede Kirche ist berechtigt, kirchliche Schulen unter kirchlicher Leitung zu errichten. 10) Der Meßner-, Glöckner- und Organistendienst ist von dem Schuldienste zu trennen und die Besetzung dieser drei Kirchen-Aemter der Kirche zu überlassen. Die für Besorgung des Organistendienstes in Anspruch genommene Vergütung beruht auf der Vereinbarung der Ortskirchenbehörde mit dem Lehrer, vorbehaltlich der Entscheidung der beiderseitigen höheren Behörden. „Schließlich erklären wir: wollte man diese wohlbegründeten Ansprüche der Kirche an die Volksschulen überhaupt nicht berücksichtigen, so müßten wir auf Grund des Princips der Gewissens- und Ueberzeugungsfreiheit mit allem Nachdruck volle Unterrichtsfreiheit verlangen, die Verwendung katholischer Mittel zur Gründung und Erhaltung kirchlicher Schulen beanspruchen und die Betheiligung der Geistlichen an der Leitung der nicht confessionellen, und dem kirchlichen Einflusse entzogenen Schulen versagen."

Erhaltung des Bestehenden oder Unterrichtsfreiheit, lautete der Gesammtsinn der Erklärung, welche den 44 Thesen des Herrn Knies gegenüber allein möglich und praktisch war. Fast in noch höherem Grade als durch die neue Denkschrift des Klerus wurde das Lager der Reformfreunde durch eine Flugschrift allarmirt, welche in Tausenden von Exemplaren bald nach der Versammlung von Appenweier verbreitet wurde. Der Verfasser der „Warnung vor einer drohenden Gefahr" war leicht zu errathen; klarer und treffender als er vermochte kein Anderer dem Volke auseinanderzusetzen, wie keineswegs die Verbesserung der Volksschule, sondern die Befehdung des positiven

Glaubens das Endziel der Schulreformer sei. Die gesammte servilliberale Presse fiel wüthend über die „Warnung“ her; wie tief diese Presse bereits gesunken war, dafür mag die Landes-Zeitung als Beispiel dienen. Dieselbe forderte förmlich auf, die Jesuiten gleich Hunden todt zu schlagen! Da im Großherzogthum Baden keine Jesuiten sich ansässig machen dürfen und die Landeskinder den von Justizminister Stabel angezweifelten „Durst nach Klöstern“ auswärts stillen müssen, so konnten unter den Jesuiten nur die Gläubigen überhaupt verstanden werden. Vom „Badischen Beobachter“ zur Rede gestellt, erwiderte die Landeszeitung in der Nummer vom 6. November 1863 Folgendes: „Ja, wie Hunde wollen wir die Jesuiten, Ordensherrn wie Affiliirte, aus den deutschen Landen jagen, und ob sie wie Adler wiederkehren, das wollen wir den freien deutschen Schützen anheimstellen. Verstanden? Sagte doch einst Göthe mit geringerem Grund zum heiligen Zorn: Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Recensent. Drum laßt uns unser Wort unangefochten: Schlagt ihn todt, den Hund, er ist ein Jesuit.“ Also die Badische Landeszeitung, redigirt von einem humanistisch gebildeten Lyceumslehrer der Residenz, einem fanatischen Schüler und Anhänger des Professors Häusser, der in seinen Vorlesungen über die französische Revolution mit vornehmer Verachtung von Marats Guillotinenjournalistik sich abzuwenden pflegt. Damit war die Sache abgethan, denn damals wie noch heute ist die katholische Kirche vom Papste an bis herab zum letzten Gläubigen der badischen Schandpresse gegenüber vogelfrei. Dagegen galt die wahrheitsgetreue „Warnung“ als ein todeswürdiges Attentat wider die neue Aera. Herr Kniess setzte alle Schulinspektoren und Lehrer gegen die „Warnung“ als Polizeiattachés in Bewegung. Mancherorts wurde polizeilich auf die „Schmähschrift“ gefahndet, einige Geistliche, welche dieselbe Schulkindern gegeben, wurden gemaßregelt. Ja, Herr Kniess ging so weit in seinem Zorne, daß er sich herausnahm, Geistliche deßhalb nicht nur der Schulinspektion zu entsetzen, sondern denselben die Ertheilung des Religionsunterrichtes zu untersagen.

Auf die Beschwerde der Kirchenbehörde erfolgte der charakteristische Bescheid von Seiten des Ministeriums, der Oberschulrath sei zwar nicht berechtigt, einen Religionslehrer abzusetzen, allein er könne demselben — den Eintritt in die Schule versagen!

Nur vorübergehend sei erwähnt, daß der sog. religiöse Reformverein zu Frankfurt zur Zeit seiner sog. ersten „deutschen Kirchenversammlung“ am 16. und 17. Oktober sich beeilte, auf den Antrag Ducats hin ein Telegramm nach Karlsruhe abgehen zu lassen, um dem badischen Ministerium Anerkennung und Dank dafür auszudrücken, weil die Schule von der Kirche getrennt und an die Stelle der „römischen Pfaffenschulen“ Communalschulen gesetzt werden sollten. Ebenso daß der sog. Landeslehrer-Ausschuß seine „Mitcollegen“ aufforderte, auf freien Conferenzen ihre Meinung in Betreff der Handlungsweise der Gegner der Schulreform kund zu thun, die Kundgebungen zu veröffentlichen und dem schlichten Bürger bei jeder Gelegenheit den wahren und wirklichen Zweck der Schulreform sowie die Lügen ihrer Widersacher auseinander zu setzen. Also offene Rebellion der Lehrer wider ihre geistlichen Vorgesetzten empfohlen!

Im Dezember 1863 erschien die erzbischöfliche Denkschrift. Dieselbe hatte den Zweck, die bisherigen Zustände des Schulwesens im Ganzen festzuhalten und das Projekt der Trennung der Schule von der Kirche zu bekämpfen. Mit großer Klarheit und Bestimmtheit, mit einer Fülle historischer, juridischer und pädagogischer Kenntniß lieferte sie erschöpfend den Beweis, das Schulprojekt stehe im Widerspruche mit dem Wesen und der Aufgabe der Volksschule; im Widerspruche mit den Grundsätzen und dem Zwecke des Rechtsstaates gegenüber dem Polizeistaate; im Widerspruche endlich mit dem Rechte der Kirche, der Gemeinde und Familie. Unterm 17. Dezember wurden dem Ministerium Exemplare der Denkschrift zugesendet. Im Begleitschreiben machte das Ordinariat darauf aufmerksam, daß es billig seyn dürfte, zu den Berathungen der Staatsregierung bezüglich der Schulreform auch die übrigen Interessenten beizuziehen, nachdem dieselbe mit Vertretern der Schullehrer besprochen

worden sei. Die Zuziehung kirchlicher Vertreter erscheine auch deßhalb billig, weil weder in der ersten noch in der zweiten Kammer ein Curatgeistlicher sich befinde. Weiter hieß es: „Es liegt überdieß in der Natur der Sache und ist in der Erfahrung begründet, daß ohne solches Einvernehmen von beiden Seiten Mißverständnisse entstehen und wirkliche Rechte wider Willen gekränkt werden, weil eben ohne Mitwirkung des Berechtigten vorgefahren wird. Durch ein solches freundliches und persönliches Benehmen und Mitwirken wird nicht bloß der so sehr erwünschliche Friede überall erhalten, sondern es werden Mißverständnisse beseitigt und Alle wirken nicht bloß äußerlich, sondern von Herzen — und deßhalb dauernd zur Regelung dieser Alle berührenden Frage mit.“ Unter gleichem Datum schrieb der Herr Erzbischof dem Präsidenten des Ministeriums des Innern, Staatsrath Dr. Lamey Folgendes: „Es ist Ihnen bis jetzt gelungen, die Rechte des Staates und der Kirche im freundlichen Einverständnisse zwischen beiden Gemeinwesen und gestützt auf die Grundsätze des Rechtes und der Billigkeit auszugleichen. Euer Hochwohlgeboren haben in den an mich über die Schulfrage gerichteten Zuschriften die aus der Natur der Sache, dem positiven und dem bei uns bestehenden Rechte hervorgehende Befugniß der Kirche auf die Leitung des religiösen Lebens in der Schule anerkannt. Daraus entspringt das von Ihnen gleichfalls nicht verkannte Recht der Kirche auf die Mitwirkung bei der fraglichen Reform des Schulwesens. Es wird der Weisheit Euer Hochwohlgeboren nicht entgehen, daß eine solche Mitwirkung ersprießlich ist, weil wohlerworbene Rechte durch die Mitwirkung des Berechtigten alterirt und regulirt werden können; weil ferner hiedurch diese Frage den Agitationen der Parteien entrückt und den ruhigen Berathungen der Sachverständigen anheim gegeben wird und weil dadurch der Vollzug der Reform von keiner Seite einem Mißverständnisse begegnet. Wenn die Lehrer bei ihren Interessenfragen mitwirkten, weßhalb sollte die Kirche nicht auch das gleiche Recht haben? Ein Greis, wie ich bin, liebt den Frieden, und darum bitte ich Euer

Hochwohlgeboren, solchen durch die fragliche Mitwirkung der Kirche zu ermöglichen und so Mißhelligkeiten vorzubeugen, welche dem Staate, der Kirche und der Gesellschaft nur Schaden bringen können" rc.

Beim ersten Erscheinen der erzbischöflichen Denkschrift hatte die Landeszeitung nicht umhin gekonnt, dem Scharfsinne sowie dem Fleiße der Ausarbeitung Anerkennung zu zollen; wenige Tage darauf erklärte dasselbe Blatt, der Inhalt der Denkschrift laufe auf Rabulisterei hinaus. Im süddeutschen Wochenblatt aber brach Herr Häusser höchst eigenhändig den Stab über die Denkschrift; am meisten entsetzte sich der berühmte Geschichtsforscher darüber, daß die Denkschrift keineswegs auf mittelalterliche Anschauungen und das canonische Recht sich stützte, sondern ganz und gar auf den Standpunkt des modernen Rechtsstaates sich gestellt hatte.

Am 9. Januar 1864 beantwortete das Ministerium die Denkschrift sammt dem Begleitschreiben vom 17. Dezember dahin, daß man den Werth jeder eingehenden Besprechung zu schätzen wisse, auch werde man nicht ermangeln, die Ausführungen des Herrn Erzbischofs einer „sorgfältigen und gewissenhaften" Erwägung zu unterstellen. Dagegen befinde sich das Ministerium nicht in der Lage, den Entwurf des Gesetzes mit theils vom Ordinariate, theils vom Klerus gewählten Vertretern der Kirche zu berathen. Inwieweit und in welcher Form die Kirchen mitzuwirken haben, sei gemäß §. 4 der Verordnung vom 12. August 1862 bereits geschehen. Der beigezogene Vertreter der Kirche habe Gelegenheit gehabt, die Ansichten und Wünsche seiner Kirche hinsichtlich des Religionsunterrichtes geltend zu machen. Uebrigens sei man bereit, den Oberschulrath erforderlichen Falles zu einer wiederholten Berathung mit dem Vertreter der katholischen Kirche zu veranlassen und das Ministerium werde mit dem Ordinariate selbst in Communikation treten, „sofern der Inhalt des fest zu stellenden Entwurfes eines Volksschulgesetzes dazu einen Anlaß biete." Mit der Rückäußerung auf solchen Bescheid zögerte das Ordinariat

nicht lange. Schon unterm 28. Januar 1864 erklärte dasselbe dem Ministerium des Innern Folgendes: Man glaube den Nachweis geliefert zu haben, daß es sich hier keineswegs allein um die Geschäfte des Oberschulrathes und um den Religions-Unterricht handle, sondern um die Regelung der Volksschule überhaupt, weßhalb auch die Verordnung vom 12. August 1862 hier keineswegs maßgebend sein könne. Wie aus der Zuschrift des Herrn Präsidenten vom 15. Aug. 1862 hervorgehe, so stehe „die dermalige rein formelle Organisation des Oberschulrathes jeder confessionellen Frage durchaus ferne.“ Nach dieser bloß organisatorischen Verordnung könne deßhalb auch die vorliegende Angelegenheit: ob über die Rechte der Kirche, der Confessionen, Gemeinden und Familien auf die Schule, überhaupt über die Regelung des Schulwesens ohne deren Mitwirkung durch ein Gesetz verfügt werden könne — wohl nicht erlediget werden. Ueberdieß sei in der Denkschrift dargethan, daß der Oberschulrath den Vertreter der Kirche erst dann zu einer Sitzung beigezogen habe, nachdem seine Vorschläge festgestellt und nahezu fertig ausgearbeitet waren. U. s. w.

So wenig aber der Oberschulrath seit dem 18. April 1863 daran gedacht hatte, die kirchlichen Vertreter zu einer weitern Sitzung beizuziehen, ebenso wenig war das Ministerium gesonnen, die Zuschrift des Ordinariates auch nur zu beantworten. Die Gewalthaber der neuen Aera hatten ihre Entschlüsse gefaßt, die Kammermehrheiten zitterten vor Verlangen, allen wider die Kirche gerichteten Beschlüssen ihre volle Sanktion zu ertheilen und den niemals ruhenden Guerillakrieg der herrschenden Partei, ihrer Agitatoren, ihrer Presse und ihrer Behörden zu einem großen Angriffskrieg zu steigern. Die Männer der Offenburger Versammlung hatten die ohnehin starke Mehrheit der Kammer durch die Ergänzungswahlen ohne Mühe und Kampf noch mehr verstärkt; freiwillige und bis heute nicht genügend motivirte Mandatsniederlegungen hatten fast den letzten Rest des bürgerlichen Elementes und fast den letzten Schein einer Opposition aus der zweiten Kammer verdrängt. Am 2. Dezember war

der verhängnißvolle Landtag von 1863/64 eröffnet worden. „Das berechtigte Verlangen," also lautete ein Passus der Thron-Rede, „eines stetigen Fortschrittes in der Volksbildung und die Folgen der den Kirchen gewährten Selbstständigkeit machen eine Veränderung der Gesetzgebung über die Volksschulen nothwendig. Die beabsichtigte Vorlage der Regierung wird dem Bedürfniß religiöser Erziehung und erhöhter Bildung gleichmäßig Rechnung tragen. Ich hege die Zuversicht, daß Ihre unbefangene und vorurtheilslose Prüfung mitwirken wird, die Mißverständnisse und Irrthümer zu zerstreuen, welche auf diesem Gebiete hervorgetreten sind." Die von Professor Häusser entworfene und einstimmig angenommene Dank-Adresse auf die gleichfalls vollkommen im Häusser'schen Style abgefaßte Thronrede betonte ausdrücklich, von den innern Aufgaben dieses Landtages sei keine gewichtiger als die veränderte Gesetzgebung über die Volksschulen.

Hatte die Agitation der „Volksmänner" und der servil-liberalen Presse wider die Kirche in Folge der Schleswig-Holstein'schen Bewegung etwas nachgelassen, so wurde dafür anderweitig dokumentirt, wie man die Selbstständigkeit der Kirchen in Baden eigentlich zu verstehen habe. So z. B. durch das Verfahren wider die weiblichen Klöster und Lehrinstitute zu Konstanz und Freiburg. Schon im Sommer 1863 hatte die Regierung einen Eingriff in das freie Wahlrecht der Lehrfrauen zu Konstanz gemacht, indem die gewählte neue Vorsteherin nicht bestätiget, sondern die Candidatin der Minderheit octroyirt werden sollte; der Versuch scheiterte an der Charakterfestigkeit der Auserkornen, welche sich für solche Ehre bedankte. Jetzt, im Winter 1863/64, war man aber in Freiburg glücklicher, indem der protestantische Ministerialrath Jolly die von der Minorität des Lehrinstitutes Adelhausen erwählte neue Vorsteherin einseitig in ihr Amt einsetzte. Bei dieser Gelegenheit machte der genannte Herr auch den vielgequälten Ursulinerinen daselbst einen Besuch, wobei er dieselben durch inquisitorische Fragen, z. B. ob sie von der Vorsteherin zum „Marianischen Cultus" ge-

nöthiget würden? ob sie alle 8 Tage die Sakramente empfangen müßten? ob sie 8 Tage vor der Einkleidung Exercitien machen müßten? ob sie sich als Mitglieder eines Ordens betrachteten u. dgl. m. — ebenso sehr erheitert als erschreckt haben dürfte.

Am Schlusse des Jahres erklärten 24 schlichte Rebleute und Bauern des Kaiserstuhles ihrem Abgeordneten Knies, sie seien mit seinem Vorgehen in Sachen der Schulreform ganz einverstanden und gleich ihnen „sicher alle Männer der Wissenschaft." Andererseits erhielt Alban Stolz wegen seines auch die Schulreform durchhechelnden neuen „Kalenders für Zeit und Ewigkeit" ehrende und aufmunternde Adressen von Studenten und Bürgern, ja von ganzen Landgemeinden. Hatte der sog Landeslehrer-Ausschuß ein förmliches System aufstellen dürfen, gemäß welchem die Lehrer zu spioniren und ihm sofort anzuzeigen hätten, von wem und auf welche Weise der Schulreform hindernd in den Weg getreten werde — so wurde es dagegen der katholischen Presse und den Geistlichen gleichsam zum Verbrechen angerechnet, daß sie sich ihrer Todfeinde zu erwehren suchten. Die Sünde der „Warnung" war durch eine neue, fälschlich dem Hofrath Buß zugeschriebene Flugschrift „Freie Stimmen für das Volk. Die freie Schule im freien Staat" vermehrt worden, worin die praktischen Folgen der Schulreform richtig vorausgesagt, Unterrichtsfreiheit befürwortet und im Namen des Volkes und der Freiheit der ganzen Partei-Herrschaft der Fehdehandschuh zugeschleudert wurde. Die Geistlichen waren begreiflicherweise für die Verbreitung solcher Flugschriften thätig, die Wirkung der geschraubten und ingrimmigen Gegenschriften blieb stets unter Null, auch von den Kanzeln herab wurde natürlich von dem die Religions- und Gewissens-Freiheit bedrohenden Schulreformprojekte gesprochen. Angst, Haß und Eifer bewogen die Freiheitsmänner, unaufhörlich nach dem Polizeistocke zu seufzen. Unterm 21. Januar 1864 schrieb das Ministerium dem Ordinariate, daß die Reform und der Ober-Schulrath von den Kanzeln herab vielfach in einer Weise besprochen würden, „die über die Grenzen einer erlaubten Kritik

weit hinausgeht." Das Ministerium habe bisher von einem strafgerichtlichen Einschreiten Umgang genommen in der Erwartung, daß solche Maßlosigkeit ihr Correktiv in sich selber trage, wie denn auch jene Geistlichen damit nach den eingelaufenen Berichten mehr einen peinlichen als aufregenden Eindruck gemacht hätten. In Zukunft aber werde man die Schuldigen nach der vollen Strenge des Gesetzes behandeln. Das Ordinariat möge den Klerus von solch feindseligem Tadel öffentlicher Behörden und Anordnungen auf der Kanzel in geeigneter Weise abmahnen und man sehe einer Anordnung um so zuversichtlicher entgegen, weil ein Geistlicher, „der unter Entstellung der Wahrheit (!) allgemein bekannte Thatsachen und in wenig würdiger Sprache Zeitfragen von der Kanzel herab behandle, die kirchlichen Interessen mindestens in demselben Grade gefährdet, als er die Rechtsordnung des Staates verletzt." Unterm 11. Februar ermahnte das Ordinariat die Geistlichkeit, Predigten über die Schulreform vorher in Conferenzen zu berathen, erwiderte aber auch am gleichen Tage dem Ministerium mit der gewiß begründeten Klage, wie in Versammlungen und Schriften die kirchlichen Behörden maßlos und schutzlos angegriffen würden. Man habe mit der Kirche nicht verhandeln wollen, die Angriffe seien seit dem Erscheinen des Schulreform-Projektes immer heftiger geworden, der Oberschulrath bestrafe Agitatoren nicht und so würden die Geistlichen gezwungen, dieselben Rechte wie ihre Gegner für sich geltend zu machen. Obwohl man nicht glaube, daß man die Geistlichen strafen, ihre Gegner aber fortwährend straflos lassen werde, so habe man doch zu objektiven, ruhigen Predigten ermahnt. Schließlich wurde die alte Bitte erneuert, bezüglich der Schulangelegenheit mit dem Ordinariate ins Benehmen treten zu wollen.

Am 31. Januar tagten die „Freunde des 18. Oktobers", ein bisher vom Schleier des Geheimnisses verhüllter Bund der äußersten Richtung der Fortschrittspartei, an dessen Spitze für Baden kein anderer als der genugsam bekan[illegible]fbibliothekar Eckardt gekommen, in der Residenz. Man [illegible] Eingabe

an das Staatsministerium des Inhaltes, dasselbe möge ein Volksheer organisiren und zwar zunächst als — Reserve für das schon bestehende großherzogliche Armeecorps und wider die deutschen Vormächte! Am 1. Februar trat Herr Mathy an die Spitze des Finanzministeriums, bekannt als Gönner des Rongeanismus sowie durch die Verhaftung seines Freundes Fickler im Frühling 1848. Nach langer Abwesenheit war mit vielen Andern auch Herr Mathy durch die neue Aera wiederum nach Baden gekommen und — als eine anerkannte finanzielle Capacität — zunächst Direktor der Hofdomänenkammer geworden. Mit ihm wurde das badische Staatsministerium nunmehr durch einen neuen Gegner der katholischen Kirche verstärkt. Am 11. Februar traten die auf kurze Zeit vertagt gewesenen Kammern wiederum zusammen. Oberhofgerichtsrath Roßhirt war von seinem Wahlbezirke abermals gewählt worden und dießmal vermochte tendenziöser Scharfsinn auch nicht einen Scheingrund für abermalige Beanstandung und Verwerfung der Wahl aufzuspüren. Am 16. desselben Monats wurde in der zweiten Kammer die Stimmung hinsichtlich der Schulfrage gelegentlich der Berathung über die Ausgaben für den Volks-Unterricht laut.

Berichterstatter Kirsner sowie der Abgeordnete Seitz äußerten, es sei hohe Zeit, den von einer extremen kirchlichen Partei ausgehenden Machinationen in der Schulfrage durch die Vorlage des Gesetzes ein Ende zu bereiten. Der Abgeordnete Gerwig glaubt der Regierung einen Dienst zu erweisen, indem er seine Ansichten über die 44 Thesen jetzt schon darlegt. Er meint, diese Thesen seien eine gute Grundlage für das neue Gesetz, allein sie seien nicht consequent durchgeführt. Principiell dürften keine Confessionsschulen bestehen und auch keine Seminarien für Confessions-Schullehrer; die Religion komme dadurch keineswegs in Gefahr. Vergeblich erklärt der Präsident, kein Mitglied mehr über das noch gar nicht vorgelegte Gesetz sprechen lassen zu wollen. Auch Moll muß seinem Herzen Luft machen; er erklärt sich für das Einschreiten wider die Agitationen sowie

für rasche Vorlage des Gesetzentwurfes und spricht dem Ober-Schuldirektor seinen Dank für die Thesen aus; dieselben seien so gemäßigt, daß sie allgemeinen Dank verdient hätten. Der Abgeordnete Prestinari hält eine Schulreform in Folge der neuen kirchlichen Gesetze auch für geboten, meint aber, die Regierung dürfe sich dabei nicht übereilen; die Machinationen seien gegenseitig, eine extreme Partei existire auch in den Reihen der Freunde des Knies'schen Reformprojektes. Abgeordneter Roßhirt macht den Herrn Kirsner und Seitz bemerklich, sie wollten einer Machination ein Ende machen, welche sie doch selbst für ungefährlich erklärt hätten. Er fürchtet, die Vorlage des Gesetzes werde die Agitation nicht beseitigen, zumal keineswegs eine kleine Partei, sondern ein großer Theil des Volkes wider die vorgeschlagene Reform sei. Er hege die Zuversicht, die Regierung werde die wichtige Frage mit gebührender Gründlichkeit und ohne Uebereilung bearbeiten. Jetzt trat auch das Haupt der neuen Aera in die an den Haaren herbeigezogene Diskussion ein, nämlich Herr Häusser. Er bezweifelt, daß ein großer Theil des Volkes gegen die Reform gestimmt sei, weiß dagegen, eine Feindin derselben sei keineswegs bloß eine kleine Partei, sondern die Kirche selbst, das rechtmäßige Organ derselben. Er wünscht nur, daß die Agitation eine andere Form hätte; man habe gegen Schuldirektor Knies einen unerlaubten Krieg geführt. Solchem müsse ein Ende gemacht werden und er wünsche, daß die Regierung rasch vorgehe und empfehle nicht eine so arg reifliche Ueberlegung! Staatsrath Lamey fügte seiner Erklärung über die Vorlage des Gesetzes Folgendes bei: Die Agitation werde durch die Vorlage nicht beendigt, denn es sei keine kleine Partei, sondern eine geschlossene Macht, welche gegen das zu hoffende Gesetz agitire. Man müsse sich auf große Schwierigkeiten gefaßt machen, allein man werde dieselben überwinden. Was das gegenseitige Verhältniß der Behörden (des Oberschulraths einerseits, der Bezirks- und Orts-Schulinspektionen andererseits) betreffe, so werde nicht selten ein unglaublich kühner Widerstand geleistet, allein die Regierung

werde auch ohne neues Gesetz Mittel finden, solche Geistliche von den Inspektionen zu entfernen, denn sie hätten darauf kein Privatrecht, sondern ihre Stellung sei von der Regierung abhängig. Eine Anzahl Geistlicher verlange Dinge, deren Gewährung rein unmöglich sei; Einer habe seiner vorgesetzten Behörde (dem Oberschulrath) sein höchstes Mißfallen ausgesprochen; der Inhalt mancher Eingaben übersteige alles Maß. Solche Agitation sei sehr unerfreulich und — gefährde die Moral. Man werde vielleicht in einen Streit gerathen wie früher, aber die Schulfrage werde nur ein Theil des Streites seyn, man führe denselben gegen eine andere Richtung hin."

Also am 16. Februar 1864 in der zweiten Kammer. Die geschäftsmäßig gegenstandslose Diskussion hatte den Zweck, Petitionen für die Schulreform zu provociren. Solche trafen denn auch ein, allein sehr dünn gesäet, äußerst langsam, lediglich von den Herren der Partei oder von Bürgermeistern und Gemeindecollegien unterschrieben, welche seit langem das Recht eingebüßt haben, sich als Repräsentanten der Gesinnungen ihrer Gemeinde zu geriren.

Während Scholl zu Mannheim über „den Grundfehler des Christenthums" predigte und Schenkel zu Heidelberg sein „Charakterbild Jesu" unter der Presse hatte, worin er den Gottmenschen à la Strauß und Renan behandelte, wurde Anfangs März bezüglich der Schulfrage die „Denkschrift der evangelisch-kirchlichen Conferenz auf Grund der reformatorischen Bekenntnisse" veröffentlicht. Um darzuthun, in welchem Grade diese Denkschrift inhaltlich der erzbischöflichen sich anschloß, genügt die kurze Aufzählung der Forderungen: Der Staat leitet die Volksschule, die ihren confessionellen Charakter beizubehalten hat, unter organischer Mitwirkung der Kirche; der Volksschule muß die religiöse Grundlage gewahrt, dem Religionsunterrichte mindestens drei Stunden wöchentlich gewidmet werden; die confessionellen Bezirksschulbehörden dürfen nicht durch einige wenige Kreisschulvisitatoren ersetzt werden; die Bildung, Prüfung, Aufnahme und Anstellung der Volksschullehrer hat unter ent-

sprechender Mitwirkung der Kirche zu geschehen; das zu Schulzwecken bestimmte Kirchenvermögen kann nur für die betreffenden Confessionsschulen unter Aufsicht der Kirche verwendet werden; den Lehrern sind nur die niedern Meßnergeschäfte abzunehmen; endlich haben die Familien wie die Kirchen das Recht, unter Beobachtung der betreffenden Landesgesetze sich der Erziehung und Bildung der Jugend in freier Weise anzunehmen. Eine Art Antwort auf diese Denkschrift kam sehr rasch: zu Mannheim wurde das Inspektorat der protestantischen Volksschulen der gläubigen Richtung aus der Hand gespielt und jener entschieden rationalistischen überantwortet, welche Hand in Hand mit Scholl nur das sog. reine Menschenthum, die Humanität für berufen erachtet, „über alle Confessionen hinaus" die Grundlage der Religion der Zukunft zu seyn.

Unterm 17. März theilte das Ordinariat dem Ministerium des Innern mit, gerüchtweise vernommen zu haben, Hochdasselbe beabsichtige, einzelne der bestehenden Bestimmungen über das Schulwesen im Verordnungswege zu ändern. Man möge über einen allenfallsigen Verordnungsentwurf die Kirchenbehörde vor dessen Vorlage hören. Schließlich wird gesagt: „Auch bei dieser Gelegenheit wiederholen wir unsern Vorschlag, die Bezirksschul-Inspektoren besonders deßhalb im Einvernehmen mit uns bestellen zu wollen, damit wir ihnen zugleich die Aufsicht über die religiöse Erziehung und Bildung übertragen können."

Der Abend des 12. April sah die vom Klerus erwählten Vertreter aller Landcapitel der Erzdiöcese badischen Antheils in den Mauern Freiburgs versammelt, um in der Schulfrage endgültige Beschlüsse zu fassen. Nachdem Generalvikar Dr. v. Buchegger als Präsident die Versammlung durch eine erhebende Ansprache eröffnet hatte, wurden sofort die Vorarbeiten erlediget. Am Morgen des 13. holte eine Deputation ihren Oberhirten ab. Nachdem das feierliche Amt de spiritu sancto beendigt war, eröffnete Erzbischof Hermann die im Conviktsgebäude stattfindende Versammlung mit einer Ansprache, welche aus dem tiefsten Herzensgrunde kommend, tief in die

62*

Herzen aller Zuhörer drang. In der ihm eigenthümlichen kräftigen Weise betonte er, die Versammlung habe sich mit den heiligsten Rechten und Interessen der Kirche zu beschäftigen und ihre Ansicht hierüber sowie über die Mittel zur Wahrung derselben gegenüber der projektirten Schulreform auszusprechen; er aber werde seine Entschließungen auf Grundlage der Beschlüsse der Versammlung fassen. Als hierauf der schwer geprüfte und stets bewährte Heldengreis den Saal segnend verließ, mochte ihm das Hoch der tief ergriffenen Versammlung Gewißheit geben, daß für den Fall eines neuen Kampfes sein Klerus auch dann fortkämpfen werde, wenn der Herr ihn abrufen und seinen Hirtenstab biegsamern Händen überlassen würde. Von neuem constatirte die Versammlung die Einmüthigkeit des Klerus gegenüber dem Plane, die Volksschule zum Tummelplatze glaubensfeindlicher Agitationen herabzuwürdigen. Auf den Vortrag der Berichterstatter und nach wohlgeordneter Diskussion wurden sämmtliche Anträge fast einstimmig angenommen. Nur ein einziger Antrag, dahin lautend, die Geistlichen sollten sich, falls das Knies'sche Schulreformprojekt Gesetzeskraft erhalte, als Kirchendiener bei der Durchführung desselben betheiligen, wurde mit 27 gegen 8 Stimmen abgelehnt. Die Versammlung erneuerte die Forderungen und Wünsche der erzbischöflichen Denkschrift; sie verlangte in Uebereinstimmung mit den bisher erfolglosen Bemühungen des Ordinariates Theilnahme der Kirchen sowie der Gemeinden bei Durchführung der Knies'schen Thesen. Wolle der Staat aber der Kirche, der Gemeinde und Familie in nichts gerecht werden, so müsse das katholische Schulvermögen herausgefordert und zur Errichtung und Dotirung von Pfarrschulen verwendet, an die Eltern aber die Aufforderung erlassen werden, ihre Kinder nicht in die Staatsschule zu schicken. Schließlich wurde der Oberschulrath in seiner derzeitigen Zusammensetzung mit einem Mißtrauensvotum bedacht und die Errichtung einer katholischen Oberschulbehörde für die katholischen Schulen des Landes gefordert.

Jetzt beschloßen die Helden der neuen Aera, das Ministerium

zum raschen und rücksichtslosen Vorgehen in der Schulreformfrage zu nöthigen. Das Kleindeutschthum suchte ohnehin Trost für die schweren Niederlagen, welche es durch den Gang der Schleswig-Holstein'schen Angelegenheit erlitten, indem es sich auf die innern Angelegenheiten warf. Die Karlsruher Zeitung stellte ihre wirkungslosen, aber belehrenden Leitartikel plötzlich ein; am 12. März hatte Herr Häusser für das Elend der politischen Lage den Bund, die Würzburger, die „ganze Nation" verantwortlich gemacht und schließlich halb gebrochenen Herzens für Nichtbeanstandung der Bundeskosten gestimmt. Gleich ihm redeten und stimmten alle Demosthene der Kammermehrheit:

Ihr Herr Magister sprach zuerst Hem, Hem!
Hernach die andern alle — secundum ordinem.

Ende März hatte der mehrerwähnte Hofbibliothekar im Karlsruher Nationalverein selbst eine Spaltung hervorgerufen, indem er das suffrage universel für die Schleswig-Holsteiner, die baldige Einberufung eines frei gewählten deutschen Parlamentes, endlich die unverzügliche Umgestaltung der deutschen Heere auf Grundlage der allgemeinen Wehrpflicht beantragte. Händel im eigenen Lager konnte die neue Aera nicht ertragen, deßhalb mußte das Banner ihrer Einigkeit höher als je getragen werden — das der Feindseligkeit wider die Kirche und die christliche Schule.

Im thatsächlichen Vorgehen hatte Bürgermeister Fauler von Freiburg abermals das Prävenire gespielt. Die Thesen lagen noch nicht vor, allein plötzlich wurde der Stiftungsvorstand als Schulvorstand in Freiburg abgesetzt und ein den Knies'schen Thesen entsprechender Ortsschulrath vom Oberschulrath octroyirt. Nachträglich erfuhr die Bürgerschaft, daß die Anticipation des Gesetzes vom 29. Juli 1864 keineswegs vom Oberschulrathe einseitig ausgegangen, sondern — auf Antrag der Gemeindebehörde der erzbischöflichen Residenz erfolgt sei! Am 19. April kam nun in der zweiten Kammer die Erhöhung der Dotation der erzbischöflichen Kanzlei zur Verhandlung. Diese Erhöhung war in Folge der Geschäftsvermehrung so

nothwendig, Angesichts der sehr bescheidenen Gehälter der erzbischöflichen Kanzleibeamten so billig, das Recht auf dieselbe so unzweifelhaft begründet, daß alle Juristen der Kammer und Staatsrath Lamey selbst dafür in die Schranken traten. Allein der Berichterstatter, Oberschulrath Frick, hatte den Antrag gestellt, nichts zu bewilligen, der Abgeordnete Seitz erklärte, in der Commission gleichfalls für Nichtbewilligung gestimmt zu haben und zwar deßhalb, weil „gerade jetzt das segensreichste Werk der Regierung, nämlich die Schulreform, von allen Kanzeln herab auf das liebloseste kritisirt werde." Dieselbe Kammer, welche schier ohne Diskussion behufs der Herstellung einer weitern Wasserleitung für den Hofbezirk der Residenz 181,216 fl., behufs des Baues einer Hofbibliothek 202,765 fl., für den Bau einer Turnhalle 36,000 fl., zur Errichtung einer Turnlehranstalt vorläufig 8,000 fl. bewilligte, welche die Summe zur Anschaffung von Kunstgegenständen von 8,000 auf 16,000 fl. jährlich erhöhte, welche in Finanzangelegenheiten überhaupt wirthschaftete wie dieß in Baden noch selten der Fall gewesen — sie verwarf die Erhöhung der Dotation der erzbischöflichen Kanzlei, weil die Geistlichkeit des Landes in Sachen des Schulreformprojektes ihre Pflicht erfüllte.

Der Präsident des Ministeriums des Innern, Staatsrath Lamey, scheint durch die Wärme, womit er die Ansprüche der erzbischöflichen Kanzlei verfochten hatte, bei den Fanatikern des Unglaubens Verdacht gegen sich erweckt zu haben, als ob es ihm mit der Schulreform nicht recht Ernst sei. Er wurde bestürmt, einen Gegenbeweis zu liefern und lieferte solchen schon am 21. April in der 38. Sitzung. Der Abgeordnete Moll war es, welcher erklärte, die Schulreform, die dießmal so wenig als am 16. Februar auf der Tagesordnung stand, „müsse in diesem Hause zur Beruhigung besprochen werden." Staatsrath Lamey that dieß in einer offenbar unvorbereiteten und ganz und gar im Tone eines ergrimmten Advokaten gehaltenen Rede. Dieselbe rief einen Sturm von Beifall von Seite der Kammer-Mehrheit hervor, allein auf jeden Freund des Rechtes und der

Freiheit machte sie einen niederschlagenden, selbst auf ruhigere Anhänger der neuen Aera einen peinlichen Eindruck. Aus seinen Worten ging hervor, daß von Seite der Regierung über die Schulfrage noch kein definitiver Beschluß gefaßt und vorderhand noch alles Projekt war, allein diese Unterlassungs-Sünde wurde sofort durch Ausfälle wider das „Kirchenregiment" abgebüßt, wie solche selbst der Zorn des bekannten Freimaurer-Häuptlings Frere d'Orban noch nicht zu Stande gebracht. Der Herr Staatsrath behauptete, es werde von Seite des Kirchen-Regimentes nicht gewürdiget, daß der Staat die Freiheit der Kirche garantirt und „wenn auch mit Selbstüberwindung" durchgeführt habe. Dasselbe habe einen „Widerstand organisirt, hinter welchem die Lüge und Verläumdung stehe." Das katholische Kirchenregiment gehe gegenwärtig den rechten Weg, wenn es seine eigene Stellung ruiniren wolle; von seinem Standpunkte der Moral aus könne das, was er habe erleben müssen, nicht mehr gerechtfertiget werden, es würden an die Regierung Ansinnen gestellt, „bei denen Einem die Haare zu Berge stehen." Endlich wurde das katholische Volk förmlich zur Rebellion wider das Kirchenregiment aufgefordert mit den Worten: „die Regierung hat geglaubt, es als eine interne Angelegenheit der Katholiken des Landes betrachten zu müssen, wie lange sie in dieser Art und Weise noch ihre Zufriedenheit gegenüber von dem Kirchenregiment ausdrücken wollen. Ich will es unverholen erklären, daß die Katholiken des Landes nicht ganz den Erwartungen entsprochen haben; sie haben in der That dem Kirchenthume, dem Kirchenregiment, von dem sie sehr häufig behaupten, daß es manches Unangenehme habe, erlaubt, Kirchenregiment und Katholicismus, Kirchenregiment und katholische Religion gewissermaßen als Eins betrachten zu müssen." Schließlich wurden alle Jene, welche sich von der extremen Partei des Kirchenregimentes noch länger bethören ließen, als „Gimpel" erklärt und die Proklamirung des Kriegszustandes wider dasselbe in Aussicht gestellt.

Wir haben Alles erzählt, was seit dem Hereinbruche der neuen Aera das Kirchenregiment und der Klerus Badens gethan

haben, um die Gläubigen vor einem unläugbar gegen das positive Christenthum überhaupt gerichteten staatlichen Unterrichts-Monopol sowie vor Gewissenszwang zu bewahren. Das Urtheil der christlichen Welt lautet dahin: man habe einfach seine Pflicht erfüllt. Welche Begriffe von Kirchenfreiheit aber unter den Männern der neuen Aera gang und gäbe sind, offenbarte der Herr Minister selbst, indem er das Verlangen, confessionelle Schulbehörden zu gründen, wie solche ja bis 1862 rechtlich und thatsächlich bestanden, sowie das weitere Begehren, daß der Ministerialreferent über katholisches Schulwesen in Zukunft ein Katholik seyn müsse, als „haarsträubende Prätensionen" ausdrücklich bezeichnete!

Am Schlusse der stürmischen Sitzung vom 21. April ließ sich auch Herr Knies noch hören. Er glaubte seine Verachtung wider alle Angriffe auf seine Person ausdrücken zu müssen, behauptete daß die „Erfindungen" der erzbischöflichen Denkschrift sich selbst auf die Sache erstreckten — eine Behauptung, welche er in Folge amtlicher und aktenmäßiger Widerlegung am 7. Mai öffentlich zurücknehmen mußte — und erklärte wortgetreu: „der Tag, an welchem mir Jemand nachweisen wird, daß ich die geringste Ungerechtigkeit gegen irgend eine Schule, gegen die Kirche, gegen einen Menschen in meinem Amte verübte, der Tag wird der letzte meiner Amtsführung in dieser Stelle seyn!"

Unterm 2. Mai richtete der mißhandelte Metropolit der oberrheinischen Kirchenprovinz eine Beschwerde an den Großherzog von Baden bezüglich der Auslassungen, welche sich Herr Staatsrath Lamey in öffentlicher Kammersitzung ohne den Schatten eines Beweisversuches erlaubt hatte. Der beste Trost hiefür lag im weitern Verlaufe des Schulkrieges.

Während der Klerus sich beeilte, dem Oberhirten und Kirchenregimente Ergebenheitsadressen zu übersenden, verdoppelte die auch von Frankfurt aus durch Schleswig-Holstein'sche Sammelgelder unterstützte kirchenfeindliche Presse ihre Rücksichtslosigkeit und verschonte in ihrer Wuth nicht mehr die Person des an der Spitze des badischen Kirchenregiments stehenden

91jährigen Greises. Weil das Volk sich nicht von selbst regte, so trat in Mannheim „Einer für Viele“ mit einem Aufrufe an die Katholiken auf, worin diesen zugemuthet wurde, ihre Stimme wider das Kirchenregiment und für die Schulreform in einer Weise zu erheben, daß man es in Freiburg und in Rom höre. Der Aufruf verhallte spurlos. Plötzlich erschien Ronge selbst in Mannheim und am Tage nach seinem Eintreffen, nämlich am 10. Mai, erließen 35 „Katholiken“ einen Aufruf an ihre katholischen Mitbürger, um eine Bewegung zu organisiren mit dem Zwecke, „die Unzufriedenheit gegenüber von dem Kirchenregimente auszudrücken,“ sowie den „Erwartungen der Regierung ganz zu entsprechen.“ Nicht umsonst hatte Ronge in Mannheim die Schulreform und besonders die „kräftigen Worte eines Ministers unseres Landes“ gerühmt; nicht ganz umsonst hatte er die freisinnigen Katholiken aufgefordert, gegen die Bestrebungen der Ultramontanen eine Organisation zu bilden, das heißt dem religiösen Reformvereine beizutreten, dessen erstes praktisches Ziel ja bekanntlich darauf hinausläuft, Communalschulen an die Stelle der „römischen Pfaffenschulen“ zu setzen. Was er 1845 in Baden nicht vermocht, hoffte er 1864 desto erfolgreicher durchsetzen zu können. Arbeiteten ihm doch im ganzen Lande die Vertrauensmänner des Herrn Häusser, manche Beamte, viele Bürgermeister und alle Gesinnungsgenossen der 35 Mannheimer „Katholiken“ in die Hände. Trotzdem fiel der Adressensturm kläglich genug aus und wurde zum Beweise, wie die Zahl der Anhänger der neuen Aera bedeutend im Abnehmen begriffen sei. Behauptete später Herr Staatsrath Lamey in der Kammer, es wäre ihm ein Leichtes gewesen, 80,000 Unterschriften für die Schulreform beizubringen, so dürfte er in Folge weiterer Erfahrung solchem Irrthume bereits gründlich entsagt haben.

Hatte der Wirthshaus- und Schulreformapostel Ronge in Offenburg schlechte Geschäfte gemacht, so machte er am 21. Mai noch schlechtere zu Lahr und die allerschlechtesten zu Freiburg. Seine Freunde daselbst, worunter Gemeinde- und

Ortsschulräthe, Professoren, feurige Anhänger der dasigen Loge „zur edlen Aussicht im Orient", hatten sich doch verrechnet, indem sie wähnten, die vielerprobte Duldergabe der Bürger- und Einwohnerschaft werde sich auch Angesichts der schamlosesten Demonstration unter den Augen des Erzbischofs bewähren. Die Stimmung der Bevölkerung der Stadt und Umgegend war ernst und drohend, der Abend des 28. Mai brachte einen nicht unerheblichen Auflauf und das Heilsamste für Ronge sammt Anhang war, daß er am Morgen des 29. Mai unter polizeilicher Escorte Freiburg und Baden von seiner Anwesenheit säuberte.

Am 6. Juni legte Staatsrath Lamey den Gesetzentwurf über die Aufsichtsbehörden der Volksschule mit dem Bemerken vor: Der Kammer seien die Verhältnisse bekannt, welche die Regierung verhindert hätten, noch auf diesem Landtage ein Gesetz über die Reform des Volksschulwesens vorzulegen. Inzwischen habe die Regierung geglaubt, wenigstens einen Gegenstand sofort ändern zu müssen, weil der dermalige Zustand der Aufsichtsbehörden nicht mehr der Würde der Staatsregierung entspreche und um zu zeigen, in welchem Geiste die Reform vorgelegt werden wird, und wie ungerecht die Beschuldigungen seien, welche man in dieser Beziehung erhoben habe. Als Regierungskommissär sei Oberschuldirektor Knies ernannt. Unterm 11. Juni schrieb das Ordinariat an das Ministerium des Innern Folgendes: Die Nr. 134 der „Karlsruher Zeitung" vom 9. d. M. und die Beilage Nr. 135 dieser Zeitung vom Gestrigen brachte den Inhalt des von der großherzoglichen Staatsregierung der zweiten Kammer vorgelegten Gesetzentwurfes (über die Aufsichtsbehörden der Volksschule). Derselbe beruht auf dem Princip der Trennung der Schule von der Kirche, der ausschließlichen, centralisirten Leitung der Schule durch den confessionslosen Staat. Dieser Gesetzentwurf verletzt die in der erzbischöflichen Denkschrift vom 3. Dezbr. v. J. begründete Mitwirkung der Kirche bei der Ernennung, Disciplin und Geschäftsführung der Schulbehörden, er gefährdet die freie

Religionsübung, das Recht der Confessionen auf confessionelle Schulbehörden für ihre confessionellen Schulen, indem hiernach nicht bloß die obere, sondern auch die mittlere Schulbehörde eine rein staatliche confessionslose seyn soll. Der Gesetzentwurf verletzt die Selbstständigkeit der Kirche, insbesondere auch dadurch, daß diese hiernach auf ihrem eigensten Gebiete, dem Religionsunterrichte, unter das Placet einer rein staatlichen Schulbehörde gestellt werden soll. Aus diesen Gründen legte das Ordinariat sofort Verwahrung gegen das Princip des Gesetzentwurfes und insbesondere gegen die §§. 5, 7 und 8 desselben ein; dasselbe erklärte, die Kirche und ihre Diener könnten bei der Durchführung eines solchen Gesetzes nicht nur nicht mitwirken, sondern sie wären genöthigt, ihre Rechte und Amtspflichten dagegen zu vertheidigen. Deßhalb und um einem folgenschweren, von der Kirche nicht hervorgerufenen Conflikt rechtzeitig zu begegnen, bat das Ordinariat schließlich, über diesen Gesetzentwurf ins Einvernehmen treten zu wollen, ehe er in der zweiten Kammer zur Berathung komme.

Schon unterm 18. Juni kam die Erwiderung des Ministeriums: Man könne dem Wunsche, vor der Berathung des Gesetzentwurfes in den Kammern mit dem Ordinariate ins Einvernehmen zu treten, nicht entsprechen; es sei thatsächlich unmöglich, denn der Entwurf sei bereits an die Kammern gelangt und weiter unmöglich in Hinsicht auf die klare Bestimmung des §. 6 des Gesetzes vom 9. Oktbr. 1860 („das öffentliche Unterrichtswesen wird vom Staate geleitet"). Die Absicht, vor der definitiven Feststellung des Volksschulgesetzes dem Ordinariate Gelegenheit zu geben, Wünsche mitzutheilen, bestehe unverändert fort, „sofern uns nicht der Gang der Ereignisse die Beobachtung eines solchen Verfahrens unmöglich macht." Die Dringlichkeit des vorliegenden Gesetzentwurfes habe veranlaßt, daß er vor der Uebergabe an die Kammer der Kirchenbehörde nicht mitgetheilt worden sei. Die Agitation über die Schulreform habe Dimensionen angenommen, welche es der Regierung als ernste Pflicht erscheinen ließen, dem weitern Um-

sichgreifen derselben durch ein Gesetz vorzubeugen. Der Entwurf sei inhaltlich so selbstverständlich und trage den „billigen Ansprüchen der Kirche so sehr jede mögliche Rücksicht," daß auch sachlich kein Grund vorgelegen, die Kirchenbehörden darüber besonders zu hören. Die Verwahrung wider das Princip und die §§. 5, 7 und 8 sei unbegründet. Die Stellung, welche die Diener der Kirche bisher in der Volksschule eingenommen, sei kein selbstständiges Recht. Dieselbe beruhe für die Regierung auf den Gesetzen des Staates und könne durch ein neues Gesetz geändert werden, „für welches wir den staatsbürgerlichen Gehorsam aller Staatsangehörigen in Anspruch nehmen müssen." Man enthalte sich, auf eine Erörterung des in manchen Beziehungen entgegengesetzten Standpunktes einzugehen. Der Gesetzentwurf anerkenne vollständig die „gesetzliche Freiheit der Kirchen innerhalb ihres Gebietes," indem er denselben nur Rechte einräume und keinerlei Pflichten auferlege.

Wer sich erinnert, daß Herr Knies den Zustand der badischen Volksschulen für unbefriedigend ausgab, daß der Landes-Lehrerausschuß mit obrigkeitlicher Erlaubniß die Leistungen der Geistlichkeit im Schulwesen jahrelang verkleinerte, daß die ministerielle Presse und namentlich auch die häufig von Staats-Dienern redigirten amtlichen Verkündigungsblätter seit Jahren ungestraft ihr Möglichstes aufboten, um die „Pfaffen" für immer und ewig aus der Volksschule hinauszuwerfen, wird insbesondere den Schluß der ministeriellen Zuschrift vom 18. Juni etwas eigenthümlich finden. „Im Uebrigen," also lautet derselbe, „mögen wir nicht auf die Hoffnung verzichten, Wohl dasselbe werde eine Form finden, in welcher es den Dienern der Kirche möglich bleibt, ihre altbewährte Theilnahme für die Schule auch in Zukunft unter einem Gesetze zu bethätigen, das zwar in principieller Uebereinstimmung mit der neuen Stellung der Kirchen diesen die formelle Leitung der Volksschule entziehen mußte, aber durch alle seine einzelnen Bestimmungen zeigt, daß es die Theilnahme der Kirche an der Schule und

ihren sittigenden Einfluß in derselben nach Gebühr zu würdigen weiß."

Mit gewohnter Raschheit und Entschiedenheit erwiderte das Ordinariat bereits am 23. Juni dem Ministerium: Man finde keinen Grund, weßhalb das Ministerium über den fraglichen Gesetzentwurf nicht mit ihm ins Einvernehmen treten könne. Gestatte das Gesetz vom 9. Oktbr. 1860 solches Einvernehmen über den ganzen Gesetzentwurf (wie längst zugegeben worden war), so doch gewiß auch über einen Theil des Entwurfes. Für die Umgehung des Einvernehmens mit der Kirche sei ferner auch die Absicht, durch ein sofort zu erlassendes Gesetz der Agitation über die Schulfrage ein Ende zu machen, ebenfalls kein Grund. Im Gegentheil; weder die Schulreform noch die Agitation seien von der Kirche, deren Dienern und Angehörigen ausgegangen, diese hätten die Rechte und Interessen der Kirche und Familie auf die Schule lediglich vertheidigt und gerade durch das Einvernehmen zwischen Kirche und Staat hätte man den Agitationen wie der Vertheidigung ihr Objekt genommen und folglich ein Ende gemacht. Die Kirche, deren Diener und Angehörige „müssen und werden aber die Rechte der Kirche, der christlichen Gemeinde und Familie auch gegenüber einem Gesetze vertheidigen, sofern ein solches sie verletzen sollte, weil die gesetzgebende Gewalt keine absolute unfehlbare ist und rechtlich kein Grundgesetz und kein wohlerworbenes Recht ohne Mitwirkung der Betheiligten alteriren kann." Die Verwahrung vom 11. l. M. müsse aufrecht erhalten werden, weil, wie in der erzbischöflichen Denkschrift nachgewiesen sei, die Kirche ein selbstständiges Recht auf die Mitwirkung bei der Leitung der Schule, wie auch jede Confession ein selbstständiges Recht bei der Verwaltung der confessionellen Schulfonds habe. Diese Rechte der Kirche, der Confessionen seien durch feierliche internationale Verträge, im positiven Recht, durch feierliche Zusicherungen bei dem Antritte der katholischen, jetzt badischen Landestheile, durch unsere Verfassung garantirt. Der §. 6 des Gesetzes vom 9. Oktbr. schließe sie nicht aus, dagegen widerspreche der

fragliche Gesetzentwurf den §§. 1, 7 und 12 des citirten Gesetzes vom 9. Oktober 1860. Weil die Diener der Kirche zur Durchführung eines die Rechte der Kirche und Confessionen verletzenden Gesetzes nicht mitwirken können und werden, der Staat aber die Mitwirkung der Kirche wünsche, deßhalb dürfe das Gesetz in die erwähnten Rechte der Kirche nicht eingreifen. Das Gesetz selbst dürfte vielmehr die Form bestimmen, welche es den Dienern der Kirche möglich mache, in principieller Uebereinstimmung mit der jetzigen Selbstständigkeit der Kirche „ihre altbewährte Theilnahme für die Schule auch unter dem Gesetze zu bethätigen."

Die eigentliche Antwort auf den letzten Versuch einer Verständigung gab die zweite Kammer, welche am 26. Juni schon die Berathungen über den Gesetzentwurf eröffnete und am 28. denselben mit 53 gegen 2 Stimmen annahm. Daß die erste Kammer anders beschließen würde, stand nicht zu erwarten. Professor Häusser war Berichterstatter der zweiten, Professor Rothe der ersten Kammer. Der vom geheimen Hofrath Zell meisterhaft beleuchtete Commissionsbericht des erstern, die bekannten Civilisationsideen des letztern liefern den Schlüssel zum völligen Verständnisse der neuen badischen Aera; sie werfen das rechte Licht in das chaotische und räthselhafte Treiben und Wühlen der Bewegungspartei und enthüllen das Endziel der Bestrebungen, welche namentlich durch die Schulreform gefördert werden sollen. Die Kammerverhandlungen selbst haben zumeist nur Interesse, insofern dieselben die geistige Knechtschaft constatiren, in welche sich hinsichtlich der politischen und religiösen Fragen die Mehrzahl der Mitglieder begeben hat, und zu welcher das ganze Volk herandressirt werden soll.

Der Commissionsbericht des Herrn Häusser ging von der Phrase aus, die Volksschule mit ihrem weitgesteckten Ziele allgemein religiöser, sittlicher und intellektueller Erziehung sei durchaus eine Schöpfung der neueren und neuesten Zeit, hütete sich aber sehr, seine historische Begründung bis in unsere Zeiten herauf zu verfolgen. Er hätte ja sonst eingestehen müssen,

daß die alte traditionelle Volksschule allüberall, seine humanistische dagegen aber nirgends besteht, sondern auf die gescheiterten Versuche eines Basedow, Pestalozzi, Diesterweg hinausläuft. Daß die Volksschule auf dem Boden des Christenthums erwachsen sei, wird vorläufig noch zugegeben, allein die Finsterniß des Mittelalters war ganz entsetzlich, namentlich wurde kein allgemeiner Schulzwang eingeführt und den mittelalterlichen Anschauungen gegenüber hatte sich die Volksschule oft genug ihres kümmerlichen Lebens zu erwehren. Die Reformation habe gerade im Gebiete der Volksschule am mächtigsten gewirkt, behauptet der Commissionsbericht, bringt aber sofort eine klägliche Schilderung der Schulzustände kurz vor dem 30-jährigen Kriege. Erst eine lutherische Kirchenordnung, nämlich die kursächsische von 1580, habe den großen Grundsatz ausgesprochen, daß alle Custodes und Dorfküster Schulen halten sollen, meint Herr Häusser, während dieser große Grundsatz schon Jahrhunderte vorher nicht bloß ausgesprochen, sondern verwirklicht war, insoweit die Zeiten vor Gutenberg eine Verwirklichung zuließen. Nachdem über Felbiger und Wessenberg theils Falsches theils Ungenaues zum Besten gegeben, springt der Commissionsbericht plötzlich auf die rechtliche Begründung des Gesetzentwurfes über, deren nähere Charakterisirung wir uns füglich ersparen können.

Die Kammerdebatten vom 26. bis 28. Juni zeichneten sich durch erzwungene Mäßigung, mitunter durch widerliche Gleißnerei gegenüber der Kirche aus; nur selten durchbrach ein Heißsporn die Schranken der offenbar verabredeten Taktik, jedoch immerhin genügend, um tief in die Karten schauen zu lassen. Sachlich hätte man lediglich der Abstimmung bedurft, denn die Herren waren ja längst einig darüber, den spartanischen Grundsatz: die Schule gehört dem Staate — zum großherzoglich badischen Rechtssatze zu machen. Nicht minder einig zeigten sie sich hinsichtlich des offen ausgesprochenen Grundsatzes, es laufe der Würde des Staates zuwider, eine zweite Macht neben sich zu dulden. Der kleine Umstand, daß in allen Ländern der

civilisirten Welt die Schule keineswegs ausschließlich Staatssache ist und die Kirche neben dem Staate besteht, verschlägt nichts; im Gegentheil wird dadurch constatirt, Baden sei der Musterstaat, welcher gemäß den Ideen der Heidelberger Professoren Häusser und Rothe an der Spitze der religiösen und politischen Civilisation marschire und die Fahne der pantheistischen Religion der Zukunft hochhalte. Mehrere Redner hatten von der Billigkeit der Regierung ein Uebereinkommen gewünscht, nur zwei einzige Männer sprachen und stimmten grundsätzlich richtig und zugleich praktisch: der tief gebildete Oberhofgerichts-Rath Roßhirt und der ehrenhafte Bürgermeister Fischler von Möhringen. Daß der tüchtigste Jurist der Kammer, der Abgeordnete Prestinari, seine Opposition aufgab und für den vorliegenden Entwurf stimmte, mußte sehr befremden, nicht minder, daß er den Abgeordneten Spohn und Roßhirt gegenüber die Verwaltung des örtlichen Schulvermögens kurzweg dem Staate überwies!

Der Würfel war geworfen, die Brücke zu einer Verständigung mit der Kirche abgebrochen, der Conflikt unvermeidlich. Am 2. Juli beantwortete das Ministerium den Ordinariats-Erlaß vom 23. Juni kurz dahin: Man habe den Standpunkt auseinandergesetzt, von welchem man bei der Schulreform ausgehe; derselbe sei ein unverrückbarer, „da er ebenso sehr auf den positiven Gesetzen wie auch auf den innern Lebensbedingungen des Staates beruht.“ Die Erörterung der Principien-Frage über die Stellung der Kirchen zur Schule sei unfruchtbar, weil das Ordinariat seinen entgegenstehenden Standpunkt nicht aufgebe, ferner weil auch ohne solche Erörterung die Mitthätigkeit der Kirche in der Volksschule, „deren Aufhören allerdings auch wir gleichmäßig im Interesse der Schule und Kirche beklagen und deren Versagung wir in ernste Betrachtung ziehen würden,“ praktisch erhalten bleiben könne. Die vollste Billigung, welche der Gesetzentwurf von Seite der Landesvertretung bereits gefunden, mache es unmöglich, die Volksschule „im Widerspruch mit dem Staatsbewußtseyn unserer Zeit“ zu organisiren.

Das rechte Schlaglicht auf die „innern Lebensbedingungen“ sowie auf das „Staatsbewußtseyn“ des Musterstaates hat der Berichterstatter der ersten Kammer, Kirchenrath und Professor Rothe, in der Schenkel'schen Wochenschrift geworfen. Dieser hochangesehene und in maßgebenden Kreisen sehr einflußreiche Theologe erklärt, die Meinung das Christenthum und die Offenbarung überhaupt bestehe in einer göttlich mitgetheilten religiösen Lehre, sei — ein großer Irrthum. Nicht minder irrig sei die Meinung, das Christenthum sei unveränderlich, oder eine Umgestaltung desselben eine Abschaffung. Habe doch die Reformation das Christenthum aus seiner überlieferten Form auch in eine neue Fassung gebracht! Wahrheit dagegen ist laut Herrn Rothe: Der „Mann aus Palästina“ ist seit 1800 Jahren in voller und immer vollkommener Arbeit, um die Menschheit ihrer Vollendung entgegenzuführen, das Christenthum selbst nichts anderes als der Inbegriff der von Jesus Christus ausgegangenen und fort und fort ausgehenden geschichtlichen Wirkungen. „Nirgends sonst wird der Himmel gemacht als auf der Erde und aus sonst nichts als aus ihr, der Erde.“ Aus solchen Vordersätzen aber schließt der Heidelberger geheime Kirchenrath als Theologe der neuen badischen Aera weiter: das moderne sittliche Christenthum stehe mit dem alten kirchlichen wesentlich auf den nämlichen Grundlagen; auch die moderne Moralität komme von Christus. In der neuesten Zeit habe sich das Christenthum aus dem anfänglichen und provisorischen Bette, nämlich aus dem kirchlichen hinüber in das staatliche ergossen, welches das sittliche und bleibende sei. Die praktischen Consequenzen dieses neuen Evangelium leuchten ein: alles Kirchenthum hat im Staate vollständig aufzugehen, die Gesetze vom 9. Oktober 1860, die Knies'schen Thesen und der Gesetzentwurf über die Aufsichtsbehörden sind geschichtliche Wirkungen Jesu Christi, auf den Sitzen der Kammermajoritäten haben wir lauter Christusse en miniature zu bewundern!

Am 16. Juli kam der Gesetzentwurf in der ersten Kammer zur Berathung. Berichterstatter Rothe empfahl die unver-

änderte Annahme und mit allen Stimmen gegen 2 — des Grafen Heinrich von Kageneck und des Freiherrn Camill von Stotzingen, zweier muthiger Vertheidiger des Rechtes, der Freiheit und der Wahrheit — erfolgte dieselbe. Aus den unerquicklichen Debatten glauben wir nur wenige charakteristische Aeußerungen hervorheben zu müssen. Hofrath Schmitt will, daß der Staat „alle höchsten Interessen umfasse"; Geheimrath Bluntschli droht zunächst den „Veranlassern des Schulconfliktes" und erklärt, der vorliegende Gesetzentwurf entspreche ganz seinen Anschauungen, der Schulzwang sei Recht, die Lehr-Freiheit Anarchie, der Staat könne keine Kirchenschulen neben den seinigen dulden, man habe in Belgien erlebt, was daraus werde. Ministerialrath Jolly hält den Gesetzentwurf für den praktisch und principiell wichtigsten Theil der ganzen Schul-Reform, das Gesetz von 1860 aber für „das einzig und allein entscheidende Recht." Ihm ist der Staat „die höchste sittliche Gemeinschaft"; die Regierung könne sich mit der Curie nicht vereinbaren, weil sie „Gesetze vollziehen muß." Schließlich prophezeit Herr Jolly, der Widerstand gegen das Gesetz werde eine lebhafte Erschütterung in der Kirche bewirken. Auch Herr Knies ist wider eine Vereinbarung, weil der Staat in dieser Sache nichts zu theilen, sondern nur sein Recht zu wahren habe. Staatsrath Lamey erklärt unter Anderm, das Schul-Vermögen habe nicht nothwendig einen confessionellen Charakter, es sei eben für die Schulen gestiftet, auch für jüdische.

Bald kam der epochemachende Hirtenbrief vom 19. Juli. Sein Inhalt dürfte noch so frisch im Gedächtnisse der meisten Leser seyn, daß wir nur die Hauptsätze hervorheben: Die Convention von 1859 habe den großen Grundsatz gerettet, daß mit der Kirche als mit der geistlich selbstständigen Ordnung, der Staat als die bürgerlich unabhängige Ordnung, zur Feststellung ihres gegenseitigen Rechtsverhältnisses sich zu vereinbaren habe. Die Kirche könne auf Rechte, niemals auf Pflichten verzichten, jetzt sei die pflichtmäßige Mitwirkung der Kirche an der Leitung der Volksschule zu vertheidigen. Man habe nur eine Mitwirkung

an der Leitung der Schule verlangt, aber eine im Lande herrschende Partei wolle eben die Kirche, wie überhaupt aus dem öffentlichen Leben, so auch aus der Volksschule vertreiben. Habe man ja in der Kammer geradezu erklärt, daß die vom confessionslosen Staate geleitete Volksschule das wirksamste Mittel darbiete, der Kirche den Boden für ihre Wirksamkeit unter den Füßen wegzuziehen. Der Gesetzentwurf bedrohe die Volksschule in ihren innersten Grundlagen. In Folge desselben werde die Aufsicht in drei Stufen geübt: in der Gemeinde durch den Ortsschulrath, in dem Kreis durch den Kreisschulrath, im ganzen Land durch den Oberschulrath. Hiernach soll der Ortsschulrath bestehen aus dem Pfarrer der betreffenden Confession, aus dem Bürgermeister, aus dem Schullehrer und aus mehreren gewählten Mitgliedern. Der Pfarrer ist zum Eintritte in den Ortsschulrath berechtigt, die Andern sind dazu verpflichtet. Ausschließlich ernennt die Staatsregierung den Vorsitzenden des Ortsschulrathes und kann überdieß die Mitglieder und den Vorstand aus ihrem Amte entfernen. Der Ortsschulrath verwaltet das örtliche Schulvermögen. Die Schulen eines ganzen Kreises werden durch den Kreisschulrath überwacht. Dieser Kreisschulrath ist weder katholisch noch protestantisch, lediglich vom Staat ernannt und nur von diesem abhängig. Die oberste, leitende Schulbehörde ist der rein staatliche confessionslose Oberschulrath. In diese Schulbehörde werden also nicht mehr Geistliche als solche berufen; es können dahin unkatholische, ja der christlichen Religion feindliche Männer berufen werden. In der Mittel- und Oberschulbehörde fällt die Mitwirkung und Vertretung sowohl der Kirche als der Familie und Gemeinde weg. Für die Aufsicht über den Religionsunterricht darf die Kirche zwar eigene Beamte ernennen; aber selbst in der Ausübung dieses rein kirchlichen Rechtes soll die oberste Kirchenbehörde des Landes durch das Placet des Oberschulrathes beherrscht werden. So im Wesentlichen der Gesetzentwurf. Man verlange nichts Neues, indem eine Mitleitung an der Schule beansprucht werde; das positive Recht, die Gesetze vom 9. Oktbr.

1860 inbegriffen, verlange dieselbe, ebenso die Natur der Sache. Der Geistliche ist nicht bloß Religionslehrer der Jugend, sondern auch ihr Priester und Hirt — ihr Seelsorger und in dieser dreifachen Eigenschaft muß er in der Schule wirken, soll er seiner göttlichen Sendung an die unmündige Jugend genügen. Die Kinder sollen zum christlich-religiösen und sittlichen Leben herangezogen werden; dieß ist aber nicht in ein paar Religions-Stunden zu erreichen, der ganze Schulunterricht, die ganze Zucht der Schule mit ihrer ganzen Einrichtung muß hier vor-, mit- und nachhelfen. Die Kirche bedarf der Schule, noch mehr aber diese des religiös-sittigenden Einflusses der Kirche, weil die Volksschule nicht bloß unterrichten, sondern noch mehr erziehen soll. Als die fruchtbarsten Bildungsmittel für den jugendlichen Geist haben sich die Wahrheiten der positiv-christlichen Religion erwiesen, die religiöse Erziehung allein macht die Jugend gewissenhaft und damit brauchbar für Familie und Staat. Die Kirche ist verpflichtet zur Mitleitung der Schule, weil nur dadurch der confessionelle Charakter der katholischen Schule gesichert wird. Für katholische Schulen gehören katholische Schul-Behörden und Lehrer, die nicht nur katholisch getauft sind, sondern ein warmes Herz für die Lehren der Kirche haben, ebenso Schulbücher, welche mindestens nichts gegen die katholische Religion und Kirche enthalten. Hiefür habe der Bischof nur dann Bürgschaft, wenn er gesetzlich Sitz und Stimme in den Behörden besitze, welche die Erziehung, Prüfung, Bestellung und Amtsführung der Lehrer sowie die Einführung der Schulbücher besorge. Habe der Bischof laut dem Gesetzentwurfe nichts mitzusagen bei der Aufsicht der Schule und des Lehrers, dürfe er lediglich durch den unkatholischen Oberschulrath seine Anordnungen wegen Ertheilung des Religionsunterrichtes an die Lehrer geben, so ist der Geistliche im Ortsschulrath bloß Diener einer unkatholischen Oberschulbehörde, welcher er allein verantwortlich ist und von der er jeden Augenblick entlassen werden kann. Vorsitzender des Ortsschulraths zu seyn, hat der Geistliche kein Recht, er kann bloß vom Oberschulrath dazu ernannt

werden, dem er abermals allein verantwortlich ist und von dem er abermals jeden Augenblick abgesetzt werden kann. Leichtmöglich kommen als Vorstände des Ortsschulraths Freunde der gemischten Schulen, der (Knies'schen) Brücke zu den Communal-Schulen. Auch die Zusammensetzung des Ortsschulrathes gefährde die Erhaltung des confessionellen Charakters der Volksschule; werde der Ortsgeistliche entlassen, so fehle jeder Schein einer kirchlichen Vertretung, zumal die andern Mitglieder weder berechtigt noch verpflichtet sind, die katholische Confession zu vertreten. Im Ortsschulrath liege das Samenkorn für gemischte Schulen. Die Hauptbedrohung der katholischen Erziehung sei in der unkatholischen Mittel- und Oberschulbehörde zu suchen. Wie der Hirt so die Heerde; wie der Herr der Schule, so diese selbst. Herr der Volksschulen ist der confessionslose Staat, Hirt derselben der unkatholische Oberschulrath, in den Volksschulen aber wird der Geist walten, Lehrer und Schulwesen durchdringen, welcher von der Oberschulbehörde hineingeleitet wird. Zudem sind die Schulbehörden weder gesetzlich verpflichtet, den confessionellen Charakter der Schule zu wahren, noch gehindert, unkatholische Richtungen zu verfolgen. Endlich soll auch noch das katholische Schulvermögen nicht durch die Katholiken als solche, sondern durch die Behörden des confessionslosen Staates verwaltet und verwendet werden. Dieß Alles mache begreiflich, daß diejenigen Personen und Zeitungen, welche der Kirche am feindseligsten sind, für die Schulreform, womit der Gesetzentwurf den Anfang mache, am eifrigsten arbeiten. Was diese und Männer wie der abgefallene Priester Ronge mit Jubel begrüßen, könne der katholischen Religion nur schädlich seyn. Der Gesetzentwurf trage den Schein der Ungefährlichkeit an der Stirne, bedrohe aber das katholische Schulwesen in der Wurzel — die Durchführung desselben müsse nach und nach zu gemischten und Communalschulen, damit zur Gleichgültigkeit gegen die Religion und zu einem Leben ohne Gott führen. Nachdem sich der Hirtenbrief wider die Verdummungsgelüste gekehrt und ebenso wider die Herrschsucht, welche die Feinde der

Kirche ihr stets andichten, wird dem Gesetzentwurfe gegenüber das erzbischöfliche Non possumus ausgesprochen, den Geistlichen ans Herz gelegt, sich an der Durchführung desselben nicht zu betheiligen, den Resolutionen des Klerus vom 13. April 1864 die oberhirtliche Sanktion ertheilt und schließlich erklärt: Wir weichen nur insoweit aus der Schule, als man uns dazu zwingt, werden fort und fort die Rechte der Kirche auf die Schule und das katholische Schulvermögen vertheidigen. Den Lehrern und Eltern ist ein ergreifender Mahnruf gewidmet.

Noch selten mag ein Hirtenbrief solche Wirkung geübt haben wie der des greisen Erzbischof Hermann vom 19. Juli. Von Seite der neuen Aera kamen als Antwort Schlag auf Schlag die Sanktion und Promulgation des Entwurfes als Gesetz vom 29. Juli, das unerhörte Antwortschreiben des Ministeriums vom 11. August, die Vollzugsverordnung, die Anordnung der Wahlen in den Ortsschulrath, jüngst die Ernennung der 11 Kreisschulräthe. Die Kirche ertheilte dem Schreiben vom 11. August unterm 25. d. Mts. die gebührende Antwort*), sämmtliche Landcapitel richteten energische Beschwerden und Bitten um Genugthuung für die beispiellosen Ausfälle

*) Das ministerielle Schreiben, welches aus der Karlsruher Zeitung in viele Blätter überging, bezeichnete den Hirtenbrief vom 19. Juli als die Parteischrift einer äußersten Richtung des Kirchenregimentes, welche eine Kette unwahrer Angaben, entstellter Mittheilungen und jedes Grundes entbehrender Uebertreibungen enthalte. Der Zweck sei, durch Vorspiegelung von Religionsgefahr die Katholiken zu täuschen, als Täuschungsmittel habe man sogar eine angebliche Billigung Ronge's benützt. Namentlich vier angebliche Lügen des Hirtenbriefes wurden hervorgehoben. allein ganz der Natur und Art der neuen badischen Aera entsprechend, unterließ man es, für diese unerhörten officiellen Anklagen und Verunglimpfungen auch nur einen Schein von Beweis beizubringen. Man erspart sich solche Mühe, indem man erklärt, sich auf die Einzelnheiten nicht näher einlassen zu wollen. Das Elaborat vom 11. sammt der vernichtenden Antwort des Ordinariats vom 25. Aug. ist enthalten in der jüngst erschienenen Broschüre: Officielle Aktenstücke über die Schulfrage in Baden. Freiburg. Herder 1864.

gegen den Hirtenbrief an den Großherzog sowie an das Staats-Ministerium. Ein päpstliches Breve hat die in der erzbischöflichen Denkschrift vom 3. Dezember v. Jrs. niedergelegten Grundsätze vollständig gebilligt und zum Kampfe ermuntert; nur der Karlsruher Zeitung konnte es in einem Anfalle von Wahnwitz gelingen, dieses Breve für sich ausbeuten und dahin deuten zu wollen, daß der heilige Vater keineswegs von Baden rede, wo ja die „sorgsamste Wahrung der kirchlichen Interessen" zu Hause ist, sondern — von Belgien! Die 16. General-Versammlung hat zu Würzburg der zum Widerstand und Kampfe gezwungenen Kirche in Baden und dem greisen Vorkämpfer derselben ihre vollste Anerkennung gezollt. Bis heute hat sich nicht ein einziger katholischer Geistlicher des Landes dazu hergegeben, ernannter Vorstand oder Mitglied des Ortsschulrathes oder Kreisschulrath zu werden; der Religions-Unterricht wird fort und fort ertheilt, doch jeglicher Verkehr mit dem theoretisch confessionslosen, ja sogar paritätischen, praktisch aber dem positiven Glauben todfeindlichen Oberschulrathe ist abgebrochen.

Und das Volk? Sein Benehmen überbot die kühnsten Erwartungen. Noch nicht überall sind die Wahlen in den Ortsschulrath beendigt, doch über 400 Städte, darunter Bruchsal, Baden-Baden, Rastatt, Konstanz und Mannheim, haben gar nicht oder mit staunenswerther Minderheit von dem „neuen und edlen Rechte" Gebrauch gemacht. Gegen den Sinn des Gesetzes vom 29. Juli und der Vollzugsverordnung sah sich die Regierung gezwungen, die Bürgermeister als Vorstände des Ortsschulrathes zu octroyiren, zweite und dritte, ja vierte Wahlen anzuordnen und alle Mittel amtlicher Agitation in Bewegung zu setzen. Sie gab sich zufrieden, wenn nur 3 und 4 Wähler erschienen und muß sich wohl oder übel durch Ortsschulräthe repräsentiren lassen, deren intellektuelle Befähigung und moralischer Werth vielfach das Gespötte ihrer Gemeinde ist und deren einziges Verdienst darin besteht, keine Religion zu besitzen. Im Durchschnitte haben nur entschiedene Kirchenfeinde freiwillig, Polizeidiener, Lehrer und andere abhängige, mit

Geldstrafen und sonstigen Nachtheilen bedrohte Leute gezwungen gewählt. Trotz wiederholter Wahlen und Agitation kam mancherorts kein Ortsschulrath zu Stande, so daß ein solcher in pleno und abermals gegen den Sinn und Wortlaut des Gesetzes octroyirt werden muß. Dagegen gelangen aus einer Gemeinde nach der andern Adressen an den Großherzog, worin gebeten wird, das kaum fertige und von der „Volksvertretung" so einmüthig angenommene Gesetz vom 29. Juli außer Wirksamkeit zu setzen und die Regierung zur „Vereinbarung mit der Kirche" zu bestimmen. Was eine angebliche „äußerste Partei des Kirchenregimentes" stets gewollt, hat sich nunmehr als der wahre Volkswille Badens herausgestellt. Nur die für die vollständige Emancipation der neuen Aera dankbaren Israeliten lieferten ein erträgliches Contingent zu den Ortsschulrathswahlen, ein geringes die Protestanten, wozu der Umstand das Seinige beigetragen hat, daß trotz dem Proteste von 119 muthigen und ehrenhaften protestantischen Geistlichen*) der durch sein „Charakterbild Jesu" in die Fußtapfen von Strauß und Renan eingetretene Daniel Schenkel zu Heidelberg vom evangelischen Oberkirchenrathe vertheidigt und in seiner Stellung als Seminardirektor belassen wird. Die geringste Lust zum Wählen zeigten die Katholiken. Das für die Regierung glänzendste Resultat ergab sich, Dank der Energie des katholisch getauften und mächtigen Oberbürgermeisters, des Freundes des noch mächtigern Ministers Lamey, in der erzbischöflichen Residenz. Zu Freiburg im Breisgau wählten von 1580 wahlberechtigten Katholiken volle 450. Tröstet sich die Karlsruher Zeitung ob der ebenso großartigen als unläugbaren Niederlage der Regierung mit der Thatsache, daß das Volk überhaupt wenig

*) Ueberdieß hatte auch der Fabrikant Metz in Freiburg, welcher noch 1862 bei der Feier des 7. April die Neue Aera in Baden als den Sieg der Reformation über den abgelebten Katholicismus verherrlichte, eine Versammlung der gläubigen Protestanten nach Lahr berufen, um gegen das Verbleiben Schenkels an der Spitze des Prediger-Seminars zu protestiren.

Lust zu Wahlen bethätige, so acceptiren wir dankbar das naive Eingeständniß, finden aber die Vergleichung der Wahlen von Deputirten, Bürgermeistern u. s. f. mit den Wahlen der tief in alle örtlichen und häuslichen Verhältnisse eingreifenden Schulangelegenheit etwas hinkend.

Bei alldem ist sehr zu beachten, daß keineswegs das religiöse Interesse allein die ungeheure Mehrzahl der Wahlberechtigten zum Nichtwählen brachte. Die Verwilderung der Jugend, die Glaubenslosigkeit und Verschlimmerung der Sitten haben seit 1860 in Baden begreiflicherweise auch Fortschritte gemacht; die von der servilliberalen Presse Tag für Tag gepredigte Mißachtung göttlicher und kirchlicher Auktorität hat die Auktorität der Staatsgewalten keineswegs gestärkt, sondern im Gegentheil dermaßen geschwächt, daß zumeist nur die Furcht den souveränen Pöbel der gebildeten und ungebildeten Klassen abhält, ihr die Hand offen in's Gesicht zu schlagen. Das Ergebniß der Wahlen in den Ortsschulrath ist der Absagebrief des badischen Volkes an die neue Aera überhaupt. Als Beispiel dient das zu Wort- und Wahlschlachten stets geneigte, radikale und bewegliche Mannheim. Von den Tausenden der Wahlberechtigten dieser Stadt erschienen 123 Katholiken und 223 Protestanten. Der Absagebrief ist begreiflich, weil Steine kein Brod und hochtönende Phrasen keine fruchtbringenden Thaten sind.

Die neue Aera hat niemals für die wirkliche Selbstständigkeit und Freiheit des Volkes in allen Lebensgebieten gearbeitet, wie Solches in der Proklamation des Großherzogs vom 7. April 1860 verheißen worden, sondern für den Absolutismus der Partei. Man deklamirte erstaunlich viel und heftig wider die Reaktion von 1850 bis 1860, allein die Werkzeuge der Reaktion im Beamtenthum wie in den Kammern und Gemeindecollegien wurden sehr häufig Werkzeuge der neuen Aera; die Früchte der Reaktion pflückte auch sie, insoweit dieselben ihr mundeten. Das Volk suchte man inzwischen anderweitig zu beschäftigen, indem man dasselbe unaufhörlich wider Religion und Kirchenthum hetzte, durch Neuerungen mit dem

Schimmer von Selbstständigkeit und Freiheit, ebenso durch thatsächliches Gehenlassen. Die Gemeindefreiheit blieb geknebelt, die Presse wurde rechtlich keineswegs frei, das Vereinsrecht nicht gesetzlich garantirt, das durch und durch faule Wahlsystem beibehalten und ärger als je ausgebeutet. Allein die Leute ließen sich durch allen Lärm der Feste, Versammlungen und octroyirten Volksredner nicht betäuben, sie dachten daran und warteten darauf. Sie warteten vergeblich, Petitionen um Gemeindefreiheit und dergleichen warfen die „Volksvertreter“ stumm oder unwillig in den Papierkorb. Dagegen regnete es längere Zeit Pensionirungen und Berufungen aus der Fremde im Interesse der an's Ruder gelangten Partei; gegen den Willen des Volkes wurden die Juden den Christen vollkommen gleich gestellt; ohne Noth ward eine Freizügigkeit und Gewerbefreiheit eingeführt, welche ein großer Staat zu ertragen vermag, aber nicht das Großherzogthum Baden. Auswärtige überschwemmen die Gemeinden, die Leichtigkeit überall bürgerlich zu werden und ein eigenes Geschäft zu beginnen, fördert die aussichts*losen* Ehen und den Geschäftsschwindel. Der Kleinhandwerker und Kleinhandel unterliegen rasch dem Capital, sie werden den Fabrikanten ein furchtbares Proletariat in die Arbeitsäle liefern. Dazu eine ganz im Parteiinteresse gemodelte neue Gerichts- und Verwaltungsorganisation, deren Kostspieligkeit bereits constatirt ist, deren praktische Unbrauchbarkeit seit 1. Oktober Gelegenheit hat sich zu bewähren. Und zu alldem die Schulreform und der Schulconflikt im Bunde mit den täglich fühlbarer werdenden schlimmen Folgen der Neuerungen! Mehr und mehr sieht sich das Volk gedrängt, gegen den Doktrinarismus seiner Regierung und Vertreter Front zu machen, eine Krisis ist im Werden, der Vulkan arbeitet! Wir wissen nicht, was die Zukunft in ihrem Schoße birgt. Wir wissen nur, daß eine längere Fortdauer des Schulkrieges alle bessern Elemente des Volkes gerade so mit dem Klerus vereinigen kann, wie der Kirchenstreit den Klerus mit seinem Erzbischof geeiniget hat, daß man aber in der Kirche auf nichts vertrauen darf als auf Gott und die eigene Kraft.

L.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

X.

Bellinzona 31. August 1863.

Gestern in dieser Stunde hab' ich Dir in Flüelen geschrieben und mir ist es, als seien seitdem nicht vierundzwanzig Stunden sondern ebenso viele Tage verflossen. Die Alpen hab ich überschritten, heute bin ich über den Gotthard gestiegen und ich habe die alte Stadt Bellenz erreicht. Hier spricht man nicht mehr deutsch und aus alten Erinnerungen muß ich mein bischen Italienisch zusammennehmen, um mich den Leuten verständlich zu machen. Mein Hunger ist gestillt, die Reisetasche ist ausgepackt, das kleine Schreibzeug steht auf dem Tisch; das Tosen eines heftigen Gewitters läßt mich nicht schlafen und so will ich denn mit Dir plaudern bis es draußen nicht mehr stürmt und donnert und blitzt.

Gestatte zuerst einige Worte über die Gotthardstraße, welche in allen Reisehandbüchern beschrieben und doch eigentlich nur wenig gekannt ist. Ohne Zweifel bieten andere Alpenpässe

viel größere Naturschönheiten, aber die Touristen, und besonders die deutschen, würden diesen Umstand viel niedriger anschlagen, wenn sie die Bedeutung des Gotthard verstünden. Von dieser muß ich Dir sprechen und wenn ich Dich damit langweile, so ist es nicht meine Schuld.

Ob der Gebirgsstock seinen Namen erhalten hat von den Gothen welche nach Zerstörung des ostgothischen Reiches über die Alpen gewandert sind; oder ob man denselben benannt hat nach dem Bischof von Hildesheim, welcher im J. 1131 canonisirt worden ist: das, mein Freund, ist mir jetzt vollkommen gleichgültig. Der Gotthard, den Alten ein Theil der Adula, ist der Hauptstock der lepontischen Alpen, welcher als seine Ausläufer die Döbikette, die Surenen, die Walliser, die Berner und die Tessiner-Alpen strahlenförmig versendet. Von dem Gotthard fließen die Wasser nach allen Weltgegenden ab; gen Norden die Aar und die Reuß, gen Osten der Vorderrhein, gen Süden der Toce und der Tessin und gen Westen die Rhone. Der Gotthard theilt die Wasser zwischen den Becken der Nordsee, der Adria und des mittelländischen Meeres. Wer den Gotthard besitzt, der besitzt die Centralkette der schweizerischen Alpen; der beherrscht mittelbar oder unmittelbar deren Verbindungen. Der Gotthard ist ein entscheidender Punkt, ein sog. Schlüssel für die Vertheidigung der Schweiz gegen Italien und gewissermaßen gegen Frankreich.

Bisher hab ich von dem Hauptstock der lepontischen Alpen gesprochen; in engerem Sinne ist der St. Gotthard das hohe Joch zwischen den Thälern der Reuß und des Tessin und dieses Joch ist die Höhe des Passes. Vor vielen Jahren bin ich, ein junger leichtfüßiger Wanderer, mit meinem Ränzlein auf dem Rücken über die Furka in das Urner-Thal herab und aus diesem auf den Gotthard hinauf gestiegen. Ich bin theilweis noch auf der alten Straße gewandert, seitdem ist die neue vollendet worden, aber sie hat den Charakter der Gegend nicht geändert. Die Erinnerung ist wieder lebendig geworden; die Bilder aus einer schönen Jugendzeit haben dem alten Manne

sich wieder enthüllt und mit reiferem Urtheil hat er bekannte Dinge wieder gesehen.

Die Gotthard-Straße beginnt in Fluelen am oberen Ende des Urner-Sees. Der Reuß entlang, an deren rechtem Ufer, zieht sie auf der Sohle des freundlichen Thales; bei Amstäg, wo das Maderaner-Thal ausmündet, setzt sie über den Fluß und steigt, in die linke oder westliche Thalwand eingeschnitten, so rasch in die Höhe, daß man bald die wilde Reuß in tiefem Abgrund unter sich hat. Die Straße zieht sich öfter von der einen zu der anderen Wand des engen Thales. Man sieht bei Geschenen in das Seitenthal, welches, mit Trümmern der Gesteine gefüllt, von dem Dammafirn abgeschlossen erscheint. Wieder an die rechte Thalwand gelangt, tritt die Straße in die Schöllinen, einen furchtbaren Schlund zwischen himmelhohen Felsen, deren einförmiges Grau kein grünes Pflänzlein unterbricht. Außerhalb dieses Schlundes setzt die Straße wieder auf das rechte Ufer, um durch eine Schutzgallerie zur Teufelsbrücke und über diese wieder auf das linke Ufer der Reuß zu gehen. Die wilde Reuß stürzt sich in der tiefen Rinne herab, welche seit Jahrtausenden wohl die Wasser in die Granitfelsen eingerissen haben. Der Staub des fallenden Wassers steigt wie ein Nebel empor und schlägt sich an die schroffen felsigen Wände des engen Thales als Schlagregen nieder, und die Sonnenstrahlen werden in die Farben des Regenbogens gebrochen. Hoch über diesem Wasserwirbel war der Bau der Brücke allerdings ein sehr kühnes Werk, aber die Hülfe des Teufels hat in unseren Tagen der Ingenieur nicht mehr nöthig gehabt. Aus dem finsteren Urner-Loch, einem ziemlich langen Tunnel, herausgetreten, bietet der weite Kessel des Ursener-Thales allerdings einen eigenthümlichen und wahrlich recht angenehmen Anblick. In diesem treten die beiden Quellen der Reuß, die eine von der Furka und die andere von dem Joche des eigentlichen Gotthard zusammen und langsam und ruhig schlängeln sich in dem fast ebenen Boden die Wasser, welche weiter unten brüllend abstürzen. Dieses Ursener-Thal ist sieben Monate lang mit

Schnee bedeckt; ist es aber, wie jetzt, frei von der weißen Decke, so ist es eine große Bodenstrecke von alpengrünem Rattich in weitem Bogen von hohen Bergwänden umgeben, deren Spitzen ruhig in die blaue Luft emporstarren, hier als schroffe graue Felsenhörner und dort als weiß glänzende Schneeplatten. Auf der grünen Fläche stehen heimelig die zerstreuten Häuser von Andermatt und das einsame Kirchlein, aber nirgend ein Baum oder ein Strauch, das ganze Thal eine weite Alpen-Wiese. Der Kessel des Ursener-Thales ist eine großartig einfache Scenerie, sie paßt für meinen Geschmack wie für meine Neigung; aber zu einem „Paradies" wäre mir dieses hohe Thal doch viel zu kalt. Mein irdisches Paradies möchte ich dort suchen, wo schöne Bäume sich in lauen Lüften wiegen und wo der weiße Leichenschleier nimmermehr den Boden bedeckt.

Auf einem vorspringenden Hügel bei Hospenthal (Hospital) steht ein uralter Wartthurm. Ob dieser Thurm von den Gothen erbaut worden ist, das weiß ich nicht, aber ich weiß, daß vor anderthalb Jahrtausenden die Menschen ihren Vortheil so gut wie heute verstanden und daß sie deßhalb mit unverdorbenem Natursinn immer die rechten Stellen für die Anlage ihrer Werke herausfanden. Dieser Wartthurm bei Hospenthal beherrscht die Ausmündung der engen Gamsbodenschlucht, in welcher die Quelle der Reuß von dem Joche des Gotthard abströmt und in welcher die Straße sich zu der Höhe des Passes emporwindet.

Die Straße steigt an der westlichen oder linken Wand dieser Schlucht, hoch über dem tosenden Wasser, hier durch hohe Stützmauern gehalten und dort aus dem Felsen gesprengt. Man kömmt rasch in die Höhe und fast mit jeder Minute wird die Umgebung öder, werden die Gerölle mächtiger, bis man an den kahlen Wänden auch nicht einmal mehr ein Moos oder eine Flechte entdeckt. Alles Leben ist erstorben, höchstens ein Adler oder ein Geier streicht noch in der Höhe umher und die tiefe Stille ist manchmal nur unterbrochen von dem Rauschen eines stürzenden Wassers, von dem Krachen eines abrollenden Steinblockes oder von dem fernen Donner einer Lawine. Trifft

man auf dieser Straße auch einige plumpe schwere Gebäude, in welche der Wanderer sich flüchten kann, wenn der Sturm der Elemente sich entfesselt, so erhöhen diese Gebäude das Gefühl der Einsamkeit. Wer dieses nie auf einem hohen Joche der Alpen empfunden, der kennt die Einsamkeit nicht. Jedes Hochgebirge bietet diese Erscheinungen und jedes erweckt diese Empfindung; aber am Gotthard sind mir jene viel grausiger und diese viel bestimmter vorgekommen, als an irgend einem andern Orte der Hochalpen.

Nach vier Stunden war die Höhe des Joches erstiegen, eine Felsenplatte, umgeben von den letzten Hörnern, auf welchen manchmal kleine Eis- oder Schneefelder hängen. In dem Felsboden sind enge Becken ausgehöhlt und mit Wasser gefüllt; es sind das die kleinen, düsteren Seen, aus welchen, nur wenig von einander entfernt, die Quellen der Reuß und des Tessin abfließen. In dieser öden, hohen Wüste, wo das Leben erstarrt, haben dennoch die Menschen sich niedergelassen. Gewinnsucht und Liebe haben diese in den furchtbaren Aufenthalt getrieben und sie haben Gebäude errichtet, beide um den Wanderer gegen die Macht der Elemente zu bergen. Es steht da ein finsteres Haus, mit dicken Mauern, kleinen Fenstern und einem weit vorspringenden Schutzdach; es ist das Gasthaus des Gotthard und wenig davon entfernt, eigentlich schon in dem Becken des Tessin liegt das Hospiz. Diese beiden Gebäude machen die ganze Scenerie noch viel trauriger, als sie es sonst wäre. Kaum hatte ich die Höhe erstiegen, so senkten die schweren Wolken sich an den hohen Felshörnern nieder; es wurde trüb und finster auf der Höhe und in den kleinen Felsbecken waren die Wasser dunkel und fast schwarz. Ich sage Dir, es war recht grausig da oben, ein Bild für einen Kochem oder für einen Breughel; grausiger als die Haide zwischen Birmingham und Wolwerhampton, welche Nachts nach allen Seiten hin der Himmel in trübem Schein einer feurigen Lohe umgibt.

Neun Monate lang währt auf dem Joche des Gotthard der strenge Winter und die anderen drei Monate bringen keinen

Sommer; aber in diesen ist denn doch an manchen Tagen die Einöde belebt, denn hier oben treffen die Reisenden und die Frachtwagen zusammen, welche von Andermatt einerseits und andererseits von Airolo am Morgen abgereist sind. Dieß währt aber nicht lange, denn beide steigen schnell wieder je nach der anderen Seite herab, und dem kurzen Leben und Lärmen folgt sogleich wieder die grausige Stille.

Auf der Höhe des Passes frägt man sich, wie ein Wagen in den tiefen Schlund, das Zitterthal oder das Espenthal (Val di Tremolo) genannt, herabkommen soll. An den steilen Abhängen der Fibbia steigt die Straße mit scharfen Windungen herab; durch hohe Stützmauern hat man sog. Kehren gebildet und auf diesen stoßen die betreffenden Aeste der schmalen Straße unter spitzen Winkeln zusammen, ohne daß deren Schenkel durch flache Curven verbunden wären. An der Wendung, wo im Winkel die beiden Aeste der Straße zusammenstoßen, treten die Pferde an den äußersten Rand, gehen dann einige Schritte weit einwärts mit doppeltem Hufschlag und reißen das Fuhrwerk in die Richtung der folgenden Strecke. Das Alles geschieht im scharfen, immer gleichen, Trab an unermeßlichen Abgründen. Der Kutscher, man sieht es recht gut, führt nicht die Pferde; diese sind offenbar abgerichtet zu der Bewegung. Von einer Strecke der Straße sieht man andere tief unter sich; man fährt jetzt oben an einem Felsen, von welchem die Wasser in eine ungeheure Tiefe herabstürzen und nach wenigen Minuten ist man unterhalb an dem Fall. Ueberall blickt man in schwindelnde Tiefe und man sieht nur zu genau, daß Alles verloren wäre mit dem Fehltritt eines einzigen Pferdes. Selbst die schweren Postwagen fahren zweispännig herab. Ich gehöre nicht gerade zu den Furchtsamen, aber doch, ich will es nur gestehen, doch war ich froh, als ich unten aus der engen Schlucht wieder herausfuhr, obwohl uns jetzt keine Schneestürme und keine Lawinen bedrohten.

Die Abendsonne leuchtete wunderschön, als ich bei Airolo in das Thal des Tessin eintrat. Dieses lange Thal bietet

wohl einzelne großartig schöne Punkte, noch hoch oben ist, wenn nicht eine reiche, doch eine sehr schöne Vegetation; aber ich habe keine südliche Pracht der Landschaft gesehen.

Die Gotthard-Straße hat ihre Geschichte. Wo jetzt das Dörflein Hospenthal steht, da stund schon im J. 1300 das Hospiz und im J. 1374 wurde es auf der Höhe des Passes erbaut. Im J. 1775 wurde es von einer Lawine, und neu aufgebaut, im J. 1799 von den Franzosen zerstört. Das Hospiz, wie es jetzt ist, besteht nicht mehr als eine Anstalt des Klosters Dissentis, nicht Ordensleute erfüllen jetzt den schweren Dienst der christlichen Liebe; aber noch immer ist dieses Haus eine Zuflucht armer Wanderer. Es wird von milden Beiträgen unterhalten und der Dienst wird von zwei hingebenden Männern besorgt.

Der Gotthard-Paß war ein sehr schwieriger und sehr gefährlicher Weg und dennoch war er die gewöhnliche Verbindung zwischen Italien und Deutschland. Die neuen Uebergänge über den Bernhardin und den Splügen nahmen den Kantonen Uri und Tessin ihren Transit, und so bauten diese die neue Straße über den Gotthard. Diese Verbindung ist freilich nicht mit kaiserlicher Pracht ausgeführt, wie die Straße über den Splügen; die Sicherheitsgallerien und die Zufluchtshäuser sind weder so zahlreich noch so schön, wie auf manchen andern Straßen der Hochalpen. Die Steigungen sind steiler und die Windungen sind schärfer. Die kleinen Kantone mußten sparen, aber sie verdienen eine hohe Anerkennung, da sie mit ihren geringen Mitteln das Werk zu Stande gebracht haben. Die Gotthard-Straße ist zweckmäßig geführt, fahrbar für jegliches Fuhrwerk, gangbar für jegliche Waffe. Freilich ist der Sommer sehr kurz, denn fast vier Monate lang muß man sich der Schlitten bedienen.

Man muß den Boden sehen, um die blutige Geschichte dieses Alpenpasses zu verstehen. Im J 1799, ich will nicht weiter zurückgehen, am 16. und 18. Mai erklimmte der General Soult den Gotthard aus dem Reußthal; er stieg an dem südlichen Abhang herunter in das Livinenthal und schlug

sich gegen die Oesterreicher und gegen das bewaffnete Landvolk aus dem Tessin. Wenige Tage später trieben die Oesterreicher unter dem General St. Julien die Franzosen auf den Gotthard zurück; sie warfen diese herab in das Ursener-Thal, nahmen am 29. Mai die Teufelsbrücke und drängten die Feinde in den grausigen Schlund der Schöllinen. Ich konnte mir die schrecklichen Gefechte vorstellen, als ob ich sie gesehen hätte mit meinen leiblichen Augen; denn noch sieht man die Reste der alten Straße, damals kaum fahrbar, kaum mehr als ein steiler gefährlicher Saumweg; noch steht die alte Teufelsbrücke dicht unter der neuen, und damals wie jetzt zerstäuben die wilden Wasser der Reuß an den Granitfelsen zu Staub.

In demselben Jahr 1799 sollte noch mehr Blut vergossen werden in dem Paß des St. Gotthard. Am 17. Aug. wurde die Teufelsbrücke von den Franzosen genommen, welche durch das Reuß-Thal und mehrere Seitenthäler vorgedrungen waren. Die Oesterreicher fochten mit furchtbarem Muth, aber die Franzosen nahmen die Brücke, sie setzten theilweise durch die wüthende Reuß und, immer fechtend, kletterten sie an den steilen Felsen der rechtseitigen Thalwand empor. Sie waren wieder die Herren des Gotthard. Im September erschien in dem Thale des Tessin der alte Suwarow mit seinen Russen, damals 25,000 Mann und 5000 Pferde. Er trieb den General Lecourbe in das Val di Tremolo und nach entsetzlichen Verlusten gelang es ihm am 25. September die Höhe des Passes zu ersteigen. Ich verstehe die kühne Flankenbewegung des General Schweikowski auf Gemsenpfaden durch das Sorescia-Thal; ich verstehe die Raserei der russischen Grenadiere, als ihr alter Feldherr sich für sein Grab ein Loch graben ließ; aber wie sie mit allem Muth und mit aller Todesverachtung den südlichen Abhang des Gotthard unter dem Feuer gewandter und tapferer Feinde ersteigen konnten — das mein Freund ist mir niemals recht klar geworden und jetzt, nachdem ich den Boden wieder mit leiblichen Augen gesehen, jetzt begreife ich es gar nicht. Die Franzosen waren schnell in das Ursener-Thal herabgestürzt, aber sie

verlegten noch einmal den Paß, sie sprengten und verschütteten das Urner-Loch und sie brachen die Teufelsbrücke ab; aber die Russen räumten den Tunnel auf und machten eine Brücke von Baumstämmen, welche sie mit Tauen, mit dem Lederzeug der Mannschaft und selbst mit den Feldbinden der Offiziere zusammenbanden. Sie bewirkten den Uebergang über die Reuß und trieben die Franzosen in dem Thale herab. Bekanntlich waren alle Opfer vergebens gebracht, denn am 25. September, an demselben Tage, an welchem Suwarow die Höhe des Gotthard erstürmte, wurde Korsakow bei Zürich geschlagen. Suwarow war jetzt selbst in dem verwüsteten Reuß-Thale eingesperrt und er machte den denkwürdigen Zug über den Kinzig-Culm am 27. und 28. September. Mehr als die blutigen Gefechte in dem Muotta-Thal kostete vom 5. bis 10. Oktober der Rückzug über den mehr als 7000 Fuß hohen Panitzer-Paß, wo Tausende von Russen in den reißenden Bach der Meeralp hinabstürzten. Die stolze Inschrift (Suworow Victor), welche der russische Feldherr in eine Felsenwand am Gotthard einhauen ließ, war nach wenigen Tagen auf schreckliche Weise widerrufen.

Sieh', mein alter Freund, diese ganze blutige Geschichte des Gotthard-Passes ging heute vor meinem geistigen Auge vorüber. Es war mir, als ob ich dabei gewesen wäre. Ich hörte die Befehle der Führer; ich sah die Hingebung der Offiziere und die furchtbare Anstrengung der Soldaten; ich sah, wie die Wuth der Verzweiflung den Muskeln dieser Menschen eine übermenschliche Kraft gab; ich sah, wie sie an den steilen Abdachungen emporklommen und wie sie Pfade zwischen den Felsen suchten; ich sah wie der Schütze sich anklammernd einen Stand suchte, wie sein Schuß oder das Laden seines Gewehres ihm das Leben kostete, wie das Ausgleiten an dem Abhang eines tiefen Abgrundes oder eine feindliche Kugel ihn in den Abgrund herabstürzte, welcher Todte, Verwundete und Lebende begrub. Ich fühlte die unsäglichen Leiden der tapferen Männer und als ich in Andermatt mein ganz vortreffliches Mittagsmahl ver-

zehrte, da konnte ich mich der Erinnerung nicht erwehren, daß an eben dieser Stelle, in dem zerstörten Alpendorf die ausgehungerten Russen Seife und Thierfelle fraßen.

Das Gewitter ist gegen den Gotthard gezogen, ich höre den Donner nur noch aus der Ferne. Morgen bei guter Zeit will ich mir Bellenz besehen und Abends bin ich ein gutes Stück weiter gegen Süden vorgerückt. Gute Nacht.

XI.

Baveno 1. September 1863.

In seiner unteren Hälfte macht der Langen=See (Lago maggiore) eine breite gegen Nordwest gerichtete Bucht, den See von Mergozzo, in welchen die Toce herabstürzt. Die Bucht ist wie der ganze See von hohen Bergen umgeben und die Bergwände sind ihre Ufer. Nahe der nördlichen Spitze am nordöstlichen Ufer der Bucht liegt das sonnige Pallanza; diesem gegenüber, an dem südwestlichen Ufer ist Stresa, zwischen beiden die borromäischen Inseln. Von Stresa weiter in der Bucht herein an demselben Ufer liegen eine Kirche, ein Pfarrhaus, zwei vortreffliche Gasthöfe mit einigen andern Häusern und diese Gruppe an der steilen Bergwand nennt man Baveno. Hier in dem Gasthof, der mit Recht zur „schönen Aussicht" (Hotel de belle vue) genannt wird, schreib ich Dir — schon auf dem Boden des Königreiches Italia.

Ich habe meinen Tisch an den offenen Balkon geschoben. Weit unten aus der lombardischen Ebene erhebt sich eine dunkle Nebelwand; aber hier oben in der tiefblauen Luft segeln leichte weiße Wölklein umher; unter mir in hellem Mondlicht glänzt die beleuchtete Fläche der Wasser; aus dieser Fläche ragen als finstere schwarze Massen die Inseln empor, und von der Isola bella flimmert ein Lichtlein. Ein Bewohner des Schlosses, ein armer Diener vielleicht will in der Pracht dieser Mondnacht die

Dienstbarkeit und die Mühe des Tages vergessen; oder ein reicher, vornehmer Graf Borromäo denkt still an seine Schulden und an seine politischen Plane; oder vielleicht eine schöne Gräfin wacht noch der Mitternacht entgegen, schaut über den glänzenden See und will das leise, geisterhafte Murmeln der Wasser und das Flüstern des Nachtwindes entziffern. Ich aber will weder sinnen noch träumen, ich will Dir trocken und einfach erzählen von den Eindrücken, die ich heute empfangen.

Nach kurzer Ruhe habe ich sehr früh mich auf die Beine gemacht, und habe das Städtchen Bellinzona umlaufen. Das Thal des Tessin hat sich hier noch wenig erweitert, und darin liegt recht schön die kleine Stadt von reich belaubten Bäumen umgeben. Südlich ist die Landschaft nicht; sie könnte ebenso gut im südwestlichen Deutschland liegen oder im Elsaß. Die Berge zeigen keine besonderen Formen, die Nußbäume, die Kastanien- und die Maulbeerbäume sind auch am Oberrhein zu sehen und ebenso schön; die Maisfelder aber sind dort weniger gelb und dürr. Wenn ich schlafend oder mit verbundenen Augen auf dem Zaubermantel des Doktor Faust daher gebracht worden wäre, so hätte ich sehend nicht wahrgenommen, daß ich jenseits der Alpen niedergesetzt sei. Am meisten hat mich die mittelalterliche Befestigung der Stadt Bellenz angezogen und von dieser mußt Du nun schon etwas hören, denn Du weißt aus selbst eigener Erfahrung, daß man eben doch wieder gern von dem Handwerk schwatzt, welches man geliebt hat in den Jahren von Lebensfülle und der Kraft.

In allen Reisebüchern kannst Du lesen von dem prachtvollen Anblick, welchen diese Burgen mit ihren Mauern und Zinnen und Thürmen gewähren. Ja, der Anblick der alten Werke ist wirklich schön, aber ich will jetzt kein Landschaftsmaler seyn und kein Dichter, ich will Dir ohne jegliche Sentimentalität sagen, wie ich die Sache angeschaut habe.

An der Westseite des Thales tritt ein Hügel, ein breiter felsiger Strebepfeiler, in dieses herein. Nahe an der Thalwand ist dieser Hügel von dem Tessin durchbrochen; an dem Fuße

der nördlichen Abdachung des vorspringenden Hügels ist ein 2400 Fuß langer Steindamm auf der Sohle des Thales geführt und dieser Damm ist verlängert bis zu der Brücke über den Tessin. Mittelst dieser Brücke übersetzt die Straße den Fluß und setzt sich auf dem rechten Ufer fort an den Langen-See nach Locarno. In dem schmalen Raum zwischen der westlichen Abdachung des Hügels und der östlichen Thalwand ist das Städtlein Bellinzona hereingebaut. Durch dieses zieht die Hauptstraße auf dem linken Ufer des Tessin, verläßt aber diesen sehr bald, um über Lugano nach Mailand zu ziehen. Ein anderer Zweig der Straße setzt sich in dem Thale fort nach Magadino und stellt die Verbindung mit dem Langen-See her. Wird der Uebergang über den Fluß gehalten, so sperrt die Stadt Bellenz das ganze Thal, und sie sperrt also den Zugang zu dem Gotthard. Noch heute ist Bellinzona für die Verbindung zwischen Italien und der Schweiz ein wichtiger Posten, aber noch ungleich wichtiger war er, ehe die anderen Uebergänge über die Alpen hergestellt waren. Vor vier Jahrhunderten haben die Eidgenossen die Wichtigkeit des Postens gar wohl begriffen.

Was man jetzt den Kanton Tessin nennt, das ist ein Gebirgsland auf der südlichen Abdachung der lepontischen Alpen; es ist in dem Gebiete des Po die Landstrecke, in welcher die meisten Zuflüsse von der Gruppe des Gotthard abstürzen — es ist der obere Theil des Gebietes des Tessin. Die Bauern-Republiken der Urkantone haben dieses Land theils durch Kauf von den Freiherrn von Sax erworben, theils haben sie es im J. 1402 dem vornehmen und mächtigen Geschlecht des Visconti mit Gewalt abgenommen. Sehr oft sind sie von den Mailändern angegriffen worden, aber sie haben ihre Erwerbung mannhaft behauptet. Die Mailänder sind immer in die Riviera und selbst bis in die Livinen, d. h. in das mittlere Thal des Tessin vorgedrungen und immer haben die Eidgenossen oberhalb Bellinzona, im J. 1422 bei Arbedo und im J. 1478 bei Giornico (Irnis), siegreich gegen die Mailänder geschlagen.

Erst im J. 1512 hat ein Vertrag sie in den ruhigen Besitz des Landes gesetzt und dieser Besitz ist ihnen drei Jahrhunderte lang geblieben.

Den Italienern war mit der Mündung des Tessin-Thales der Zugang zu dem Gotthard versperrt, solang die Eidgenossen die Werke von Bellenz besaßen, und die Anlage dieser Befestigung ist sehr interessant auch für die Kriegsbaukunst unserer Tage. Auf dem Strebepfeiler, welcher von der westlichen Thalwand abgeht, steht eine große Feste, mit starker Umfassungsmauer und kleineren und größeren Thürmen, sie heißt das große Castell (castello grande). Von diesem zieht auf der Abdachung des Hügels und über die schmale Thalsohle auf der nördlichen Seite der Stadt eine starke und hohe Mauer mit Schießscharten und früher mit Zinnen zu dem Giori, der felsigen östlichen Thalwand, und sie steigt an dieser hinauf zu dem kleineren Mittel-Castell (castello di Mezzo) welches höher und etwas südlicher als das vorhergehende liegt. Von dem Mittel-Castell steigt die Mauer wieder höher gen Süden zu der oberen Feste (castello di Corbe oder castello corbario). Von dieser fällt die Mauer wieder zur Thalsohle herab, bildet, diese durchsetzend, die südliche Umfassung der Stadt und steigt wieder an den westlichen Hügel hinan zu der Umfassung des großen Castelles.

In dieser mittelalterlichen Befestigung sieht man das System der detachirten Forts und zwar sehr gut gedacht. Das erste Castell schließt das Thal, beherrscht das Bett des Tessin, den Uebergang über den Fluß und die Straßen; das zweite und dritte machen die überhöhende östliche Bergwand unzugänglich und verhindern die Annäherung zur Stadt von dieser Seite. Ob die Mailänder, oder ob die Schweizer diese Befestigung gebaut haben, das weiß ich nicht zu sagen; jedenfalls aber ist der Bau sehr schön ausgeführt nach italienischer Art. Die Werke sind stellenweise zerfallen, großentheils aber noch recht gut erhalten. Aus diesem Platz haben die Urkantone den jetzigen Kanton Tessin als unterthänig lang beherrscht und

gegen jeden Angriff sicher gestellt. In dem großen Castell hat der Landvogt von Uri gewohnt, in dem nächsten jener von Schwyz und in den obersten der Landvogt von Unterwalden. Das große Castell ist jetzt das Zuchthaus und das Arsenal des Kanton Tessin.

Bellinzona könnte sehr wohl zu einer tüchtigen Vertheidigung hergerichtet werden, und deßhalb hat man auch die Befestigung dieses Postens öfters in Antrag gebracht. Die Herstellung einer solchen wäre auch nicht gerade eine halsbrechende Unternehmung, wenn gleich, nebst der zweckmäßigsten Erneuerung der alten, noch einige neue Werke, z. B. ein Fort in dem Thal südlich vor der Stadt und ein anderes zur unmittelbaren Vertheidigung des Ueberganges über den Tessin vor der nördlichen Seite der Stadt, gebaut werden müßten. Die Bundesregierung ist auf diese Anträge nicht eingegangen; denn aus denselben Gründen, wie Bellinzona, müßten noch andere Posten befestiget werden.

Ungeachtet der Recognoscirung von Bellenz kam ich nach Magadino noch zeitig genug, um mich für den Langen-See einzuschiffen auf einem schönen italienischen Dampfboot mit zwei kleinen zierlichen, in Turin gegossenen, Kanonen an Bord. Ich weiß den Namen des Fahrzeuges nicht mehr. In dem zweiten Drittel des Sees liegt die Grenze zwischen Italien und der Schweiz und da kamen italienische Gendarmen und Zoll-Beamte auf das Boot. Jene waren höflich und fragten nicht nach den Pässen, diese waren so grob als sie irgendwo sind, aber sie nahmen es nicht eben genau mit der Untersuchung, und so hat mir kein unnützer Aerger die Eindrücke der herrlichen Scenerien verdorben. Zweimal freilich kamen Gewitter aus der lombardischen Ebene herangezogen; es donnerte und blitzte und goß Ströme herab; aber der Spektakel währte nie lange. Nach kurzem Toben zogen die Gewitter gegen die Alpen; hinter ihnen war wieder der tief blaue Himmel, strahlte die Sonne, übergoß die Ufer und die Berge mit warmen Lichtern und die Wasser spiegelten die Herrlichkeiten zurück.

Daß ich den weltberühmten See hier beschreibe, das wirst Du nicht fordern und nicht erwarten, denn mindestens wäre solche Beschreibung ein sehr undankbares Geschäft. Zwei Freunde, die sich lange Zeit nicht gesehen, mögen miteinander sich in Erinnerungen ergehen über Menschen, die sie gekannt und über Länder die sie bereist haben; wäre aber ein Dritter dabei, dem Menschen und Länder unbekannt sind, so würde dieser sich entsetzlich langweilen. Was hilft es, wenn ich Dir jetzt die Punkte benenne, die da besonders schön oder merkwürdig sind? Du kannst sie in allen Reisebüchern lesen und auf jeder Karte sie aufsuchen; und selbst in Kinderbüchern kannst Du Dich in wahren und falschen Beschreibungen dieses südlichen Alpen-Sees erlaben. Er ist lieblich dieser See, wie keiner auf der nördlichen Abdachung der Alpen, man kann ihn mit diesen gar nicht vergleichen, denn er hat einen durchaus anderen Charakter. Die Berge senken sich fast unmittelbar in die Wasser; ihre Abhänge um die unmittelbaren Ufer bieten unendlich reiche und für den Nordländer schon ganz fremdartige Ansichten. An den Berghängen und an den Ufern liegen alterthümliche Städtchen und Dörfer, moderne Landhäuser und alte Paläste, Kirchen und Kapellen mit Kuppeln und Thürmen und auf diesen strahlende Kreuze; und inmitten einer üppigen Pflanzenwelt liegen alte Schlösser und malerische Ruinen. Man meint, man müsse in jedes Städtlein hereingehen, in jedem Landhaus sich einwohnen, und in jedem Kirchlein für die Seinigen beten. Die reichen Bilder spiegeln sich in den Wassern, nach wenig Umdrehungen der Schaufelräder enthüllen sich diese Bilder neu und doch ähnlich, und allmählig gewahrt man den Charakter des Südens — man fühlt Italien.

Den schönen Abend habe ich noch auf der Isola bella zugebracht; die Sonne war schon untergegangen, als ich, von dieser wieder zurückrudernd, an dem südwestlichen Ufer ans Land ging. Die Glocken hatten ihr Abendgeläute vollendet, die Berge wechselten ihre Tinten, die röthlich gelben Lichter verglommen und warme tiefviolette Schatten legten sich über

Thäler und Höhen. Ueber den gegenüber liegenden Bergen verbreitete sich ein lichter Schein und bald stieg über Pallanza der Mond hinter den dunklen Kuppen herauf. Nun wurde der Himmel wieder tief blau, der Lichtstreif auf dem Wasser wurde allmählig breiter, und der See erschien als eine glänzende Fläche, aus welcher dunkel die Inseln emporstiegen. Die Landschaft war in großen Massen von Licht und von Schatten geordnet; kein greller Lichtpunkt und kein hartes Dunkel störte die Einheit. Leise fielen die Abendwinde von den Bergen herab; leise rauschte die leichte Brandung am Ufer, aber nicht Lüfte und nicht Wasser störten die erhabene Ruhe. Die Natur lag in wunderbarer Verklärung; der Erdgeist schien in sich selbst versenkt oder in stillem Gebet zu seinem höheren Meister.

Die warme Nacht mit ihren lauen Winden und der Glanz der Umgebung halten mich wach. Die Inseln stehen nicht mehr im Schatten, der Mond hat seine Mittagshöhe überschritten, er wendet sich schon gegen die Gruppe des Monte Rosa und morgen ist wieder ein Tag. Adieu!

XII.

Baveno 2. September 1863.

Der wunderschöne Morgen hat mich sehr früh herausgetrieben. Die Sonne stund noch nicht hoch, als ich über die Bucht hinüberruderte nach Pallanza. Auf dem Hügel Castagnuola hab ich mich der schönen Aussicht und der eigenthümlichen Morgenbeleuchtung erfreut; ich habe das freundliche Städtlein besehen mit seinen Hallen aus römischer Zeit; ich habe unter den Hallen des Gerichtshauses vortreffliche Pfirsiche und Trauben verspeist und bin dann noch einmal nach den Inseln gefahren. Jetzt bin ich zurück; es währt noch einige Stunden bis das Dampfboot nach Arona abgeht und diese Stunden will ich Dir widmen.

Leuchtend liegt mir gegenüber Pallanza und von der obersten Terrasse der Isola bella strahlt und glänzt das vergoldete Einhorn wohl heller und reiner als der Ruhm der heutigen Borromäer. Nun will ich Dir zuerst von den Borromäischen Inseln erzählen; ich will Dir offen meine Meinung sagen, auf die Gefahr, daß Du über meine Ketzereien erschrickst. Selbstverständlich spreche ich nur von der Isola bella und von der Isola Madre, die beiden anderen sind der Erwähnung nicht werth.

Die Borromäischen Inseln sind steile felsige Hügel, die auf dem Seegrund stehend, mit ihren Kuppen über die Fläche der Wasser hervorragen. Die Zeit hat diese Felskuppen mit fruchtbarer Erde bekleidet und Klima und sorgfältige Pflege haben aus dieser Erde einen prachtvollen Pflanzenwuchs gezogen. Auf beiden Inseln ist die Vegetation eine südliche, das muß ein Jeglicher sehen, auch wenn er noch ein schlechterer Pflanzenkenner ist als ich, und wer es nicht sieht, der fühlt es, denn er empfindet den Duft des Südens. Pflanzen die wir nur in Gewächshäusern sehen, wachsen und gedeihen im Freien; Sträuche die selbst im südwestlichen Deutschland nur wenig sich über den Boden erheben, wachsen hier zu großen Büschen und man traut kaum seinen Augen, wenn man, in schattigen Bosquets gehend, wahrnimmt, daß die großen blüthenreichen Gesträuche Fuchsien sind und Camellien. Man wandelt auf diesen Inseln in Hainen von Lorbeer, man geht in Alleen von riesigen Oleandern, von Granat- und Orangenbäumen und man sieht dreimal nach, ehe man recht glaubt, daß diese Bäume fest im natürlichen Boden wurzeln und nicht in eingegrabenen Kübeln. Man findet die Korkeiche und andere ausländische Bäume. Bei uns in unseren botanischen Gärten sind diese Pflanzen schmächtig und klein; hier aber gedeihen sie in dem natürlichen Boden und hoch und stolz wachsen sie in freier Luft zu ihrer rechten Größe.

Wer kennt nicht Jean Paul's poetische Beschreibung der Isola bella, die er vielleicht niemals gesehen hat mit leiblichen Augen? Ich bin kein Dichter, ich bin auch nicht ein fürstlicher Jüngling, der den geheimnißvollen Vater erwartet, und schwärmt

und träumt von einer Geliebten die er nicht kennt, und der einige Jahre später auf derselben Stelle die gestorbene sanfte Liane über der lebenden stolzen Linda vergaß. Ich bin kein Albano; ich bin ein alter Mann, der da weint um ein geschiedenes Kind, welches er nimmer vergißt. — Doch fort aus diesen Erinnerungen, denn ich will Dir recht prosaisch erzählen.

Es gibt unzählige Abbildungen von der Isola bella und aus diesen Bildern kann Jeglicher sie als eine abgestumpfte Pyramide sehen, welche in zehn Terrassen abgetheilt ist, deren oberste mehr als hundert Fuß über dem Spiegel des See's liegt und ein riesiges Einhorn trägt. Die verwitterten Obelisken, die ergrauten, höchst mittelmäßigen Statuen und die gekünstelte Blumenmosaik des „Liebesgartens“ (giardino d'amore) geben der steifen Anlage nicht mehr eigentliche Schönheit, als das vergoldete Wappenthier die Macht und die Bedeutung des Hauses der Borromäer verkündet. Das Schloß auf der südwestlichen Seite der Insel enthält eine Unzahl von Sälen, Gallerien und Gemächern; darin sind Gemälde, Statuen, Vasen, vergoldete Verzierungen und überhaupt jene Ueberladung gekünstelter Pracht, wie man sie oft in den Palästen der Reichen findet, aber nicht den guten Geschmack. Das Schloß ist allerdings ein sehr großer Palast, aber, noch lange nicht vollendet, zeigt der riesenhafte Bau uns eine Größe, die sich nicht zu erhalten vermochte. Auch eine historische Erinnerung hat der Palast. Bonaparte, der erste Consul, war auf der Insel, das ist gewiß; aber man erzählt Dir ganz ernsthaft, er habe die Nacht vor der Schlacht von Marengo in dem Schloß der Borromäer geschlafen; dieß ist eine handgreifliche Lüge, denn die Entfernung bis Alessandria ist so groß, daß er, selbst mit der Geschwindigkeit eines Eisenbahnzuges nicht zur rechten Zeit auf dem Schlachtfeld hätte ankommen können. Der erste Consul hatte am 13. Juni 1800 sein Hauptquartier in Torre-di-Garofolo und am folgenden Tage schlug er die Schlacht, die er die Schlacht von Marengo nannte.

Steigst Du von dem Schloß durch die gekünstelten An-

lagen mit der Ueppigkeit und Pracht der südlichen Pflanzen und stehst Du auf der obersten Platte der Pyramide, so bietet sich Dir freilich eine wunderbar schöne Rundsicht über die blauen Wasser an die sonnigen Ufer und Berge mit südlichen Bäumen, an die entfernten duftigen Höhen der Ausläufer der Alpen und ahnungsvoll zu der dämmernden Ferne der lombardischen Ebene. Was unter sorgsamer Pflege die Natur hervorgebracht, das ist prachtvoll; was der Reichthum der Borromäer gekünstelt, das ist Zopf; allerdings eigenthümlich und originell durch Lage und Gestaltung des Bodens, aber immer ein Zopf. Von der Höhe der Insel zu dem Landungsplatz unter dem Schlosse herabgehend, war ich in allerlei Gedanken versunken. Ich dachte an den Reichthum, an den Glanz der Borromäer, an die schöne Geschichte des Hauses, an die Männer die, Zierden der Menschheit, diesem Hause entsproßen, und ich dachte an die verächtliche Rolle, welche die jetzigen Sprößlinge in der Revolution vom Jahr 1848 gespielt, und als ich so dachte, und als ich Sonst und Jetzt zusammenstellte, da kam eine Dame, von Dienern in Livreen und in schwarzen Fräcken gefolgt, die Treppen herunter; sie stieg in ihre Barke, das Gefolge der Diener blieb am Ufer zurück. Die Dame war eine Gräfin Borromäo. Die junge, mäßig schöne Frau lag hingegossen in dem Fahrzeug, umwölkt von duftig weißen Gewändern, und bei ihr ebenso weiß auf einem Kissen von rothem Sammet ein Hündlein. Ein einziger Führer (barcaruolo) ruderte die Barke in der Richtung von Stresa über den See. Er war ein hübscher junger Bursche, gekleidet wie wir für eine Maskerade einen jungen Herrn kleiden würden, wenn er einen Matrosen vorstellen sollte. Nach der zierlichen Art der Venetianer ruderte er stoßend auf dem Vordertheil des Fahrzeuges.

Würde ich die Namen geben, so würde ich die Isola Madre die „schöne“ nennen. Sagt man: sie sei ein kleines Paradies, so hat man ganz Recht; sie ist ein Paradies, umschlossen von Wassern, um den Lärm des Menschenverkehres fern zu halten, damit er die Ruhe dieses Eden nicht störe. Die

Isola Madre ragt nicht so hoch aus dem See, wie die Isola bella; aber sie hat eine größere Fläche und die abgerundete Kuppe von Granit mag 30 bis 40 Fuß über das Wasser emporsteigen. Man sagt, im J. 1671 sei diese Insel noch ein unbewachsener schwarzer Felsenkegel gewesen und die Grafen Rinato und Vitaliano Borromäo haben die Dammerde herbeigebracht, den Felsenboden mit dieser bedeckt, und darin die südlichen Pflanzungen angelegt. Ich muß aufrichtig gestehen, daß ich an diese italienische Prahlerei nicht glaube. Man mag wohl Erde herbeigebracht haben, um kleine Beete zu machen und um den Wurzeln einzelner Bäume eine gute Unterlage zu schaffen; aber die ganze Insel ist angepflanzt und da konnte man auf Kähnen doch nicht eine Masse von Erde herbeischleppen, hinreichend, um eine so bedeutende Fläche mehrere Fuß hoch zu decken. Nur in einer mächtigen Schichte von Dammerde konnten die großen Bäume und die hohen Gesträuche so üppig gedeihen und wachsen. Die Felsen mußten verwittern, aus dem verwitterten Gestein mußte zuerst eine spärliche und dann immer reichere Vegetation entstehen und wieder vergehen. Alle Verhältnisse haben dieses Wachsen und Verwesen gefördert und dieser Jahrtausende lang fortgesetzte Prozeß erklärt uns die Bildung der fruchtbaren Bodendecke auch ohne den Reichthum und die Verschwendung der Borromäer. Auf den beiden anderen Inseln (Isola pescatore und Isola S. Giovanni) wachsen auch hohe Bäume und die armen Fischer haben sicherlich doch nicht fabelhafte Massen von Erde herbeigefahren. Die Verschwendung der reichen Grafen hatte schon genug zu thun, um alle die Bäume und Pflanzen anderer Himmelsstriche heimisch zu machen. Doch wie dem sei, die Insel ist nun einmal ein kleines Paradies.

Auch auf der Isola Madre steht ein Schloß; bisher vernachlässigt und verfallen, wird es jetzt wieder hergestellt und ein Borromäo wird es bewohnen. Dieses Schloß steht auf der südlichen Seite, wie jenes auf der anderen Insel, an dem Rand des hohen, steil abfallenden Ufers. Gegenüber an der

Nordseite der Insel bespülen die Wasser eine breite Treppe von Marmor, und auf dieser steigt man zu der breiten Allee, welche quer über die Insel zu dem Portal des Schlosses führt. Dieser Zugang ist über alle Maßen schön; er ist so vornehm und prächtig, daß man immer meint, man müsse hohe Herren und große Damen, Prinzen und Prinzessinen, den Hof der Visconti oder der Mediceer hier wandeln sehen. Jetzt mag der Landungsplatz, die Marmortreppe und die Allee für vornehme Gäste bestimmt seyn; andere Menschenkinder, anspruchslose Leute wie ich, landen ziemlich nahe an dem Schlosse und steigen auf einer kleineren Treppe das steile Ufer hinan.

Das Ufer ist schroff und felsig; mächtige, zerklüftete Felsenblöcke stehen zu Tage und in den Spalten dieser Felsen wachsen Cactus, Agaven und Aloe, und zwar in ganz anderer Größe, als wir sie in unseren Ziergärten sehen. Hat man die Ufer erstiegen, so befindet man sich in einem Park, angelegt mit reinem Geschmack, einfach mit wahrhaft künstlerischem Sinn, in einem Park, welcher unvergleichlich schön wäre, wenn man darin auch nur unsere nordischen Bäume und Gesträuche fände, aber bezaubernd ist die Schönheit der südlichen Vegetation. Man wandelt in Gängen von Orangen und Limonen, von großen Granatbäumen und Oleandern; man tritt in Haine von Cypressen und Pinien und aus prachtvollen Gruppen von Myrthen, Rosmarin und Camelien ragt ein großer Feigenbaum empor. Turteltauben, Fasanen und Perlhühner beleben diese Wäldchen und diese Gebüsche, bunte Vögel schlüpfen durch das Laubwerk der Lorbeeren und auf dem Zweige einer Oelweide wiegt sich ein glänzender Fasan. Auch im Winter ist die Insel grün und das ganze Jahr blühen die Orangen. Auf den schönen, schattigen Wegen, langsam ansteigend und in ungesuchten Windungen geführt, erreicht man die sanftgewölbte Kuppe der Insel und auf dieser steht nicht ein prahlerisches Wappenthier, sondern eine riesige Cypresse. Der Gesichtskreis dieser Insel ist allerdings weniger weit, als der auf der Isola bella, aber von dem Rande der Ufer, von vielen freien Stellen sieht man immer

wieder die blauen Wasser, die sonnigen Berge an dem See und ferne Joche der Alpen. Diese Blicke sind wonniglich und sie sind von zauberischer Wirkung, weil man sie oft in dem Dunkel des südlichen Laubwerkes empfängt.

Doch genug jetzt von den Borromäischen Inseln und ihrer südlichen Pracht. Gestatte mir noch eine allgemeine Bemerkung, die sich mir eben aufdrängt und die ich nicht zu unterdrücken vermag.

Du und ich, wir haben schon gar oft die Erzählungen empfindsamer und besonders weiblicher Touristen belächelt oder aus Höflichkeit unsere Langweile versteckt. Diese Touristen sprechen mit obligater Begeisterung von den Eindrücken, welche sie empfingen, wenn sie ein Alpenjoch überschritten und, in die südlichen Thäler herabsteigend, sich sogleich inmitten einer italienischen Vegetation befanden, schmeichelnd umweht von weichen, südlichen Lüften. Man mochte fast glauben, die Oelbäume wüchsen an dem Rande des ewigen Schnee's und die Orangen wurzelten in dem wilden Gerölle und die Adria oder das Mittelmeer sendeten ihre Düfte in die hohen Alpenthäler, um die empfindsamen Wanderer aus dem Norden zu begrüßen. Diese lächerliche Uebertreibung kömmt von Norddeutschen, welche noch niemals einen Kastanienbaum gesehen haben. Vor einigen Jahren, ich erinnere mich dessen sehr gut, ging ich in sehr angenehmer Gesellschaft in dem unteren Theile eines der schönen, milden Schwarzwald-Thäler, die in das Rhein-Thal ausmünden. Eine liebenswürdige Dame, sie war in Italien gewesen, sprach mit ungekünsteltem Entzücken von dem Eindruck, welchen sie empfunden, als sie jenseits der Alpen nur erst, von dem Joche des Passes herabgestiegen, zum erstenmale Wallnuß- und Kastanienbäume erblickte. Sie beschrieb mir diese prächtigen Bäume, und da war ich boshaft genug, nach denjenigen hinzuweisen, die an unserem Wege stunden. Es waren eben Wallnuß- und Kastanienbäume, und sie mußte gestehen, daß die Trauben die man ihr reichte, nicht schlechter waren als jene, die sie in Mailand gegessen. In Paris werden

Lyoneser Maronen verkauft, die im Elsaß gewachsen und in Norddeutschland und in Holland sind in den Spezereiläden ebenfalls Lyoner Maronen ausgestellt, welche in dem Großherzogthum Baden an den sonnigen Abhängen der Berge reif geworden sind, oder in den unteren Strecken der Thäler.

Die Wasserscheiden niedriger Gebirge trennen die Stämme, die Kämme der Hochgebirge scheiden die Nationen. Wenn man von dem Gotthard auf dessen Südseite herabgestiegen ist, so sieht man sogleich andere Menschen und daß diese einem romanischen Stamm angehören, das kann man an ihren Bewegungen, an ihrem Geschrei erkennen, auch wenn man das schlechte Italienisch nicht hörte. Häuser, Kirchen, Alles was die Menschen gemacht haben, ist anders als diesseits der Alpen, und eben dieses Fremdartige der Erscheinung zeigt uns sogleich, daß des Volkes Sitte und Lebensart nicht mehr die unserigen sind. So schnell aber ändern sich nicht die Erscheinungen der Natur. Vom Gotthard bis zum Langen-See ist das Thal des Tessin eben ein Alpenthal, es hat die Schönheiten eines solchen, aber die Schönheit ist nicht südlicher Art. Bei seinem Ursprung schon ist dieses Alpenthal sehr tief eingeschnitten und die südliche Abdachung des Joches ist steiler als die nördliche. Von Andermatt steigt man auf die Höhe des Passes über 700 Fuß mehr, als man von diesem auf dessen südlichem Abhang in das Val di Tremolo herabsteigt; deßhalb beginnt hier die Vegetation schneller als dort, aber diese Vegetation ist dieselbe, wie auf unserer Seite der Alpen. Was eine gute Strecke abwärts erscheint, das könnte man, insofern es nicht Eigenthümlichkeiten des Hochgebirges sind, in einem Thale des Schwarzwaldes oder der Vogesen auch wahrnehmen, und der berühmte Feigenbaum zu Irnis (Giornico) macht daran keinen Unterschied. Je kürzer das Thal, um desto schneller fällt es zu der Ebene in Venetien oder der Lombardei, und weil nun das Thal der Adda (Val St. Giacomo) viel kürzer ist als das Thal des Tessin, so tritt auf dem Wege vom Joche des Splügen zu dem Comer-See die südliche Vegetation viel schneller ein.

Als ich mich Bellinzona näherte, war die Sonne längst untergegangen; aber die Nacht war eine helle. Die Gegend lag still in dem ruhigen Lichte des Mondes, an dem Himmel flogen Wolken umher welche jetzt den Mond verhüllten und, schnell weiter ziehend, sein volles Licht wieder ausstrahlen ließen über Berg und Thal. Die Wolken wurden allgemach dichter, eine dunkle Wand erhob sich im Süden und ein immer zunehmendes Wetterleuchten verkündete das Herannahen eines Gewitters. Dieses Leuchten aber war nicht ein vereinzeltes Aufblitzen, wie wir gewöhnlich es sehen; der Himmel war ohne Unterbrechung in glitterndem Glast und in diesem manchmal ein massiges Aufflammen. Das mahnte denn freilich daran, daß ich im Gebiete des Eridanus der Adria mich näherte. Die Umgebung von Bellinzona aber mit ihren schönen Bäumen, mit ihren Weingeländen und mit ihren Maisfeldern könnte ganz wohl auch der Eingang eines Thales an dem östlichen Abhang der Vogesen oder an dem westlichen des Schwarzwaldes darstellen.

Bist Du bei Magadino an den Langen-See getreten, so wirst Du sogleich fremdartige Bilder erblicken. Das alte Locarno erscheint an dem westlichen Ufer des Sees schon ganz anders, als Städte und Städtchen auf der anderen Seite der Alpen erscheinen. Es weht eine andere Luft und alle Bilder haben einen anderen Ton. Je weiter wir auf dem schönen See abwärts gehen, um so mehr fühlen wir diesen eigenthümlichen Ton, welcher all den Reichthum der immer gleichen und doch immer wechselnden Bilder überzieht. Wohl sollen schon zu Locarno Citronen- und Orangen-Bäume im Freien überwintern, aber erst in Brissago sind Citronen- und Orangen-Gärten und Alleen von schwarzen Cypressen. Erst wenn man das schweizerische Gebiet verlassen hat, beginnt Italiens Natur. Wenn oberhalb Cannero auch einzeln die Oelbäume gedeihen, so treten wirkliche Olivenpflanzungen doch erst in dem zweiten Drittheil des See's hervor und immer mehr und mehr zeigen nun Berge und Wasser die klaren violetten Schatten und die warmen südlichen Lichter.

Wir fragen uns: worin liegt der Zauber der italienischen Landschaft? Dieser Zauber, sagt man, liegt nicht allein in dem Reichthum der Bilder, er liegt in der ungestörten Einheit des Reichthumes; er liegt in der prachtvollen Färbung, in welcher bekannte Dinge ganz anders erscheinen; er liegt in dem goldenen Duft, der über der Erde liegt, und in der Harmonie alles dessen, was wir erblicken. Das Alles ist sehr wahr und doch ist es keine Erklärung des Zaubers, denn dieser ist eine Empfindung, die unnennbar sich unseren Grübeleien entzieht.

Jetzt sehe ich das Dampfboot schon bei Laveno, ich muß abbrechen und mein Schreibzeug in den Reisesack schieben. Heute Abend bin ich in Mailand, ich kenne von früher her dieses Mailand und so werde ich für's Erste nicht lange dort verweilen, denn ich eile nach Venedig und von dort schreibe ich Dir wieder.

Von Herzen

Dein N. N.

LI.

Der Frankfurter Broschürenverein

der durch zeitgemäße Broschüren, ohne confessionelle und politische Polemik, eine Reihe der wichtigsten Fragen der Geschichte, sowie des religiösen und socialen Lebens der Gegenwart durch namhafte Gelehrte und Schriftsteller Deutschlands im Geiste der katholischen Kirche will behandeln lassen, hat schon sehr erfreuliche Erfolge erzielt. Als Themate, die zunächst zur Behandlung kommen, werden genannt:

Prof. Dr. Hergenröther: **Kann der Papst die französisch-piemontesische Convention vom 15. September annehmen?**

Dr. Friedrich: **Huß und seine Lehre.**

Prof. Dr. Haffner: **Der moderne Materialismus.**

Prof. Dr. Heinrich: **Die Klosterfrage im Lichte unserer Zeit.**

Prof. Dr. Janssen: **Was wollte Gustav Adolf in Deutschland?**

Prof. Dr. Hettinger: **Ueber die Einheit des Menschen-Geschlechtes.**

Jährlich sollen im Verlage von Hamacher in Frankfurt zehn Broschüren à zwei Bogen erscheinen, die zusammen für die Subscribenten nur 10 Sgr. oder 36 kr. kosten. Den Subscribenten der ersten Serie soll die als Vorläufer zuerst erschienene Broschüre: „Wie man in Deutschland Religionskriege macht", gratis zugegeben werden. Die Anzahl der Subscribenten ist seit der Würzburger katholischen Generalversammlung (wo der Broschürenverein auf Anregung des geistlichen Raths *Thissen* in Frankfurt gegründet worden) bereits auf 8000 gestiegen. Jede deutsche Buchhandlung nimmt Subscriptionen an.

Das treffliche Unternehmen, dessen Leitung in bewährten Händen ist und dessen praktische Bedeutung für die Gegenwart in die Augen springt, bedarf von unserer Seite keiner weitern Empfehlung. Es genügt daher, darauf aufmerksam zu machen, daß größtmögliche Verbreitung im Zweck des ganzen Unternehmens liegt.

LII.

Sendschreiben aus Preußen über den Parteikampf in Preußen.

Verehrter Freund!

Schon mehrfach habe ich darüber klagen hören, daß die Histor.-polit. Blätter sich so wenig mit Preußens inneren Zuständen, namentlich mit dem Stadium, in welchem sich augenblicklich unsere „Verfassungskrise" befindet, beschäftigen. Gewandte Federn haben uns Norddeutschen, wenigstens denjenigen welchen liberale Gesinnung nicht vollständig den Willen und die Fähigkeit genommen, sich ein eigenes Urtheil zu bilden, eine klare Anschauung süddeutscher Zustände, kirchlicher wie politischer, gebracht, und wir sind daher recht gut im Stande, die staatskünstlichen Experimente richtig zu würdigen, welche der Liberalismus im Süden unseres Gesammtvaterlandes, von Heidelberg an, der Grenzwarte nicht Deutschlands gegen Frankreich, sondern französisch-constitutionellen Chablonismus gegen germanisches Selfgovernment, bis nach Wien hin, dem Schauplatze Schmerling'scher Thatenlosigkeit und liberaler Unfruchtbarkeit aufführt. Schwerlich aber sind die süddeutschen Leser der Histor.-polit. Blätter in gleicher Lage unserer Verfassungskrise gegenüber. Und doch

ist eine Schilderung der preußischen Zustände und ihres bisherigen Verlaufs eine ebenso interessante wie dankbare Aufgabe: denn sie bietet auf staatsrechtlichem Gebiete Erscheinungen dar, die in der That noch nicht dagewesen sind.

Die Krisen nämlich, welche alle übrigen Staaten nicht bloß Deutschlands, sondern so ziemlich von ganz Europa in der Entwicklung ihres Verfassungslebens durchzumachen hatten, mochten sie auch an dem einen Orte heftiger als an dem anderen auftreten, haben überall dennoch den gleichen Verlauf genommen und denselben Schluß gefunden: in allen*) gilt der moderne Liberalismus als das allein berechtigte Princip, auf welchem das Verfassungsgebäude construirt werden könne und müsse.

In Preußen war es bis vor Kurzem ebenso. Auch bei uns blühte und grünte der moderne Liberalismus so lustig und fühlte sich so kräftig, daß gerade Preußen, Volk wie Staat, als die Hauptstütze der gesammten Partei galt. In seiner Siegesgewißheit war er drauf und dran, sich „noch liberaler“ zu entfalten. Die Minister der neuen Aera, die Repräsentanten des gemäßigten Liberalismus waren zu Falle gebracht, schon glaubte der Fortschritt, von den verlassenen Stühlen Besitz ergreifen zu können, da sieht er sich plötzlich und zu seiner höchsten Ueberraschung um den Lohn aller Anstrengungen gebracht und die Erfüllung seiner Wünsche in weitere Entfernung gerückt denn je zuvor; mit einer Schnelligkeit, die an's Wunderbare grenzte, war er alles Einflusses beraubt und aller Aemter und Würden entsetzt.

Das wäre nun allerdings nichts Neues. Wir haben schon manchmal die Herrschaft des Liberalismus durch die „Reaktion“

*) Das kaiserliche Frankreich nicht ausgenommen. Gerade die Histor.-polit. Blätter haben den innern Zusammenhang des modernen Liberalismus und des heutigen Napoleonismus mehrfach auf das schlagendste nachgewiesen.

unterbrechen sehen, haben es dann aber auch regelmäßig erlebt, daß die Reaktion bald beseitigt wurde; denn die Waffen, mit denen sie kämpfte, Kammermehrheit, Polizei-Maßregeln und dergleichen Rüstzeug aus den Arsenalen des modernen Staats, waren dem Liberalismus, dem patentirten Erfinder derselben abgeborgt worden, und gegen dessen Meisterschaft konnte sie allerdings nicht aufkommen. Anfänglich glaubte auch der Liberalismus in Preußen, es mit einer solchen „Reaktion" zu thun zu haben; so ärgerlich der Vorfall daher auch war, so tröstete er sich doch mit der Hoffnung, dieser so gut Herr zu werden, wie er es schon vieler anderen geworden war. Er wurde aber eines bessern belehrt, und nachdem er Position auf Position verloren, beginnt ihm zu ahnen, daß der Kampf in den er verwickelt ist, ein Principienkampf zu werden droht, in welchem es sich für ihn um Leben und Tod handelt.

Ein solcher Kampf ist aber, so lange der Liberalismus überhaupt existirt, noch nicht dagewesen, und schon deßhalb ist er von hohem Interesse. Er wird es aber in noch höherm Grade, wenn wir bedenken: von welch' unermeßlichem Einflusse der Ausgang des Kampfes in Preußen auf ganz Deutschland seyn muß. Es handelt sich um nicht mehr und nicht weniger als um die Entscheidung: soll Deutschland auf der Bahn des modernen Liberalismus immer weiter herabrollen, bis es endlich im Abgrunde der Revolution zerschellt, à la française? oder soll durch die Ueberwindung dieses Liberalismus in Preußen auch dem übrigen Deutschland wo nicht die Gewißheit, so doch die Möglichkeit geboten werden, ohne gar zu heftige innere Kämpfe zu normalen, zu deutschen Zuständen zurückzukehren?

Nun begreife ich wohl, daß die Blätter des Liberalismus nicht übermäßige Lust verspüren, die Natur und den bisherigen Verlauf des in Preußen entbrannten Kampfes genauer zu untersuchen und weiter zu verbreiten; daß sie sich zu ihrer eigenen Beruhigung und Selbsttröstung begnügen, fortwährend von der in Preußen herrschenden „Reaktion" und ähnlichen Schlagworten zu reden. Billig muß ich mich aber wundern,

daß auch die conservativen Blätter dem was sich in Preußen begibt, nicht größere Aufmerksamkeit zuwenden und dem Publikum nicht mehr und öfter Gelegenheit dazu verschaffen.

Bei der Wichtigkeit des Gegenstandes und in Ermangelung eines Anderen habe daher ich es unternommen, in weiteren Umrissen ein Bild der in Preußen herrschenden Zustände sowie der Entwickelung, welche unsere Verfassungskrise bis heute genommen, zu geben. Ich glaubte um so mehr es thun zu müssen, als gerade der jetzige Augenblick günstiger ist, als jeder frühere und meiner Ansicht nach jeder spätere. Früher war es deßhalb nicht möglich, weil die durch die Ernennung Bismarks hervorgerufene Aufregung aller Beschreibung spottete; die politischen Parteien — damals gab es bloß liberale — wirbelten mit der Schnelligkeit tanzender Derwische durcheinander, so daß es vollständig unmöglich war, einen Punkt fest im Auge zu behalten. Wie hätte man davon ein Bild geben können? Jetzt ist die Ruhe soweit wieder hergestellt, daß die Zustände doch wenigstens wieder einer Beschreibung fähig sind. Später aber, und zwar in kurzer Zeit, dürfte es zu spät seyn; denn meiner Ueberzeugung nach steht Preußen vor einer Krise, welche dem bisherigen Kampfe zwischen Ministerium und Liberalismus eine wesentlich veränderte Physiognomie geben wird, wodurch natürlich die jetzigen Zustände antiquirt seyn werden. Ihre Kenntniß ist aber doch dringend nöthig, weil ohne sie die spätere Entwicklung nach der Krise, mag sie nun wie immer ausfallen, nicht verstanden werden kann.

Als mit dem Ministerium der neuen Aera der Liberalismus zur ausschließlichen Herrschaft kam, nahm der Gang unseres politischen Lebens genau den Verlauf, den er unter denselben Verhältnissen überall nimmt; im Anfange ungeheurer Jubel des gesammten Liberalismus, alle Parteien, gemäßigte wie fortgeschrittene, liegen sich in freudiger Rührung in den

Armen, die allergemäßigtste, monarchisch constitutionelle liefert die Minister und diese bewilligen mit größter Zuvorkommenheit die Forderungen der Zeit, welche die Demokratie mit weiser Mäßigung stellt.

Diese Harmonie unter den verschiedenen Parteien des Liberalismus leidet jedoch bald unter den Consequenzen des liberalen Princips, die sich je länger je mehr geltend machen; denn natürlich bedingt die 'ausschließliche Anerkennung eines Princips auch die Anerkennung aller seiner Consequenzen, und ein Princip aufzustellen ohne dessen Consequenzen mit in Kauf nehmen zu wollen, ist ein Unsinn. Gleichwohl besteht das Wesen der gemäßigt liberalen Parteien darin, daß sie zwar das Princip des Liberalismus, nicht aber seine Consequenzen, oder doch nur bis zu einem gewissen Punkte, wollen. Diese lassen sich aber einmal nicht abwenden, und daher kommt es, daß sobald der Liberalismus die ausschließliche Herrschaft erlangt hat, die gemäßigten Parteien je länger je mehr den fortgeschrittenen Platz machen oder eigentlich in ihnen aufgehen, bis zuletzt die Demokratie allein Herrin der Situation ist.

Der weitere Verlauf, mit dem aber Preußen glücklicher Weise verschont blieb, ist, daß das liberale Ministerium einem noch liberaleren weicht. Dieser Proceß wiederholt sich wohl auch ein oder mehrere Male, den unvermeidlichen Schluß aber bilden Demokratie, Revolution, Säbelregiment, Staatsstreich und ähnliche Herrlichkeiten.

Genau in derselben Weise inaugurirte der Liberalismus den Beginn seiner Herrschaft in Preußen. Jedermann erinnert sich noch des betäubenden Jubels, mit welchem der ganze Liberalismus, von der extremsten Demokratie an bis zum allerzahmsten Constitutionalismus die Ernennung des Ministeriums Schwerin aufnahm. Den Persönlichkeiten der Minister galt dieser Jubel gewiß nicht. Obwohl einige tüchtige Fachmänner darunter waren, so bezweifelte doch sogar die Mehrzahl ihrer Anhänger die staatsmännische Begabung der Minister, von denen die meisten den vollständigen Mangel daran schon im

J. 1848 klärlich erwiesen, namentlich der Minister-Präsident, dessen Redlichkeit und aufrichtiger Wille indeß allgemeine Anerkennung fand.

Dieser Freude entsprach im Anfange vollkommen das Verhältniß zwischen Ministerium und „Volk", d. h. dem in der Majorität der zweiten Kammer repräsentirten Liberalismus. Die Minister als Vertreter des gemäßigten monarchisch constitutionellen Liberalismus hatten in der Kammer eine überwältigende Mehrheit, unter deren Schutz sie sich beeilten, den Forderungen der Zeit, welche die Demokratie mit großer Mäßigung gestellt hatte, nach Möglichkeit Rechnung zu tragen. Die Tagesparole war damals: „man nich drängeln." Das änderte sich aber mit jeder Kammersaison. Je mehr die Consequenzen des liberalen Princips, bei der ausschließlichen Herrschaft desselben durchbrechen konnten, um so mehr schritt auch der Liberalismus der Kammer fort; allmählig, aber stätig verloren die gemäßigten Parteien von ihrem Einflusse, während die Fortschrittspartei in demselben Verhältnisse zunahm. Eigentlich war es ein allmähliges Aufsaugen der liberalen Parteien durch die Demokratie, bis endlich nach dreijährigem Walten des liberalen Princips die Demokratie eine ebenso überwältigende Majorität in der zweiten Kammer hatte, wie sie früher der gemäßigte Liberalismus gehabt hatte. Nach ächt constitutionellen Grundsätzen beanspruchte nun die Demokratie: das Ministerium des gemäßigten Liberalismus solle einem fortschrittlichen weichen.

Natürlich hatte sich in gleicher Weise wie innerhalb der Kammer, die Physiognomie der Parteien auch außerhalb derselben verändert. Die demokratischen Elemente waren überall in den Vordergrund getreten, und mit der anfänglichen Mäßigung war es vorbei. Das Ministerium wurde jetzt auf das unverschämteste „gedrängelt" und als das nichts half, nach und nach eine Agitation in Scene gesetzt, welche lebhaft an das glorreiche Jahr erinnert; nur war sie damals gegen Aristokraten, Camarilla und dergleichen Volksfeinde gerichtet, während sie jetzt den gemäßigten Volksfreunden galt.

Den nächsten Vorwand zu dieser Agitation gab die Armee-Reorganisation. Man glaube aber ja nicht, daß sie erst den Bruch zwischen Ministerium und „Volk" herbeigeführt habe. Dem Liberalismus in derjenigen Ausbildung, bis zu welcher er damals fortgeschritten war, entsprach nun einmal ein gemäßigt liberales Ministerium nicht mehr, und das zu beseitigen wäre jedes Mittel gerecht gewesen. Aber allerdings war die Militär-Reorganisation eine sehr willkommene Handhabe das Ministerium Schwerin zu stürzen, nicht nur weil die Demokratie der Erbfeind unseres Militärwesens ist, weil daher in Zeiten, wo die Demokratie die Oberhand hat, eine Agitation gegen „die brutale Soldateska" sehr leicht hervorgerufen werden kann, sondern auch deßhalb, weil das Ministerium bei der Einführung der Reorganisation sich die unglaublichsten Blößen gegeben hatte. Daß die Agitation so vortrefflich gelang, war zum großen Theil ebenfalls ein Verdienst dieses Ministeriums, welches mit einer Kurzsichtigkeit ohne Gleichen politische Umtriebe, sobald sie nur dem Liberalismus zu Gute kamen, überall gestattete, ja förderte, selbst da wo derlei durchaus nicht hingehört. Dieß gilt namentlich von der Beamtenwelt, der Bureaukratie.

In Preußen sogut wie in jedem andern modernen Staate ist es die Bureaukratie wesentlich allein, welche die Staatsmaschine im Gange erhält. Die Folgen waren daher gar nicht abzusehen, wenn es den Beamten gestattet würde, Politik auf eigene Hand zu treiben, oder gar sich mit einer politischen Partei gegen das Ministerium zu verbinden. Das war aber in der That in Preußen der Fall; die Bureaukratie, soweit sie überhaupt Politik trieb, hatte sich mit der Demokratie verbunden, konnte überhaupt auch keine andere als liberale Politik treiben, weil das Ministerium mit einem unerhörten Terrorismus, soweit nur seine Macht reichte, jede conservative Gesinnung unterdrückte*), liberales Treiben aber mehr wie duldete.

*) Daß der Ober-Regierungs-Rath von Bonin seiner conservativen

Die Consequenzen des liberalen Princips blieben natürlich auch hier nicht aus und waren innerhalb der Bureaukratie um so gefährlicher, als hier die politische Parteinahme beinahe ohne Ausnahme im schnödesten Egoismus wurzelt, in der Sucht eine möglichst schnelle Carriere zu machen. Im Allgemeinen begünstigt der Liberalismus überhaupt den Egoismus dadurch daß er das Individuum von aller Autorität emancipirt, und obwohl damit durchaus nicht geläugnet werden soll, daß in unzähligen Fällen ein ideales Streben für Veredlung der Menschheit und Beglückung des Volkes die alleinige Triebfeder sei, so bestreite ich doch von vornherein einer vom Volke abgelösten Bureaukratie den Willen, an dem Kampfe des Volkes gegen die Regierung — denn so faßt ja die Demokratie jeden Widerstand gegen die Regierung auf — um des Volkes willen Theil zu nehmen. Unter dem Ministerium Schwerin fand aber der niedrigste Egoismus der Beamten volle Befriedigung; nicht nur brachte die Betheiligung am politischen Treiben keine Gefahr; wohl aber standen der Bethätigung fortschrittlichen Liberalismus die größten Chancen offen, wenn, wie nicht anders erwartet wurde, ein Fortschritts-Ministerium die Zügel der Regierung übernahm. So geschah es, daß wir Beamte, ächte Bureaukraten, sich als Vertreter des souveränen Volkswillens gebärden und mit der Demokratie Hand in Hand ihre eigenen höchsten Vorgesetzten weiter vorwärts treiben sahen, als diese Lust hatten zu gehen. In der That, ein wunderliches Schauspiel!

Gleichwohl schränkte die altpreußische Beamten-Ehrenhaftigkeit, die ein solches Treiben mit dem Diensteide für unver-

---

Gesinnung wegen von Magdeburg nach Gumbinnen versetzt wurde, das fand der Liberalismus ganz in der Ordnung. Er schrie aber Zeter, als der Ober-Regierungs-Rath von Bockum-Dolffs von Arnsberg nach Gumbinnen geschickt wurde. Und doch hatte derselbe eine Thätigkeit entwickelt, die wenn sie in gleicher Weise von der ganzen Beamtenschaft ausgeübt worden wäre, jedes Regieren überhaupt unmöglich gemacht hätte.

einbar halten mußte, die unter den Beamten vorhandenen demokratischen Elemente auf einen verhältnißmäßig geringen Raum ein, und auch diesen letztern legte die angewohnte Zucht immer noch einen Zügel an. Dagegen überschritt das politische Treiben der Communal-Beamten alles Maß. Auf sie hatte es der Liberalismus schon längst abgesehen, und seine Ideen fanden schon vor dem Ministerium der neuen Aera, ja soweit sie damals überhaupt existirten, schon vor dem J. 1848 in ihnen seine Vertreter und Stützen. Unter der neuen Aera aber wurden die Communal-Vertretungen der Hauptummelplatz ultraliberaler Tendenzen. Der empfängliche Boden der Städte, besonders der größern, in denen sich der Bodensatz der modernen Cultur sammelt, hatte es der Demokratie verhältnißmäßig leicht gemacht, sich in den ausschließlichen Besitz fast aller Communal-Aemter zu setzen, und es war in Preußen soweit gekommen, daß nicht das Wohl und Gedeihen der Commune, nicht die Qualifikation zu dem Amte, sondern einzig und allein Gesinnungstüchtigkeit berücksichtigt wurde. Wer sich darüber nicht ausweisen konnte, mochte er auch noch so ehrenhaft seyn, seinen Gemeinsinn und seine Fähigkeit noch so glänzend bewiesen haben, er wurde beseitigt und mußte dem ersten besten Neulinge Platz machen, der vielleicht keine andere Garantie seiner Qualifikation gegeben hatte als eine Virtuosität in den landläufigen liberalen Phrasen.

Im Besitze solcher Hülfsmittel, dabei unterstützt durch die Tagespresse, welche beinahe ausschließlich in den Händen des verworfensten Proletariats, des literarischen war, andererseits aber ohne jedes Gegengewicht — denn jede nichtliberale Regung wurde mit allen Mitteln des Terrorismus niedergehalten — konnte es der Demokratie nicht schwer werden, über das ganze Land eine Agitation zu ihren Zwecken zu verbreiten. Noch obendrein war die Partei auf's beste organisirt und disciplinirt. An der Spitze stand ein Central-Comité, welches allein die tägliche Parole austheilte, und sowohl bei den verwandten Redaktionen als den Leitern des über das ganze Land ausge-

spannten Vereinswesens musterhaften Gehorsam fand. Es waren nämlich in allen Vereinen, nicht bloß in Turner-, Sänger- oder dergleichen Verbindungen, die schon von Natur röthlich schimmern, sondern sogar in wissenschaftlichen Versammlungen z. B. der Juristen, Aerzte, Schullehrer u. s. w., ja sogar in den unschuldigsten Lesezirkeln die demokratischen Elemente in den Vordergrund getreten und hatten ihnen ein fortschrittliches Gepräge aufgedrückt. Daß die zu politischen Clubbs umgewandelten Communal-Versammlungen ebenfalls die Befehle des Central-Comité's auf's zuvorkommendste befolgten, braucht kaum erwähnt zu werden.

Nach und nach, je mehr sich die Consequenzen des liberalen Princips geltend machten, wurden auch immer mehr die gemäßigten Parteien des Liberalismus in den Agitations-Strudel gezogen; auch begnügte sich die Demokratie nicht mehr, jeden Widerstand niederzuhalten; sie verlangte vielmehr direkte Unterstützung der fortschrittlichen Sache, und verfolgte jeden Liberalen, der sich dessen weigerte, mit derselben Rücksichtslosigkeit, wie nur irgend einen Reaktionär. Mancher Führer des gemäßigten Liberalismus weiß davon ein Lied zu singen.

Durch diese einheitliche Leitung und gleichmäßige Vertheilung erhielt die Agitation den Anschein einer Intensivität, die sie, wie der Erfolg lehrte, doch nicht hatte. Es schien wirklich, als ob das ganze Volk daran Theil nähme und davon ergriffen sei; die Demokratie glaubte es sogar selbst, und ermangelte auch nicht, diese Meinung in einer Weise auszuposaunen, daß viele Nichtliberale, daß aber auch das gesammte Ausland überzeugt wurde: das preußische Volk habe seine Stimme erhoben, jeder Widerstand sei also unmöglich.

Das Ministerium des gemäßigten Liberalismus hielt mit Zähigkeit an seinen Stühlen fest. Als es gar keinen Halt in der zweiten Kammer mehr hatte, griff es zur ultima ratio des Constitutionalismus, zur Kammerauflösung, stieß aber damit dem Fasse den Boden aus. Denn jetzt zog die Fortschritts-Partei alle Register, die Agitation erreichte ihren Höhepunkt,

die neue Kammer war, wie vorauszusehen, noch demokratischer, noch antiministerieller als alle vorhergehenden, das Ministerium also mußte abtreten. Ihm folgte aber nicht, wie die Demokratie erwartet hatte, ein Fortschrittsministerium, sondern das Uebergangsministerium Hohenlohe von „reaktionärer" Färbung. Dieß reizte die Demokratie auf's Aeußerste. Sie gebärdete sich geradezu wie rasend, und fiel mit einer Wuth über die Minister her, welche bewies, wie fest sie an ihren endlichen Sieg*) glaubte, wie sehr sie sich über ihre Macht täuschte.

Und mitten in diesen Hexensabbath trat nun das Ministerium Bismark. Das Schauspiel, welches sich jetzt entfaltete, ist nicht mit Worten zu beschreiben. Nur wer es mit erlebt hat, wer Augenzeuge war, hat eine Vorstellung davon, und so sehr auch der süddeutsche Liberalismus seinem gemaßregelten Bruder in Preußen zu Hülfe — schrie, so ist doch Alles, was man dort erfahren, nur ein matter Abklatsch der Wirklichkeit.

Im ersten Augenblicke machte der preußische Liberalismus den Eindruck einer Menagerie zur Zeit der Abfütterung. Das bekannte Zeichen mit der Glocke ist gegeben, und der Spektakel, der vorher schon bedeutend war und kaum einer Steigerung fähig schien, wird jetzt wahrhaft sinnverwirrend. Die Ernennung Bismarks war das Zeichen mit der Glocke. War der Lärm vorher entsetzlich, so war er doch nichts im Vergleiche zu dem Lärmen nachher; jeder Einzelne sprang wie toll in dem engen Käfige herum, den seine staatsmännischen Begabungen beherrschten, und stieß immer und immer die tausendmal wiederholten Phrasen gleich unartikulirten Tönen so oft und so laut wie möglich von sich; alle Privat-Zänkereien, die etwa zwischen den einzelnen liberalen Parteien im Gange seyn mochten, wurden sofort vergessen und die zur höchsten Extase gesteigerte Wuth

*) Löwe-Kalbe: „Machen Sie was Sie wollen, uns gehört die Zukunft."

concentrirte sich auf einen einzigen Punkt, auf das Ministerium Bismarck, in specie auf den Ministerpräsidenten. Durch alle Wuth aber schimmerte doch, vielleicht nur um die Aehnlichkeit mit der Menagerie vollständig zu machen, die Furcht hindurch, und zwar die Furcht vor einer Energie, deren Grenzen kein Demokrat Lust hatte zu ermessen.

Bismarck hatte wirklich schon persönlich einen schweren Stand, und ich glaube nicht, daß gegen solche Angriffe, wie er sie auszustehen hatte, offene und ehrliche wie perfide und hinterlistige, gegen all die Grobheit, Impertinenz, Verleumdung und Lügen, die gegen ihn gerichtet wurden, viele so wie er ausgehalten hätten. Man muß nur bedenken, daß seine Ernennung gerade in die Zeit fiel, in welcher die Agitation der Demokratie die höchste Höhe erreicht hatte, und daß diese sich gewöhnt hatte, Angriffe jeder Art gegen ein Ministerium als ein staatsbürgerliches Recht anzusehen und von diesem Rechte schon vorher gegen ein liberales Ministerium den ausgedehntesten Gebrauch machte. Man bedenke ferner, wie fest die Demokratie von ihrem endlichen und zwar recht baldigen Triumphe überzeugt war, daß sie also einerseits die Ernennung Bismarcks wie einen Hohn aufnahm, der sie nur noch wüthender machte, andererseits aber nicht im Geringsten fürchtete, für ihre Angriffe auf Bismarck verantwortlich gemacht zu werden. Darin war aber auch der gesammte Liberalismus einstimmig und einmüthig; alle Parteien, so weit sie zur Zeit der Ernennung Bismarcks noch existirten, von der fortgeschrittensten Demokratie bis zur abgeblaßten conservativ-liberalen Mittelpartei traten zusammen mit der feierlichen und ausdrücklichen Erklärung, das liberale Princip gegen das Ministerium Bismarck zu vertheidigen.

Diese Concentration der ganzen Richtung auf einen Punkt und zu einem und demselben Zwecke ist der erste Erfolg Bismarcks, welcher nicht gering anzuschlagen ist. Allerdings [illegible] sie ohne sein direktes Zuthun und der Proceß, mittelst [illegible] die gemäßigten Parteien von der Demokratie völli[illegible] wurden, ein Proceß, der schon im besten

auch ohne Bismark seinen natürlichen, wenn auch langsameren Verlauf gehabt. Ohne einen solchen äußern Anstoß aber wären die Parteien des gemäßigten Liberalismus von den Consequenzen des liberalen Princips einfach aufgelöst und der Demokratie einverleibt worden; die Unterscheidungen indeß, welche die einzelnen Parteien des Liberalismus trennten, hätten wenigstens in der Theorie noch fortbestehen können; es wäre also den Theoretikern liberaler Staatskunst immer noch möglich gewesen, den gemäßigten Liberalismus nicht nur als einen Gegensatz der Demokratie hinzustellen, sondern ihm auch ferner noch den Charakter des eigentlichen Conservatismus zu vindiciren. Soweit nämlich war die Begriffsverwirrung unter der neuen Aera bereits gekommen, daß die constitutionell-liberalen Parteien sich als die Vertheidiger des conservativen Princips gebärden konnten. Damit war es nun allerdings vorbei. Bismarks Ernennung war ein Schlag, der Allem, was nur den geringsten Anflug von Liberalismus hatte, den gleichen Schmerzensschrei auspreßte. Es bekannten sich daher auch sofort alle liberalen Parteien wieder zum liberalen Principe, und selbst die, welche in anerkennenswerther Hartnäckigkeit sich immer noch geweigert hatten, in der Demokratie mit aufzugehen, also namentlich die ehemaligen Führer der Mittelparteien, die durch den Abfall ihrer Anhänger zur Demokratie ziemlich isolirt waren, drängten sich zu dem allgemeinen Kampfe gegen das Ministerium. Allerdings mochte bei diesen, wenigstens zum Theile, noch eine andere Rücksicht mitwirken. Ihres Widerstandes wegen, den sie der Fusion mit der Demokratie bisher entgegengesetzt hatten, waren sie von der letzteren in einer Weise verlästert worden, daß der Ruf ihrer liberalen Gesinnung und in Folge dessen ihre Popularität im höchsten Grade gefährdet war; sie riskirten also bei einem Systemwechsel, der ja ihrer Ansicht nach unausbleiblich in kürzester Frist eintreten mußte, von dem siegenden Liberalismus gar nicht als Parteigenossen anerkannt, am Ende gar mitbesiegt zu werden. Solcher Gefahr konnten sie nur dadurch entgehen, daß auch sie nach besten Kräften an dem Kampf gegen Bis-

mark theilnahmen. Dadurch wird es erklärlich, daß die Mittel-Parteien in ihren Preßorganen wo möglich noch ungezogener und pöbelhafter gegen das Ministerium auftraten als die eigentliche Demokratie. Diese benützte die Verlegenheit der gemäßigt Liberalen mit rühmenswerther Umsicht. Während wir, auf frühere Vorgänge gestützt, mit Grund annehmen können, daß bei umgekehrten Verhältnissen, wenn nämlich die isolirten Führer der Demokratie sich den Mittelparteien in derselben Weise hätten anschließen wollen, wie sich jetzt die ehemaligen Führer der Mittelparteien gezwungen sahen, der Demokratie sich anzuschließen, die Staatsweisen des gemäßigten Liberalismus sie mit sittlicher Entrüstung abgewiesen hätten, bewies die Demokratie mehr Politik und weniger sittliche Entrüstung, und nahm die gefallenen Größen nicht bloß als Unglücksgenossen auf, sondern veranstaltete förmliche Verbrüderungsfeste, wobei Letztere die Ehrenplätze einnahmen, honorirte sie auch sonst auf jede Weise, z. B. dadurch daß sie ihnen bei den Angriffen und Beschlüssen gegen das Ministerium den Vorsitz einräumte, *kurz* prostituirte sie auf jede Weise und kettete sie dadurch *so fest* an sich, daß die Unglücklichen heute noch nicht aus den Banden der Demokratie loskommen können.

Als sich solchergestalt der gesammte Liberalismus vereinigt hatte — und das geschah sofort nach der Ernennung des neuen Ministeriums — stürmte er mit vereinten Kräften gegen dasselbe los und seine Angriffe hätten allerdings hingereicht, hunderte von Ministerien, liberalen wie reaktionären, zu Atomen zu zermalmen. Zu allgemeinem Erstaunen erwiesen sie sich aber gegen Bismark als wirkungslos. Er überdauerte nicht nur die ihm prognosticirte kurze Frist, sondern entwickelte seinerseits eine Energie, die sich nicht bloß mit dem passiven Widerstande begnügte, und die dem Liberalismus direkt zu Leibe ging. Die nächste Maßregel war, den Beamten die Lust zu demokratischen Umtrieben zu vertreiben; hätte doch sonst weder dieses Ministerium noch ein anderes regieren können. Es wurden daher mit erfolgreicher Rücksichtslosigkeit Disciplinar-Verfahren einge-

leitet und Strafen verfügt und manche Koryphäen der Fortschrittspartei davon betroffen, die eher an des Himmels Einsturz als an die Möglichkeit gedacht hatten, daß sie jemals für ihr politisches Treiben zur Rechenschaft gezogen werden könnten. Im Anfange erhob sich zwar großes Geschrei über Tyrannei und Willkür, die erwünschten Folgen zeigten sich aber immer mehr, je mehr die Ueberzeugung von der Energie und dauerhaften Constitution des Ministeriums Raum gewann. Nicht nur gab es massenhafte Mandatsniederlegungen demokratischer Beamten, sondern auch mancher Kreisrichter, mancher Regierungs- oder Gerichtsrath, der früher eine hervorragende demokratische Rolle gespielt hat, hält sich mäuschenstill und ist froh, wenn seiner frühern Thätigkeit gar nicht mehr gedacht wird.

Obwohl von dem strafenden Arme des Ministeriums einige der bedeutendsten Führer der Demokratie getroffen wurden, so führte das Ministerium seine Maßregelung der Beamten dennoch mit großer Leichtigkeit durch. Trotz aller Nothschreie, die der Liberalismus ausstieß, fiel es nirgends dem Volke ein, seinen gemaßregelten Führern beizuspringen, oder gar die Noth der Partei als seine eigene Noth anzusehen. Das stimmt schlecht zu der Behauptung des Liberalismus, daß das ganze Volk hinter ihm stehe. Wäre das wirklich der Fall gewesen, dann ist kaum anzunehmen, daß das Volk ein Martyrium seiner Führer so ruhig hingenommen hätte. In der Wirklichkeit nahm das Volk diese ersten Schritte des Ministeriums anfangs allerdings mit Staunen und auch nicht ohne Besorgniß auf, aber aus einem andern Grunde, als die Demokratie vorgab. Es war ihm so oft vorgesagt worden, Demokratie und Volk sei eins, daß es nahe daran war, an das Märchen zu glauben; daher erstaunte es allerdings über die Kühnheit, womit das Ministerium sich an die hervorragendsten Führer der Demokratie wagte und besorgte bei einem abermaligen Systemwechsel, an den es nachgerade gewöhnt war, einen um so härteren Rückschlag, je mehr die Demokratie durch solche Maßregeln gereizt worden war.

Als aber auch dem Volke sich die Ueberzeugung aufdrängte, daß die Energie des Ministeriums eine nachhaltige sei, als es sah, daß in Folge dieser Energie die bisherige Agitation sich legte, da war es vollständig mit derselben einverstanden. Es war der Aufregung herzlich satt, in welche es das unaufhörliche Hetzen und Wühlen versetzte, diese ewige Agitation ohne etwas Reelles zu schaffen und ohne andern Zweck als eben ihrer selbst wegen; ja es fing bereits an, sich vor der Demokratie zu fürchten, welche durch ein Gewebe der colossalsten Lügen ihre Macht bis in's Ungeheuerliche, bis zur Allmacht hinaufgeschraubt hatte. Jetzt hatte das Volk die Täuschung erkannt und mit einer Gleichgültigkeit, die dem Liberalismus Uebles prophezeit, wandte es sich von ihm ab. Dadurch aber lieferte es den besten Beweis, daß der gesammte Liberalismus eben nichts weiter ist als eine politische Partei, welche freilich geschickt genug operirt hatte (solange es ihr nämlich gestattet wurde), um die Meinung zu verbreiten, als vertrete sie das ganze Volk, welche aber in Wirklichkeit im Volke gar keine Wurzel hat. Dieß ist wahrlich kein geringer Erfolg Bismarks, den thatsächlichen Beweis — denn selbst es einzugestehen, das kann dem Liberalismus allerdings nicht zugemuthet werden — geliefert zu haben, daß der Liberalismus nur eine Partei im Volke vertritt und daß seine Behauptung: er sei der Ausdruck des ganzen Volkes, eitel Wind und Lüge ist.

Seitdem aber ist die Stellung des Liberalismus dem Volke gegenüber eine immer isolirtere. Denn hatte schon die Erkenntniß, daß er eben nur eine Partei sei wie jede andere, daß er sich nur mittelst Phrasen und Täuschung zu einer Bedeutung aufgebläht hatte, welche dem ersten energischen Angriffe wich, sein Prestige vernichtet, so mußten Bismarks Erfolge in der äußern Politik es noch mehr thun.

Diese letzteren zu detailliren ist nicht meine Aufgabe; ich habe es bloß mit den inneren Zuständen Preußens zu thun. Nur so viel bemerke ich, daß, was sonst nicht immer der Fall ist, diesesmal die äußere Politik direkt auf die große Masse

wirkte. Dafür hatte der Liberalismus selbst bestens vorgesehen, denn er hatte hohe Politik auf der Straße getrieben und die bezüglichen Mißerfolge des vorigen Ministeriums als Haupt-Agitationsmittel benutzt; namentlich war auch die schleswig-holsteinische Frage in allen Vereinen breit getreten worden. Es waren daher nicht bloß die glänzenden Waffenthaten der reorganisirten Armee, obgleich nicht geleugnet werden soll, daß diese gewaltig zündeten; Gottlob ist das deutsche Volk noch nicht bloß für leeren Waffenruhm empfänglich, sondern auch für Waffenehre *). Nein, es waren ebenso die politischen Erfolge Bismarks, welche bei der Masse der Bevölkerung ungetheilte Anerkennung fanden und, was für den Liberalismus noch schlimmer war, eine Vergleichung mit derjenigen Politik nahe legten, welche Preußen getrieben hatte, als es „liberal" war. Man gedachte der Beruhigung Deutschlands zu Gunsten Napoleons während des italienischen Krieges, der überraschenden Protestnoten der Mittel- und Kleinstaaten Deutschlands und ähnlicher frappanten Blamagen, welche die Politik der „freien Hand" noch heute zum Kinderspotte machen. Was legte dagegen Bismark in die Wagschaale? Preußen im Bunde mit Oesterreich **), ein Krieg ohne Rücksicht auf Englands Drohungen und ohne Napoleons Erlaubniß — „on tire sans nous!" — und endlich eine Lösung der schleswig-holsteinischen Frage, bis zu

*) Das zeigte sich selbst in den Staaten der Trias. Denn der Uebergang über die Schley, die Erstürmung der Düppeler Schanzen, die Eroberung von Alsen erzeugten jedesmal auch dort noch eine aufrichtige Begeisterung im Volke.

**) Während früher der Liberalismus „den unglückseligen Dualismus der beiden deutschen Großmächte" für alles Unheil verantwortlich machte, soll jetzt auf einmal das Bündniß beider im höchsten Grade gefährlich und unpopulär seyn. Und doch beweist die herzliche Aufnahme der österreichischen Truppen überall auf ihrem Durchmarsche durch ganz Preußen gerade bei der Masse der [illegible] völkerung, wie populär, allen Hetzereien [illegible] Trotz, das Bündniß Preußens und Oester[illegible]

welcher sich der kühnste Flug liberaler Phantasie niemals erhoben hatte; dabei Preußen ebenso angesehen im Rathe der Großmächte, wie es damals verachtet war. Solche Thatsachen sind wohl geeignet, dem „Volke“ die Augen zu öffnen, und ihm den Liberalismus nach seinem ganzen Werthe vorzustellen.

Letzterer fühlt auch recht gut, daß ihm der Boden unter den Füßen schwindet, und daß wenn die Dinge wie bisher ihren Verlauf nehmen, seine Stellung gänzlich unhaltbar werden muß. Seine Aufgabe ist es daher, eine andere zu gewinnen, die ihm wieder eine feste Basis gewährt. Aber wo hernehmen? Das ist die Frage, über der er sich den Kopf zerbricht, ohne sie zu lösen. Und doch muß es bald geschehen. Denn wenn bisher der Kampf nur so weit geführt wurde, als es dem Liberalismus beliebte, so steht er jetzt vor einer Krise, die ihm sehr ernste Kämpfe, vielleicht gar die Entscheidung in Aussicht stellt, ich meine den bevorstehenden Zusammentritt der Kammern.

Der Regel nach sind Kammern ein Fest für den Liberalismus, das er kaum erwarten kann. Diesesmal kommen sie ihm höchst ungelegen, gewiß eine merkwürdige Erscheinung. Aber geschehen muß etwas, und wir sehen auch in der That, daß die Angriffe des Liberalismus gegen das Ministerium an Lebhaftigkeit gewinnen. Daß ihm aber jetzt, unter solchen Umständen, größere Erfolge in Aussicht stehen als damals, wo er unter den allergünstigsten Verhältnissen nichts erreichte, möchte ich bezweifeln. Sind ja doch die erneuten Angriffe, bei aller Lebhaftigkeit, planlos, unsicher, ohne bestimmtes Ziel und deßhalb von noch geringerer Wirkung. Es sind dieselben schon tausendmal abgeleierten Redensarten von Reaktion, Willkürherrschaft, budgetlosem Regimente, und wie die Schlagwörter sonst heißen mögen*). Der Armee-Reorganisation, früher ein Agi-

*) Wie sehr der Liberalismus alle Contenance verloren hat, zeigt sich u. A. auch darin, daß seine Angriffe gegen das Ministerium oftmals gegen allen gesunden Menschenverstand verstoßen. So wurde z. B. eine zeitlang von den liberalen Blättern das Thema ver-

tationsmittel, durch welches Ministerien gestürzt wurden, wird jetzt kaum beiläufig erwähnt, und dann auch in ganz anderer Weise als damals. Sie hat sich eben thatsächlich bewährt und ist daher so populär geworden, daß selbst die demokratischeste Keckheit nicht mehr daran zu rühren wagt.

Wie man sieht, sind die Schwierigkeiten, in welchen der Liberalismus einem möglichen Entscheidungskampfe entgegengeht, nicht gering; sie können natürlich auch auf die inneren Parteiverhältnisse nicht ohne Rückwirkung bleiben. Zunächst davon berührt ist die Verbindung der gemäßigten und der Fortschrittsparteien. Je mehr der Liberalismus die Ueberzeugung gewinnt, daß sein Kampf gegen das Ministerium einen für ihn höchst gefährlichen Charakter angenommen habe, daß sogar seine völlige Niederlage nicht mehr außer dem Bereiche der Möglichkeit liege, um so unbequemer, schrecklicher ist den gemäßigten Parteien ihr Zusammenhang mit der Demokratie. Getreu der Natur ihrer Zwischenstellung, wonach sie sich zwar zu einem Principe bekennen, aber die Consequenzen desselben von der Hand weisen, glauben sie, wenn es ihnen nur erst gelänge, von denjenigen Parteien sich loszumachen, welche die Consequenzen des liberalen Princips vertreten, und wieder eine Mittelstellung einzunehmen, dann wäre es ihnen nicht bloß möglich, dem hereinbrechenden Unheile zu entrinnen, sondern sie würden erst auch noch den politischen Einfluß wieder gewinnen, zu dem sie ihre Tribünen-Routine und Phrasen-Virtuosität berechtigt. „Freilich hat Bismark für dergleichen Eigenschaften bis jetzt gar kein Verständniß gezeigt; indeß wer weiß? Vielleicht läßt er doch mit sich sprechen! Es kommt ja nur auf Verständigung an und

---

arbeitet: Bismarks Erfolge in der äußern Politik kämen daher, daß er gegen seinen Willen nach dem Willen des Liberalismus gehandelt habe! Da heißt es wirklich: le ridicule est la raison du sot. Der Unsinn war auch wirklich manchem demokratischen Blatte zu arg, und z. B. die Berliner „Reform" nannte diese Beweisführung eine pia (?) fraus.

an uns soll es nicht liegen, wenn sie nicht zu Stande kommt. Es muß ihm ja selber daran liegen, uns nicht direkt sich gegenüber, sondern bloß schräge von der Seite zu sehen. Und überhaupt, wir haben lange genug den Mund gehalten; jetzt müssen wir endlich wieder einmal reden dürfen!" Solche und ähnliche Gedanken lasen wir in manchem liberalen Blatte zwar nicht mit klaren Worten, wohl aber standen sie sehr deutlich zwischen den Zeilen manches Artikels, in welchem Onkel oder Tante oder sonst ein Repräsentant des gemäßigten Liberalismus — man staune! — Bismarcks Erfolge aus allen Tonarten pries. Ich traute meinen Augen kaum und fand mich erst wieder zurecht, als ich im unmittelbar darauffolgenden Artikel einen wüthenden Angriff auf — Bismarcks erfolglose Politik las. Die Kölnische Zeitung konnte sogar direkte Stoßseufzer nicht zurückhalten; sie erklärte in diesem Sommer ausdrücklich die Bereitwilligkeit ihrer Partei zu Compromissen, und ächzte förmlich über die Herzenshärtigkeit des Ministeriums, das sich auf gar nichts einlasse! Es wird auch ferner sein Verbleiben dabei behalten, dafür möchte ich mich verbürgen, auch wenn der Minister Graf Eulenburg während seiner Anwesenheit in Merseburg nicht erklärt hätte: „Sprechen Sie nicht von Versöhnung; über Principien versöhnt man sich nicht!"

Die Herren Liberalen müssen erst zu der Einsicht kommen, daß ein Princip ohne Consequenzen ein Unding ist, dann müssen und werden sie auch das liberale Princip abschwören und dann — werden sie auch willkommen seyn. Früher können sie auch schon deßhalb gar nicht kommen, weil die Demokratie sie nicht losläßt. Alles Sträubens ungeachtet müssen sie noch heute in allen Versammlungen und Vereinen, welche sie in der ersten Aufregung mit der Demokratie gestiftet haben, forttagen, müssen immer noch dieselben Ehrenplätze einnehmen und an denselben Beschlüssen theilnehmen, die sie damals vorbereiteten, kurz, sie müssen an sich selbst erweisen, daß es — Consequenzen gibt.

Um das Bild des politischen Parteilebens, wie es sich

bis heute in Preußen gestaltet, zu vervollständigen, muß ich noch mit kurzen Worten der conservativen Partei gedenken; man könnte sonst meinen, sie existire auch heute noch ebenso wenig wie unter der neuen Aera, wo allerdings von einer conservativen Partei keine Rede war. Der Terrorismus des herrschenden Liberalismus hielt alle gegnerischen Bestrebungen so gewaltsam nieder, daß sie sich unmöglich zu einer Partei sammeln konnten.

Freilich hörte dieser Terrorismus sofort nach der Berufung Bismarks auf; rasch bildeten sich aller Orten conservative Vereine, die mit einander in Verbindung traten und neue zum Theil recht gute conservative Zeitschriften gründeten. Die conservative Partei nimmt heute dem Liberalismus gegenüber eine ganz respektable Stellung ein.

Trotzdem aber steht sie gegen diesen immer noch sehr im Nachtheile, weil es ihr noch bei Weitem nicht gelungen ist, alle im Volke vorhandenen conservativen Elemente in gleicher Weise in sich zu vereinen, wie die liberale Partei noch von früher her der Sammelpunkt aller im Volke vorhandenen liberalen Elemente und noch ganz in derselben energischen Weise organisirt und disciplinirt ist. Die Ursache jenes Mangels besteht in der Gleichgültigkeit der nichtliberal gesinnten Bevölkerung gegen alle Politik, eine Gleichgültigkeit die jedoch nur zum Theile aus Uebersättigung und aus dem Ekel zu erklären ist, welchen ganz besonders das unwürdige Auftreten der Fortschrittspartei in den letzten Kammern hervorrufen mußte; oder aus dem Mißtrauen in die Stätigkeit der jetzt eingeschlagenen Richtung und in das Ziel derselben; obwohl ein solches Mißtrauen gerechtfertigt wäre. Denn wir haben in Preußen zu oft und zu schnell die heterogensten Ministerien einander ablösen sehen. Jedes verfolgte ein anderes Ziel, keines aber ein solches, welches dem Kerne der Bevölkerung Befriedigung verschafft hätte. Der Hauptgrund dieser Gleichgültigkeit liegt vielmehr darin, daß die conservativen Elemente in dem jetzigen Kampf zwischen der conservativen und der liberalen Partei noch immer nicht einen

den Augen des Liberalismus, dessen Wesen die Gleichberechtigung aller Individuen in allen Stellungen ist, ein bemitleidenswerther Mangel politischer Reife. Gleichwohl sehe ich darin die Bethätigung des ächten wahren Conservatismus, der die ländliche Bevölkerung auszeichnet und dessen Wesen, im Gegensatz zum Liberalismus, darin besteht, die Berechtigung eines Jeden, sein Interesse selbst und mit völligem Ausschlusse aller Nichtbetheiligten zu vertreten, anzuerkennen und der in dieser Ausschließlichkeit die Grundbedingung politischer Freiheit sieht.

Diese Enthaltung der ländlichen Bevölkerung von aller universellen Politik und ihre Betheiligung nur in denjenigen Fällen, in welchen ihr eigenes Interesse vertreten werden soll, zeigt aber auch die Richtung an, in welcher diese Bevölkerung überhaupt zur Theilnahme am politischen Leben gebracht werden kann: man befreie sie von jedem Einflusse, sei es gesetzlichem, wie ihn die Gleichmacherei des Liberalismus bedingt, sei es mißbräuchlichem, wie ihn die Bureaukratie gewonnen hat, und gestatte ihr, ihre eigenen Interessen so vollständig allein und mit Ausschluß aller Nichtbetheiligten zu vertreten, als es die Staatseinheit nur irgend erlaubt. Das heißt mit andern Worten: sie solle sich eine auf freiester Selbstbestimmung, auf vollem Selfgovernment gegründete Gemeinde-Ordnung geben. Erst dann, wenn die ländlichen Gemeinden ihre Interessen selbst werden wahrnehmen können, wenn sie darin weder durch Gesetze, die eine mit ihnen in durchaus keinem Zusammenhange stehende Volksvertretung, noch durch Rescripte, die eine dem Volke ebenso fernstehende Bureaukratie erläßt, werden eingeschränkt seyn, erst dann wird die ländliche Bevölkerung gezwungen, zum Schutze dieses ihres Selbstbestimmungsrechtes an dem Kampfe gegen den Liberalismus, den principiellen Gegner dieses Rechtes Theil zu nehmen und folglich mit ihrem ganzen Gewichte die conservative Partei zu unterstützen.

Die Grundzüge einer solchen ländlichen Gemeinde-Ordnung sind sehr einfach, insofern sie auf den Satz zurückgeführt werden: jede Gemeinde muß mit völliger Ausschließung aller die nicht

resultirende Thatsache, daß die städtische Bevölkerung vorwiegend dem Liberalismus huldigt und dessen Hauptstütze ist.

Der Liberalismus hat das auch sehr wohl erkannt, und sein Hauptstreben darauf gerichtet, durch Einführung solcher Einrichtungen, welche der liberalen, demokratischen Anschauungsweise der städtischen Bevölkerung ihr Daseyn verdanken, z. B. Freizügigkeit, unbeschränkte Theilung des Erbes und dergleichen, auch bei der ländlichen Bevölkerung die Eigenthümlichkeit der Letztern nach dem Muster der städtischen Bevölkerung umzumodeln, und aus der gesammten Bevölkerung, wenn ich mich so ausdrücken darf, eine städtische Bevölkerung zu machen. Alle sollten Staatsbürger werden.

Die Einführung dieser Institutionen ist ihm nun wohl zum Theil gelungen, aber der Charakter der ländlichen Bevölkerung hat sich darum doch nicht in gleichem Verhältnisse nach dem der städtischen umgemodelt; er hat vielmehr in sprichwörtlicher Zähigkeit seine Eigenthümlichkeit und damit seinen Gegensatz zur städtischen Bevölkerung bewahrt.

Besteht aber dieser Gegensatz noch, ist ferner die städtische Bevölkerung dasjenige Element, aus welchem der Liberalismus seine vorzüglichste Nahrung zieht — beides kann nicht in Abrede gestellt werden – so folgt auch mit zwingender Logik: daß die ländliche Bevölkerung vorzugsweise aus den Elementen des Conservatismus besteht, ein Resultat das ebensowenig geläugnet werden kann. Ueberall wo und soweit der ursprüngliche Charakter der ländlichen Bevölkerung in seiner Reinheit erhalten und nicht durch Fabrik- und Industrie-Anlagen alterirt ist, bleibt die ländliche Bevölkerung durch und durch conservativ; allen Verlockungen des Liberalismus, sich ihm behufs politischer Agitation zur Disposition zu stellen, hat sie beharrlich widerstanden und überhaupt an der Politik sich nur dann betheiligt, wenn ihre direkten Interessen in's Spiel kamen.

Die Beharrlichkeit, womit die ländliche Bevölkerung die Werbung des Liberalismus stets abgewiesen hat, überhaupt ihre Abneigung an universeller Politik sich zu betheiligen ist in

den Augen des Liberalismus, dessen Wesen die Gleichberechtigung aller Individuen in allen Stellungen ist, ein bemitleidenswerther Mangel politischer Reife. Gleichwohl sehe ich darin die Bethätigung des ächten wahren Conservatismus, der die ländliche Bevölkerung auszeichnet und dessen Wesen, im Gegensatz zum Liberalismus, darin besteht, die Berechtigung eines Jeden, sein Interesse selbst und mit völligem Ausschlusse aller Nichtbetheiligten zu vertreten, anzuerkennen und der in dieser Ausschließlichkeit die Grundbedingung politischer Freiheit sieht.

Diese Enthaltung der ländlichen Bevölkerung von aller universellen Politik und ihre Betheiligung nur in denjenigen Fällen, in welchen ihr eigenes Interesse vertreten werden soll, zeigt aber auch die Richtung an, in welcher diese Bevölkerung überhaupt zur Theilnahme am politischen Leben gebracht werden kann: man befreie sie von jedem Einflusse, sei es gesetzlichem, wie ihn die Gleichmacherei des Liberalismus bedingt, sei es mißbräuchlichem, wie ihn die Bureaukratie gewonnen hat, und gestatte ihr, ihre eigenen Interessen so vollständig allein und mit Ausschluß aller Nichtbetheiligten zu vertreten, als es die Staatseinheit nur irgend erlaubt. Das heißt mit andern Worten: sie solle sich eine auf freiester Selbstbestimmung, auf vollem Selfgovernment gegründete Gemeinde-Ordnung geben. Erst dann, wenn die ländlichen Gemeinden ihre Interessen selbst werden wahrnehmen können, wenn sie darin weder durch Gesetze, die eine mit ihnen in durchaus keinem Zusammenhange stehende Volksvertretung, noch durch Rescripte, die eine dem Volke ebenso fernstehende Bureaukratie erläßt, werden eingeschränkt seyn, erst dann wird die ländliche Bevölkerung gezwungen, zum Schutze dieses ihres Selbstbestimmungsrechtes an dem Kampfe gegen den Liberalismus, den principiellen Gegner dieses Rechtes Theil zu nehmen und folglich mit ihrem ganzen Gewichte die conservative Partei zu unterstützen.

Die Grundzüge einer solchen ländlichen Gemeinde-Ordnung sind sehr einfach, insofern sie auf den Satz zurückgeführt werden: jede Gemeinde muß mit völliger Ausschließung aller die nicht

größter Gefahr, ebenfalls verschlungen zu werden. Wer kann es auch einem Gutsbesitzer verdenken, wenn er sein Gut um eine Summe verkauft, deren Zinsen er vielleicht kaum zur Hälfte herauswirthschaften kann? Der Verkauf wird ihm geradezu zur Pflicht, wenn er mehrere Kinder zu versorgen hat, und man kann daher nicht den Stand, sondern einzig den Schwindel der Zeit dafür verantwortlich machen.

Der Stand der Rittergutsbesitzer wird aber dadurch mit völliger Auflösung bedroht. Denn die Elemente, die mittelst der Speculation in ihn eingedrungen, sind fremde, die mit der agricolen Bevölkerung nicht das Mindeste gemein haben; sie sind vielmehr ihrem Charakter, in der Regel auch ihrem Wohnsitze nach, Angehörige der städtischen Bevölkerung, und beinahe ohne Ausnahme Anhänger des Alles auflösenden und Alles preisgebenden Liberalismus. Wir dürfen uns daher nicht wundern, wenn der Stand der Rittergutsbesitzer, soweit er diesem modernen Commerz verfallen ist, im Widerspruch mit der ländlichen Bevölkerung liberal geworden ist, wenn uns also die Zeitungen von manchem Kreistage berichten, der vollständig auf der Höhe der Berliner Stadtverordneten-Versammlung steht.

Als die Repräsentanten des Standes können daher nur solche Rittergutsbesitzer gelten, welche wirklich der ländlichen Ackerbau treibenden Bevölkerung angehören. Und ganz besondere Garantie dafür bieten die Fidei-Commiß-Besitzer, nicht nur weil sie auf dem von den Vätern ererbten Grundbesitze das Bewußtseyn des Grundadels am lebendigsten erhalten haben, sondern vorzüglich, weil es nicht in ihrer Macht liegt, dem Stande sich zu entziehen*).

*) Der Repräsentant dieses ächten Grundadels ist die Majorität des Herrenhauses, welches aber auch dafür und obwohl es an Patriotismus und politischer Einsicht den Vergleich mit jeder andern Repräsentativ-Versammlung aushält, sich den unversöhnlichen Haß des ganzen Liberalismus zugezogen hat.

Selbstverständlich ist bei normalen Zuständen der Conservatismus der Rittergutsbesitzer noch ausgesprochener als bei der übrigen ländlichen Bevölkerung; bilden sie ja doch auch einen Theil derselben, und zwar denjenigen, in welchem die ihr eigenthümliche Richtung durch größere Einsicht und Intelligenz noch ausgebildeter ist. Ich habe gesagt: bei normalen Zuständen. Leider aber sind die Zustände dieses Standes in einem großen Theile Preußens nicht normal, in einzelnen Provinzen sogar sehr abnormal in Folge des heutigen Geldverkehrs und des überwiegenden Einflusses, den das Capital wie überall so auch hier erlangt hat.

Ich will damit durchaus nicht den guten Einfluß leugnen, den das Capital auf die Landwirthschaft ausüben kann und schon ausgeübt hat. Mit seiner Hülfe ist die Ertragsfähigkeit der Güter mittelst Drainage, Fabriken und sonstiger kostspieligen Anlagen seit einem Menschenalter wohl auf das Drei- und Vierfache erhöht worden; es war daher natürlich, daß sich die Speculation auch des Grundbesitzes bemächtigte. Sie ist aber auf diesem reellen und berechtigten Boden nicht geblieben; denn sie frug nicht mehr, wie viel ein Gut gegen früher mehr Erträgniß liefern könne, wenn ihm das Capital zu Hülfe käme, um einen danach berechneten höhern Preis zu zahlen; sondern die Speculation artete in einen wahren Güter-Schwindel aus und trieb die Preise der Güter zu einer fabelhaften Höhe, lediglich in der Absicht, mit Benützung der augenblicklichen Stimmung und ohne die geringste auf das Gut selbst gerichtete Thätigkeit, dasselbe möglichst bald zu einem noch höheren Preise zu verkaufen. Der Grundbesitz war in direktem Widerspruche mit seiner Natur eine Waare geworden, mit welcher in schwindelhafter Weise speculirt wird. Eine Menge Bankerotte konnten nicht ausbleiben; sie beweisen gerade den Schwindel. Aber was noch schlimmer ist, die Stabilität des Grundbesitzes ist dadurch auf's höchste gefährdet; denn ein großer Theil desselben ist diesem Schwindel bereits erlegen und auch der Rest — mit Ausnahme des „befestigten" — ist in

Fassen wir das, was ich bisher über die ländliche Bevölkerung gesagt habe, zusammen, so können als die Repräsentanten derselben nur gelten: 1) ein Theil der Ritter-Gutsbesitzer, und zwar diejenigen, welche hinreichende Garantie für die Erfüllung der Standespflichten geben. Das sind vor Allem die Fidei-Commiß-Besitzer, sodann aber auch diejenigen, welche in anderer gesetzlich festzustellenden Weise, etwa durch zehnjährige Besitzzeit diese Bürgschaft leisten. Gar nicht in Betracht aber kommen diejenigen, welche durch Güter-Schacher den Beweis liefern, daß sie der ländlichen Bevölkerung nicht angehören, welche daher auch keinen Anspruch auf Vertretung des Standes erheben können. 2) Der ganze Bauernstand d. h. die wirklichen Bauern, die von dem Ertrage ihres Gutes allein leben können, nicht aber Freigärtner, Häusler, Kossäthen, Tagelöhner, Dienstboten, kurz alle, deren Lebens-Stellung zu abhängig ist, als daß sie eigene Politik treiben könnten.

Eine Organisation der ländlichen Bevölkerung wird sich daher darauf beschränken, diesen beiden Ständen, den Ritter-Gutsbesitzern und den Bauern-Gemeinden in der neuen Gemeinde-Ordnung die vollständige und ausschließliche Vertretung der in der ländlichen Bevölkerung vorhandenen Interessen zurückzugeben. Beide müssen aber vollständig getrennt und coordinirt seyn. Das sind sie jetzt noch durchaus nicht; denn wie schon erwähnt, die Rittergutsbesitzer haben als solche das Recht der Polizei-Verwaltung in den mit ihren Gütern verbundenen Gemeinden; letztere sind daher den ersteren subordinirt.

Hoffnungen berechtigte, ja sie ließen sich sogar Cigarrenbüchsen schenken, auf welche das Portrait des demokratischen Candidaten gepreßt war; als aber der entscheidende Tag erschien, hatte dieser zur unaussprechlichen Ueberraschung der ganzen Partei auch nicht eine Stimme der bäuerlichen Wahlmänner, sie concentrirten sich sämmtlich auf den „feudalen" Landrath, der natürlich auch aus der Wahlurne hervorging.

Weit weniger als der Stand der Rittergutsbesitzer ist der Bauernstand von diesem modernen Schwindel gefährdet, sei es, weil es der Speculation zu langsam geht, mittelst der kleinen Güter reich zu werden, sei es weil der Bauernstand dem Schwindel unzugänglicher ist. So viel steht fest, daß die Anzahl der verkäuflichen und verkauften Bauerngüter im Verhältniß zu ihrer Zahl unverhältnißmäßig gering ist; in manchen Gegenden kann man eher zehn Rittergüter, als ein einziges Bauerngut kaufen.

In demselben Verhältnisse hat sich aber auch im Bauernstande die Anhänglichkeit an den ererbten Grundbesitz erhalten, welche die wesentliche Grundlage des Conservatismus, wie auch andererseits das Erzeugniß desselben ist; beide stehen in untrennbarer Wechselwirkung. Die weitere Folge ist, daß der Bauernstand beinahe durch alle preußischen Provinzen als der Repräsentant der von ihm vertretenen ländlichen Bevölkerung, nämlich der kleineren Grundbesitzer, mit unerschütterlicher Treue am Conservatismus festhält. Liberalismus geht ihm ebenso über seinen Horizont als überhaupt alle Betheiligung an Politik, wo es nicht seine nächstliegenden direkten Interessen verlangen *).

---

*) Oder wo es dem Liberalismus gelang, dem Bauernstande eine solche Gefährdung seiner Interessen einzureden. In solchen Fällen gebärdete sich der Hochtorysmus der Bauern allerdings mitunter hochroth. Wie unmäßig die Agitatoren aber lügen mußten, um ein solches Resultat zu erreichen, das werden sie selbst am besten wissen. Sicher waren sie aber darum der Bauern doch nie. So erinnere ich mich einer Wahl, in welcher ein Hauptdemokrat durchgebracht werden sollte; das war nur mit Hülfe der Bauern zu ermöglichen, und es wurde daher mit einer Energie ohne Gleichen gewühlt. Die Faiseurs reisten auf allen Dörfern herum, tranken mit Dutzenden der einflußreichsten Bauern smollis, Vorwahl über Vorwahl wurde gehalten, die Bauern kamen auch endlich ganz regelmäßig, tranken das Bier und rauchten die Cigarren, womit sie traktirt wurden, mit einer Bereitwilligkeit, die zu den schönsten

wegen auf ihre Kosten; auch die Gemeinde kann es gegen Entgeld übernehmen. Eine Härte liegt darin gewiß nicht. Dem Staate muß an einer geordneten Polizei mehr liegen, als an der Beförderung eines Schwindels, und wer das Gut um das Doppelte überzahlt, bloß um damit zu speculiren, der kann und muß es sich auch gefallen lassen, die Kosten der Polizei-Verwaltung mit in den Kauf zu nehmen.

Im nothwendigen Zusammenhange mit der Gemeinde-Ordnung steht die Kreis-Ordnung, und wie die Grundzüge jener, so können auch die Grundzüge der heute geltenden Kreis-Ordnung im Wesentlichen unverändert beibehalten werden, nämlich die Vertretung der Kreise auf den Kreistagen 1) durch die Rittergutsbesitzer, 2) durch die Bauern-Gemeinden, 3) durch Abgeordnete der Städte. Modificationen sind nur soweit erforderlich, als die neue Gemeinde-Ordnung sie verlangt. Danach sind zwar die Rittergutsbesitzer auch ferner noch berechtigt, persönlich auf dem Kreistage zu erscheinen, aber nur diejenigen, welche zur Verwaltung der Polizei qualificirt sind, sonst ruht die Kreisstandschaft. Ferner sind die im Kreise vorhandenen Bauern-Gemeinden zur Theilnahme berechtigt; ob aber jede besonders, oder alle zusammen durch eine bestimmte Anzahl Deputirte und durch wie viel, das ist lediglich Localsache. In Betreff der Vertretung der Städte bedarf es keiner Aenderung.

Der Vorsitzende des Kreistages ist der Landrath. Ich komme hier auf ein Thema, bei dessen bloßer Erwähnung schon einen richtigen Liberalen die Gänsehaut überläuft; und er hätte auch alle Ursache dazu, wenn und soweit die Absicht noch festgehalten ist, welche der ersten Einrichtung des Instituts zu Grunde lag. Diese war: die Vertretung des Kreises und seiner Interessen der Regierung gegenüber durch einen Kreisstand, welchen seine Mitstände aus ihrer Mitte wählten. So will es auch heute noch das Gesetz. Daß es sich bewährte, hat Schlesien bewiesen, wo durch Friedrich den Großen das Landrathsamt eingeführt worden war; 50 Jahre später rettete diese Provinz den Staat, und vorzüglich die Thätigkeit dieser

Landräthe war es, welche die vorhandenen Kräfte organisirte und anspornte. Staatsbeamte, Bureaukraten hätten es in solcher Weise nie vermocht.

Aber einen Groll gegen ein solches ständisches Amt hatte der Liberalismus von jeher; er verträgt nie und nirgends die Vertretung von Rechten ausschließlich durch die Berechtigten selbst. Als daher im Anfange dieses Jahrhunderts der Liberalismus in die Bureaukratie fuhr, sollte natürlich auch das Landrathsamt in liberaler Weise reconstituirt werden, und zwar zugleich mit der Gemeinde-Ordnung durch das sog. Gendarmerie-Edikt vom J. 1808. Im Sturme der Zeit blieb dasselbe allerdings im Entwurfe stecken, nichts desto weniger aber gelang es in der darauffolgenden Blüthezeit der Bureaukratie, das Landrathsamt nach und nach seines ursprünglichen Charakters zu entkleiden und zu einem Staatsamte zu machen. Theils wurden die Befugnisse desselben beschränkt oder zweckentsprechend interpretirt, theils aber Mitglieder der Bureaukratie eingeschmuggelt, die, im Kreise fremd, das Amt als bloßen Durchgangsposten zu höheren Aemtern ansahen. Statt Vertreter des Kreises gegen die Regierung waren sie jetzt einfach Executoren der Regierungs-Rescripte.

Da kam das Jahr 1848 und der Sturm des Liberalismus begann von Neuem gegen das Landrathsamt, obgleich es viel von seinem Schrecken verloren hatte, zu toben. Die Angriffe gipfelten in verschiedenen Projekten, womit sich die Kammern beschäftigten*), blieben aber auch diesesmal sämmtlich im Entwurfe sitzen.

Daß in der Reconstituirung der Kreis- und Gemeinde-

---

*) Einer der eingebrachten Entwürfe einer „liberalen“ Gemeinde-Ordnung glich dem Gendarmerie-Edikte von 1808 auf's Haar, obgleich die liberale Partei sich sehr sorgfältig hütete, diesen Namen zu nennen; möglich auch, daß sie es gar nicht gekannt hat. Aber ein interessanter Beitrag zur Charakteristik des Liberalismus bleibt es doch.

Ordnung das Landrathsamt mitinbegriffen seyn muß, versteht sich von selbst, und zwar muß es vollständig nach der ursprünglich ihm zuertheilten Bestimmung geschehen. Der Landrath muß wieder der von den Kreisständen aus ihrer Mitte gewählte Vertreter des Kreises der Regierung gegenüber seyn. Die selbstständigste Stellung im Kreise haben aber die Ritter-Gutsbesitzer, folglich rechtfertigt sich die gesetzliche Bestimmung, daß der Landrath ein im Kreise angesessener Rittergutsbesitzer seyn muß.

Eine solche Wiederherstellung des Landraths-Amtes in seiner ursprünglichen Gestalt ist aber auch für die Stärkung des conservativen Princips von größerer Wichtigkeit, als man gewöhnlich annimmt. Allerdings sind die meisten Landräthe, nicht bloß die im Kreise angesessenen, sondern auch die von der Regierung hingeschickten conservativ. Sie sind aber in Folge der Verwandlung des Amtes aus einem Standes-Amte in ein Staats-Amt nicht oder doch nur ausnahmsweise Vertreter des in der ländlichen Bevölkerung vorfindlichen Conservatismus, sondern Anhänger der conservativen Partei, folglich bloße Partei-Männer, und da sie, soweit sie Beamten oder Bureaukraten sind, ohne organischen Zusammenhang mit dem Volke dastehen, tritt der Fall oft genug ein, daß das conservative Landvolk dem conservativen Landrathe politisch gegenübertritt, gewiß eine merkwürdige Erscheinung, die aber dem Amte wie dem Conservatismus zu großem Schaden gereicht.

Ich habe mich sowohl bei dem Stande der Rittergutsbesitzer als bei dem Landraths-Amte länger aufhalten müssen, als ich ursprünglich beabsichtigte. Es lag mir aber daran, der großen Unwissenheit, welche über beide Institute außerhalb Preußen herrscht, nach Möglichkeit zu steuern. Um nicht gar zu weitläufig zu werden, beschränke ich hiermit die Andeutungen über die Grundzüge, welche eine ländliche Gemeinde-Ordnung haben müßte, wenn sie den Ansprüchen der ländlichen Bevölkerung, zugleich aber auch den Anforderungen des Conservatismus genügen soll. Es unterliegt jedoch keinem Zweifel, daß wenn in dieser Richtung vorgegangen wird, das

Gleichgewicht zwischen Conservatismus und Liberalismus, welch' letzterer trotz Allem, was schon geschehen, immer eine nicht zu rechtfertigende Oberherrschaft hat, wieder hergestellt würde. Es wird aber das Gleichgewicht zwischen beiden Gegensätzen dadurch wieder hergestellt, nicht das Uebergewicht des Conservatismus. Denn ich verlange das Uebergewicht des Conservatismus ebensowenig als das des Liberalismus, und nur das Gleichgewicht zwischen beiden schließt das Uebergewicht von Consequenzen aus, die in dem einen Falle so schädlich wie in dem andern sind.

Wenn Sie mich nun fragen, ob ich glaube, daß das Ministerium Bismark auch wirklich die Absicht habe, in der von mir angedeuteten Weise das conservative Princip zur Anerkennung zu bringen und durchzuführen, so antworte ich Ihnen mit vollster Ueberzeugung: Ja, ich glaube es. Allerdings habe ich keine Beweise dafür; denn Bismark hat sich bis jetzt lediglich mit der Behandlung der äußern Politik begnügt, und mit scrupulöser Consequenz Alles vermieden, woraus man auf seine Intentionen in der innern Politik schließen könnte. Gleichwohl deuten mancherlei Merkmale darauf hin, daß er auch hier eine wahrhaft conservative Politik beabsichtige, z. B. die öftern zum Theil sehr energischen Aeußerungen der officiellen und officiösen Organe über Bureaukratie und Selfgovernment, theils im Allgemeinen, theils gelegentlich der Beurtheilung der Einrichtungen anderer Staaten, ferner die Berücksichtigung aller Organe, welche auf Selfgovernment zurückzuführen sind — so ist u. A. bis jetzt noch kein Landrath bestätigt worden, der nicht im Kreise angesessen war — und sonst noch eine Menge freilich oft sehr unbedeutender Züge, die einzeln betrachtet vielleicht gar keinen Werth haben, die aber in ihrer Gesammtheit einen Eindruck hervorbringen, dem sich der aufmerksame Beobachter nicht entziehen kann. Daraus aber, daß Bismark bis jetzt jede Andeutung seiner Absichten in Betreff der innern Politik vermieden hat, kann unmöglich gefolgert werden: er habe überhaupt gar keine solchen Absichten. Er hat sich in der äußern

Politik als ein so hervorragender Staatsmann bewiesen, daß ihm schon deßhalb die Fähigkeit, auch die innern Zustände richtig beurtheilen zu können, nicht von vornherein abgesprochen werden darf. Aber außerdem ist seine bisherige Zurückhaltung eine durchaus gerechtfertigte; er mußte den ersten Sturm, den der Liberalismus nach seiner Berufung erregte, sich legen lassen; es mußte erst wieder einigermaßen Ruhe zurückgekehrt seyn, ehe eine ruhige Beurtheilung der innern politischen Verhältnisse möglich war. Jede frühere Inangriffnahme wäre eine Uebereilung gewesen, und deren hat sich Bismark bei aller Energie bis jetzt noch niemals schuldig gemacht.

Es ist daher immerhin möglich, daß es Bismark auch jetzt noch nicht an der Zeit hält, mit seinen Absichten hervorzutreten; denn möglicher Weise wird durch den Zusammentritt der Kammern, durch ihr Auftreten und ihre dadurch provocirte Auflösung und Neuwahl der Spuk nochmals wachgerufen. Aber ich glaube auch daran nicht. Die Demokratie hat trotz der jüngst bekannt gewordenen Wahlen, welche noch in ihrem Sinne ausgefallen sind, trotz aller Anstrengungen, womit sie über ihre Macht zu blenden sucht, ihre innere Hohlheit und ihre Schwäche zu klar an den Tag gelegt und dadurch zu sehr an Einfluß bei der großen Masse verloren, als daß sie den Absichten Bismarks noch ernstlichen Widerstand entgegensetzen könnte.

Deßhalb bin ich überzeugt, daß die nächsten Kammern uns den Aufschluß über die innere Politik des Ministerpräsidenten geben werden, daß wir also sehr nahe vor einer Krise stehen, welche der Herrschaft des Liberalismus in demselben Verhältnisse verhängnißvoll werden muß, als sie das conservative Princip zur Geltung bringt. Denn in diesem Falle ist Bismark der Unterstützung aller wahrhaft conservativen Elemente nicht bloß der ländlichen, sondern überhaupt der gesammten Bevölkerung sicher. Zum Beweise, daß der Conservatismus auch außerhalb der ländlichen Bevölkerung noch sehr zahlreich vertreten ist, berufe ich mich lediglich auf die katholische Kirche Preußens.

Welche Behandlung der Katholicismus im Allgemeinen vom Liberalismus zu erwarten hat, das lehren alle Staaten, in welchen letzterer in voller Blüthe steht, Baden, Italien, ja sogar Belgien, das haben wir aber auch unter der neuen Aera in Preußen zur Genüge erfahren. Katholicismus und moderner Liberalismus sind auch solche Gegensätze, daß nicht einmal eine Annäherung, ein Pakt zwischen beiden möglich ist, und daß die Existenz „liberaler" Katholiken nur durch die grenzenloseste Verwirrung aller Begriffe zu erklären ist.

Die katholische Kirche Preußens war sich dieses Gegensatzes ebenso bewußt, als sie die ihr ertheilten Lehren beherzigte. Je mehr der liberale Constitutionalismus sich ausbildete, eine um so reservirtere Haltung nahm sie ein und steht heute, gleich den conservativen Elementen der ländlichen Bevölkerung, theilnahmslos und in Erwartung der Dinge die da kommen sollen, neben und außerhalb des politischen Treibens. Sie wird aber ihr ganzes Gewicht in die Wagschale des Ministeriums Bismark legen, wenn dieses das wahrhaft conservative Princip als das Ziel seiner Aufgabe hinstellt, und wie alle übrigen berechtigten Organe des Staatslebens, so wird auch die katholische Kirche Preußens gezwungen seyn, zur Wahrung ihrer eigenen Interessen für das conservative Princip an den gegenwärtigen Kämpfen Theil zu nehmen.

LIII.

Briefe des alten Soldaten.

An den Diplomaten außer Dienst.

(Geschrieben auf einer Reise in der Schweiz und in Oberitalien.)

XIII.

Venedig 7. September 1863.

Du siehst, mein alter Freund, ich halte Wort. Erst seit drei Tagen bin ich hier und schon schreibe ich Dir wieder. Es ist schon spät an der Zeit; ich habe auf dem Marcusplatz gesessen und wollt ich nicht schreiben, so säß' ich noch dort. Der große Candelaber ist ausgelöscht, und bald werden die Gas-Flammen in den Hallen der Procuratien verschwinden; aber noch vor Mitternacht muß der abnehmende Mond am Himmel erscheinen, und dieser gäbe mir Licht genug, um meine Cigarre zu rauchen und von der Piazetta über die weite Wasserfläche zu schauen. Wie in Baveno so sitz' ich auch jetzt an der Thüre meines Balcons, ich sehe den matten Glanz der Wasser in der Giudecca und ich sehe finster die Kirche St. Giorgio maggiore als dunkle Masse mir schräg gegenüber. Doch wie ich so sitze, fühl ich nicht die weiche Luftströmung von dem adriatischen Meer; ich athme die dumpfe schwüle Luft meines Zimmers;

ich muß die Fenster verschlossen halten, denn die Schnacken und die eigenthümlichen kleinen Stechfliegen der Lagunen sind hier eine abscheuliche Plage. Das Alles sag' ich Dir, damit Du das große Opfer, welches ich der Freundschaft bringe, erkennest.

Meinen Brief vom 2. Septbr. hab' ich in Baveno dem Gastwirth zur Besorgung gegeben, Du wirst denselben erhalten haben, nebst dessen Vorläufer von Fluelen. In dem Dampfboot, welches mich von Magadino bis Baveno gebracht, bin ich nach Arona gefahren und von dort über Novara und Magenta nach Mailand gereist. Ich bin tüchtig herumgegangen in Mailand; ich habe am späten Abend noch den Dom im Mondlicht gesehen, und am frühen Morgen des anderen Tages den überwältigenden Eindruck des Innern empfangen. In der Gewißheit, daß ich zu dieser mir nicht unbekannten Stadt wieder zurückkehren werde, hab' ich sogleich mich wieder auf die Reise begeben, denn eine eigene Ungeduld trieb mich nach Venedig. An Bergamo und an Brescia bin ich im Flug vorübergefahren, in Peschiera hab' ich eine Stunde lang den Garda-See angeschaut und in Verona hab' ich die Nacht zugebracht und den folgenden Morgen. Ich sehe, wie Du erstaunst, und ich höre, wie Du in Deinem Erstaunen ausrufst: „Ist es denn möglich, daß der alte Landsknecht das berühmte Festungsviereck durcheilt, wie ein reisender Shopkeeper aus London und dessen Reisesack?" Beruhige Dich, ich werde wieder dahin zurückkehren, und wenn es Gottes Wille ist, so wirst Du noch viel hören müssen von dem Festungsviereck. In meiner Eile hab' ich auch nicht angehalten bei dem wunderlieblichen Vicenza, ich habe Padua nur von ferne gesehen und ich bin erst zur Ruhe gekommen als ich außerhalb Mestre die Lagunen erblickte, wie ein weites Meer, und in dem Wasser die Kuppeln und die Thürme von Venedig.

Vom Bahnhof fuhr ich nun in einer offenen Barke den ganzen Canal grande entlang nach meinem Hotel und wenn ich aufrichtig seyn soll, so muß ich gestehen, daß der erste Eindruck der Lagunenstadt durchaus kein mächtiger war und daß Alles, was ich da sah, durchaus nicht den Vorstellungen ent-

sprach, welche die Bilder und die sentimentalen Reiseberichte in uns erwecken. Bald waren die Nothwendigkeiten des Lebens befriediget und da verließ ich das Haus und gerieth an eine Kirche, in welcher ein feierlicher Abendgottesdienst gehalten wurde. Die Kirche war festlich geschmückt, ich hörte eine schlechte Musik, ich sah das Licht von tausend Wachskerzen, aber ich sah keine Andacht. Von dieser Kirche gelangte ich durch eine schmale Gasse zu einem weiten hohen Thor in einem großen Gebäude; ich trat durch dieses Thor und siehe — ich war von der westlichen Seite auf den Marcusplatz getreten. Mir gegenüber lag die Marcuskirche. Ich wendete mich bei dieser auf die Piazetta und, an dem Dogen-Palast vorüber, trat ich zwischen den beiden berühmten Säulen hindurch an den Rand des Meeres, d. h. an den Rand der Lagunen. Noch war es nicht dunkel, aber der Lido, welcher die Lagune von dem offenen Meer abschließt, war kaum zu bemerken. Die Musik der Oesterreicher spielte nicht an dem großen Candelaber in der Mitte des Platzes, aber dennoch war vor den Arcaden der nördlichen oder der alten Procuratien eine Menge Herren und Damen, die ihre Sorbetti verzehrten und unter diesen waren die weißen Waffenröcke in großer Zahl zu sehen. Der Platz wurde allmählig leer und auch die italienischen Bänkelsänger verschwanden.

Ich blieb ruhig sitzen in der milden, weichen Luft; der abnehmende Mond stieg hinter der Marcuskirche empor, und er schien traurig herabzuschauen auf die große Stadt, die einst die Königin der Meere genannt war. Ich ging wieder auf die Piazetta; der Dogen-Palast lag noch in tiefem Schatten; die gegenüber liegende Münze (Zecca) stund in fahlem Licht; die beiden Säulen mit schmalen Lichtstreifen zeichneten sich noch immer dunkel auf der Wasserfläche, die schon erleuchtet war, und über Alles ragte der Glockenthurm (Campanile) von St. Marcus wie eine Lichtsäule empor und auf der Spitze des flachen Daches glänzte der Engel. Die Insel St. Giorgio hatte auch schon Licht empfangen, die Kuppel der Kirche war dämmerig sichtbar und in größerer Ferne sah man wie dunkel-

rothe Punkte die Laternen des Dampfbootes. Mit leisem Ruderschlag fuhren Barken dahin oder kehrten zurück, man sah sie wie schwimmende Wasservögel dahin gleiten, von dem Lido keine Spur, und so am Kai stehend, konnte man wohl glauben, man stehe am ruhigen, offenen Meer. Ich habe lange Zeit da verweilt; auf dem Uhrthurm schlug die zwölfte Stunde; er schrieb sie mit seinen großen feurigen Ziffern und sogleich hörte man leise das Rauschen des Dampfbootes und die rothen Lichter bewegten sich gegen den Malamocco. Als ich nun wieder zum Marcusplatz zurückkehrte, da lagen Männer malerisch in lumpige Mäntel oder in andere Fetzen gehüllt, in den Hallen der Zecca und auf den Stufen des Campanile. Der große geschlossene Platz war wie ein ungeheurer verlassener Saal, dessen Decke der tiefblaue Himmel, ursprünglich für Titanen gebaut. Alles war still, mich störten meine eigenen Tritte, es war etwas Düsteres in dem großartigen Anblick und mir war, als müßte ich die Geister der alten Venezianer mit ihren schwarzen Gewändern in dem ungeheuren Raume herumwandeln sehen. Der Marcusplatz und die Piazetta sind das alte eigentliche Venedig und es ist nur zu wahr, wenn man sagt, dieses alte Venedig erscheine dem heutigen Beschauer nur in der Stille einer Mondnacht, eine gespenstische Erscheinung aus längst vergangenen Tagen.

Drei Tage lang gehe oder rudere ich in dem Labyrinth von Venedig herum. Du weißt: ich bin keiner von den Touristen, welche den sog. Merkwürdigkeiten nachrennen; ja, wenn ich aufrichtig seyn will, so muß ich gestehen, daß viele dieser Merkwürdigkeiten mich wenig oder gar nicht bekümmern. Willst Du von solchen hören, so suche sie in den Reisehandbüchern, oder lies die unzähligen Briefe, Berichte, Fragmente, Skizzen, Beschreibungen der Wanderer in Italien, oder höre mit der Geduld des Diplomaten die Erzählungen der Damen, von welchen ich Dir gesprochen. Die Gelegenheit dafür wird Dir nicht fehlen. Ich selbst will nur Eindrücke festhalten, indem ich sie Dir mittheile und gesellt sich dazu manchmal ein Gedanke, welchen diese

Eindrücke hervorgerufen haben, so mußt Du ihn eben in den Kauf nehmen. Später vielleicht setzen die Einzelheiten sich zusammen und mein alter Kopf sammelt das Gemeinsame zu einem einheitlichen Bilde.

Die Nacht, deren großen Theil ich auf dem Marcusplatz und auf der Piazetta verdämmert, hat meine Sehkraft geschärft, sie hat mich fähiger gemacht, das Fremdartige aufzufassen, die Eigenthümlichkeiten zu sehen und das Große zu schätzen. Am Morgen nach meiner Ankunft bin ich sogleich wieder auf den Marcusplatz gewandert; ich habe bei dem Uhrthurm vorüber mich in die eigentliche Geschäftsstraße (gran mercede) hinein, durch diese, über einige kleinen Plätze (campi) und durch enge Gassen, nahe an der Kirche St. Salvadore vorüber nach dem Fischmarkt und zu dem Rialto gedrängt. Ueber diese weltberühmte Brücke bin ich auf die andere Seite des großen Canales gegangen, habe weiter abwärts eine offene Barke genommen, bin bis zu der Eisenbahnbrücke längs dieser ein gutes Stück in die Lagune hinaus und wieder zurück in den großen Canal und unter der Rialto-Brücke hindurch bis zu der Riva dei Schiavoni gefahren. Ich hatte keinen Führer, der Barcaruolo wußte mir zu sagen, was ich zu wissen verlangte So hatte ich denn die Fahrt gemacht, welche die Reisehandbücher vorschreiben, aber ich habe noch mehr gethan, ich habe in diesen Tagen Kirchen und Paläste besucht und heute Abend bin ich zum zweitenmal auf dem Glockenthurme von St. Marcus gewesen.

Auf der langen Fahrt und auf meinen zahlreichen Gängen hab' ich freilich auch den Eindruck eines gewissen Verfalles empfangen, aber ich habe diesen anders als am ersten Abend bei meinem Eintritt in die Stadt der Lagunen gesehen. Was man den Verfall nennt, das sind die Spuren des langen bewegten Lebens, durch welches die Greise gegangen, lange ehe unsere jungen Städte geboren waren, oder wenigstens lange ehe sie einige Bedeutung erlangt hatten. Die Gebäude sind Urkunden für die sociale und für die politische Geschichte der Völker und

deßhalb mußt Du mir schon einige Worte über die steinernen Urkunden in Venedig gestatten.

Wenn durch Jahrhunderte die Gewalt immer nur von gewissen Personen oder Familien ausgeübt, wenn außer den Bevorrechteten jede Schichte des Volkes von der Leitung der großen öffentlichen Angelegenheiten ausgeschlossen war, und wenn das öffentliche oder nationale Leben dieses Volkes nur in den Handlungen der Regierung lag — da stehen die Gebäude der Regierung in der ersten Reihe der geschichtlichen Denkmäler. Das eigentliche Gebäude der Regierung in Venedig war aber der Dogen-Palast.

Der Dogen-Palast zu Venedig ist gezeichnet, gestochen, gemalt und beschrieben worden in Unzahl. Jedes Kind hat diesen Palast in seinem Bilderbuch, jede Dame in ihrem Album; jedes Kammermädchen weiß die schauderhafte Geschichte dieses Gebäudes und jeder liberale Schneider nennt die Säle, die geheimnißvollen Gemächer der Staatsinquisitoren, die Seufzer-Brücke und die entsetzlichen Gefängnisse. Neue gründliche Forschungen haben die Unwahrheit und die Lächerlichkeit so mancher Fabeln gezeigt, welche man Jahrhunderte lang in allen Formen verbreitet hat; aber dennoch werden diese Fabeln heute noch ausgebeutet nach dem Bedürfniß der Parteien und wahrlich diese hätten die Fabeln nicht nöthig, denn die nackte Wahrheit wäre furchtbar genug.

Daß im 14. Jahrhundert unter dem Dogen Bartolomeo Gradenigo LIII. der uralte Dogen-Palast durch neue Construktionen erweitert oder in manchen Theilen geändert worden, das scheint mir erwiesen, ob aber die gelehrten Architekten oder die noch gelehrteren Kenner der Geschichte der Baukunst den Styl dieses Gebäudes romanisch nennen oder gothisch oder maurisch, das ist mir jetzt gleichgültig. Genug — das große finstere Gebäude mit der Hauptfront an der Piazetta, mit der nördlichen Seite an die Marcuskirche stoßend und mit der südlichen an den Rand des Meeres, ist ein uraltes Gebäude, dessen monumentaler Reichthum und dessen solide Pracht von

keinem Anderen übertroffen, vielleicht nicht einmal erreicht wird. Nicht nur in den Prachtsälen und auf der sog. „goldenen Treppe“ (Scala d'oro) u. s. w. sondern selbst in den Gängen und Fluren und in weniger bedeutenden Gemächern siehst Du Thürgewände, Sockel, Gesimse, Architrave und Friese aus Marmor, Porphyr und anderem edlen Gesteine gearbeitet, wahre Meisterstücke der architektonischen Bildhauerei. Diese prachtvollen Verzierungen sind so massenhaft verwendet, daß ein besonderes Interesse nöthig ist, um sie nur zu beachten, denn der Beschauer gewöhnt sich daran zu hunderten und zu tausenden die Arbeiten zu sehen, deren jede einzeln ihm als kostbare Pracht erschienen. Ungeheure Bilder schmücken die Säle, meistens Darstellungen aus den glorreichen Zeiten der Republik mit einer unzählbaren Menge von Figuren, und welche Meister haben diese Bilder gemalt? Meister wie Paolo Veronese, Tizian, Tintoretto, Bassano, Andrea Vilentino, Palma, Giulio dal Moro u. a. Man sieht wie da die Kunst nicht allein von unermeßlichem Reichthum getragen wurde, sondern von einem nationalen Bewußtseyn, welchem der Reichthum ein Diener war.

Welches, frägt man sich, war denn die Bestimmung dieses Gebäudes? Früher hat eine kleine Abtheilung desselben dem Dogen zur Wohnung gedient, aber schon am Ende des 16. Jahrhunderts hat das Staatsoberhaupt immer in seinem eigenen Hause gewohnt. In dem Dogen-Palast versammelte sich der große Rath, in dem Dogen-Palast wurden die großen Staatshandlungen vorgenommen, in diesem empfing und hörte der Ausschuß des Senates (il pien consiglio) die fremden Gesandten, die Feldherren und die hohen Staatsbeamten, und diese wurden hier in ihre Aemter eingesetzt. Im Dogen-Palast führte der Rath der Zehner seine Verhandlungen und gab seine Sprüche und hier waren auch die Gefängnisse mit all ihren Schrecken.

Der Dogen-Palast war die Wohnung der höchsten Gewalt — was Wunder, daß diese Gewalt ihre Wohnung in so ernster Pracht hergestellt hat? An Luxus können die vielen

anderen öffentlichen Gebäude, sowohl für die mehr untergeordneten Geschäfte der Regierung als für milde und andere Anstalten bestimmt, von fern nicht mit dem Dogen-Palast verglichen werden; aber alle sind groß, reich und edel und vielleicht architektonisch schön; z. B. die Bibliothek, jetzt der kaiserliche Palast, die Münze (Zecca), die Procuratien, das Arsenal, die Spitäler u. s. w.

Auch die Kirchen sind Gebäude, welche die innere Geschichte eines Volkes oder eines Ortes erzählen. Die unzähligen Gotteshäuser in Venedig, es bestehen deren jetzt noch etwa hundert, sind wohl nicht so wie die meisten mittelalterlichen Kirchen in Deutschland aus dem tiefen religiösen Gefühl des Volkes entstanden. Die Marcuskirche, nicht weniger berühmt und bekannt als der Dogen-Palast, ist ein wunderliches Gemenge byzantinischen und maurischen Baustyles. Diese prachtvolle Kirche mit ihren fünf Kuppeln, mit ihren 500, großentheils unnützen Säulen von Marmor, Granit und Porphyr, mit ihren Mosaikbildern, deren Goldgrund eine Fläche von 40,000 Quadratfuß bedeckt, mit ihren Verzierungen von orientalischem Marmor, mit ihrer eigenthümlichen Vorhalle u. s. w. macht einen sehr fremdartigen Eindruck, denn sie zeigt uns die unheimliche Pracht des venetianischen Reichthumes. Bekanntlich mußte jedes Schiff irgend einen Gegenstand für den Bau dieses Tempels mitbringen, Kriegsmänner und Handelsleute bestrebten sich aus Egypten, aus Griechenland, aus Kleinasien Säulen, Friese und andere Stücke von dortigen Tempeln und Palästen mitzubringen, und so sind denn die Einzelheiten des Gebäudes aus aller Herren Ländern zusammengetragen. Die Marcuskirche ist eigentlich ein Denkmal, welches die reiche Republik ihrem Schutzpatron errichtet hat; und deßhalb stehen vor der Vorhalle des Gebäudes die großen Mastbäume, welche bestimmt waren, die Banner der eroberten Länder zu tragen.

Fast alle Kirchen in Venedig, ob in klassischem oder in romanischem oder selbst in gothischem oder in dem Styl der Renaissance aufgerichtet, sind edel und groß, manche wirklich

prachtvoll, wie z. B. der gothische Tempel St. Giovanni e Paolo, St. Maria dei Frari, St. Giorgio Maggiore, St. Maria dei Miracoli, St. Maria della Salute u. a. In allen Säulen, Altäre und Verzierungen von Marmor; in allen prachtvolle Bilder und kostbare Bildhauer-Arbeiten. Befinden sich nun auch in den meisten Gotteshäusern besondere Kapellen und Denkmäler vornehmer Familien, erblickt man darin auch die Schaustellung des ungeheuren Reichthumes der Patrizier, so ist doch nicht der christliche Sinn der Bauherren zu verkennen.

Es ist schon sehr spät oder wenn Du willst früh, und Du selbst mußt bekennen, daß es fast Thorheit ist, eine schöne Nacht durch hinzusitzen, um in langathmigem Briefe zu schreiben, was in einer Stunde des Zusammenseyns viel besser und angenehmer erzählt und besprochen werden kann. Jetzt aber habe ich das Schreiben wirklich genug — ein andermal weiter.

XIV.

Venedig 8. September 1863.

Gesteh' es nur: ich bin ein gutmüthiger alter Bursche. Meinen letzten Brief habe ich gestern eigentlich in der Mitte des Gegenstandes abgebrochen und heute schick' ich mich schon wieder an, meine bescheidene Darstellung weiter zu führen — natürlich zu Deinem Nutzen und Vortheil!

Der Staat kann reich seyn und die Bürger arm; die Regierung kann Paläste, Tempel und prachtvolle Denkmäler bauen und die Bürger können in Hütten wohnen. So war es aber nicht in dem alten Venedig, denn die Patrizier waren unermeßlich reich und sie haben sich königliche Paläste gebaut. Diese Paläste stehen aber nicht nur an dem großen Canal, sie stehen oft an engen Gassen oder Canälen, in welchen nur die Gewandtheit der venezianischen Gondolieri zwei schmale Gondeln

einander vorüber bringen kann. An dem großen Canal steht immer nur die schmale Seite des Palastes, diese aus dem Wasser herausgebaut enthält das Wasserthor, das der Haupteingang ist, aber die ungeheure Tiefe des Gebäudes erstreckt sich längs der kleinen Gäßchen oder Canäle und diese langen Seiten enthalten dann noch viele besondere Eingänge. Uebrigens sind es gar nicht die kleinsten Paläste, welche, wie z. B. der Palazzo Pisani, St. Stefano, nur enge winklige Zugänge und keine Räume vor sich haben. Wer die Lagunenstadt genau kennt, der kann allerdings, durch das Labyrinth enger Gassen sich durchwindend, trockenen Fußes zu jeglichem Punkte gelangen; aber die Barken und die Gondeln waren und sind die Hauptmittel des Verkehres und darum liegt immer wenigstens eine Seite eines solchen Palastes an dem Wasser. Sie sind gewaltig groß diese Paläste. In den meisten tritt man aus der Gondel auf eine breite Treppe und von der Treppe in ein Vestibul, eine gewölbte Halle, und wenn man die Maße dieser ermißt, so erstaunt man über die Größe des Steinhaufens, welcher immer noch einen, häufig aber auch zwei solche geräumige Höfe umschließt.

Ich darf wohl nicht erwähnen, daß diese ungeheuren Häuser nicht etwa rohe Steinmassen sind, wie manche unserer Schlösser aus dem späteren Mittelalter, aber bemerken muß ich, daß die meisten Beschreibungen die ursprüngliche Pracht, den Reichthum des Planes und der Ausführung nicht genug hervorheben. In diesen Palästen siehst Du keine angeklebten Verzierungen, keine bettelhafte Eleganz; alle Bestandtheile, Säulen, Friese, Gesimse, Sokel, Thürgewände aus edlem Gestein und meistens sehr reich gearbeitet. Die Fußböden sind Parquets von Marmor, oft eine wahre Mosaik, manchmal auch nur von dem wunderschönen venetianischen Stuck (Terazzi). Ein Gebäude kann prachtvoll seyn und doch nicht zweckmäßig und nicht schön, das aber ist nicht der Fall bei den Palästen in Venedig. Wenn deren Baustyl auch vielleicht nicht immer den Regeln oder der pedantischen Auffassung unserer Schulen entspricht, so

ist er doch immer edel und groß und die innere Eintheilung ist musterhaft, wenn man an das Leben denkt, für welches sie bestimmt waren. Manche dieser Herrenhäuser sind jetzt noch öde und leer, sie werden nicht unterhalten und scheinen dem Verfalle gewidmet. Viele haben eine neue Bestimmung erhalten, sie sind die Bureaus von Gerichten und Verwaltungen, Museen, Gasthäuser und Kasernen. Der schöne Palast della Regina ist jetzt ein Leihhaus; der Palast Foscari, berühmt durch die fabelhafte Pracht im J. 1574, ist jetzt eine technische Schule. Andere sind von vornehmen und reichen Fremden gekauft, z. B. von dem Grafen Chambord, dem Infanten von Spanien, dem Grafen Wimpffen, der Herzogin von Berry und der Sängerin Taglioni. Die hohen Herrschaften haben diese Paläste vollkommen hergestellt, sie neu möblirt mit ausgesuchter Eleganz, sich wahrhaft fürstliche Wohnungen geschaffen. In den Gemächern des Palastes Bevilacqua, früher Pesaro oder Dal Mani ich weiß es nicht mehr, hab' ich in schönster Ordnung Bücher, Albums, Nippsachen und Porträts der Duchessa gefunden, welche ich einst als Fräulein von Neuenfels in Carlsruhe gesehen. Eine wehmüthige Erinnerung aus Deutschland; denn die junge Frau ruht schon seit Jahren in der Erde, und ihr Gemahl ist ihr sehr schnell gefolgt. Die Schwester des verstorbenen Duca, vermählt an einen Garibaldischen General, spricht jetzt das Eigenthum an; es soll ein Proceß darüber schweben. Kunstwerke sind nothwendige Bestandtheile der Einrichtung auch in modernen Palästen, aber sie waren es noch mehr in den alten und darum findet man in diesen noch manchmal alte Bilder, welche Prachtstücke wären in unseren Galerien.

Im Allgemeinen tragen die königlichen Häuser den unheimlich düsteren Charakter, welcher uns in dem Dogen-Palast, in der Marcuskirche und in anderen öffentlichen Gebäuden auffällt, — es ist der Charakter des Staatswesens und der Geschichte von Venedig. Diese großen Häuser erzählen uns von dem Leben der Eigenthümer und der Bewohner. Die Hallen und Treppen, die Vorsäle und die ungeheuern Corridor's sprechen uns von

einem Heer von Bedienten; die Säle, die großen Zimmer mit ihren hohen Decken und die Reihen reich verzierter Gemächer sprechen uns noch von der Gesellschaft die hier sich versammelte, wie von den Einzelnen welche darin ihre stille Heimath hatten. Nur ein großer, ein fürstlicher Haushalt konnte diese Räume beleben. Kennt man einmal diese Gebäude, so wird die Phantasie mächtig angeregt. Auf dem großen Canal fahrend, meint man, man sollte die schönen Damen und die galanten Herren auf den mächtigen Balkonen oder man sollte die ernsten Patrizier sehen, wie sie die Wassertreppen herabkommen und ihre Gondeln oder ihre Barken besteigen. Wäre man eingeschlossen in solchen Palast einsam und allein, so würden die Räume sich beleben, ernste Herren in schwarzer Kleidung würden über die Treppen heraufkommen, sie würden schweigend durch eine Reihe von Gemächern wandeln, um in einem entfernten Zimmer sich miteinander zu besprechen; man würde die Damen sehen, wie sie in den Sälen umherschwebend ihre bekannte Grazie entfalten; wie sie an zierlichen Mosaiktischen sitzend, ihre Sorbetti einschlürfen, und wie sie auf Ruhebetten und Divans halb sitzend, halb liegend mit den nahestehenden Herren kosen oder mit den schönen Augen zu den Fernstehenden sprechen. Dem einsamen Beschauer müßten gespenstisch die Gruppen erscheinen, welche Tizian, Tintoretto, Paolo Veronese und andere Meister nach dem Leben gemalt.

Neben den Palästen der Großen stehen die kleinen Häuser der einfachen Bürger. Scheinen diese auch zerfallen oder vernachlässiget, so zeigen sie immer sehr edle, oft eigenthümliche Formen. Wenn wir in dem Innern dieser Häuser auch sehr große Gemächer betreten und wenn wir in diesen viele Dinge aus Marmor gearbeitet sehen, welche man in unseren Ländern mit gemeinen Hölzern herstellt, so ist doch ungeheuer der Abstand zu dem Palaste des reichen Patriziers. Wir haben Mittelglieder zwischen dem Palast des Fürsten und dem Wohnhaus des behäbigen Bürgers, zwischen diesem und dem Häuslein des kleinen Handwerkers; in dem alten Venedig fehlen

diese Mittelglieder und dieser Mangel zeigt uns die ausschließende Stellung der reichen Aristokratie.

Ueberall und aller Orten haben die Venetianer geschichtliche Erinnerungen angebracht. In dem Saal des großen Rathes hängen dicht unter dem Gesimse in langen Reihen die Porträts aller Dogen und an der Stelle des Bildes des Marino Falier hängt eine schwarze Tafel, deren Inschrift, in eigenthümlichem Latein, angibt, daß dieser Doge wegen Verbrechen enthauptet worden ist (Hic est locus Marini Faletro decapitato pro criminibus). An der südlichen Seite der Marcus-Kirche auf der Brüstung der Gallerie ist ein Kopf aufgestellt aus Marmor gearbeitet oder aus Porphyr, und dieser Kopf bedeutet das abgeschlagene Haupt eines verrätherischen Feldherrn, ich entsinne mich jetzt nicht des Namens. In Kirchen, welche Familiengräber enthalten, haben Patrizier, deren Andenken nicht geehrt werden sollte, keine oder wenigstens schlechte unscheinbare Denkmale. Ich habe ein solches sogar von Holz gesehen. Ohne Vergleich viel zahlreicher sind die Erinnerungen an Männer, welche sich verdient gemacht haben um die Republik. Unzählige Skulpturen, Gemälde, Inschriften erhalten das Andenken an diese Männer, aller Orten sind Darstellungen ihrer Thaten und damit der wichtigsten Ereignisse in der äußeren Geschichte von Venedig. Am häufigsten begegnen uns die Denkmäler in den Kirchen; das Volk mußte auch in seinem Gebet die Republik und ihre Geschichte vor Augen haben. Die Venetianer waren großartig in ihrer Klugheit, denn Ruhm und Schande haben sie verewiget durch sichtbare und wohlverständliche Monumente.

Wenn die Gebäude in Venedig uns die Geschichte des Freistaates darstellen, wenn sie uns nebeneinander von Verrath und von Hingebung erzählen, so zeigen sie uns auch neben der grausamen Härte des Regierungssystems die Versöhnung und die christliche Liebe.

Ueber die Gefängnisse der sog. Inquisition ist sehr viel gefabelt worden. Alle Welt kennt die Bleidächer (piombi)

und die Brunnen (pozzi). Hinter dem Dogen-Palast, parallel mit diesem, durch einen Canal getrennt und durch die Seufzer-Brücke verbunden, liegt ein großes, schönes Gebäude, welches heute noch die Criminalgefängnisse enthält. Die Mansarden dieses Gebäudes sind kleine, etwa acht Fuß hohe Zellen. Diese sind wie bei vielen anderen Häusern mit Bleiplatten gedeckt, aber unter den Bleiplatten, also unmittelbar in der Zelle selbst liegt eine Decke von Holz. Die Fenster gehen allerdings gegen Nordwesten, sie empfangen wohl eine kühle Luftströmung von dem Meer; aber dennoch mögen Hitze und Insekten den Gefangenen furchtbar gepeinigt haben. Jetzt werden sie nie mehr gebraucht. — Die Brunnen sind unterirdische Zellen in dem Dogen-Palast; sie liegen nicht unter dem gewöhnlichen Spiegel des Meeres, aber sie sind schauderhaft genug. Diese unterirdischen Zellen sind nicht sehr eng; sie waren überall an Boden, Decke und Wänden mit Holz vertäfert, aber die Luftlöcher derselben öffnen sich in stockfinstere Gänge und in diesen wurde nur zu gewissen Zeiten ein Licht angezündet. In diesem Gang, sagt man, wurden diejenigen erdrosselt, welche von dem Rathe der Zehn oder von den drei Staatsinquisitoren zu heimlicher Hinrichtung verurtheilt waren. Noch zeigt man die steinerne Bank, auf welcher die Unglücklichen starben und noch zeigt man in einer Mauernische den Ruß von der Lampe, welche der Henker hereinstellte bei der Verrichtung seines gräßlichen Geschäftes.

In der unmittelbaren Nähe des Dogen-Palastes, an dem Kai der Piazetta stehen die beiden berühmten Säulen, deren eine den geflügelten Löwen des heiligen Marcus und die andere den Schutzpatron der Stadt, den heiligen Theodor trägt. Zwischen diesen Säulen wurden die öffentlichen Hinrichtungen vollzogen und von den heimlich Hingerichteten sollen die Leichname, welche man nicht in das Wasser werfen wollte, an den Füßen aufgehängt worden seyn. So lautet die Sage, ob sie wahr ist? Ich weiß es nicht. Diesen Säulen gegenüber an der Südseite der Marcus-Kirche neben dem steinernen Kopf,

von welchem ich oben geschrieben, brennt immer ein Lichtlein, und frägst Du den ersten besten Gondolier, der da herumlungert, was das Lichtlein bedeute, so sagt er, es brenne für diejenigen, welche unschuldig hingerichtet worden sind. In einer Kirche ist eine große wunderschöne Seitenkapelle, die Wände von schwarzem Marmor, der prachtvolle Altar von schönem, feinem schwarzen Basalt (Probirstein); sie macht einen eigenthümlich finstern Eindruck und dieser Eindruck wird nicht geschwächt durch die Erzählung, daß in dieser Kapelle die Messen gelesen wurden für die Seelen derjenigen, die hingerichtet worden sind. Das aristokratische Regiment war fürchterlich hart, es kannte kein Erbarmen gegen diejenigen, welche sich gegen das System erhoben; das Volk fühlte die Versöhnung durch den Tod und dieses Gefühl mußten die Machthaber schonen.

Sieht man die Anstalten zur Ueberwachung und zur Verrätherei; sieht man die geheimnißvollen Gerichtssäle, sieht man die schauderhaften Gefängnisse und die Orte der heimlichen und öffentlichen Hinrichtung: so sieht man nicht ferne die Gebäude für Anstalten der Wohlthätigkeit und des Unterrichtes errichtet. Diese Gebäude sind, ich hab' es schon früher erwähnt, groß, und nicht weniger prachtvoll als solche, die anderen Zwecken der Herrschaft bestimmt waren, und alle Künste haben in diesen Gebäuden zur Verherrlichung der christlichen Liebe gearbeitet. Zeigen die Paläste der alten Nobilis deren königlichen Haushalt, so zeigen die Spitäler, die Waisenhäuser, die Schulen u. s. w., daß hier die Barmherzigkeit in großem Styl gearbeitet hat. Wäre diese Barmherzigkeit nur Klugheit der Machthaber gewesen, so wäre gerade dadurch erwiesen, daß diese Barmherzigkeit in dem Wesen des Volkes lag und deßhalb gefordert und gegeben wurde. Leb wohl!

XV.

Venedig 9. September 1863.

Gestern bin ich müde gewesen, deßhalb ist mein Brief

kurz geworden und der heutige wird es auch werden; denn ich habe mich mit Bekannten versagt. Was ich bis jetzt geschrieben, das mag hinreichen, um Dir zu zeigen, daß Du Venedigs Geschichte und Eigenthümlichkeiten in seinen Bauwerken so deutlich lesen kannst, als dieß an keinem anderen Ort möglich ist. Es sind nicht gerade gewaltige Studien nöthig, um diese Erzählungen zu verstehen, doch verschmäh' nicht einige Rückblicke in die Entwickelungsgeschichte des oligarchischen Staates.

Die armen Leute, die, den Hunnen entflohen, sich auf den Lagunen niedergelassen, haben allmählig sich in eine Stadt zusammengedrängt. Dieses kleine Gemeinwesen auf der Insel Rialto hat sich ausgedehnt, es hat bewegliche Reichthümer erworben und es hat große Besitzungen erobert. Wie immer und überall sind die Erwerbungen einer verhältnißmäßig kleinen Anzahl von Bürgern zugefallen und diejenigen, welche Reichthum besaßen, die wollten auch die Macht. In vielen und heftigen Kämpfen erschien der Widerstand des Volkes gegen die Bildung einer aristokratischen Macht, aber in dem Aufstand vom J. 1172 errang diese den Sieg. Die unmittelbare *Theilnahme* des Volkes wurde aufgehoben und die höchste Gewalt einer zahlreichen Versammlung von Edeln, d. h. von Reichen übertragen; dem Dogen aber, dem scheinbaren Oberhaupte des Staates, wurde ein verantwortlicher Rath, die Signoria zur Seite gesetzt. Diese Einrichtung konnte den großen und reichen Familien nicht genügen, denn sie mochten es nicht ertragen, daß ihre Versammlung durch alljährliche Wahlen zusammengesetzt werde. Ein Jahrhundert hatte ihre Reichthümer und ihre Ansprüche vergrößert; sie wollten eine ausschließliche und feste Herrschaft besitzen und im J. 1297 unter dem Dogen Pietro Gradenigo gelang es ihnen den großen Rath in eine geschlossene Versammlung zu verwandeln, für welche der Sitz in gewissen Familien vererbte. Die Gewalt war sonach bei einer Gesellschaft von Erbaristokraten und kein Bürger hatte Theil an dieser Gewalt, wenn sein Name nicht in dem „goldenen Buch“ eingetragen, d. h. wenn er nicht ein erbliches Mitglied dieser Genossenschaft war. Venedig war ein

mächtiger Staat und dieser Staat war das Eigenthum einiger bevorzugten Familien geworden, andere edle Familien aber waren in die Masse des unterthänigen Volkes geworfen. Diesen mangelte ein gesetzliches Organ selbst nur zu Beschwerden und Bitten; was Wunder daß sie zu dem Entschlusse kamen, ihre Rechte mit den Waffen zu erringen. Aber auch der Aufstand des Bajamonte Tiepoli im J. 1310 wurde niedergeschlagen und die Folge war die Einrichtung des „Rathes der Zehn" (Consiglio dei Dieci), ursprünglich wie etwa die Sternkammer in England, ein Special-Gerichtshof dessen Glieder in dem großen Rath auf eigenthümliche Weise aus hervorragenden Patriziern gewählt wurden. Bei dem Absterben des Dogen Gradenigo war das oligarchische Regiment in Venedig festgestellt; denn nur 24 Jahre später wurde der Rath der Zehn als organisches Staatsinstitut anerkannt. Mehr als zwei Jahrhunderte lang arbeitete dieses nun an der Ausdehnung seiner Macht; es bildete die sog. Aggiunta, d. h. es erwarb die Befugniß die Häupter und beliebige Mitglieder aller Regierungs-Collegien nach Gutdünken sich beizugesellen und es erhielt damit das Recht, sich in alle Staatsgeschäfte zu mischen. Man kann mit Wahrheit sagen, daß nach und nach der Rath der Zehn die ganze aristokratische Regierungsgewalt in sich concentrirte, und daß er die mächtigste Behörde blieb, selbst nachdem man im J. 1582 versucht hatte, ihn zu seiner ursprünglichen Bestimmung zurückzuführen.

Der letzte schwache Schein einer Theilnahme des Volkes war der Arengo, eine Art Volksversammlung, in welcher der von dem großen Rath gewählte Doge zur Anerkennung verkündet wurde. Es war ein bedeutungsloses Schauspiel, aber auch dieses wurde abgeschafft bei der Wahl des Dogen Francesco Foscari im J. 1423 und der große Rath beschloß, daß seine Wahl die gültige Ernennung sei und daß der Arengo künftig nicht mehr gerufen werden solle.

In dem Maß, als die Macht der Patrizier sich ausdehnte, beschränkte sie die Gewalt des formellen Staatsoberhauptes,

gänge haben in gutem Glauben selbst bessere Geschichtschreiber erzählt. Diese haben, soviel mir bekannt, ihre Erzählungen meistens auf das sog. Statut der Inquisition gestützt, welches Daru in der Pariser Bibliothek aufgefunden hat; aber die neuen Forschungen haben bewiesen, daß dieses berühmte und vielbesprochene Dokument entschieden ein unächtes ist.

Was war denn die Staatsinquisition zu Venedig? Sie war eine Commission des Rathes der Zehn, ursprünglich bestimmt zur strengen Ausführung des Gesetzes vom J. 1518 und zur Ueberwachung und Bestrafung der Patrizier, der Beamten und anderer Personen welche dem erwähnten Gesetze entgegen, mit den Regierungen anderer Staaten oder mit deren Gesandten Verbindungen unterhielten und Staatsgeheimnisse ausschwazten, d. h. von Staatssachen redeten. In Venedig waren alle Geschäfte Geheimniß und es war Jedem gesetzlich verboten, den Gesandten einer anderen Macht ohne besondere Erlaubniß zu besuchen. Diese Commission bestund aus drei Mitgliedern, deren zwei aus der Reihe der Zehner und das dritte aus den Räthen des Dogen ernannt wurden. Außer diesen regelmäßigen Mitgliedern wurde noch ein Ersatzmann ernannt, welcher in gewissen Fällen für einen anderen eintrat. Die Namen dieser Inquisitoren waren ein Geheimniß, aber sie besaßen keine besondere eigene, sondern sie handelten unter der Autorität des Rathes der Zehn. Die Inquisition stellte die Nachforschungen an; sie empfing die Anzeigen und die Denunciationen, sie führte gegen den Angeschuldigten die Untersuchung und schöpfte das Urtheil; aber der Rath der Zehn verfügte die Untersuchungshaft und behielt sich vor die Prüfung des Prozesses und die Aenderung des Urtheils, welches er nur mildern, in keinem Fall aber schärfen konnte. Die Urtheile mußten dem großen Rath zur Kenntnißnahme mitgetheilt, demselben aber, wenn die drei Inquisitoren verschiedener Meinung waren, zur Entscheidung vorgelegt werden. Durch spätere Verfügungen wurde die Befugniß der Inquisition noch viel weiter ausgedehnt, sie durfte, unter Genehmigung der Zehner, Belohnungen

für geheime Anzeigen zusichern, sie durfte Verdächtigen oder Angeschuldigten eine volle Straflosigkeit versprechen und sie durfte die peinliche Frage anwenden.

In dem Laufe des 16. Jahrhunderts war der venetianische Handel bekanntlich sehr gesunken; die Republik hatte viele ihrer Besitzungen verloren, ihre Macht und ihr Ansehen hatten bedeutend gelitten, ihre Lage war schwierig und manchmal sogar war ihr Bestand ernstlich bedroht. Die Zustände im Innern vermehrten die Gefahren. Ein ungeheurer Reichthum hatte sich in den regierenden Familien gesammelt; die Vermögen des anderen zahlreichen Adels hatten sich fortwährend verringert, und so gab es in Venedig einen reichen und mächtigen, und einen armen untergeordneten Adel. Jener besetzte alle hohen Aemter, dieser mußte leben von bezahlten untergeordneten und selbst niedrigen Stellen. Die Reichen waren herrisch und anmaßend in dem Bewußtseyn ihrer Macht, die Armen waren unzufrieden, voll verbissenen Hasses gegen die herrschenden Geschlechter; sie waren aufrührerisch und immer zu Intriken und Ränken bereit; unsittlich, verkommen und verweichlicht waren die Reichen und die Armen. Diese inneren Feinde wurden von den äußeren benützt, und selbst Glieder der herrschenden Familien wurden von fremden Mächten erkauft. Unter diesen Umständen wurde die Machtbefugniß der Inquisition immer mehr erweitert, ihrer Gerichtsbarkeit wurden immer mehr Gegenstände unterworfen und sie ward nebenbei die oberste Behörde der hohen Polizei. Die Inquisitoren waren beauftragt für die Bescheidenheit des Lebens zu sorgen, die Spielhäuser zu unterdrücken, die Integrität der Magistrate und selbst das innere Leben der religiösen Anstalten und der Ordenshäuser (la santità dei monasterii) zu überwachen. Das Alles läßt sich begreifen in einem Staatswesen, in welchem grundsätzlich und gesetzmäßig die öffentliche Gewalt alle Dinge leiten und regeln sollte; aber nur die immer zunehmenden innern Schwierigkeiten und die Gefährdung des oligarchischen Wesens können uns die furchtbare Ausdehnung der Gewalt erklären, welche die

Inquisitoren am Ende des 16. Jahrhunderts ausübten. Erst im J. 1596 erhielt die Commission der Zehner den Titel „Staats-Inquisition“, und diese wahrte die öffentliche Ruhe, die äußere und innere Sicherheit, und sie führte selbst eine strenge Aufsicht über die Ordnung der Familien und das Privatleben der einzelnen Menschen. Die Staatsinquisition mischte sich aller Orten in die Regierung und sie unterwarf sich die größten und die wichtigsten Angelegenheiten des Staates.

Bei Alledem war das Verfahren der Staatsinquisition an bestimmte und an feste Regeln gebunden; die Gesetze und Verordnungen, welche alle ihre Geschäfte vorschrieben und leiteten, gingen von dem großen Rath aus oder von dem Rath der Zehn, von welchem sie als dessen Abordnung je nach Umständen eine größere oder kleinere Gewalt erhielt. Saßen die Inquisitoren in ihrer Eigenschaft als Richter, so war bei ihnen wie bei allen Gerichtshöfen Anklage, Vernehmung, Vertheidigung und Spruch, und die unveränderliche Ordnung ihres Prozesses ist jetzt aus vielen übrig gebliebenen Akten bekannt. Die Staatsinquisition war ein schreckliches, aber sie war kein willkürliches Gericht und wenn ihre Sprüche grausam waren, so waren sie es nur als Vollzug grausamer Gesetze. Die Inquisition und ihr ganzes Verfahren waren in strenges Geheimniß gehüllt und gerade durch dieses Geheimniß entstunden in dem Volke all die schauerlichen Sagen, die man dem Fremden jetzt noch erzählt, wenn er sich den Dogen-Palast besieht.

Das Institut der Staatsinquisition in Venedig dürfen wir so wenig als die heilige Fehme in Deutschland nach unseren Begriffen von politischer und bürgerlicher Freiheit beurtheilen. Was heutzutag bis zum Fabelhaften erschrecklich erscheint, das war im 16. Jahrhundert überall und besonders in Italien nicht außer der Auffassung der Zeit und der Völker. Die liberalen italienischen Geschichtschreiber gestehen, daß die verrufene Staatsinquisition unschätzbare Dienste geleistet habe für die Erhaltung der bürgerlichen Gleichheit, für die guten Sitten, für die Ruhe der Familien, für den Schutz des Volkes gegen

die Anmaßung der Vornehmen, für die Sicherheit des Lebens und für das Wohl der Republik. Mag es seyn, schlechte Mittel haben oft gute Folgen. Wir, wenn wir uns auch um drei Jahrhunderte zurückdenken, sehen in der venetianischen Staatsinquisition immer das Geschöpf und das Werkzeug einer schrankenlosen und furchtbaren Zwangsherrschaft, einer Zwangsherrschaft welche das ärgste Spionenwesen groß zog, welche das gegenseitige Vertrauen bis in das Innerste der Familien zerstörte, welche mit dem freien Wort jede selbstständige Gesinnung unterdrückte und welche die thatkräftige Liebe zum Vaterland in dem Volke nicht aufkommen ließ und deßhalb die erhaltende Kraft des Staates in ihren Wurzeln zerstörte.

Die Staatsinquisition ist wie keine andere Anstalt geeignet, um den Charakter des venetianischen Staatswesens darzulegen und darum hab' ich Dir die obigen Bemerkungen vorgeführt.

Allerdings bin ich noch nicht an dem Schluß meiner Betrachtungen. Aber für jetzt ist's genug.

XVI.

Venedig 11. September 1863.

Zum Herumbummeln hab' ich heut keine Lust und darum will ich schreiben, bis die Finger müde sind. Seh' ich doch vor mir die blauen Wasser der Giudecca und sitze frei in der Luft-Strömung von dem Meere.

Meinen letzten Brief habe ich mit der Bemerkung geschlossen, daß die Staatsinquisition mehr als irgend eine andere Anstalt uns den Charakter und das Wesen der sog. Republik von Venedig enthülle. Gestatte, daß ich jetzt meinen Rückblick auf dieses Staatswesen vollende.

Die Republik arbeitete Jahrhunderte lang, um Reichthum, Macht und Ansehen zu erwerben. Sie besaß dafür die ge-

wöhnlichen Mittel, aber sie wußte dieselben mit großer Klugheit und darum mit Erfolg zu verwenden. Der Handel gab ihr den Reichthum, sie gebrauchte den Reichthum, um ihren Besitz zu vergrößern und der Besitz gab wieder die Bedingungen der Macht. Als die Bewegung des Welthandels andere Richtungen fand, da, fast zu derselben Zeit, bildete sich die Gemeinsamkeit der Staaten, welche man das „europäische Staaten-System" nennt. Große Mächte traten in die Periode ihrer Entwicklung; sie wollten dort erwerben, wo die Venetianer besaßen, oder wo ihre großen Interessen lagen. Die politischen Wirren wählten zu ihrem Tummelplatz das zerrissene Italien und da mußte der Lagunenstaat mit ungeheurer Anstrengung arbeiten, um seinen Reichthum und seine Macht zu erhalten. Das ist am Ende der Gang eines jeglichen Staates in seinen äußern Beziehungen; aber die innern Verhältnisse der Republik waren von jenen aller anderen Staaten verschieden.

Das oligarchische Regiment hatte vor Allem die Aufgabe, den bevorzugten Geschlechtern die Ausübung der alten Herrschaft zu sichern. Der einzelne absolute Herrscher kann seinen Unterthanen ein gewisses Maß politischer Rechte verleihen und er gibt deßhalb doch nicht seine Machtvollkommenheit auf. Das Königthum kann den Bürgern einen Antheil an der Gewalt gestatten; es kann Körperschaften mit selbsteigenen Rechten unter sich dulden und es kann stärker werden durch seine eigene Beschränkung. Nicht so die Oligarchie; diese darf nicht zulassen, daß irgend Einer, welcher nicht den herrschenden Geschlechtern angehört, Theil habe an der Gewalt, es sei denn als deren untergeordneter Diener. Würde sie solchen Antheil gewähren, ohne die Begünstigten in ihre Reihen aufzunehmen, so würde sie eine Genossenschaft hervorrufen, welche den Besitz der Macht erstrebend je nach Umständen die regierenden Familien aus ihrer herrschenden Stellung verdrängen und somit den wesentlichen Charakter des Regimentes ändern würde. Mehr als der absolute König muß die Oligarchie alle Verhältnisse des Staates, und das ganze Leben der Gesellschaft beherrschen; nimmer darf

sie Rechte anerkennen, die sie selbst nicht verleiht und in dem Bereich ihrer Gewalt darf nimmer eine selbstberechtigte autonomische Körperschaft frei nach ihren eigenen Gesetzen leben und wirken. Die venetianische Republik gab sich den Anschein großer Frömmigkeit; sie liebte es sich den heil. Marcus zu nennen; aber dieser heil. Marcus war beständig in Hader mit der Kirche; er versuchte viele Mittel, um deren Autonomie auf seinen Gebieten zu brechen und in diesem sehr folgerichtigen Streben lag sicherlich der tiefere Grund der Streitigkeiten mit dem Papst und der Feindschaft mit dem benachbarten Kirchen-Staat.

Die venetianische Oligarchie hat die regierenden Geschlechter nicht nur zur geschlossenen, sondern auch zu einer ausschließenden Körperschaft vereinigt. Wohl hat sie manchmal die Listen des goldenen Buches vergrößert, wie sie z. B. im J. 1381 dreißig Familien aufgenommen hat.

Sie mußte manchmal irgend einem reichen und ausgezeichneten Bürger den Saal des großen Rathes öffnen, *sonst* hätte sich im Laufe der Zeit die Anzahl der Familien *vermindert*; die sog. Republik wäre allmählig eine Monarchie geworden, und wahrscheinlich hätte das Volk dieser Aenderung keinen großen Widerstand entgegengesetzt. Die Aufnahme neuer Glieder in den großen Rath war allerdings in bestimmten Gesetzen ausgesprochen; aber diese Gesetze hatten Bedingungen gestellt, welche sehr schwer erfüllt werden konnten und welche deßhalb es immer möglich machten, die Aufnahme neuer Glieder des großen Rathes zu genehmigen oder zu verweigern, je nach Gutdünken oder Bedürfniß. In Venedig wurde der Ehrgeiz des Einzelnen zum Ehrgeiz einer Familie und dieser zum Ehrgeiz der Gesammtheit aller herrschenden Geschlechter.

Wer eine Regierung und ihre Handlungen seiner Beurtheilung unterwirft, der hat gewissermaßen sich einen Antheil an der Gewalt angemaßt. Das duldet nicht der absolute König und noch weniger darf die Adelsherrschaft es dulden. Deßhalb war in Venedig jedes Urtheil über die Regierung

verboten und es war, ich hab' es früher bemerkt, eine jede harmlose Besprechung öffentlicher Angelegenheiten untersagt. Ein ausgesprochener Tadel war Hochverrath, welcher den Unvorsichtigen sicherlich in die Rathskammer der Zehn führte, oder in das Zimmer der Inquisitoren. Ganz folgerichtig wollte man auch das Lob gewisser Regierungshandlungen nicht haben, denn das Lob ist auch ein Urtheil. Man sollte über die Regierung gar nicht reden; im Vertrauen auf deren Gerechtigkeit und Weisheit sollten die Unterthanen stillschweigend sich dem höheren Willen unterwerfen, wie das gläubige Gemüth sich der göttlichen Fügung unterwirft. Weil aber die Kenntniß einer Sache deren Beurtheilung unvermeidlich hervorruft, so war jede Staatssache ein Geheimniß und es waren furchtbare Gesetze erlassen, um das Geheimniß zu sichern.

Die Vermischung der Gewalten lag in der Zeit; aber in keiner Zeit, und selbst nicht in der Hand eines absoluten Königs waren alle Bestandtheile des Staatslebens so wie in den hohen Collegien zu Venedig vereiniget und durcheinander geworfen. Der Doge und der große Rath, der Senat und der Rath der Zehn waren Gesetzgeber, Richter und Vollzugsbehörden. Bei den Inquisitoren und bei den Proveditoren in den Provinzen waren richterliche und vollziehende Gewalt vereinigt. Das war denn auch natürlich, denn die herrschende Aristokratie war der unbeschränkte König und Herr, und diesem gab die Vermischung der besonderen Theile des Staatswesens jene Einheit der Gewalt, durch welche diese so furchtbar geworden. In den unteren Theilen der Staatsverwaltung war allerdings die Trennung nothwendig, es bestunden gewöhnliche Gerichte, welche besonders in Civilsachen selbstständig und unabhängig ihre Sprüche erließen, aber diesen Gerichten entzogen die Inquisitoren was ihnen beliebte. Das Verfahren der gewöhnlichen Gerichte konnte öffentlich seyn; aber das höchste Gericht und seine Richter waren ein tiefes Geheimniß. Das Geheimniß war wohl auch in anderen Staaten, es war vielleicht gefordert von dem Sittenzustande der Zeit; aber die venetianische Aristokratie bedurfte

einer heimlichen Magistratur, weil die Verbrechen, die sie verfolgte, auch in dunklem Geheimniß beschlossen und vorbereitet wurden. Dieser geheimen Magistratur war ein allgemeines Inquisitionsrecht nothwendig, denn sie sollte nicht einem Uebel begegnen, das sie kannte, sondern sie sollte solchem zuvorkommen, welches ihr unbekannt war. Diese Magistratur war aufgestellt, um Verbrechen, die sie vermuthete, zu verfolgen und zu bestrafen. Diese Bemerkung hat schon der alte Montesquieu gemacht.

Der heil. Marcus kannte sehr genau die Eigenheiten aller Schichten seines Volkes und er wußte sie zu behandeln. Wenn auch die regierenden Familien in einer geschlossenen Körperschaft sich zusammenhielten, so konnten deren einzelne Glieder und Angehörigen der Körperschaft dennoch gefährlich werden und sie sind es sehr oft geworden. Deßhalb waren sie wie andere Leute der Gewalt der Gesammtheit unterworfen und diese führte eine sehr strenge Aufsicht. Den Patriziern konnte man eine gewisse Kenntniß der Staatsangelegenheiten nicht entziehen; deßhalb war ihnen das Geheimniß eine gesetzliche *Pflicht*; und wer diese verletzte, der war des Einschreitens der Inquisitoren und einer harten Strafe gewiß und stund sein Name auch unter den glänzendsten Namen im goldenen Buch. Die Patrizier waren freundlich und höflich in dem unvermeidlichen Verkehr mit den Leuten der unteren Klasse, aber darum waren sie doch unnahbare Herrn und schon ihr Leben und ihr fürstlicher Haushalt trennte sie von denen, die von ihnen regiert wurden.

Der arme oder überhaupt derjenige Adel, welcher nicht zu dem regierenden gehörte, betrachtete sich diesem als ebenbürtig und gleich, nicht mit Unrecht, denn er enthielt Familien von uralter vornehmer Abkunft. Dieser niedere Adel war immer zu Intriken geneigt und bereit, denn er wollte gerne die Ausübung der Gewalt an sich reißen, nicht um ein freieres Staatswesen, sondern um selbst eine Oligarchie zu bilden und um reich zu werden, wie die patrizischen Geschlechter es waren. Diese Adeligen bildeten keine Körperschaft, sie hatten keinen inneren

Zusammenhang, sich den Bürgern anzuschließen waren sie viel zu hochmüthig und so blieben alle ihre Ränke ohne Erfolg. Wie sehr sie auch unzufrieden seyn, wie sehr sie die Herrschenden auch hassen mochten, sie waren einzeln genöthigt, sich um die Gunst derjenigen zu bewerben, von welchen die Verleihung einträglicher Stellen abhing, denn von solchen Stellen mußten sie leben. Die Angehörigen dieses Adels aber wurden verweichlicht, von ihnen war der ritterliche Geist und die adelige Gesinnung gewichen, sie dienten nicht mehr im Heer und auf der Flotte und so konnten sie höchstens zu mehr oder weniger untergeordneten Diensten gebraucht werden. Die Angehörigen des niederen Adels wurden sittlich verkommen und aus den übriggebliebenen Akten der Inquisition geht hervor, daß sie das Spiel zum Gewerbe machten, um die liederlichen Söhne der Patrizier in ihren Spielhäusern zu plündern. In dieser Zerfahrenheit wurden sie abhängig; einerseits wurden sie von der Oligarchie zu ihren Absichten, andererseits aber von den Höfen und den Gesandten anderer Mächte als Werkzeuge der politischen Umtriebe gegen ihr eigenes Vaterland gebraucht. Gegen diesen Adel vorzüglich waren die furchtbaren Gesetze erlassen, gegen diesen und gegen die Patrizier selbst wurde das Institut der Staatsinquisitoren ursprünglich errichtet. Diese Klasse der Gesellschaft, in sich selbst geeiniget, konnte ein Widerstand, vielleicht ein unbesiegbares Hinderniß der oligarchischen Zwangsherrschaft werden; aber mit ihrer eigenen Schuld wurde sie zerrissen, abhängig und schwach.

Die Bürger (cittadini) waren wie in Venedig, so in Padua, in Brescia, Bergamo und in anderen Städten allerdings in Gemeinden vereinigt und die verschiedenen Gewerbe, wenn nicht in wirklichen Körperschaften, doch in Vereinen verbunden. Den Gemeinden und den Gewerbschaften gestattete man allerdings eine gewisse Befugniß zur Besorgung ihrer besonderen Angelegenheiten; aber sie mußten sich fern halten von Allem was nur mittelbar das eigentliche Staatswesen berührte. Die Selbstständigkeit in der Behandlung der eigenen

Sache konnten sie nicht weiter ausdehnen, als es den Herren gefiel, in Venedig aber sorgte der Rath der Zehn und in den unterworfenen Städten sorgten die Proveditori dafür, daß die Bürger an eine politische Selbstständigkeit nicht dachten und daß niemals eine einheitliche willensfähige Bürgerschaft entstund. Die Bürger waren wohlhabend, sie pflegten die Kunst und erfreuten sich der Werke derselben. Der gemeinste Handwerker war auf den Ruhm der venetianischen Schule nicht weniger stolz, als der vornehmste Patrizier. Die Bürgersleute wollten Sicherheit haben für ihren Erwerb und Besitz, sie wollten Gerechtigkeit finden in ihren eigenen Sachen und sie wollten geschützt seyn gegen die Anmaßungen der Nobilis. Diese Sicherheit und diesen Schutz gewährte ihnen die venetianische Regierung. Sie hob und schützte die Gewerbe, der Bürger konnte in seinen Streitigkeiten Recht finden und zwar gutes, strenges Recht, sie wurden kräftig gegen die Adeligen geschützt, unnachsichtlich wurde jede Gewalt und jede unverschämte Anmaßung gestraft und wäre sie von dem Sohne des Dogen begangen. Die Bürger hatten keine Neigung für Unruhen wegen politischer Dinge und wenn in Venedig oder in anderen Städten solche entstunden, an welchen die Bürger Theil nahmen, so waren sie fast immer von den Adeligen angeregt, welche irgend eine gerechte Unzufriedenheit der Bürger benützten.

Die Bauern (contadini) waren eigentlich keine Unfreien, aber sie konnten ihre Freiheit nicht benützen. Sie besaßen wie heute noch kein Eigenthum, sie waren höchstens nur Erbpächter der Herren, deren Güter Latifundien waren. Die Bedingungen des Pachtes waren hart, sie mußten mühsam sich durch das Leben quälen und so waren sie durchaus abhängig von ihren Herren.

Die Masse der Besitzlosen war sehr groß, sie waren kräftige, im Allgemeinen mäßige, bescheidene und gutmüthige Menschen wie sie heute noch sind. Diese mußten ihrem mühsamen Erwerb nachgehen und es war ihr Ehrgeiz und ihr Streben, in die Dienste des Staates oder der reichen Patrizier aufge-

nommen zu werden. Die große Menge aber, welche in solchen Diensten nicht stand, darunter die sog. öffentlichen Gondolieri, die Seeleute und Arbeiter an dem Hafen (Schiavoni), die Fischer auf dem Lido, die Seeleute in Chioggia u. s. w. hatten einen gewissen Zusammenhang, und bei mehreren Aufständen erschienen sie in Massen, welche, von Ideen bewegt und von tüchtigen Führern geleitet, den Patriziern sehr gefährlich werden konnten. Diese Leute mochten wohl zu Störungen benützt werden, für sich selbst aber machten sie keine Unruhen, so lange sie nicht bitteren Mangel litten, oder durch harte Maßregeln verletzt und geschädiget wurden.

In natürlicher Entwicklung hatten sich die Verhältnisse der Gesellschaft sowie die gegenseitigen Beziehungen der Volksschichten in Uebereinstimmung mit den Grundsätzen der Herrschaft gebildet, und diese behandelte diese Verhältnisse und Beziehungen mit wunderbarer Klugheit.

Strenge rücksichtslose Gerechtigkeit war der Stolz der Republik Venedig; diese Gerechtigkeit wurde geübt in allen Dingen welche nicht politischer Natur waren, und in Sachen welche die oligarchische Gewalt berührten, bestand die Gerechtigkeit doch formell. Die Rechtswissenschaft wurde hoch geachtet und sorgsam gepflegt; die höchsten Patrizier waren häufig rechtskundige Männer und die Fakultät von Padua war eine Autorität. Das venetianische Staatswesen zeichnet sich besonders auch dadurch aus, daß nichts nach Willkür, sondern daß Alles nach festen Regeln geschah und daß keine Rücksicht waltete, insofern solche nicht durch die Regel selbst vorgeschrieben war. Dadurch wurde freilich die Zwangsherrschaft nur um so ärger, aber das Volk gewann die Ueberzeugung, daß der heil. Marcus in allen Dingen gerecht sei, besonders wenn es sah, daß die herrschende Klasse diese Gerechtigkeit gegen Niemanden strenger übte als gegen ihre eigenen Glieder. Die Meinung von der Gerechtigkeit der Republik war eine ihrer mächtigsten Stützen und der Zerfall schritt unaufhaltsam fort als diese Meinung zerstört war.

Die Regierung erlaubte dem Volke gewisse unschädliche Freiheiten, welche der Charakter und die Lebensart der Italiener

fordern und welche den Gewalthabern selbst wieder zu gut kamen. Unter diesen war die Maskenfreiheit nicht die geringste. Wie argwöhnisch und scharf die Polizei auch seyn mochte, sie gestattete Leben und Bewegung. Die Regierung und die Großen gaben Feste, welche besonders die Armen erfreuten; überall verbreitete sie den Schein väterlicher Sorgfalt und der Doge selbst ließ sich herab die niedrig geborenen Söhne der Republik bei feierlichen Gelegenheiten mit Auszeichnungen zu bedenken, so z. B. die Schiffer von Chioggia bei der Vermählung mit der Adria, so der Preis des Siegers bei der Regatta. Die väterliche Sorge erschien in dem Bestreben, das Volk gegen Mangel zu schützen, Theurung und Hungersnoth abzuwenden und im Unglück ihm zu Hülfe zu kommen, wie z. B. bei der Pest im Jahre 1575. Die große Zahl reich dotirter Wohlthätigkeits-Anstalten hat ihren Ursprung meistens wohl in der christlichen Liebe der reichen Gründer, aber der Staat hat sie alle begünstigt und viele aus seinen Mitteln geschaffen, denn der Glanz der Wohlthätigkeit gehörte zu dem System des heil. Marcus.

Wer über großes Vermögen verfügt, wer hoch über den gemeinen Sorgen stehend, von diesen nicht berührt und beengt wird, der kann sich und die Seinigen mit Annehmlichkeiten umgeben, der kann seinen Schönheitssinn geltend machen bis in die Einzelheiten des Lebens und er kann Anderen einen Mitgenuß an seinem Luxus gestatten. Der Reiche soll Aufwand machen. Die venetianischen Großen waren sehr reich; sie waren mit einem lebhaften Sinn für Schönheit geboren und als Griechenland aus der Erniedrigung in Barbarei versunken, da war Italien das Land in welchem der natürliche Schönheitssinn und die Prachtliebe sich entwickeln mußten. Die Patrizier von Venedig trieb nicht nur die Neigung zum Aufwand, sondern die Grundsätze des Staates machten die Entfaltung ihrer königlichen Pracht ihnen zur Pflicht. Die Regierung wollte die Schaustellung des Reichthums und bei schicklicher Gelegenheit verwendete sie ungeheure Summen auf prachtvolle Feste, wie z. B. als im J. 1574 der König Heinrich von Frankreich

Venedig besuchte. Die Macht der Republik lag in ihrem Reichthum und die Republik wollte den Reichthum zeigen, als die Macht schon bedeutend gesunken war und vielleicht gerade deßhalb.

Der Reichthum mit seiner Prachtliebe hob und gebrauchte die Künste, sie schmückten ihr die Kirchen und die Paläste, sie verewigten die Thaten der Republik und die Verdienste ihrer Staatsmänner und ihrer Feldherren. Das Volk bis in dessen unterste Schichten gewann Liebe und Sinn für die Künste, es wurde von den Kunstwerken angezogen und beschäftigt, diese zeigten ihm die Größe der Herren, sie richteten den religiösen Sinn auf die Pracht des Formenwesens und der wundervolle Schmuck der Kirchen verbarg ihm die Angriffe auf die Selbstständigkeit der Kirche.

Die venetianischen Patrizier waren sicherlich sehr gebildete Männer, darum pflegten und schützten sie die Wissenschaft und sie gewährten dieser die nöthige Freiheit, so lang sie nicht in das Staatswesen eingriff.

Die Oligarchie zu Venedig hatte großen Sinn und große Ideen; was sie ausführten war prächtig und groß, selbst diejenigen Gebäude, welche nur nützlichen Anstalten dienten, wurden als Monumente errichtet und die Anstalten selbst waren niemals ärmlich und klein. Ich bin in Portsmouth, in Portsea, in Devonport und in Woolwich gewesen; ich habe die Werften, die Werkstätten und die Arsenale der Engländer gesehen, und selbst mit dem Maßstab, welchen ich dort gewonnen, hab ich das Arsenal von Venedig groß in seiner Anlage und in seiner Ausführung prächtig gefunden. Freilich ist es jetzt ziemlich öde. Um den unteren südlichen Theil der Lagune gegen das offene Meer abzuschließen und dadurch die Inseln von dem Malamocco bis Chioggia zu schützen, haben die Venetianer einen Steindamm ausgeführt. Die schöne Mauer, von gut gearbeiteten Quadern hergestellt, mit ihrer Krone 15 Fuß über dem Wasser, ist wohl eine gute Meile lang und mehr als 30 Fuß breit. Diese „Murazzi“, das letzte große Werk der Republik, dürfen

wohl mit dem Damm verglichen werden, welcher die Rhede von Cherbourg abschließt, und sie stehen der Uferbefestigung nicht nach, welche mit nordischen Gesteinen an der Spitze des Helder ausgeführt ist. Die Holländer hatten einen härteren Kampf mit der wilden See, aber die Venetianer ihrem Schönheitssinn Genüge geleistet.

Doch jetzt genug! In dem alten Venedig stunden geschieden und schroff die äußersten Gegensätze nebeneinander, königliche Pracht und bürgerliche Bescheidenheit, unermeßlicher Reichthum und bittere Armuth, weichliches Wohlleben und harte Arbeit, starrer Hochmuth und dienstbare Abhängigkeit, strenge Gerechtigkeit und ungeheurer Druck, väterliche Milde und grausame Härte. Wo der Venetianer zu seinen Heiligen betete, da mußte er sein Auge auch zu den prunkenden Denkmälern der Patrizier erheben, und unglückliche Gefangene schmachteten in ewig dunkeln Kerkern unter den Prachtsälen der Herren des goldenen Buches. Das war die venetianische Republik, und diese erzählen Dir die Bauwerke in der Stadt der Lagunen. Bei diesen Betrachtungen konnt ich einer Vergleichung mich nicht erwehren; ich muß Dir sie aussprechen. Nimm sie hin, denn wenn sie auch bitter ist, so ist sie doch wahr.

Unsere heutigen Liberalen wollen ein venetianisches Regiment nach ihrer Art aufrichten, die Quelle alles Rechtes soll in der Staatsgewalt liegen und diese soll alle menschlichen Verhältnisse beherrschen. Diese unumschränkte Gewalt soll der ausschließliche Besitz der liberalen Partei werden und sie soll, wenn nicht in Familien, doch unter ihren Angehörigen vererben. Die Liberalen haben schon ihr „goldenes Buch“, in welchem die Regierungsfähigen verzeichnet sind, und nur diese sollen auf der „goldenen Treppe“ in den Saal ihres großen Rathes und somit zu Amt und Ehren emporsteigen. Wie die venetianischen Oligarchen wollen sie das Volk von aller wirklichen Theilnahme an den öffentlichen Angelegenheiten entfernen; sie machen die Vertretung zur Lüge und sie verbergen ihre Zwingherrschaft unter trügerischen Formen der Freiheit.

Diese modernen Oligarchen haben ihren Rath der Zehn; dieser hat seine Inquisitoren und überall sind Löwenköpfe, deren Rachen die geheimen Denunciationen aufnehmen. Ohne irgend einen Versuch zur Ermittelung der Wahrheit, richten die Inquisitoren auf den Grund dieser Angebereien; sie haben keine Bleikammern und keine unterirdischen Zellen, sie legen Keinem die Daumschrauben an oder den spanischen Stiefel; sie lassen Keinem, der sie nicht anbetet, den Hals mit Stricken zuschnüren, und sie werfen Keinen, der ihnen nicht zu Diensten ist, in den Canal Orfano; aber sie suchen andere Mittel, um ehrliche Leute unschädlich zu machen. Sie foltern ihre Gegner mit dem Geschrei ihrer Sbirren, sie erwürgen sie mit Verläumdungen, sie ersäufen sie mit Lügen. Sie wollen das Heilige entheiligen; sie führen Krieg gegen das Christenthum; sie untergraben die sittliche Grundlage der Gesellschaft und sie tödten die Rechtsidee mit ihren Gesetzen. Ihre Macht ist „die öffentliche Meinung" und mit diesem ehrwürdigen Wort bezeichnen sie das Geheul ihrer Hörigen und die erzwungene Verblendung urtheilsunfähiger Massen.

Und wer sind denn die Leute, welche die Gewalt für sich und alle Andern von öffentlichen Dingen ausschließen wollen? Du kennst sie wohl, mein alter Freund: es sind Advokaten, Professoren und Schulmeister, Spießbürger welche sich reich dünken, aber in England mit ihrem Vermögen noch nicht einmal zu den Wohlhabenden gehörten. Wenn die Einen meinen, der Reichthum gebe ein Recht auf den Besitz der Gewalt, und wenn die Andern glauben, der Besitz der Gewalt schaffe den Reichthum, so ist daran allerdings etwas Wahres. Aber unsere Geldsäcke imponiren nicht durch ihr Leben und ihre Erscheinung; sie errichten keine Monumente und schaffen keine Kunstwerke; sie gründen keine großartigen Anstalten; sie schaffen nichts, was sie überlebt. Die Jämmerlichkeit der Gegenwart wissen sie noch kläglicher zu machen und diese Jämmerlichkeiten sind ihrer Herrschaft genügend. Aus dem goldenen Buch des heutigen Liberalismus ist noch kein Feldherr hervorgegangen und kein

Staatsmann, und Keiner ist in ihrem goldenen Buche eingeschrieben, dessen patriotische Selbstverläugnung die Lebenden oder ihre Nachkommen mit Ehrfurcht erfüllte.

Die heutigen Liberalen, ich wiederhol' es, wollen nach ihrer Art bewirken, was die venetianischen Patrizier durchgeführt und durch Jahrhunderte erhalten haben; aber unseren liberalen Spießbürgern mangelt alles und jedes Zeug zu dem Aristokraten.

Meine Hand ist nun wirklich ermüdet und fast auch mein Kopf; ich will jetzt auf den Marcus-Platz gehen. Gute Nacht!

XVII.

Venedig 13. September 1863.

Ueber der Vergangenheit sollen wir nicht die Gegenwart vergessen und weil ich so viel geschrieben von dem was *einst* war, so darf ich das was jetzt noch ist, nicht ganz übergehen.

Hörst Du die italienischen Signori, so ist Venezia noch immer die Königin des adriatischen Meeres, gefangen zwar, aber Königin noch immer. Vernimmst Du die Erzählung der englischen, französischen und auch der deutschen Touristen, so ist die Lagunenstadt nur noch eine Ruine. Beides ist unwahr. Venedig kann nie mehr die Adria beherrschen, aber es ist auch keine Ruine.

Als ich außerhalb Mestre die Lagunen erblickte, als ich kein Fahrzeug auf der weiten Fläche der ruhigen Wasser, wohl aber die fernen Kuppeln und Thürme in diesen Wassern entdeckte, da, ich gestehe es ganz aufrichtig, hätte ich gezweifelt, daß ich Venedig sehe; wäre nur ein Zweifel möglich gewesen. Auf der Fahrt über die lange Eisenbahnbrücke sah ich Schanzen auf den Sandbänken und in diesen österreichische Soldaten, deren Langeweile man ohne Fernrohr erkannte. Nun, ich dachte, der hochpoetische Eindruck wird sich schon einstellen, wenn ich

nur einmal erst in die Stadt eingetreten sei. Leider war es nicht so, und ich habe Dir das schon aufrichtig gestanden. Bei meiner Fahrt auf dem großen Canal sah ich zu beiden Seiten Häuser aus dem Wasser heraufgebaut, eigentlich wenig von den unserigen verschieden, aber alle alt und verwittert. Zwischen diesen erschienen wohl größere, aber durchaus nicht sehr große Gebäude, die Façaden im italienischen Styl mit breiten Treppen in das Wasser — alles von grauem Gestein. Das seien die weltberühmten Paläste, sagte mir der Gondoliere, und sie erschienen mir gar nicht prächtig, sie erschienen mir wie Gebäude, welche man ohne jegliche Sorgfalt den Einwirkungen der Zeit überläßt. Ich hatte oft gelesen, der große Canal sei die „Haupt-Pulsader" der großen volkreichen Stadt; aber während der ganzen langen Fahrt habe ich nur wenigen Gondeln oder Barken begegnet. Als ich unter der Brücke des Rialto hindurchfuhr, da habe ich wohl die schöne Ausführung der sonderbaren Construktion bemerkt, aber ich habe in England und in Frankreich ganz anders kühne Brückengewölbe gesehen. Daß ich in einer Gondel fuhr und nicht in einem Wagen, daran dacht' ich gar nicht, erst am Ende des Canals, als ich an Maria della salute vorüber mich dem Kai der Piazetta näherte, da erkannte ich Venedig. Später, ich hab' es Dir ja geschrieben, habe ich freilich anders gesehen, aber immer noch den offenbaren Verfall.

Der venetianischen Republik waren ihre Institute aus vergangenen Jahrhunderten zurückgeblieben; erstarrt und unbehülflich, verhielten sie sich zu den Anstalten der Neuzeit wie die alten Galeeren zu den englischen Fregatten. Der alte Körper hatte nicht mehr die Zeugungskraft, die nöthig gewesen wäre, um neue Einrichtungen zu schaffen. Wie das Staatswesen, so war die Gesellschaft in die Bewegung der Neuzeit getreten, abgelebt in all ihren Verhältnissen, ein vertrockneter Greis unter jugendlichen Männern; er sah deren Geburt, aber er verstund nicht deren Wachsen und Entwickeln. Die Grundsätze und die Formen der Regierung waren im Widerspruch mit

allem was sie umgab. Jeder Fortschritt war ein Angriff auf das, was bestund; jegliche Neuerung in der alten Verfassung und jegliche Aenderung der alten Formen und der überkommenen Verhältnisse konnte die Auflösung des Staatswesens herbeiführen. Die Regierenden mußten das Hergebrachte erhalten, aber in der grausamen Aengstlichkeit der Erhaltung erschien der Mangel der erhaltenden Kraft. In der veränderten Weltlage hätte ein thatkräftiger Nationalsinn die Umstaltung des alten Wesens vielleicht bewirken können; aber die Angehörigen des Staates waren meistens nur erzwungene Unterthanen, die herrschenden Geschlechter stunden außerhalb des Volkes; und das Selbstgefühl des Volkes wäre zu jeder Zeit die Zerstörung der oligarchischen Herrschaft gewesen. Darum hat diese mit all ihren Mitteln die Entwicklung der Volkskraft und die Bildung eines selbstbewußten Nationalsinnes unterdrückt, und weil beide nicht bestunden, so ist der uralte Staat ruhmlos gefallen.

Den Zerfall überdauerten noch die Reste des alten Glanzes; es blieben noch die Denkmäler, welche die Mittel und die Erscheinungen dieses Glanzes gewesen — aber in dem natürlichen Lauf der Dinge mußten die Reste der glänzenden Zeit immer trüber werden, und der Schutt des Zerfalles mußte immer dichter um diese Reste sich lagern. Viel dieser Trümmer hat der erste Napoleon hinweggeräumt; er hat große Mittel verwendet, um den Fortschritt des Zerfalles zu hemmen, er hat die Denkmäler des früheren Lebens geachtet und er hat selbst neue Werke geschaffen. Mehr noch haben die österreichischen Kaiser gethan, denn sie haben nicht nur die großartigen Reste erhalten, sondern sie haben redlich gearbeitet, um in die alten Monumente der Lagunenstadt ein neues Leben zu bringen.

Venedig war aus der Reihe der Staaten gestrichen, und es konnte als selbstständige Macht nicht mehr hergestellt werden, als man nach dem Sturz des französischen Kaiserreiches das europäische System wieder aufbaute. Waren für Venedig die Bedingungen für ein selbstständiges Staatswesen verloren, so

bestunden immer noch die Bedingungen für ein großes reiches Gemeinwesen. Das haben die Oesterreicher erkannt, sie haben nach Möglichkeit den Schutt des Zerfalles entfernt und was nicht gänzlich zertrümmert war, das haben sie wieder brauchbar und wohnlich gemacht.

Die alten Denkmale bezeichnen Zustände, die nicht mehr möglich sind; sie erhalten die Erinnerung an erstorbene Größe und Macht; aber inmitten dieser Erinnerung an das Vergangene bewegt sich ein neues Leben, wie es die Zeit und die Verhältnisse eben gestatten. Der Großstaat könnte dieses Leben entwickeln und es könnte sich reich und mannigfach entfalten, ohne die Wirren und Störungen, welche die Parteien hervorrufen. Welche weltliche und geistliche, bürgerliche und militärische Behörden in Venedig ihren Sitz haben, das kannst Du in jedem Reisehandbuch lesen und jegliches zeigt Dir an die Sammlungen, die Schulen, die Spitäler und die Wohlthätigkeitsanstalten jeder Art. Die Oesterreicher haben diese Anstalten heilig gehalten; sie haben dieselben gegen mancherlei Angriffe geschützt und sie haben deren Verwaltung mit Liebe überwacht. Durch diese Sorge hat sich das Vermögen derselben gehoben und was jetzt gut ist an den höheren und niederen Schulen, das danken sie großentheils der österreichischen Regierung. Hätte die Regierung zu Turin wohl ebenso gethan?

Die Revolution von 1848 und 1849 hat die Entwicklung von Venedig bedeutend zurückgeworfen, aber es hat sich seitdem schon wieder gehoben. Zur Zeit ihrer höchsten Blüthe soll die Stadt 200,000 Einwohner gehabt haben; diese Zahl war unter die Hälfte gesunken, aber jetzt hat sich die Bevölkerung wieder auf 130,000 Seelen erhöht. Gehe von dem Marcusplatz durch Gran mercede nach dem Rialto und Du wirst, Fuhrwerke ausgenommen, eine Bewegung sehen, welche solchen in anderen großen Städten nicht nachsteht. Wenn Du sagst: hier sei wohl Alles zusammengedrängt und andere Theile der Stadt seien öde und leer, so ist das wohl wahr, aber es ist in den meisten Städten nicht anders, und selbst in London gibt es große

[illegible] ... Noch hat Venedig eine bedeutende Industrie und zwar eine solche, die [illegible] ihr eigen ist.

Daß auch eine namhafte Schifffahrt die Lagunenstadt [illegible] und von dieser ausgeht, das kann Jeglicher sehen, der die Riva dei Schiavoni entlang geht, den Wald von Masten sieht und das Treiben und den Lärm einer wohlbesetzten Seestadt wahrnimmt. Die Schiffe tragen sehr verschiedene Flaggen und von den herumlungernden Matrosen hört man noch mehr verschiedene Sprachen. In ihrer Mehrzahl gehören die Schiffe zu den Fahrzeugen von geringerm Tiefgang, wie sie eben in die Lagune einfahren können; die größeren bleiben und löschen häufig in dem Hafen von Chioggia. Die große Lagune zwischen der Stadt und dem Lido wäre vielleicht der schönste Hafen der Welt, wenn sie überall die nöthige Wassertiefe und bessere Einfahrten hätte. Aller Wahrscheinlichkeit nach wird die Versandung noch weiter fortschreiten. Die Oesterreicher haben Venedig zum Freihafen gemacht und sie haben dadurch den Handel mit der Levante bedeutend gehoben; aber der fortwährenden Arbeit der Natur können sie so wenig Einhalt gebieten, als es der König von Italien könnte. Man klagt: die österreichische Regierung habe Triest gegen Venedig begünstigt, und begünstige es jetzt noch — eine eitle Klage! Die Natur hat Triest begünstigt, als sie diesem eine weite Rhede und einen offenen Hafen schuf, in welchem die Ablagerung der angetriebenen Geschiebe und somit die Erhöhung des Meeresbodens von den Strömungen gehindert wird.

Bei Alldem ist Venedig immer noch ein großer Handelsplatz, es hat als solcher noch eine Zukunft, und es hätte sie

vielleicht am meisten in der Verbindung mit Deutschland. Der venetianische Handel, sagt man, soll jährlich 100 Millionen Lire umsetzen, und es soll dieser Umsatz auch jetzt nicht kleiner geworden seyn. Ich weiß das nicht, aber ich weiß gewiß, daß die Italiener selbst es verschulden, wenn in den Geschäften der Venetianer jetzt eine Stockung besteht. Bekanntlich ist in allen anderen Ländern des Kaiserstaates fast lediglich nur Papiergeld zu sehen, in Venedig ist Silber genug und die Regierung bezahlt in blankem baarem Silber die Beamten, die Truppen und überhaupt all ihre Bedürfnisse und Ausgaben.

Ich fühle mich nicht zum Lobredner der österreichischen Regierung berufen, denn ich habe Mancherlei gegen sie auf dem Herzen; aber als Steuer der Wahrheit muß ich Dir schon eine Bemerkung mittheilen. Man klagt und tadelt und schmäht, wenn man von der österreichischen Regierung in Italien spricht, aber niemals weiß man eine begründete oder auch nur eine bestimmte Thatsache anzugeben gegen irgend eine Verwaltung oder gegen irgend eine Behörde.

Von den Gerichten hab' ich immer gehört, daß sie gerecht seien und mild, daß sie schnell und pünktlich die Rechtsstreite entscheiden. Aber, sagst Du, die Polizei, welche mit ihren Späheraugen in das Heiligthum der Familien eindringt und alle Dinge mit ihren plumpen schmutzigen Händen durchwühlt? Mein alter Freund, ich habe von der Polizei gar wenig gesehen. In Peschiera hab' ich meine Paßkarte vorgewiesen und nachher hat kein Mensch mehr darnach gefragt, und ich treibe mich in dem großen Venedig herum so frei, so unbehindert, wie ich in Paris es nicht könnte. Noch selten hab' ich einen Gendarmen gesehen und niemals hab' ich das unheimliche Gefühl der Beobachtung empfunden, wie ich es in jeder größeren französischen Stadt und auch in mancher deutschen empfand. Ob eine geheime Polizei bestehe, ich weiß es nicht, aber wenn eine solche in Thätigkeit ist, so gehört sie weniger der Regierung als der revolutionären Partei. Gegen jene spricht man sich offen aus und ohne Scheu, gegen diese aber erlaubt man

sich keine Bemerkung und man schweigt mißtrauisch, wenn ein leises Wort sie berührt.

In anderen großen Städten, in Paris z. B. und auch in Euerem Berlin, kannst Du nicht weit gehen ohne eine Scene des Eingreifens der Polizeimänner zu sehen; in Venedig ist mir bis jetzt noch keine solche erschienen. Ich habe aber auch noch nicht so große Rohheiten des Pöbels bemerkt. In der preußischen Hauptstadt ist es mir nicht selten vorgekommen, daß die Schiffer auf der Spree, besonders diejenigen der Oder-Kähne, Unordnungen anfingen gegen welche man sogar Soldaten herbeiholte; die armen Gondolieri in Venedig halten Polizei unter sich selber und ich hab' es selbst erfahren, als in einem engen Canal eine größere Barke ohne die gehörige Sorgfalt an der meinigen vorüberfuhr. Eines Abends hab' ich einen Herrn mit seiner Tochter, einer jungen Dame, von dem Giardino publico längs der Riva dei Schiavoni nach der Piazetta begleitet. Es war Sonntags, die Nacht war schon angebrochen; auf dem ganzen langen Weg war ein höllischer Spektakel und Lärm und durch diesen mußten wir uns winden und drücken. Es war mir sehr angenehm, wenn ich in dem Gewühl wieder einige Weißröcke sah, aber noch lieber hätt' ich eine gehörige Anzahl von Agenten der öffentlichen Sicherheit gesehen. In dem tollen Spektakel jedoch hat kein Mensch uns belästiget, keiner hat uns angehalten, keiner hat sich einen Scherz erlaubt; die tollsten Bursche sind uns höflich ausgewichen, und manche haben sogar ihre Kameraden bei Seite geschoben. Das hab' ich in andern Seestädten ganz anders erlebt.

Man lebt in Venedig so frei wie in London, und ich wundere mich darüber, daß nicht mehr Sicherheitsmaßregeln sichtbar sind.

Aber der grimmige Haß gegen die Deutschen! Auch von diesem hab' ich bis jetzt gar wenig erfahren. Es ist wahr, die Italiener sondern sich ab, aber das thun auch die Engländer und die Franzosen. Auf dem Marcusplatz ist nicht mehr das bunte Leben, wie wir es durch frühere Schilderungen kennen.

Wenn der Platz von Licht strahlt, so sitzen bei den alten Prokuratien längs den Arkaden große Reihen von Herren und Damen; es sind dieß aber nicht nur österreichische Offiziere und Reisende aus Deutschland, es sind überhaupt die Fremden. Gegenüber bei den neuen Prokuratien sitzen spärliche Italiener und die Mitte des Platzes ist ganz leer, wenn nicht das Musik-Corps um den Candelaber herumsteht. Erst wenn dieser verlöscht ist, wenn die Musik abzieht und wenn die Weißröcke allmählig verschwinden, erst dann kommen ganz still die Italiener zum Vorschein, um noch einen Athemzug frischer Seeluft zu schöpfen. An dem schönen Abend sich in dem Haus an dem engen dumpfen Canal einzusperren, das wird dem Bürgersmann von Venedig wohl sehr schwer, aber er legt sich diese Entbehrung auf, denn er fürchtet gar sehr das Mißfallen der geheimen Gesellschaften, welche den Besuch des Marcusplatzes verbieten.

Es besteht nicht, wie früher in Mailand, eine Verschwörung gegen das Rauchen. Der Venetianer raucht ganz gern die österreichischen Cigarren und zwar recht schlechte. Wirfst Du einen Stummel von Dir, so springen zwanzig Buben darnach und schenkst Du gar eine ganze Cigarre, die Du nicht rauchen magst, einem Arbeitsmann, so küßt er Dir dafür die Hände. Dieser Arbeitsmann und besonders der Gondoliere ist zuvorkommend, gefällig, bescheiden und höflich, und wenn ich eine bestimmte Abneigung bemerke, so ist sie gegen die, jetzt noch übermüthigen, Signori und gegen die politischen Intriganten, welche ihren Verdienst verderben, gerichtet. Glaub mir: in der Masse des Volkes besteht nicht der gemachte Haß gegen die Deutschen und auch nicht die Begeisterung für die italische Einheit. Doch davon ein andermal.

Wenn in Venedig eine Gewaltherrschaft besteht, so wird sie von den Parteimännern und von den Agenten der Turiner-Regierung geführt, und sichtbarlich drückt diese Herrschaft sehr schwer auf die Gewerbe. Mit dem Aufhören des geheimen Terrorismus würde das rege italienische Leben bald wieder

erscheinen. Dieses Leben würde unter den alten Formen einen neuen Charakter annehmen, weil die erregbaren Menschen die Freiheit empfänden, welche die Regierung ihnen gerne gewährt. Venedig wäre eine Stadt voll großer Erinnerungen, und zwischen den alten Gebäuden würde sich das Leben der Neuzeit bewegen.

Ich werde jetzt noch einige Ausflüge machen um die Befestigungen zu sehen; denn ich muß doch die Vertheidigungs-Fähigkeit des Platzes in den Lagunen beurtheilen können. Das Handwerk des alten Soldaten will auch nicht leer ausgehen.

Herzlichen Gruß!

Dein N. N.

LIV.

Graf Pocci's christliche Namenbilder*).

Guido Görres und Franz Pocci haben mit ihrem 1835 begründeten Festkalender das erste Beispiel einer illustrirten Zeitschrift für die Kinderwelt gegeben. Die drei Jahrgänge sind längst im Buchhandel vergriffen, die Nachfrage aber bleibt im Publikum noch immer darnach und der Umstand, daß vollständige Exemplare jetzt über den früheren Ladenpreis bezahlt werden, beweist, daß die Herausgeber den rechten Ton getroffen hatten, der zum Herzen und Verständniß der kleinen Leser geht. Von da an datirt ein Umschwung in der Jugend-Literatur.

Eine ganz stattliche Reihenfolge von Spruchbüchlein, Reimen, Schattenspielen, Märlein, Legenden, Bilderbüchern und

---

*) Christlich historische Namenbilder von Franz Pocci. München, bei H. Manz. Photographirt von Albert. 12 Blätter in 4. und 12.

Komödienbüchlein sind unterdessen aus Pocci's Feder geflossen, alle mit Bildern und musikalischen Compositionen und Dichtungen des edlen Grafen mehr oder minder reich ausgestattet. Es genügt, hier an das liebliche „Was du willst“ (München, Verlag von Braun und Schneider) zu gemahnen, welches eine wahre Fundgrube von Poesie, Humor und jugendlicher Romantik ist. In dieser Weise war Pocci als Schriftsteller und Künstler bahnbrechend und anregend, das Zeugniß Ludwig Richters, daß er durch die Handzeichnungen des Grafen zuerst seine eigentliche Richtung gefunden habe*), ist gewiß ein ehrender, aber nicht allein stehender Beleg für Pocci's Wirksamkeit, welche im Gebiete des Ernstes gleiche Früchte gebracht hat. Indeß sein heiterer Sinn in humoristischen Federzeichnungen sich erging, entstanden dazwischen Büchlein ganz ernsthafter Natur; von dem „Bauern-ABC“ (1856) bis zu den beiden Dramen vom „Gevatter Tod“ und dem „Karfunkel“ (1860) zieht sich, mit Einschluß der vielen Todtentanz-Bilder, ein beinahe melancholisch-schneidiger Gegensatz, der nur in dem Hauptzuge einer christlichen Richtung seine versöhnende Lösung findet.

In den vorliegenden Namensbildern (welche in doppelter Ausgabe, groß Quart und im beliebten Visitenkarten-Format photographirt erschienen sind**), hat der Tonsetzer und Poet diesesmal dem Maler und Zeichner Platz gemacht. Es sind einfache fliegende Spruchzettel (mittelhochdeutsche „briefe“) mit figürlichen und landschaftlichen Illustrationen, die denselben liebenswürdigen Hauch und jene tiefempfundene Innigkeit tragen, welche die besten Schöpfungen der mittelalterlichen Meister uns anziehend machen. Da ist es St. Anna, welche in sonnenheller heiterer Landschaft dem heiligen Mägdelein lesen lehrt; da steigt der Engel mit dem gnadenreichen Ave hernieder; wir blicken

*) Vgl. Oppermann und Stern, Leben der Maler vom 16. bis 19. Jahrhundert (Leipzig 1864) S. 546.

**) Die große Ausgabe im prachtvollen Album 12 fl., die kleine 4 fl. Ladenpreis.

in den stillen Haushalt zu Nazareth, wo der süße kleine Krist seinem Pflegevater die Richtschnur leitet; dann ist es St. Elspet, die wunderwürdige Frau, welche von ihrem hohen Schlößlein zu den Armen und Sundersiechen herniederwallt; St. Hubert zieht zur fröhlichen Jagd und durch den grünen Tann, wo das Edelwild mit dem Kreuzeszeichen ihm entgegentritt. Auf einem anderen Blatte ist der Wüstenprediger und Täufer dargestellt und es stimmt ganz gut zu dem prächtigen, felsengewaltigen Hintergrunde, daß die Soldaten und Schriftgelehrten deutsche Ritter und weise „Meister von Natura", pharisäische Büchergelehrte sind. Als hätte der Geist des seligen Reinbot von Durne, der für Otto des Erlauchten fromme Gattin die Legende von St. Georgen reimte, dem Maler die Hand geführt, so kämpft hier der Ritter mit dem geringelten Lintwurm. Schwertschneidig fährt St. Michael vom himmlischen Zion hernieder, den Höllendrachen in den Abgrund zu treten. St. Ludwig rüstet sich gen die „heidenische diet", gegen die gottlästerlichen „Sarazin", indeß Franz Xaver das Kreuz und die Kunde vom Friedenskönig zu den armen Wilden bringt. Ebenso ist das Bild von St. Katharinen wie eine mittelhochdeutsche Legendendichtung, indeß der wackere Kaiser Maximilian mit seinen Landsknechten, Trummlern, Bläsern und Lanzenreitern die ganze Reihe vorläufig beschließt. Wir sagen vorläufig, denn hoffentlich trifft dieser an und für sich unvergleichliche Bildercyclus genug Solche, „die noch Etwas haben, was die Andern nicht verstehn" (vgl. die Widmung von Pocci's Landsknecht), und denen es aus diesen Blättern warm ums Herz weht. Es gibt nicht leicht ein schöneres Blatt der Erinnerung, einem guten Freunde am betreffenden Tage zuzusenden oder ins Stüblein zu hängen, wozu der Verleger noch einen eigenen Schmuck bereit hält, indem eine kleine Anzahl dieser Bilder mit dem reichsten Goldschmuck altdeutscher Miniaturen in Farbe gesetzt wurden. Ein Willkomm an allen Thüren: das ist es, was wir diesen Bildern und ihren nachfolgenden Geschwistern wünschen.

LV.

Flirs Briefe aus Rom

als ein Stück wissenschaftlicher Zeitgeschichte.

Am Schlusse des Semesters haben wir noch eine Schuld nachzutragen und wir beeilen uns es zu thun, ehe die steigenden Hochwasser der Tagesgeschichte den interessanten Gegenstand wegschwemmen, der in der Ueberschrift genannt ist. Daß wir erst so spät dazu kommen, hatte einen subjektiven und einen objektiven Grund. Zuerst als der katholische Liberalismus die arglosen Freundesbriefe Flirs im Parteigeiste rabulistisch mißbrauchte, wollten wir nicht abermals in den widerwärtigen Hader mit hineinreden. Nachher aber warteten wir auf die Nachträge, welche in der zweiten Auflage des Schriftchens erscheinen sollten; freilich vergebens, denn diese zweite Ausgabe ist ohne weitere Briefe Flirs erschienen*).

*) Briefe aus Rom von Dr. Alois Flir, weiland Rektor der deutschen Nationalkirche S. Maria dell' Anima in Rom, päpstlicher Hausprälat, Uditore della Rota Rom. etc. Herausgegeben von Ludwig Rapp, Redakteur der kath. Blätter aus Tyrol. 2. Aufl. Innsbruck, Wagner 1864.

Die erste Veröffentlichung der vorliegenden Schrift ist bekanntlich mit dem päpstlichen Schreiben über die in München gehaltene Versammlung katholischer Gelehrten zusammengetroffen, und einige abgerissenen Citate aus den vertraulichen Aeußerungen eines Mannes von der Stellung Flirs in Rom wurden vom Parteigeist sofort vor das große Publikum gezerrt. Sie sollten beweisen, daß Rom schon deßhalb kein Urtheil über die deutsche Wissenschaft und ihre Träger sich anmaßen dürfe, weil es selber auf einer zu tiefen Stufe geistiger Ausbildung stehe. Zuerst war es die Augsburger Allgemeine Zeitung, in welcher liberal-katholische Federn aus München in diesem Sinne argumentirten. Der selige Flir selber hatte dem großen Augsburger Blatt früher manche Artikel zukommen lassen, und seine liberalen Freunde in Tyrol empfahlen ihm ihr Leiborgan wiederholt; aber am 20. September 1858 schrieb er einem derselben: „Du wünschest, daß ich an die Allgemeine schreibe. Es wäre zwar angenehm, aber ich kann nicht; sie ist nicht nur antikatholisch sondern antichristlich, und sie macht aus dieser Richtung so wenig ein Geheimniß, daß ein katholischer Priester, der ein öffentliches Amt bekleidet, mit ihr in keiner Allianz stehen darf.“ Was würde der ehrliche Flir erst jetzt sagen, wenn er sehen könnte, wie das Augsburger Blatt sich seitdem ausgewachsen hat, unter wesentlicher Beihülfe der liberalen Katholiken aus seinem lieben Tyrol und aus Bayern!

In demselben Sinne wie in der Allgemeinen wurden sodann die Briefe Flirs in der Beilage zu den „Kölnischen Blättern“ vom 24. April 1864 ausgebeutet. Als aber der Redaktion eine ehrenhafte Verwahrung, wenn wir nicht irren aus Bonn, gegen ein solches Verfahren zukam, da erklärte dieselbe, der Artikel sei wörtlich aus dem „Kirchenblatt“ der Diöcese Rottenburg abgedruckt. Er war ein oberflächliches Machwerk des Parteigeistes. Es lag dem Verfasser keineswegs daran, die Person und die Situation zu zeichnen, denen er seine angeblichen Zeugnisse entnahm. Der Charakter Flirs ist in seinen

Briefen scharf ausgeprägt, und Jeder kann sehen, wie Flir in späteren Aeußerungen nicht selten das Gegentheil von dem erklärt, was er in früheren „prima vista“ ausgesagt hatte. Gerade in der Frage von der deutschen Wissenschaft betont Flir durch die Bank ihre beiden Seiten. Aber von allem Dem nimmt der Verfasser keine Notiz; er reißt heraus was dem kleingeistigen Parteizweck des Wessenbergianismus redivivus in den Kram zu taugen scheint; und dabei verschweigt er auch noch die sehr bestimmte Beziehung gewisser Urtheile Flirs, nämlich auf den von einem Theil der deutschen Wissenschaft so zelotisch betriebenen Proceß zur Verurtheilung Günthers. Dafür wird mit zweckmäßiger Betonung darauf hingewiesen, daß Flir die „unbedingteste Hochachtung vor dem Papstthum“, ja sogar großen Respekt vor den römischen Censurbehörden gehabt habe. Auf dieser Folie nehmen sich dann natürlich die im Parteigeist herausgerissenen Stellen um so greller aus; dem Zeugen aber wird so das Wort im Munde verdreht und von seiner Person ein Portrait entworfen, worüber sich der edle Flir noch im Grabe umgekehrt haben mag.

Dr. Alois Flir, ein geborner Innthaler und früher Professor zu Innsbruck, war 1853 vom Kaiser als Rektor des deutschen Instituts dell' Anima nach Rom gesendet worden, wo er in schwierigen Verhältnissen für die Sache der deutschen Nation tapfer und glücklich wirkte, aber leider schon im März 1859 starb. Er war wie andere seiner Landes- und Zeitgenossen ein origineller Mensch, der des gewöhnlichen Maßstabs spottete. Eine sanguinische Natur von äußerst lebhaften aber rasch wechselnden Stimmungen, gab es bei ihm zwischen weiß und schwarz wenig Abstufung der Farben. So schildert er sich selbst. Schon sein Bildungsgang war ein wechselvoller. „Ich habe“, klagt er bei seiner Ernennung zum Richter der Rota, „in vielen Dingen gepfuscht: in der Kunst, im klassischen Studium, in der Philosophie, Medicin und Theologie, die juridische Pfuscherei blieb mir zum Abschluß meines Lebens vorbehalten.“

Dem Wesen nach war Flir Aesthetiker und Poet. „Ich bin ein Gemüthsmensch", sagt er, „für einen eigentlichen Praktikus bin ich längst verloren." Seine Reizbarkeit steigerte sich bis zu unwillkürlichen seelischen Zuständen, Hallucinationen und Visionen, von welchen als „seinem Traumleben" er häufig spricht. „Ich werde immer empfindlicher", schreibt er in der Mitte seines römischen Aufenthaltes, „wenn nicht die Religion mich bändigte, so würde ich oft ungestüm und wild." Er bezeichnet seine „Krankheit" als eine eigenthümliche geistige „Ungenügsamkeit"; aber ebenso sei er wieder vom Pedantismus bedroht. „Das sind die Pole meines Lebenskampfes: Romantik und Pedantismus."

Niemand wird sagen, daß ein Mann von dem Naturell Flirs einen ruhigen und kalten Beobachter abgeben konnte. Er hat sich das am wenigsten selber eingebildet. Es kommt aber noch ein sehr wichtiger Umstand zur Erklärung seiner römischen Eindrücke hinzu. Bis dahin, wo Flir sozusagen mit der Wurzel aus seinem Berglande herausgerissen und auf den fremdartigen Boden Roms verpflanzt wurde, hatte er sich mit seinen intimsten Verbindungen im Kreise des gelehrten Tyroler Liberalismus bewegt. Johannes Schuler war sein besonderer Freund. Er empfahl ihn dem Baron Hornstein als den „geistvollsten und kenntnißreichsten Mann von ganz Tyrol", der zwar vor der Revolution zu den gemäßigten Liberalen gezählt habe, nachher aber der erste und tüchtigste Vorkämpfer des conservativen und historischen Princips gewesen sei. Indeß beklagt sich Flir doch schon am 10. Dec. 1856, daß Schuler ihm nicht schreibe: „Schmerzen würde es mich, wenn er aus Intoleranz gegen meine Denkungsart verstimmt wäre; ich finde übrigens meine Denkungsart nicht verändert." Zwei Jahre später bemerkt Flir von einem andern Freunde: „Es ist Schade, daß er den Zeloten Anlaß gibt ihn einen Freimaurer zu schelten. Wer ein Mann des Volkes werden will, muß im Wesentlichsten mit diesem Volke homogen seyn; er braucht kein Frömmler zu seyn, aber er muß als entschiedener Katholik erscheinen und sich

bewähren." Daraus ist genugsam zu ersehen, wie Flir das heutige Auftreten dieser ehemals „gemäßigten Liberalen" in Tyrol beurtheilen würde. Damals aber zählte auch Adolf Pichler zu seinen Freunden, der jetzt ein Hauptmitarbeiter an der Tyrolischen Giftcorrespondenz in der Allg. Zeitung seyn soll. Ferner Wildauer. Flir glaubte seinen vertrauten Freund, den früh verstorbenen Philosophen Schenach, versichern zu können, als dieser nach Wien abging: „in Tyrol wird Wildauer wenigstens Deine Ideen mit Treue bewahren." Voll Freude schrieb er am 20. Sept. 1858 über den Mann, der seitdem eine so beklagenswerthe Rolle gespielt hat: „Wildauer verdankt seine Ernennung dem Fürstbischof; Vincentius schrieb nachdrücklich an Thun, mit dem er im besten Verhältnisse steht." Nebst andern jüngern Freunden ging auch der Dichter Herm. von Gilm aus Flirs enthusiastischer Schule hervor, der Mann welcher die von der Allg. Zeitung gerühmten Lieder sang:

„Die schwarzen Mäntel und die breiten Hüte,
Die dulden auf der Erde keinen Garten,
Und an dem Baum des Lebens keine Blüthe."

Fern sei es von uns, dem seligen Flir daraus einen Vorwurf zu machen, daß er hochherzig genug fühlte, um von allen gelehrten Nebenmenschen in Tyrol das Beste zu denken. Aber man wird auch zugeben, daß es ein gewaltiger Sprung war aus diesem liberalen Freundeskreise heraus mitten in die römische Prälatur hinein. Die Tyroler Freunde glaubten nicht, daß er als der alte Flir den Sprung überstehen werde; sie fürchteten nicht nur für seinen „deutschen Charakter", sondern auch für seine freiere kirchliche Richtung. Flir wußte das, und er verwahrt sich fortwährend, als wenn seine „deutsche Denkungsart" unter den römischen Eindrücken leiden könnte. „Ihr fürchtet, ich werde hier zu einem Frömmler": bemerkt er schon in seinem zweiten Briefe aus Rom, und am 4. Dec. 1857 schreibt er wieder gegen den Verdacht, als wenn er „die Farbe gewechselt"

habe: „Also Ihr waret besorgt um mich und glaubtet, ich fange an für Rom allzu sehr zu schwärmen.“ Allerdings, fährt er fort, „ist der Enthusiasmus für den Katholicismus größer geworden, und vor dem Papstthum habe ich allerdings in der Nähe einen Respekt bekommen, wie ich ihn früher nicht hatte.“ Sonst aber habe er mit seinen freimüthigen Aeußerungen in Rom schon oft genug Anstoß gegeben, ohne daß man es ihn jedoch am maßgebenden Orte entgelten ließe. Er beklagt sich in dieser Hinsicht nicht über Wälsche, sondern über Deutsche. „Besonders schien ich exaltirten Köpfen aus Westfalen und den Rheinlanden viel zu nordisch gegen den Süden, viel zu rationalistisch und zu modern gegen den alten ehrwürdigen Scholasticismus, und bei meiner Liebe für Classiker und Kunst viel zu heidnisch in der Metropole der Christenheit. Ihr ersehet daraus, daß ich im Wesentlichen so ziemlich der Alte bin.“

Das Gesammtbild der Briefe giebt aber hierin dem guten Flir nicht völlig recht. Er war wirklich nicht mehr so ganz der Alte. Man empfängt mitunter den Eindruck, als wenn er sich mit Absicht recht forcirt über das Wälschthum im Allgemeinen und gewisse römische Zustände insbesondere äußere, um so am einfachsten die alten Freunde in Tyrol über seine „deutsche Denkungsart“ zu beruhigen. Im Uebrigen hatte der Aufenthalt in Rom allerdings eine große, tiefer als aller Rationalismus gründende Aenderung in ihm hervorgebracht, und er gesteht dieß selber in einem seiner ersten Briefe. Was er hier (am 18. Febr. 1856) über die Geheimnisse seiner Seele mittheilt, gewährt einen so tiefen Blick in die geistige Entwicklung des hochbegabten Mannes, der hierin wirklich als Repräsentant seiner Nation erscheint, daß wir die ganze Stelle hier wiedergeben zu müssen glauben:

„Was nun meine kirchliche Haltung anbelangt, so ist der Charakter meiner Denkungsart ein durchaus historischer geworden. Die zahllosen Monumente in Rom, besonders die Katakomben mit ihren Bildern und Inschriften, machten mir die Ver-

gangenheit zur Gegenwart, und die heilige Schrift kömmt mir vor wie ein Dokument aus neuester Zeit. So ergeht es hier wohl gar Vielen. Die Anglikaner beriefen sich für die gegenwärtige Fasten-zeit aus England einen Prediger. Am Aschermittwoch füllte sich der Betsaal vor der Porta del Popolo mit Herren und Damen. Der Prediger tritt vor, steht aber stumm vor der Versammlung mit sichtbarer Verlegenheit. Endlich kömmt er zum Worte. Mit zitternder Stimme beginnt er: Er wisse nicht, was thun, er befinde sich in keiner gewöhnlichen Verlegenheit; seit seiner Ankunft in Rom habe er sich fleißig umgesehen in Bibliotheken und Katakomben, bei den kirchlichen Funktionen und in Dingen der kirchlichen Regierung; dadurch sei ihm nun seine confessionelle Ansicht zerbröckelt und zerfallen, eine neue Ueberzeugung dränge sich ihm unaufhaltsam auf. Wenn die Versammlung es gestatte, daß er den Hergang erzähle und daß er dann fortfahre, freimüthig nach seiner Ueberzeugung zu sprechen, so wolle er es thun — sonst aber müsse er schweigen und abtreten. „„Sprechen Sie! Sprechen Sie nach Ihrer Ueberzeugung!““ rief die Versammlung. Und nun hält ein Anglikaner vor Anglikanern katholische Predigten. — Der gelehrte Piper von Berlin konnte in den Katakomben seine Verblüfftheit nicht verbergen. Als der junge Archäologe Rossi eine Inschrift las, fuhr er auf und wollte das Gehörte nicht glauben. Er legte sich auf den Boden, las im Scheine des Lichtleins, das er in der Hand hielt, die Inschrift des Grabsteines selbst nach und verstummte. Die Katakomben bezeugen, daß Petrus und Paulus dort hinterlegt waren; sie bezeugen, daß die Legenden und Kirchenberichte über die Päpste und Martyrer der ersten Jahrhunderte vollkommen richtig sind; daß im zweiten Jahrhundert schon das Meßopfer im Wesentlichen verrichtet wurde wie jetzt; daß die geistlichen Aemter schon bestanden wie jetzt; daß die Heiligen damals schon angerufen wurden und dergleichen. Kurz, die geschichtliche Wahrheit der katholischen Kirche als der ursprünglichen, apostolischen, erweist sich hier bis zur Evidenz. Die historische Ueberzeugung genügt mir für mein praktisches Leben gerade so, wie die unmittelbare sinnliche Wahrnehmung: ich habe Gewißheit. Ich bin zwar auch im Heimathlande gläubiger gewesen, als den Be-



richten Sch. zu Folge, mir manche Wohlwollende nachreden, aber ich suchte früher dem Glauben des Gemüthes durch Philosophie nachzuhelfen, und ich gestehe, daß ich nach langen Bemühungen zur Einsicht gekommen bin, daß ich wenigstens entweder auf ein streng durchgeführtes philosophisches System, welches keine Zugbrücken und Strickleitern einschmuggelt, Verzicht leisten müsse, oder — auf den Glauben. Die historische Ausbildung der Glaubensüberzeugung war bei mir in zweiter Linie stehen geblieben: hier in Rom ist sie nun auf die Spitze meines Strebens vorgetreten. So viel ich an der geschichtlichen Wirklichkeit mir denkend aufklären kann, will ich mich gewiß rastlos bestreben; daß aber die Philosophie bei mir zum Adjektiv geworden ist, kann und will ich nicht in Abrede stellen. Rücksichtlich der Toleranz bin ich so gestellt, daß ich die katholische Glaubenslehre nach der kirchlichen Auktorität und Geschichte bemesse, nicht nach einzelnen Gelehrten, die da und dort auftauchen; an solchen Büchern, welche über Religion sprechen, unterscheide ich mit Rücksichtslosigkeit das Kirchliche und Unkirchliche, und den modernisirten Katholicismus halte ich für einen alterirten."

Hr. Flir hat da an sich selber ein Stück christlicher Weltgeschichte erlebt. So gewiß der Subjektivismus den natürlichen Bedingungen in Deutschland entspricht, so gewiß entspricht der Positivismus den natürlichen Bedingungen Roms. Es wäre gegen die Natur, wenn die kirchliche Autorität uns den angeborenen Idealismus verbieten wollte; aber es wäre der Untergang des Christenthums, wenn die spekulative Anlage der germanischen Völker sich nicht mehr an der Wissenschaft einer feststehenden Tradition reguliren wollte oder könnte. Beide Momente ergänzen einander im stätigen Werden der Menschheit, aber so daß diese zwar den spekulativen Idealismus, nicht aber den christlichen Realismus entbehren könnte. Nur die Eitelkeit und Wohldienerei im modernen Rationalismus konnte dieses Verhältniß verkennen und den eifersüchtigen Streit der „Wissenschaftlichkeit" in der allgemeinen Kirche anfachen. Unsere Wissenschaft kann nur frei seyn, so lange die Roms nicht in

derselben Weise frei seyn will; denn träte der letztere Fall einmal ein, so wäre die christliche Heilsbotschaft bald bis auf den letzten Haarstrich verspekulirt, und von Freiheit wäre dann überhaupt keine Rede mehr. In diesem Sinne hat eine viel mißbrauchte Stelle in dem Briefe Flirs vom 15. Sept. 1854 für uns einen tieferen Inhalt, als sie damals noch — wir werden nachher vernehmen wie der spätere Flir sich aussprach — für den Autor selber hatte.

Er sagt dort: „Ihr wähnt, an mir setze sich eine italienische Metamorphose an; aber ich versichere Euch, daß ich die deutsche Wissenschaft hier erst wahrhaft schätzen lernte. Die hiesige Literatur ist wenigstens um ein Jahrhundert zurück. Von dem Silberblicke der ideellen Weltanschauung sah ich hier noch nirgends eine Spur, weder an einem Gelehrten noch an einem (neuen) Buche. Ich spreche von Italienern. Auszeichnung bemerke ich nur in einer casuistischen Gewandtheit der Moral und des jus canonicum, wogegen allerdings die deutschen Ideologen die Segel einziehen müssen; auch in Dogmatik, Kirchengeschichte und Bibelstudien findet sich ein großer Vorrath von Kenntnissen, aber kaum das was man in Deutschland Wissenschaft nennt. Dabei haben die Italiener einen immensen Hochmuth: sie halten sich für die Wissenden ohne Irrthum.“ Am 16. Oktober 1856 schreibt er: „Die deutsche Denkungsart lernt man erst recht in der Fremde und besonders in Rom wahrhaft schätzen; . . Rom muß sich an Deutschland auffrischen.“ Dennoch empfiehlt er dem Freunde Schenach dringend, sein System der Methaphysik in die Censur Roms zu geben: „Deßhalb weil hier die Richter sind, und weil man in der That nirgends jenen richterlichen Takt hat wie hier, darüber zu urtheilen und zu entscheiden, was mit dem positiven Glauben harmonirt oder collidirt. Ich beobachtete hier Distinktionen und Genauigkeiten, die mir in Deutschland sich nie darstellten.“ „Besorgt nicht,“ schreibt er zwei Jahre später, „daß ich der Wissenschaft je auf das Genick treten werde; ich finde bei den Consultoren des

Inder selbst vorherrschend eine Achtung und Rücksicht für Gelehrsamkeit und Denken, wie ich nach dem Exempel der österreichischen Censoren nicht erwartet hätte; alle überragt aber Pius IX., obgleich er vielleicht eben nicht ein Gelehrter von Profession ist, an einem liebreichen Hochsinn."

Es war von vornherein eine bedenkliche Aufgabe, vertrauliche Briefe eines Mannes wie Flir, der so empfindlich und vom Moment abhängig war wie die Taste eines Claviers, noch dazu aus einer Periode seiner inneren Umgestaltung, heute schon herauszugeben, heute schon wo die mißlichsten Indiscretionen unvermeidlich seyn mußten*). Waren aber die Briefe einmal da, dann verlangte der ehrliche Gebrauch derselben, daß immer der ganze Mann aufgeführt, und nicht nur der Avers sondern auch der Revers seiner Beurtheilungen aufgezeigt wurde. Zwei Seiten haben aber die zeitgenössischen Ansichten Flirs fast immer, wovon regelmäßig die Eine in den früheren Stand seiner Seelenstimmung hinein-, die andere aus dem neuen Stand seiner Geistesrichtung herausragt.

Wollte man z. B. fragen, ob dem verdienten Rektor der Anima sein Leben in der ewigen Stadt zugesagt habe, was müßte man antworten? Seinen ersten Eindruck schildert er am 2. Nov. 1853: „Rom als Stadt ist mir ekelhaft, die Kirchen sind mir zuwider; diese Kuppelbauten kommen mir vor wie ein bleierner Luftballon." Am 23. Nov.: „O könnte ich Euch hieher zaubern! Schön und erquickend ist es hier." Am 3. Okt. 1855: „Alle Städte die ich bisher gesehen habe, kommen mir im Vergleich mit Rom nur wie Dörfer vor und die südliche Natur übt auf mich einen paradiesischen Reiz." Den 6. Nov.: „Ich bin tausendmal lieber in Rom als in Wien." Den 10. Dec. 1856: „Von Rom kann ich mich wohl nicht mehr

---

*) Ich erinnere z. B. an eine Stelle über den berühmten Künstler Cornelius S. 62.

trennen; ich weiß, eine solche Sprache ist untyrolerisch, aber ich liebe Tyrol durch alle Fernen hin; ich wüßte dort keinen Wirkungskreis für mich." Im nächsten Jahre fürchtet er, trotz der Beihülfe des Cardinal Reisach, den er als deutschen Schutzengel stets in den Ausdrücken der höchsten Verehrung preist, mit seinen Bestrebungen für die Anima zu scheitern; er werde dann mit einer kleinen Pension resigniren, „und ich privatisire dann in Rom." Den 22. Febr. 1858: „Ich sehne mich nach Einsamkeit und Ruhe; aber ich möchte in Rom bleiben. Nach Tyrol zieht es mich nicht; die dortigen Verhältnisse gefallen mir nicht; Gott sei Dank, daß ich abkam." Den 22. April: „Wäre ich doch in jungen Jahren nach Rom gekommen! In Tyrol hatte ich zu wenig Anschauung und ich war an Hülfsmitteln zu arm." Umgekehrt am 23. Juni: „Bei den Wälschen und namentlich bei den Römern werde ich mich stets als Fremdling fühlen; mein Herz ist deutsch, und schlägt für Deutschland und wird dorthin gezogen." Den 2. Juli: „Je mehr ich Rom kennen lerne, desto misanthropischer ziehe ich mich von der Außenwelt zurück; wenn nicht das Gewissen mich mit Banden belegte und mir den Gebrauch der Willkür entzöge, könnte ich interessante Memoiren schreiben."

Auch in der großen wissenschaftlichen Frage, die ihn in seinen Briefen so sehr beschäftigt, hat Flir im Laufe von zwei Jahren seine Meinung völlig geändert, nur daß er hier bei der neu gewonnenen Ueberzeugung auch stehen blieb. Ich meine den Proceß gegen die Günther'sche Philosophie. Am 19. Jan. 1854 war er noch der Ansicht: aus Rücksicht auf die Wissenschaft sollte der Papst den Günther durch ein Breve beloben mit der Bemerkung, hiemit seien keineswegs alle seine Ansichten gebilligt. „Den Streit könnten dann die Gelehrten selbst ausfechten; die Kirche hätte viel zu thun, wenn sie alle Werke der Gelehrten mit der höchsten Autorität richten wollte." Am 4. Jan. 1855 spricht er von der steigenden Antipathie, die bei Papst Pius IX. seit einigen Monaten gegen die Philosophie einge-

treten sei; er dachte nicht daran, daß er selber bereits im Begriffe war einen ähnlichen Proceß durchzumachen. Kurz darauf fürchtet er noch ein strengeres Verfahren gegen die Güntherianer als sehr gefährlich für die katholische Wissenschaft, obwohl er selber sagt, daß die Akten den „freisinnigsten Consultoren" zugesendet seien. „Ich habe also auch hier wieder eine jener Mittelstellungen, welche den beiden Extremen nie genehm seyn können." Noch am 19. Mai 1856 bemerkt er: „Wenn man weiß, mit welchem Nachdrucke von Seite der vorragendsten deutschen Kirchenfürsten ein strenges Verfahren gegen die Günther'sche Philosophie gefordert wurde, so verdient die Ruhe und Umsicht, mit der man in Rom zu Werke geht, eine um so entschiedenere Anerkennung." Aber plötzlich schlägt die Sprache Flirs völlig um. Am 16. Okt. 1856 schreibt er folgende bedeutsame Stelle nieder:

„Dr. B. verweilte vier Tage in Rom und ist gestern Abends nach Neapel abgereist. Ich bedauere jetzt beinahe jede Gefälligkeit, die ich ihm erwiesen und jede Stunde, die ich ihm geopfert. Die herbe Kritik gegen Schenach kann übrigens bei allen Denen von keinem Gewicht seyn, welche wissen, daß die philosophirenden Mitarbeiter der Wiener Kirchenzeitung Güntherianer sind. Mein Mitleid für die Günther'sche Schule schwindet mir völlig ein, wenn ich sehe, daß sie noch in der letzten Stunde von ihrem Hochmuthe und ihrer Intoleranz nicht ablassen. Wahrlich, diese Wissenden würden eine Tyrannei über jeden Andersdenkenden üben, die immer unerträglicher würde. Ihre Demüthigung wird nicht bloß von der Orthodoxie gefordert, sondern zugleich von der Freiheit der Wissenschaft."

Die „Freiheit der Wissenschaft" war der Schild, den auch die Anhänger Günthers vorhielten; im Lichte dieser Freiheit wurde z. B., wie die Briefe erzählen, dem Künstler Cornelius die Sache Günthers plausibel gemacht. Aber Flir behauptet: kaum sei diese Sache unterlegen gewesen, so hätten die Güntherianer den größten Eifer entwickelt, nun auch ihre Gegner unter die Censur zu bringen. So schreibt er am 28. Juli 1857 an

Schenach: „Die Jesuiten scheinen Dein Buch zu haben, aber vor ihnen bist Du sicher; gefährlich sind die Güntherianer, die in Deiner Verurtheilung einen Trost fänden.“ Den 4. Aug. spricht er wieder von derlei gegenseitigen Denunciationen, und in diesem Zusammenhange ist es, daß er folgende vom Parteigeist gehässig citirte Stelle niederschreibt: „Die philosophische Schriftstellerei war seit langer Zeit nicht mehr so gefährdet, wie sie es jetzt ist. Eine mächtige Reaktion des Positiven gegen alles rationalistische Theologisiren und Philosophiren hat sich erhoben und ist ausgerüstet mit der Macht der Autorität. Wer als Orthodoxer gelten will, muß die Lehre Roms zur Norm nehmen.“ Am 2. Jan. 1858 berichtet Flir abermals: „Die Güntherianer beginnen also jetzt ihre Rache. Sie wollen Rom zur Verurtheilung ihrer Gegner zwingen. Pantheismus ist das Feldgeschrei dieser Sionswächter. Sie verirren sich durch diese Anläufe nur in neue Sackgassen, um sich den Kopf nochmals wund zu rennen. Man weiß hier recht gut, was unter diesem Eifer steckt.“ Noch kurz vor seinem Tode schrieb er an Schenach, der als Lehrer eines kaiserlichen Prinzen berufen wurde: „Die neue Auszeichnung wird für Deine Gegner in Wien ein schreckliches Ereigniß seyn.“

Aus Gründen, die ziemlich nahe liegen, haben wie gesagt die tendenziösen Benützer der Briefe Flirs von diesen historischen Beziehungen nicht die mindeste Notiz genommen. Für uns aber sind dieselben deßhalb so wichtig, weil daraus in der That ein neues Licht aufgeht über die Agitation für die „Freiheit der Wissenschaft“ gegenüber dem heiligen Stuhl. Aus dunkeln Ursprüngen stand die Agitation plötzlich da wie Minerva aus Jupiters Haupt. So viel war freilich klar, daß der neue Geist dem paritätischen Bedürfniß an ein paar Universitäten in protestantischen Ländern entgegenzukommen schien, und daß er in Bayern unter dem damals herrschenden Hofwind als goldene Rückzugsbrücke besonders willkommen war; aber die eigentliche Paternität lag doch noch immer im Dunkeln. Jetzt sehen wir erst, daß die Güntherianer zunächst das Schlagwort ausgegeben

hatten. Ihnen soll es auch von Herzen verziehen seyn. Aber die anderen Herren, welche die Verurtheilung Günthers in Rom mit solchem Ungestüm forderten, wie konnten sie auf einmal als Ritter der freien deutschen Wissenschaft gegen die römische Censur auftreten? Der Brief Flirs vom 16. Oktober 1856 ist ihr getreuestes Spiegelbild; genau diese Sprache hörte man damals von Männern, die seitdem als die rücksichtslosesten Verfechter der emancipirten Wissenschaft aufgetreten sind. Ich selbst erinnere mich sehr wohl, damals von einem berühmten Theologen gehört zu haben: die Verurtheilung Günthers in Rom sei eine absolute Nothwendigkeit, weil diese Schule bereits ganz Oesterreich in ihrer diktatorischen Gewalt habe und kein anderes System mehr aufkommen lasse. An solchen Gegnern sind nun die Güntherianer wirklich vollständig gerächt.

Um aber zu Flir zurückzukehren, so war bei ihm inzwischen selber eine „mächtige Reaktion des Positiven" zum Durchbruch gekommen. Mit jedem Jahr mehr hatte er sich von der Richtung derjenigen, die ihn jetzt als ihren Urkundsmann aufstellen wollten, abgewendet; die Phantasmen des liberalen Katholicismus waren bei ihm schon einige Jahre vor seinem Tode völlig verdunstet, und seine Sprache gewann die täuschendste Aehnlichkeit mit der der sogenannten „Neuscholastiker." „Ich ehre", sagt er am 24. Sept. 1856, „die Philosophie so sehr, daß ich mich noch zum Philosophiren für unreif halte. Ich philosophire nur sporadisch, nur dann wo ich die geglaubte und gefühlte Wahrheit noch genauer zu betrachten beginne... Mein Studium ist jetzt der Glaube und der Gehorsam." Am 10. Dec. vertheidigt er seine neue Denkungsart gegenüber den Freunden in Tyrol, und wir glauben auch dieses Stück Psychologie hier wiedergeben zu müssen:

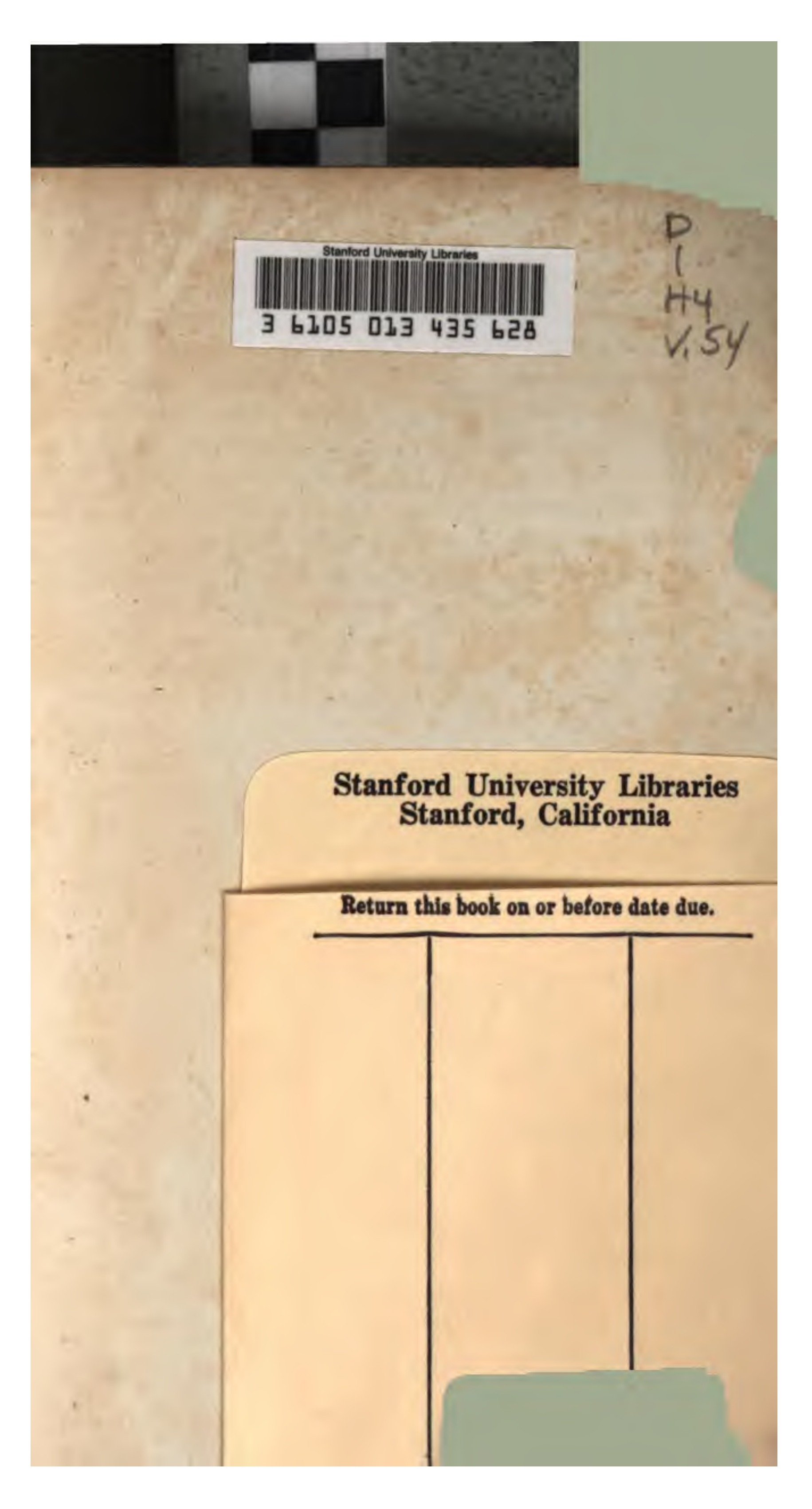
„Mein Streben, Geheimnisse in klares Denken umzuwandeln, hatte ich ja längst schon im Heimathlande als unausführbar befunden und deßhalb meinen Enthusiasmus für Philosophie be-

deutend abgekühlt. Hier in Rom lerne ich die Grenzlinien zwischen Theologie und Philosophie vom Standpunkte der kirchlich auktorisirten Wissenschaft genauer kennen, und diese Scheidung wirkt beruhigend und anregend zugleich auf mich ein: beruhigend, weil die ungestümen Prätensionen der Wißbegierde und der bittere Zorn über das Unvermögen der Philosophie sich legten — anregend, weil ich die Sphäre des Möglichen, jede in ihrer Art und Weise, vor mir sehe. Daß die gewöhnlichen Philosophemata über Trinität, Schöpfung, Erbsünde, Erlösung u. dgl. gar nicht genügen, habe ich längst gefühlt: hier habe ich aber erst gesehen, daß derlei Erläuterungen von den Koryphäen der alten und neuen Theologie nur einen sehr untergeordneten und prekären Werth erlangen. Werden sie aber von der Substanz des positiven Glaubens wie Goldstaub abgelöst und für sich als selbstständige Wissenschaft des Christenthums hingestellt, so bricht die Kirche über diesen katholisirenden Rationalismus unbarmherzig den Stab. Denn die Kirche duldet für Wahrheiten der positiven Offenbarung die rationalistische Grundlage nicht, und sie betrachtet ein solches Philosophiren, welches die Wahrheiten des positiven Glaubens aus sich selbst zu erzeugen vorgibt, als eine freventliche Schmuggelei, etwa so, wie wenn Juden geweihte Kelche und Patenen stehlen und als alltägliche Waare verschachern."

Offenbar nahmen diese Fragen den ehrlichen Flir sehr in Anspruch. Schon am 9. Juli 1856 kam ihm, aus Anlaß einer bekannten Entscheidung des Index, Rom selber in Bezug auf das Vermögen der natürlichen Vernunft zu freisinnig und zu rationalistisch vor. „Ich selbst unterscheide sehr zwischen Glauben und Wissen; selbst Rom gibt dem Wissen eine größere Anerkennung, als ich ihm geben würde, wenn ich bloß meiner eigenen Ansicht folge." Noch deutlicher sprach er sich am 23. April 1857 über seinen künftigen wissenschaftlichen Standpunkt aus: „Da ohne den Einfluß der Offenbarung das Philosophiren nicht weit käme, so drängt sich mir oft die Frage auf, ob man nicht denselben offen bekennen soll. Ex mera ratione denken wir ja überhaupt nicht; so gut nun die

natürliche Erfahrung influenzirt, ebensogut könnte man ja auch eine übernatürliche Erfahrung zulassen; wie die Vernunft die Gesetze und die Beschaffenheit der natürlichen Wirksamkeit als maßgebende Norm anerkennt, so müßte sie auch die Norm der kirchlichen Offenbarungslehre mit Sorgfalt achten."

Dahin hat ein sehr liberal gestimmter Tyroler unter dem Einfluß seiner römischen Erlebnisse sich wissenschaftlich entwickelt. Freilich war das nicht eine eitle, mit jedem Winde der Zeitströmung buhlende Wissenschaft; diese hatte Flir in ihren praktischen Früchten kennen gelernt, er brandmarkt sie S. 115 seiner Briefe. Er selber besaß ein empfängliches Herz und einen ehrenfesten Willen; darum ist seine ganze Person ein Zeugniß für Rom geworden, welches abgerissene Stellen seiner Briefe nur verstärken, nicht abschwächen können.


Stanford University Libraries
3 6105 013 435 628
P
1
H4
v.54
Stanford University Libraries
Stanford, California
Return this book on or before date due.